This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

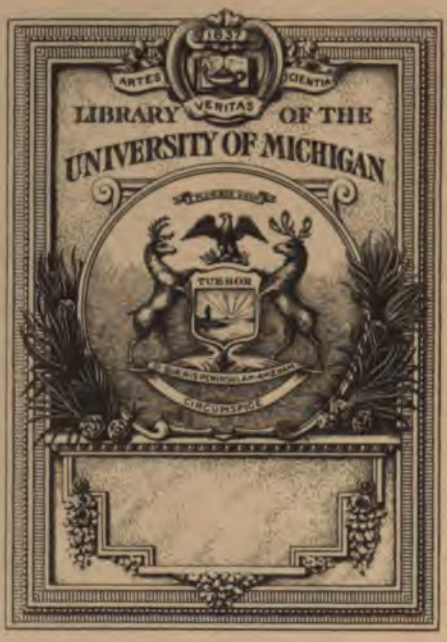
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 820,778


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

B
3316
.B529

F. Overbeck

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche/ Eine Freundschaft/

UM

Z/469

Nach ungedruckten Dokumenten
und im Zusammenhang mit der bisherigen
Forschung dargestellt von

Carl Albrecht Bernoulli

K

1868—

Erster Band/Mit Porträt und drei Beilagen
Verlegt bei Eugen Diederichs Jena 1908

FHE

Philos.
Harr.
2-4-24
9153. 2 vols.

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil

Franz Overbeck und Heinrich von Treitschke 1
Auf der Kreuzschule in Dresden. Overbecks kosmopolitische Herkunft. Overbecks Veranlagung (1). Overbecks gesellige Talente (2). Der Verkehr mit Treitschke in Leipzig (3). Der Leipziger Freundeskreis. Overbecks Anfänge als Kirchenhistoriker in Jena (4). — Overbeck an Treitschke. — Die Kleinstadt Jena. Gothaer sein! (6). Das gestörte Lesekränzchen (7). Die Habilitation in Jena (8). Treitschkes „Historische und politische Aufsätze, Band I. „Bundesstaat und Einheitsstaat" (9). Preußen und die Kleinstaaterei (10). „Lösung" der Schleswig-Holsteinischen Frage (12). Moritz Busch beim Augustenburger. Treitschke in Frankreich (13). Bonapartismus. Die Liberalen und Bismarck (14). Autor bei Hirzel (15). Die Krisis von 1866. Lehrerfahrungen (16). Ausstoßung Österreichs aus Deutschland (17). Der Krieg und die Bundesreform. Für Preußen gegen Sachsen (18). Treitschke und Roggenbach verlassen Baden (19). Treitschkes Verlobung und Staatsdienst in Preußen. Über die Annexion der Mittelstaaten (20). Liberalismus und Reaktion. Mitarbeit an den „Preußischen Jahrbüchern" (21). Der Einheitsstaat gesichert. Die Zustände im Königreich Sachsen (22). Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten (23). Dozentenpläne und -Pflichten (24). Die Wahlen zum Bundestag. Der Ruf nach Gießen abgelehnt (25). Gegensatz zum Protestantenverein (26). Wissenschaft und Professoren (27). Ruf nach Basel angenommen (28). Historische und politische Aufsätze, Band 2 (29). Das Wirkungsfeld in Basel. Antrittsvorlesung und Pfingstreise (30). Ausbruch des deutsch-französischen Krieges (31). — Treitschkes Herolds- und Rhetorennatur (32). Treitschkes Briefe an Overbeck (33). Overbecks politische Erziehung (34). Overbecks religionskritische Ader (36). Overbecks Fähigkeit zur Freundschaft (37).

Zweiter Teil

Die Basler Kollegenjahre 39
Basel als Kulturstadt (39). Die Universität Basel. Basel als Nährboden für individuelle Kultur (41). Spitteler und Nietzsche (43). Theodor Plüß und Nietzsche. Plüß als Gymnasiallehrer (44). Plüß als Ästhetiker (45). Die Überwindung des Positivismus in der Wortkunst. Der Moralist als Ästhetiker malgré lui (46). Böcklin und Burckhardt. Burckhardts Kolleg über das Studium der Geschichte (47). Über die „Historische Größe" (48). Egoismus, Machtsinn und Pathos (49). Burckhardts Realismus und Skeptizismus. Dreiheitsrhythmhus und Abneigung gegen Systematik (50). — Nietzsches Umgang mit Burckhardt, keine „Freundschaft" (51). Burckhardt als Basler. Die Baslerische Médisance (52). Peter Gast über Burckhardt und Nietzsche (53). Burckhardts „Unfanatismus" (54). Burckhardts „Demut". — Burckhardt als Klassizist (55). Die „Instinkte der Größe" bei Burckhardt (56). Die „Instinkte der Größe" bei Nietzsche (57).

Erster Abschnitt des zweiten Teils

Das Kontubernium der Baumannshöhle. (Der Erzieher) 59
Fünf Jahre Hausgenossen (59). Verwandtschaft und Verschiedenheit der Anlage (60). Das klassische Ideal und Wagner (61). Die tieferen

Wurzeln des Einverſtändniſſes (62). — Overbeck über die Freundſchaft mit Nietzſche. — Eine Freundſchaft ohne Schatten und Trübung (63). Eine Freundſchaft in der Verborgenheit (64). Der Altersunterſchied (65). — Nietzſche als Gymnaſiallehrer (66). Nietzſches Erziehungsphiloſophie. Sein Lehramt als divinatoriſches Prinzip (69). Schopenhauer von Hauſe aus nicht Erzieher! (70). Der Genius als Pädagog erfaßt (71). Nietzſche in Geſellſchaft (72). — Erinnerungen von Frau Ina von Miaskowski. — Der Dienstags-Verein 1870—75 (74). — Der Verkehr zwiſchen den Freunden (76). Der Geburtstagskanon für Overbeck (77). Vorausblick auf Nietzſches Werk (78). Overbecks Kompetenz als Gewährsmann für Nietzſche (80). Treitſchke und Nietzſche (81). — Overbeck an Treitſchke über Nietzſche (82). „Muſik und Tragödie" für die preußiſchen Jahrbücher eingereicht. Overbeck Ordinarius (83). „Die Geburt der Tragödie" (84). Wilamowitz. Anſage der „Chriſtlichkeit" (85). Nietzſche augenkrank. Die Krankheit von D. F. Strauß (86). Der Grenzbotenartikel (87). Belangloſigkeit ſeiner eigenen Schrift. Der „Schmerzensfreund" Nietzſche (89). Verteidigung Schopenhauers (90). Ein Wohltäter der Menſchheit. Baſel als akademiſcher Schmollwinkel (91). Wir wollen uns, aber nichts für uns (92). Die Unzufriedenheit mit der deutſchen Kultur. Das Starke mit gutem Gewiſſen geſagt (93). Die Freude an der friſchen Tat (94). Vom deutſchen Volke Stil verlangen. Nietzſche der „andere" Freund (95). Wechſel der freundſchaftlichen Intereſſen (96). Reichsfeindlichkeit (97). Treitſchkes Religionsbekenntnis. Kulturkampf und Proteſtantenſtolz (98). Dieſe Anſichten ſind nicht von geſtern die meinen! (99). Ein leidliches „Katharerlos". — Nietzſche über Overbeck an Rohde (100). Overbeck und Richard Wagner. Overbeck in Bayreuth (102). Richard Wagner über Overbeck (103). — Overbeck über Richard Wagner. — Wagners Künſtlerſchaft. Wagner als Theologe ſeiner eigenen Kunſt (104). Wagners Selbſtmyſtifikation. Wagner als deutſcher Schulmeiſter (105). — Nietzſches Freunde auch diejenigen Overbecks (106). Nietzſche gegen Romundt (107). Romundt an Overbeck. — Overbeck über Romundt. — Romundt als Kantiſcher Idealiſt (108). Die Konvertitenepiſode (109). — Overbecks Dienſt an Deuſſen (110). Auch Deuſſen ohne eigentliches Verſtändnis für Nietzſche. Rohdes Beſuch in Baſel (111). Schmeitzner als neuer Verleger. Nachklang von Rohdes Basler Aufenthalt (112). Overbeck und Freiherr von Gersdorff (113). Gersdorff als Tat- und Wirklichkeitsmenſch (114). Das Leipziger Geſpenſt. „Wir leben Samarow" (116). Frau Roſalie Nielſen (117). Die Begegnung der Frau Nielſen mit Nietzſche (118). „Was haben wir für einen ſtarken Freund!" (119). Das künftige Junkeraſyl. Overbecks „Studien zur alten Kirche" (120). Die beiden „Käuze" (121). Karl Fuchs als Briefſchreiber. Fuchs zu Overbecks Chriſtlichkeit (123). Ehemaliger Theologe, nun muſikaliſcher Philoſoph (124). Rée — Berufsphiloſoph (126). — Die inneren Wechſelbeziehungen zwiſchen Overbeck und Nietzſche (128). Ecce homo und anderes. Der Zwilling: Strauß-Chriſtlichkeit (129). Nietzſches Gleichgültigkeit gegen das Chriſtentum (130). Overbeck als Modell für die „kritiſche" Art der Hiſtorie. Overbecks pſychologiſches Taktgefühl (131). — Overbeck über Nietzſches Rezeptivität. — Nietzſches Divinationsvermögen bei der Lektüre (132). Nietzſche und Pascal. Lagarde (133). Herder und Schiller. Proudhon (134). Stirner (135). Mitteilſamkeit und Verſchloſſenheit bei Nietzſche (136). — Bereiche-

rung nicht Plagiat (137). Nietzſche und Schopenhauer. Gemeinſamkeit der abſoluten Zweckſetzung (138). Nietzſches geringere Begabung und größeres Glück. — Overbeck über Schopenhauer. — Einklang von Perſon und Werk bei Schopenhauer (140). Die Reinheit von Schopenhauers philoſophiſchen Inſtinkten (141). — Schopenhauer Nietzſches Atmoſphäre. F. A. Lange „Geſchichte des Materialismus (142). Ein Buch, das unendlich mehr gibt, als der Titel verſpricht (143). Philoſophie als Erinnerung, nicht als Erkenntnistrieb. Kant und Hegel als Vorſtationen Nietzſches (144). Demokrit als Klaſſiker des Materialismus (145). Ludwig Feuerbach bei F. A. Lange (146). Die Sinnlichkeit als philoſophiſches Prinzip. Feuerbach als Antiidealiſt (147). Max Stirner bei F. A. Lange (148). Nietzſches heimatliches Milieu. Stirners äußere Exiſtenz (149). Nietzſche als Phariſäer der Legitimität (150). Hans von Bülow als Verehrer Stirners (151). Bülows Beſuch bei Nietzſche (152). Nietzſche und die franzöſiſchen Moraliſten (153). Seine mäßige Begabung für fremde Sprachen. Nietzſche und Hölderlin (154). Hölderlins Anklage gegen die Deutſchen (155). Wilhelm Jordan als Entwicklungsdichter (156). Der Übermenſch bei Jordan. Ariſtokratismus und Senſualismus (157). Dührings moderner Europäer (158). Metaphyſiſche Rückendeckung und Gelegenheitsbekanntſchaften (159). — Der Inbegriff von Nietzſches Lebenswerk Die dionyſiſche Künſtlerſchaft des Lyrikers (160). Die Geburt der Tragödie das Programm (161). Nietzſches Frühreife und ihre Überwindung (163).

Zweiter Abſchnitt des zweiten Teils

Nietzſches Loslöſung vom Lehramte. (Der Denker) . . . 165
Nietzſches Krankheit. Zuſammenhang zwiſchen Geſundheit und Geiſt (165). Nietzſches Pflege in Baſel (166). Nietzſches „Medikaſtereien" (167). Nietzſche als Leidender. — Erinnerungen von Prof. Julius Piccard (168). — Baſels „nicht ganz ungefährliches" Klima. Nietzſches Empfindlichkeit (169). „Man hätte mich ausgelacht!" „Der treue Overbeck" (170). Die Krankheit als Befreiung (171). Nietzſches Vitalität. Das Pathologiſche bei Nietzſche (172). Nietzſche der unglückliche geniale Menſch (173). Die „Wütigkeit" ſeines Naturells (174). Der Hang zur Depreſſion. Die Lücken in ſeiner Begabung (175). Nietzſche weder grauſam noch pervers. Nietzſches Ehrgeiz (176). Nietzſches unſinnliche Veranlagung (177). Das Ehrlichkeitsmißtrauen gegen ſich ſelbſt (178). Der Zirkel zwiſchen Arbeit und Schmerzanfall. Nietzſche gegen das Chriſtentum zur Verzweiflung getrieben (179). Die atypiſche Paralyſe (180). Die nichtſeeliſche Urſache der Krankheit. Der unangetaſtete Geſundheitsreſt (181). Nietzſche als Beiſpiel der Entartung ohne Pſychoſe (182). Der Übergang vom Erzieher zum Denker (183). — Die Entfremdung von Wagner (184). Gersdorff über Nietzſches Befinden. „Sechs Monate ausruhen" (185). Der Oſterurlaub 1876 am Genferſee (186). „Der Gefangene von Chillon". Peter Gaſt und Paul Widemann (187). Peter Gaſt als Hörer des Platokollegs. Peter Gaſt's geiſtige Silhouette (188). Gaſt als Parteigänger Bayreuths (189). Gaſts Adeptennatur (190). Gaſt mit Nietzſches Freunden in Bayreuth. Ein Freundſchafts-Angebinde (191). Nietzſches letzter Aufenthalt in Bayreuth (192). Wagners Sache „du jour" (193). Ordentlicher Profeſſor an der Univerſität (194). Nietzſches Gerechtigkeit gegen Wagner (195). Keinerlei „Bruch" mit Wagner. Der Winter in Sorrent (196). Eine Nichtenttäuſchung in Nietzſches Leben (197). — Albert

Brenner über den Winter in Sorrent 1876 1877. — Reise über Genua, Livorno und Neapel (198). Fräulein von Meysenbug (199). Villa Rubinacci (200). Zusammensein mit Wagner. Die klösterliche Lebensweise (201). Nietzsches gutes Beispiel (202). Rée's Abendvorlesungen. Die Morgenstunde (203). Weihnachten (204). Das Menu. Die Lektüre des Neuen Testamentes (205). Die Erbauung der Ungläubigen. Die pompejanischen Wandgemälde und Böcklin (206). Brenners Novelle in der „Deutschen Rundschau" (207). — Nietzsche als Bruder vom gemeinsamen Leben (208). Nietzsches angebliche Sinnesänderung (209). Sein ursprünglicher Drang zum Radikalismus. „Es lebe der Réealismus" (210). Die Antipathie von Nietzsches Umgebung gegen Rée (211). Die Frage nach dem Wert (212). „Mein lieber Freund und Vollender" (213). „Selbstkenner — Selbstdenker!" (214). Die Bibel als Rückendeckung. Nietzsche als „Religionsfeind" (215). — Overbeck über Nietzsches Atheismus. — Der menschenmögliche Atheismus. Nietzsches religiöse Gleichgültigkeit (216). Die Kritik am Christentum (217). Kultur, nicht Religion (218). Nietzsche und die Theologie. — Ein Theologe Nietzsches Freund (219). Theologie als Wissenschaft (220). Overbeck als Tübinger. Der Gelehrte und der Denker (222). „Das Malheur ist: ich habe kein Muster". Overbecks Gelehrsamkeit (223). Nietzsche als Philologe. Overbecks Stil (225). Schulstil und Aphorismus (227). Aphorismenbücher ein Widerspruch in sich selbst (228). Nietzsche eine aphoristische Natur. Der Aphorismus kein Ausdrucksmittel für Zusammenhänge (229). Nietzsche hat den Aphorismus nie überwunden. Overbecks und Rohdes Verlobungen 1876 (230). Nietzsches Junggesellenwohnung (231). Jakob Burckhardt als Junggeselle (232). Nietzsches grundsätzliche Stellung zur Ehe (233). — Erinnerungen von Frau Ida Overbeck. — Nietzsches Gestalt und Umgangsform (234). Seine nachhaltige Wirkung auf andere. „Barock des Christentums" (235). Nietzsche als Gast (236). Unter den klassischen Moralisten. Nietzsches Ehrgeiz (237). Nietzsche und Stirner (238). Lektüre Feuerbachs und Johnsons (239). Gut und Böse außerhalb des Lustgefühls (240). Der Gegensatz zum Geltenden (241). Die landläufige Tugend (242). Das Problem der Leiblichkeit. Ungriechische Gefühlsart (243). Bedürfnis der Mystik. Nietzsches religiöse Wirkungen (244). Nietzsches Halbbefriedigungen. Nietzsches ehrliche Unsicherheit (245). Die „kurze Linie" (246). Sein Kampf gegen weltgeschichtliche Positionen. Sein Hohn auf die Lebensverneinung (247). Seine Moral als Tragödienthema (248) Mechanistische Gleichheitshaspel (249). Nietzsches Respekt vor dem Gottesgedanken. Sein Anspruch absoluter Einzigkeit (250). Overbecks Verständnis für Nietzsche (251). — Nietzsches Auftreten im Kolleg. Nietzsches Augen und Stimme (252). Die viel zu Vielen bei Platon (253). Der „Exzeß von Reinheit" bei Platen und Nietzsche (254). Ein philosophisches Intermezzo über Heraklit. „Ich suchte mich selbst" (255). Auf der Spur nach einem Adepten. „Wie eine leblose Maske!" (256). — Nietzsches Amtsniederlegung (257). Verständigung der Freunde durch Overbeck (258). Overbeck und Rohde über Menschliches, Allzumenschliches I (259). Nietzsches „Réetum" (260). Nietzsches „Freier Geist". Nietzsches Neigung zum Dogmenmachen (261). Nur Goethe ein „Freier"! Wagners Schmerz über Nietzsche (262). „Die Freundschaft sein Buch nicht zu lesen" (263). Das Krampfhafte in Nietzsches Vereinigung mit Wagner (264). — Nietzsches Durchbruch zum Anti-Idealismus. Der „Grundwille" der Erkenntnis (265). Wissenschaft und

Moral. Religion und Kunst (266). Kultur und Freundschaft (267). Ehe und Staat. — Overbeck über Nietzsches eigentliche Natur. — Nietzsches Streben nach Größe (268). Nietzsches Gewaltsamkeit gegen sich selbst. Die Szene mit Frau R. N. (269). Nietzsches menschliche Echtheit (270). Nietzsches Selbstüberwindung (271). Nietzsches Morosität. Nietzsches Vornehmheit, Humor und Güte (272). Nietzsches einseitige Genialität als Kritiker (273). — Das Kolleg über die griechische Lyrik (274). Die Erlahmung der Spannkraft als Lehrer. Der Schluß von Nietzsches Basler Aufenthalt (275). Nietzsches Wegzug von Basel (276). Die Widmungsverse an Burckhardt. Die Zweitwidmung an Overbeck (277). Basel als Hemmung in Nietzsches Entwicklung (278). Der philosophische Lehrstuhl. Die Vorzüge des Basler Aufenthaltes für Nietzsche (279). Nietzsches Anhänglichkeit an seine Professorenzeit (280). „Das Pathos der Distanz" (282).

Dritter Teil

Nietzsches Schicksal 285

Nietzsches philosophischer Trotz (285). Aus dem Unerträglichen ins Unerhörte (286). Der zum Al Fresco vergrößerte Lyrismus. Optimist aus Verzweiflung (288). Nietzsches Sensibilität (289). Sentimental oder geistreich (290).

Erster Abschnitt des dritten Teils

Das Ungenügen der reinen Aufklärung. (Der Dichter) . 292

Nietzsche fortan heimatloser Hotelgast (292). Die Fortdauer der Freundschaft mit Overbeck. Freundschaft unabhängig von Meinungsverschiedenheiten (293). Overbecks Freundesdienste (294). Overbecks Buchführung für Nietzsche (295). — Overbeck und Peter Gast (296). „Briefwechsel zwischen Hieronymus und Augustin". „Zur Geschichte des Kanons" (298). Objektive Historie des Christentums (299). Overbecks Gelehrsamkeit (300). Overbecks Gattin (301). Übertragungen aus Sainte-Beuve (302). „Die feinsinnigste Frau!" (303).

I. Der Schritt vom Nein zum Ja 304

Peter Gast und Venedig (304). Nietzsche und Peter Gast in Riva. Chopinstudium in Venedig (305). Stendhal über „fröhliche" Philosophie (306). Siebenlist und Lipiner (307). Nietzsche und Gast in Recoaro (308). Das Erscheinen der „Morgenröte" (309). Bekanntschaft mit Bizet's „Carmen" (310). — Nietzsche und die Romantik. Nietzsches romantische Anfänge (311). Die Romantiker als „Nietzscheaner". Das Problem der Antike (312). Die Römer als antigriechisches Gegenideal (313). Das Bedürfnis nach Mystik (314). Ehrliche physikalische Studien (315). Der Schritt vom Nein zum Ja (316). Die Theorie von L. A. Blanqui (318). Die Theorie von G. Le Bon (319). Die persönliche Akzentgebung der Wiederkunftslehre bei Nietzsche (320). Fräulein Salomé als erste Initiantin (321). Peter Gast über die „mechanische Repetition der Weltalter" (322). — Overbeck über Nietzsches Bekehrung zum Mysterium. — Nietzsches Einsamkeit nur relativ (323). Wandlung anstatt Entwicklung (324). Nur Versuche, sich selbst zu täuschen. Das Ideal des „Extremen" (325). Bejahung aus Desparation (326). „Gaya Scienza" (327). „Nur noch ein Jasagender sein" (328).

II. Das Lou-Erlebnis 328

Die Maitage des Jahres 1882 (330). Lou Salomés Nietzsche-Porträt.

Nietzſches Mund, Gang, Hände und Ohren (331). Nietzſches Höflichkeit aus Freude an der Verkleidung (332). Die Freundſchaft mit Lou Salomé. „Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!“ (333). Der Hymnus „an das Leben“ (334). Nietzſches Muſik zu Lous Gedicht. Mit Rée und Lou in Leipzig (335). — Frau Overbeck über das Lou-Erlebnis. — Nietzſches perſönlichſtes Erlebnis. Beſuch Nietzſches bei Overbeck Anfang Mai 1882 (336). Die gänzlich unerwartete Geſtalt von Lou. Höchſte ſeeliſche Wonnen (337). Der Rapport zum chriſtlichen Erlebnis (338). „Krankheit und Schwermut“ (339). Der Kontraſt zum Frühling 1882. Fräulein Nietzſches Antipathie gegen Fräulein Salomé (340). „Mild und kräftig ſo wie ich alle Dinge mir wünſche“ (341). „Die gravierendſten Tatſachen erſt ſeit drei Wochen bekannt“. Den Glauben an ſeine Heiligen verloren (342). Vom erhabenen Irrtum zur ſchallenden Burleske (343). „In meinem ganzen praktiſchen Verhalten niemals Höheres gewollt und niemals ſublimer gehandelt“. „Viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt“ (344). „Seitdem zum Stillſchweigen oder humaner Heuchelei verurteilt“ (345). — Die Darſtellung der „Affäre“ durch Frau Förſter (346). Zwei ſcharf geſchiedene Perioden. Eine ehrliche Enttäuſchung durchkreuzt durch fremde Einmiſchung (347). Nietzſches Familiengefühl. Geſteigertes Bewußtſein ſeiner Herkunft (348). Nietzſches Kaprice (349). Das Dazwiſchentreten der Schweſter. Nietzſches Unentſchloſſenheit (350). Bleibender Wert der Lou-Epiſode (351).

III. Antiſemitismus und Obſkurantismus 352

Nietzſches Verleger E. W. Fritzſch (352). E. Schmeitzner in Chemnitz. Die antiſemitiſche Agitation (353). „Als Antiſemit ein praktiſcher Chriſt“ (354). Rückkehr zu Fritzſch, Kommiſſion bei C. G. Naumann (355). Die Schweſter als „Vertraute“. Unmöglichkeit einer Verſtändigung (356). Die „Förſterſchen Ideen“ (357). — Overbeck über Nietzſches Raſſengefühl. — Die „polniſchen Ahnen“ (358). Der Antiſemitismus (359). Dr. Paneth. Das hiſtoriſche Intereſſe am Judentum (360). Die geſellſchaftliche Praxis (361). Antiſemitiſches Antichriſtentum. — Der Konflikt zwiſchen Grundſätzen und Gefühlen (362). Der Abſchied vom Ehepaar Förſter (363). Overbeck gegen Treitſchkes Antiſemitismus (364). Die „Ideenarmut“ in Deutſchland (365). Mißbrauch der Religion im politiſchen Streit (366). Nietzſche als Klaſſiker deutſcher Proſa (367). Nietzſche als Geſamtfeind des Obſkurantismus. Die geplante Wiederaufnahme des Dozentenberufs (368). Ein „guter Rat“ (369). Staatsphiloſophen auch Obſkuranten (370). Nietzſche und Gaſt in Zürich. Die Aufführung von Gaſts Ouvertüre (371). „Nacht, o holde“. Die Wiederaufnahme der Beziehungen mit Gersdorff (372). Rohdes Freude an Nietzſches Künſtlerſchaft (373). — Overbeck an Rohde über Nietzſche 1879—1887. — Unterlaſſung von Rohdes Beſuch (375). Rohdes langes Schweigen gegen Nietzſche (376). Nietzſche in Meſſina (378). Gegenſeitige Beſuche Overbecks und Nietzſches (379). Starke Fehler und ſtarke Vorzüge (380). Overbecks Verpflichtung, Nietzſches Adreſſe zu verſchweigen (382). Overbeck und Nietzſche in Schuls. Rohdes geplanter Beſuch in Sils (384).

IV. Der Zweifel am Zarathuſtra 386

Der volksfeindliche Adelsmenſch Spittelers. Die Verkörperlichung des Abſtrakten (387). Hat Nietzſche Epimetheus gekannt? (388). Erzählung und Spruchgehalt (389). Die durchgreifenden Verſchiedenheiten zwiſchen Epimetheus und Zarathuſtra (390). Gottfried Kellers Urteil über Epi-

metheus (391). Nietzsches Schöpferbewußtsein vom Zarathustra (392). Seit Jahrtausenden das stärkste Beispiel von Inspiration (393). Die wirkliche Entstehung der sogenannten Zehn-Tage-Bücher. Das um ein paar Zentralideen gruppierte poetische Weisheitsbuch (394). Die Person des Zarathustra eine mit idealen Unmöglichkeiten ausstaffierte Puppe. Die Verbindung der Sentenzensammlung mit dem Zarathustramotiv (395). Das kritische Element im Zarathustra (396). Das pädagogische Element im Zarathustra. Die Imperative im Zarathustra (397). Die künstlerische Arbeit im Zarathustra (398). Landschaft und Sprache (399). Zarathustra weder rein didaktisch noch rein satirisch (400). Zarathustra als gesteigertes Ich-Bewußtsein. Die Leiblichkeit des Selbst (401). Umkehrung der Askese (402). Dilemma zwischen Sollen und Wollen. Die „Fliegen des Marktes" (403). Von der Nächstenliebe (404). Die schenkende Tugend. Künstlerische Steigerung ds zweiten Teiles (405). Das Entsetzen vor dem Mitleid. Das Gericht über die gelehrten Freunde (406). Triumph der Satire (407). Gedankenwechsel im dritten Teil. Satire und Dithyrambus (408). Die christlichen Instinkte im Zarathustra (409). Zarathustra als Nachfolger Jahves. Die Chronologie der vier Zarathustrabücher (410). Der Seelenzustand im Zarathustrajahr (411). Der vierte Zarathustra (412). Das dichterische Vorspiel zum Untergang (413). Zarathustra IV ein Selbstgespräch. Nietzsches eigene „Notschreie" (414). Größe und Streben nach Größe (415). Ein Riese muß groß sein (417).

Anmerkungen 418

Vorrede

Das biographische Naturgesetz

Eigene bescheidene Forschungen über Entstehung frühmittelalterlicher Heiligenleben hatten es mich wie eine Naturregel erkennen lassen, daß das Andenken an einen überragenden Mann zunächst von dem Ungestüm der ihm gespendeten Verehrung — noch mehr als des Hasses — vergewaltigt wird und erst ein Kampf erwachender Kritik die Pietät in ihre Schranken weisen muß, ehe das Bild ausgeglichen auf die Nachwelt gelangt[a]). Ich wußte ferner von dem selbstgefälligen Schindler, der auf seiner Visitenkarte „ami de Beethoven" stehen hatte und befangene Erinnerungen an den Meister frischweg als Biographie ausbot.

Immer schon verlegte mein Gefühl Overbecks Weigerung, die in ihm verkörperte Nietzschetradition der Schwester des Freundes auszuliefern, jenseits persönlicher Regungen in das Gebiet des Grundsätzlichen, Naturnotwendigen. Nietzsche, im Leben der große Unglücksmensch, betritt die Nachwelt als ein Kind des Glückes. Nicht nur verhalf die Energie seiner Rechtsnachfolger den Schriften zu schnellster Wirkung; auch die für die Ewigkeit eines jeden Ruhmes unerläßliche Zurückdämmung des ursprünglichen Parteienthusiasmus sah sich nicht auf neutrale Gelehrtenanalyse angewiesen. Sein bester Freund ist sein strengster Kritiker gewesen. Overbeck liebte Nietzsche so sehr, daß er jenem und sich selbst das letzte zumuten durfte. Er nahm Nietzsche, wie er ihm erschien, vor sich auf die flache Hand und legte mit der andern freien Hand unerbittlich die Sonde an. Höchste Freundschaft vermag sogar das; freilich ist sie nur zwischen Männern denkbar und nur Männern ganz verständlich.

Der beste Freund und strengste Kritiker

Diese Seltenheit darf nicht mißdeutet werden. Indem Overbeck über Nietzsche urteilte, saß er nie einen Augenblick über ihn zu Gericht. Trieb ihn seine Wahrhaftigkeit, am Freunde eine Prozedur vorzunehmen, wie an einem leb- und gefühlslosen Gegenstand, so unterwarf er sich hinterher, statt sich über ihn zu erheben, dem angeblich Gerichteten. Er nimmt ihn ins Verhör und bleibt doch der Empfangende und Gläubige. In diesem Doppelstreit von Herz und Hirn und nicht in irgend einer Unfehlbarkeitsmiene beruht das Gewicht dieses merkwürdigen Verhaltens. Er war, wenn auch lange nicht so kühn und lange nicht so vielseitig begabt, einer, der neben und außer dem andern an und für sich in

Betracht kam — auch in der Bewunderung selbständig, auch in der Liebe unblind.

Vorwiegende Urkundlichkeit

Dies schlicht und treulich nachzuweisen, war meine Aufgabe. Ich wollte dem Buche seinen vorwiegend urkundlichen Charakter wahren, selbst wenn darunter das Ebenmaß seiner Gestalt litt. Es erschien mir unumgänglich, die authentischen Dokumente, die zur Verfügung standen, in die fortlaufende Darstellung an der entsprechenden Stelle einzuschalten. Das Buch selbst wird durch diese oft breiten Ausladungen äußerlich unförmlich, aber ich hoffe, es werde dennoch gelungen sein, die Auswahl der Belegstücke so zu treffen, daß sie ihrerseits stets den Gedankenfaden fortzuspinnen in der Lage sind, und also eine Stockung im innern Verlauf der Mitteilungen nicht fühlbar werden möchte. Die in selbständiger Form eingefügten Stücke sind folgende:

1. Overbeck an Treitschke 1863—1870
2. Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche
3. Erinnerungen an Frau J. von Miaskowski
4. Overbeck an Treitschke über Nietzsche
5. Overbeck über Richard Wagner
6. Overbeck über Romundt
7. Overbeck über Nietzsches Rezeptivität
8. Overbeck über Schopenhauer
9. Erinnerungen von Prof. Julius Piccard
10. Albert Brenner über den Winter in Sorrent 1876/77
11. Overbeck über Nietzsches Atheismus
12. Erinnerungen von Frau Ida Overbeck
13. Richard Wagner an Overbeck über Nietzsche
14. Overbeck über Nietzsches eigentümliche Natur
15. Overbeck über Nietzsches Bekehrung zum Mysterium
16. Frau Overbeck über die Lou-Episode
17. Overbeck über Nietzsches Rassengefühl
18. Overbeck an Rohde über Nietzsche 1879/1886
19. Overbeck über Nietzsches Freundschaften
20. Overbeck über Nietzsches Freundschaft zu Rohde und ihm selbst
21. Overbeck über Nietzsches Krankheit
22. Overbeck an Peter Gast über die Katastrophe und ihre Folgen
23. Frau Pastor Nietzsche an Overbeck aus Naumburg 1890 bis 1891

24. Overbecks Rückblick auf seine Freundschaft mit Nietzsche
25. Overbeck über Nietzsches Schwester.

Außer diesen in die Darstellung eingeschobenen Stücken findet man überall mehr oder weniger reichlich dazwischen gestreut authentische Zitate, meistens aus Briefen von Overbeck an Freunde oder von den Freunden an ihn [b]). Dagegen wurde von irgend einer näheren Verwendung der Briefsammlung „Nietzsche an Overbeck", deren Originale in der Basler Bibliothek aufbewahrt werden, deshalb abgesehen, weil ihre Veröffentlichung eine Sache für sich bleiben soll und der zu jenen Briefen nötige ausführliche Kommentar sich mit dem Inhalt des Memorienwertes keineswegs decken, sondern auf eigenen Füßen stehen wird. Es ist deshalb nicht eine Zeile aus diesen wichtigen Dokumenten zitiert worden. In beiden Fällen war es eine von ausschlaggebender Wichtigkeit, durch sachlich einwandfreie Erhebungen in Erfahrung zu bringen, ob der Empfänger von Briefen zu deren publizistischer Verwertung berechtigt sei. Die von sachverständiger Seite eingezogenen Gutachten, sowie die bisherigen gerichtlichen Entscheidungen haben ergeben, daß Vertrauensbriefe nicht unter das Urheberrecht fallen; demnach durfte ich mich für alle in diesem Bande enthaltenen Briefzitate zur öffentlichen Benützung befugt erachten [c]). Dennoch liegt dem, was hier bekannt gegeben wird, eine wohlüberlegte Sichtung zu Grunde; ich habe sehr vieles zurückbehalten, darunter manches Sensationelle und Aufsehenerregende. Ich will mich freuen, wenn ich nicht in die Lage versetzt werde, später etwa Aufdeckungen oder gar Enthüllungen nachtragen zu müssen, deren Bekanntmachung ich mir und andern gerne ersparen würde.

Rechtmäßige Verwendung von Vertrauensbriefen

Als uns Overbeck mit seinem letzten Willen die Obhut über seinen Nietzsche-Nachlaß überband, ahnten wir nicht, wie sehr diese Ehrenpflicht auf eine Verteidigung seines guten Namens hinauslaufen sollte. Nur seine Gattin war als nächste Angehörige in der Lage, zum Schutze seines Andenkens die Hilfe des Richters anzurufen und nach zweijährigem Kampfe hat sie ihr Recht gefunden. Es ist nun der Schwester Nietzsches ein für allemal der Weg verlegt, noch fernerhin der Freundschaft Overbecks für Nietzsche ein wirklich beweisbares Pflichtversäumnis nachzusagen [d]). Doch was wäre damit gewonnen ohne den Versuch, die Treue für den Freund auch in einem darstellenden Denkmal festzuhalten. Nicht in irgend einem Dienst und Solde habe ich wichtiges und neues über Nietzsche bekannt gegeben, sondern in

unmittelbarer Vollziehung des Vertrauens, das Nietzsches Bester in mich gesetzt hat. Mir selbst hat sich in seinem stillen Hause Friedrich Nietzsche aus einer Mode und Sensation, die er für mich wie für viele andere gewesen ist, in einen vorbildlichen und verehrungswürdigen Menschen verwandelt. Mehr als Umrisse eines Bildes von Nietzsche zu geben, lag mir nicht ob; und hierfür war mir die in Overbeck verkörperte selbständige Tradition doch auch nicht mehr als eben ein Ansporn, nach einer eigenen Auffassung zu ringen.

Der polemische Zweck

Wenn die eine oder andere Partie von den Lesern wie eine Anklage empfunden wird, so entspricht das nicht dem Sinne, aus dem heraus das Buch verstanden sein will. Es lag aber auch kein Grund vor, wegen der Möglichkeit solcher Deutungen zu schweigen. Overbeck hat die Situation, um derentwillen er hier vielfach in Schutz zu nehmen ist, nicht geflissentlich herbeigeführt, ja er hat das Seine getan, ihr auszuweichen und die Unabhängigkeit vom Nietzsche-Archiv in Weimar nicht in einen sezessionistischen Gegensatz ausarten zu lassen. Dies ist ihm bis kurz vor seinem Tode gelungen. Dann aber ist ihm und vor allem uns, die er mit der Vollstreckung seines letzten Willens betraut hat, die Verteidigung seines Standpunktes und seines Andenkens durch eine Reihe peinlicher Vorfälle aufgenötigt worden. Die dabei in Frage kommenden Streitpunkte sind hier teilweise übernommen, um sie sachlich bearbeitet der öffentlichen Beurteilung vorzulegen. Im übrigen steht zu hoffen, daß die tatsächliche und urkundliche Beschaffenheit dieses Werkes den polemischen Zweck werde vergessen lassen, dem zu liebe es vornehmlich entstanden ist. Eine gewisse unerschütterliche Sicherheit wohnt ihm allerdings von vornherein inne. Es weiß, es ist ein Wort zu seiner Zeit; es weiß, es hat etwas zu sagen. Nun mögen seine Leser ratschlagen, ob es zuviel versprochen war, als ich mit dieser Zusammenfassung von Overbecks Nietzsche-Nachlaß eine Korrektur ansagen zu dürfen meinte.

Arlesheim bei Basel, den 15. Oktober 1907

Carl Albrecht Bernoulli

Erſter Teil

Franz Overbeck und Heinrich von Treitſchke

Im Frühjahr 1851 trug der noch nicht ſiebzehnjährige Heinrich Gotthard von Treitſchke bei dem Schlußaktus der Dresdener Kreuzſchule als Primus omnium ein von ihm ſelbſt verfaßtes, deutſches Gedicht vor[1]. In der Schüler-Korona, die ihm lauſchte, ſaß als Untertertianer, kaum noch der deutſchen Sprache mächtig, der um drei Jahre jüngere Franz Overbeck. Jedoch erſt nach Jahren begegneten ſie ſich perſönlich und fanden ſich zu einer idealen Jugendfreundſchaft zuſammen, die durch die politiſche Hochſpannung der ſechziger Jahre noch ihre beſondere Weihe erhalten ſollte.

Auf der Kreuzſchule in Dresden

Franz Overbeck war durch das kosmopolitiſche Gefüge ſeines äußeren Daſeins zu derjenigen Art Menſch ungewöhnlich vorgebildet, die Nietzſche den „guten Europäer" nannte: die zukünftige Ablöſung des nationalen Kulturträgers durch den internationalen. Der Großvater war mit ſeinem altbürgerlichen niederdeutſchen Geſchlechtsnamen aus dem Frankfurt Goethes ausgewandert und in England als Kaufmann an der napoleoniſchen Kontinentalſperre geſcheitert. Sein Sohn ſiedelte unter Aufrechterhaltung der britiſchen Naturaliſation nach Rußland über. Der Enkel iſt noch in ſeinen erwachſenen Jahren mit einem engliſchen Paß gereiſt. Die Mutter, die ihm am 16. November 1837 zu Petersburg das Leben gab, war eine Franzöſin und katholiſch. Ihren Verwandten in Paris zur Erziehung überlaſſen, beſuchte er ein Internat, als deſſen Zögling er einen blauen Frack und gelbe Hoſen trug und bei der Februarrevolution im Chore der Schuljugend die Marſeillaiſe mitſang. Erſt in ſeinem zwölften Jahre ſiedelte die Familie nach Dresden über, und jetzt lernte der Knabe, der fertig engliſch, ruſſiſch und franzöſiſch ſprach, auch deutſch.

Overbecks kosmopolitiſche Herkunft

Overbecks Eltern waren bei aller einfachen Bildung Leute von geiſtigen Intereſſen. Am Vater hat es der Sohn ſpäter ausdrücklich beklagt, daß ihm die Verhältniſſe verwehrt hatten, einen freien, wiſſenſchaftlichen Beruf zu ergreifen. Denn was ſeine Stärke war, die Leidenſchaft des Erkennens und die ſprudelnde

Overbecks Veranlagung

1 C. A. Bernoulli, Overbeck und Nietzſche

Äußerung seiner Eindrücke, erkannte er als väterliches Erbstück. An die Mutter erinnert sein Zartgefühl, die Distinktion im Benehmen. Ihr eigener Vater hatte gewünscht, der Enkel solle eine deutsche Erziehung erhalten, und so wurde, während Herr Overbeck noch einige Jahre in Petersburg seinen Geschäften oblag, der Haushalt unter der Obhut der Mutter in Dresden als der künftigen Heimat begründet.

Zur Theologie trieb den Sohn einer gemischten, gewiß nicht unreligiösen, aber auch durch keinerlei Eifer verworrenen Ehe der angeborene milde, rechtschaffene, dem Guten und seiner Förderung redlich zugewendete Sinn seiner Familie. Keiner innern Anfechtung und Gewissensnot hatte er sich durch sein Studium zu erwehren; im praktischen Amte wäre er einfach ein Nachzügler des alten Rationalismus geworden und hätte, wie er gelegentlich versicherte, seine Bauern gelehrt, wie sie am besten ihren Kohl pflanzen und ihren Acker bauen sollten. Eine handgreifliche Vernünftigkeit blieb der gesunde und zuverlässige Grundzug seines Wesens, und erst im Laufe langer Jahre erwuchs er zum unerbittlichen historischen Kritiker des Christentums, dank seiner klaren, keinerlei Wallungen der Phantasie ausgesetzten, spiegelhell rezeptiven Intelligenz. Diese einseitige Begabung zum Gelehrten war mit einer solchen Fülle, so armsdick strömend in ihm vorhanden, daß sie die Eigenschaft einer Funktion überwuchs und ursprüngliches Element wurde. Overbeck war ein Student, der nicht erst noch immatrikuliert zu werden brauchte, ein Strebender, dem der Bienenfleiß mit dem Herzblut unweigerlich im Pulse klopfte. Das Staatsexamen, den philosophischen Doktor und den Lizentiaten hat er ohne besondere Vorbereitung nebenher mitgehen lassen und steckte längst bis über die Ohren in den alten Scharteken und Fachbänden drin, als er sich dazu verstehen mußte, Kollegshefte zu bauen und sich in das Pensum akademischer Kurse zu schicken.

Overbecks geselliges Talent

Doch machte diese Emsigkeit, im Berufe tüchtig zu werden, nur die eine Seite seines Wesens aus; die Natur hatte ihm in hohem Maße ein liebenswürdiges Gesellschaftstalent mit auf den Weg gegeben und befähigte ihn für menschliche Anteilnahme und Freundschaft. Wenn auch Ausgelassenheit und Übermaß außerhalb seiner Natur lagen, so hat er doch seine Studentensemester genossen wie nur einer. Er muß am Kneiptisch einer von den Stillvergnügten gewesen sein, die es aber dick hinter den Ohren haben, und war bekannt für die Hartnäckigkeit, mit der er in dem Refrain der

„alten Burschenherrlichkeit" mit „Schrumm" zwischen das „O jerum" fuhr oder in der „blühenden goldenen Zeit" mit „Rosen" nachklappte, unbeirrt durch jedes Propoena, — wie er auch, ebenso unverbesserlich, zu einer Bierrede verdonnert, unter allgemeinem Protest — weil er keine Stimme hatte — einen Solokantus zum besten gab, da er lieber singe als spreche! Es war denn auch die Mütze des „grünen" Hannoveraners, die sozusagen die Freundschaft mit Treitschke als einem älteren Kartellbruder von der Frankonia in Bonn — bei der später auch Nietzsche aktiv wurde! — unter einen Hut brachte. Sie trafen sich im Jahre 1857 in Dresden, durch Overbecks besten Schulkameraden Wolfgang Helbig einander zugeführt. Die so geschlossene und durch gelegentliche Ferienbesuche genährte Bekanntschaft verdichtete sich zu einem täglichen Verkehr, als Overbeck im Frühjahr 1859 in Leipzig seine Studien abschloß und dabei unter den ersten Zuhörern des angehenden Dozenten für Geschichte saß. Häufige, Sonntags zumal regelmäßige Spaziergänge besiegelten die Freundschaft. „Wie lebhaft wir uns aber damals unterhielten", erzählt Overbeck im Rückblick auf jene Tage, „um so weniger kamen wir vorwärts infolge der gerade damals so jammervoll zunehmenden Taubheit Treitschkes, die zu beständigem Stehenbleiben nötigte, anfangs um noch in seine Ohrmuschel, dann in immer bedenklicher in ihrer Schallkraft sich steigernde Metallrohre den schon sehr bald mehr oder weniger staatsgefährlich werdenden Inhalt unserer Gespräche hineinzurufen." Dazu gesellten sich mannigfache, fröhliche Wanderungen in den deutschen Mittelgebirgen und von 1861—1863 die gemeinsamen Mittagsmahlzeiten samt darauffolgendem schwarzen Kaffee, wo die beiden dann mehr Lauscher hatten, als einem sächsischen Generalssohne, aber auch einem angehenden jungen Gottesmann in Sachsen bequem war. Das war die Zeit, da Treitschke, aus seinem freiwilligen Münchner Exil zurückgekehrt, sich an der Universität seines Landes Gehör erzwang und Overbeck daneben in aller Stille das Gift der Kritik in sich sog, das damals noch üppig aus der Patriotenweisheit des jungen Politikers floß. Je unwilliger die Kühnheit großdeutscher Träume in Treitschkes sonstiger Umgebung mit angehört wurde, desto gieriger hing Overbeck an seinen Lippen. Er war Zeuge von Treitschkes Sehnsucht nach einem andern Wirkungskreise; denn obwohl dieser vor zweihundert Leuten las, fühlte er doch, daß ihm in seiner Heimat kein Glück blühen werde, da er „noch immer so dumm sei, ein

Der Verkehr mit Treitschke in Leipzig

Deutſcher zu ſein". Einmal beichtete ihm Treitſchke, er habe einen ganzen Karfreitag „als frommer Chriſtenmenſch" zur Lektüre eines Buches von David Friedrich Strauß verwendet und ſich gefreut, daß noch ein deutſcher Mann den Mut ſeiner Meinung habe. Und als im Sommer 1863 Treitſchke als Redner des großen Leipziger Turnfeſtes umjubelt wurde, war Overbeck von ihm angeführt mitten im Zuge fröhlich mit marſchiert. Das war der Gipfel einer Sturm- und Drangzeit geweſen, aber auch etwas wie ihr Schluß. Denn nun galt es endgültig auseinander zu gehen, da Treitſchke als Profeſſor nach Freiburg und Overbeck zur Habilitation nach Jena zog.

Der Leipziger Freundeskreis

Indeſſen war der Verkehr mit Treitſchke nur der Mittelpunkt von Overbecks Leipziger Zeit geweſen, anderweitige freundſchaftliche Beziehungen der beiden bildeten einen weiteren bedeutſamen Inhalt für Overbecks damalige Fortbildungsjahre. Der Theologe Richard Adalbert Lipſius hatte von damals her ein wohlwollendes Andenken für ihn bewahrt; als es ſich ſpäter um Overbecks Berufung nach Baſel handelte und Lipſius amtlich um Auskunft über ihn gebeten wurde, gab er ein Urteil über den jüngeren Kollegen ab, das als Muſter treffender Charakteriſtik zu gelten hatte. Dann war ein Arzt Dr. Frantzius, außerdem ein Dresdener Mit-Kreuzſchüler, der Juriſt Barchewitz, der ſich ſpäter mit Overbecks Schweſter verheiratete — ferner der klaſſiſche Philologe Alfred Gutſchmid, und der aus dem Theologenſtand hervorgegangene bekannte Publiziſt Moritz Buſch, damals Redakteur der „Grenzboten", der Prototyp eines Tagesſchriftſtellers, nach der bewundernswerten, wie nach der bedenklichen Seite hin, an dem ſich Overbeck ſein ſehr ausgeprägtes, doch nicht ungerechtes Urteil über das Volk der Journaliſten bildete. Auch Guſtav Freytag ließ ſich blicken, namentlich eben in jenem für die Gärung jener Zeit bedeutungsvollen intellektuellen Leipziger Geheimbunde, die Verſchwörung genannt; zu der berühmt gewordenen Abſchiedsſitzung, da Freytag dem ſcheidenden Treitſchke die bewundernden Geſinnungen der Freunde in einer noch erhaltenen großen Rede zum Ausdruck brachte, hatte auch Overbeck Zutritt gefunden[2]. Viel wert war ihm, dem mit ausgeprägtem Familienſinn begabten, die gaſtfreie Häuslichkeit des Profeſſors Brockhaus, deſſen Schwager Richard Wagner er dort öfters im kleinſten Kreiſe zu ſehen bekam.

Overbecks Anfänge als Kirchenhiſtoriker in Jena

Schon in Leipzig hatte ſich Overbeck den Beruf eines Hiſtorikers dahin zurecht gelegt, es gelte zunächſt „keine Ideen aufzuſuchen,

sondern sie ganz kaltblütig aus der Geschichte hervorwachsen zu sehen". Nun fand er in seinen sechs Jenaer Dozentenjahren Gelegenheit, diesem Grundsatze nachzuleben, indem er vorwiegend über das Neue Testament, aber auch über ältere Kirchengeschichte vortrug. Zusammen mit diesem ihn befriedigenden Arbeitsgebiete trugen reiche menschliche Beziehungen das ihre dazu bei, daß er in seinen alten Tagen an Jena wie an ein Eldorado zurückdachte. Er gehörte einem Kreise junger, verheißungsvoller Gelehrten an, die man in der dortigen Gesellschaft mit dem Übernamen „die Halbgötter" zu bezeichnen pflegte. Dort fand sich Overbeck zusammen mit Männern wie dem genialen Schöpfer der optischen Werkstätte Ernst Abbe, dem Zoologen Alfred Dohrn und dem Ägyptologen Georg Ebers. Außerdem fehlte es nicht an anregendem Verkehr in angesehenen Jenaer Familien, vorab im Hause Karl Hases. Dieser, schon damals ein Patriarch unter den Kirchenhistorikern und wissenschaftlich respektabel genug, um die ihm als Menschen dargebrachte Verehrung auch als Fachmann zu verdienen, war es überdies gewesen, der den angehenden Fachgenossen mit „ermunternder Gütigkeit" zur Habilitation an seiner Fakultät bewogen hatte. So fand Overbeck in Jena das, was ihm als die ideale Umgebung für eine Gelehrtenexistenz erschien: die Reize des Idylls und eine mit andern gemeinsam eingeatmete Atmosphäre von Geist. Dort haben sich geruhsam, unaufdringlich und in der Ferne des Ideals, für das man sich Zeit lassen darf, die großen Konzeptionen für ein Lebenswerk vor ihm verdichtet. Noch am Ende seines Lebens konnte er bekennen — wenn es nach seinem Wunsche gegangen wäre, er wäre in Jena geblieben. Damit meinte er, es wäre nie etwas anderes aus ihm geworden als ein privater Akademiker, der sich sein Pensum selber vorschreibt und nur dem Dienste eines aufzurichtenden Monumentes lebt.

Das sprechendste Zeugnis für die Gedanken- und Empfindungswelt, in der Overbeck um sein dreißigstes Jahr herum atmete und glücklich war, bilden seine Briefe an Treitschke. Dabei gelangt ein doppeltes Gepräge seines Wesens zum Ausdruck: die Kritik an den politischen und den religiösen Zuständen des damaligen Deutschland. Doch findet sich, entsprechend der großen persönlichen Zurückhaltung und Bescheidenheit, die Schärfe und die Unerbittlichkeit des Urteils mehr noch erst angedeutet, als bereits in einschneidender Wirkung vorhanden. Die Klinge verwundet noch nicht, sie wetzt sich am Schleifstein.

Jena, 20. November 1863

Die Kleinstadt Jena

. . . . Sieben Wochen bin ich nun am Platze und man ist in dieser Zeit hier mit manchem fertig. Klein ist alles, kleiner manches, als ich mir es selbst gedacht hatte, und gar mit den Erbärmlichkeiten der Kleinstaaterei wird man hier recht bekannt bei unserer Abhängigkeit von vier, Weimar ausgenommen, beiläufig nur ironischerweise so zu nennenden Nutritoren. Friede und Einigkeit herrscht unter den Leuten auch nicht gerade, kurz, es fehlt, so viel ich sehe, an Schattenseiten durchaus nicht; am wenigsten werden sie einem von den Jenensern selbst verborgen, die ausgenommen, welche Jena in jeder Beziehung für eine Welt- und Musterstadt halten. . . Wunderschön wirklich ist unsere Umgegend, und ich wünschte mir besonders Glück zu dem außergewöhnlich sonnigen Herbst. Nach allen Richtungen habe ich die nächstgelegenen Höhen durchstreift. Auch habe ich eine allerliebste sehr freundliche Wohnung gefunden und wider Erwarten einen sehr guten Tisch. Wie sehr vermisse ich aber meinen alten Tischgenossen! Nicht so bald werde ich mich darein schicken, daß ich nicht mehr mit Dir zusammen bin. . . Doch wird einem in diesen Tagen schwer, über sich selbst zu schreiben, wo die Ereignisse, die alle angehen, von Tag zu Tag dringender und wichtiger werden. Gott sei Dank, wenn der Moment gekommen, gerade die schmähliche Schleswig-Holsteinfrage aus der Welt zu schaffen! Ist der Augenblick wegen Preußen auch noch so ungünstig, so scheint es mir doch ein Glück, daß alles sich so gestaltet hat, daß Wählen und Bedenken ganz unmöglich für Deutschland geworden sind.

Jena, den 28. Januar 1864

. . . . Nun aber bin ich endlich in die unwiderruflich letzten Wochen des Habilitierens gekommen und diese sind allerdings sehr böse. Ich bin nämlich mitten im Abschreiben meiner Dissertation und im Begriff, ein kalligraphisches Meisterwerk zu liefern, wie es seit langem nicht oder nie unter meiner Hand entstanden ist. Verzeih um so mehr die fröhliche Ungebundenheit auf diesem Blatte . . . .

Gothaer sein!

Auch Busch und die Verschwörung habe ich besucht, bei dieser Gelegenheit einen prächtigen Brief von Gutschmid zu hören bekommen, der sich statt einer Geheimschrift vollkommen mohammedanischen Stiles bediente. Sonst hast Du ohne Zweifel neuere Nachrichten über diesen Kreis, und seine Stimmung denkst Du Dir ohne-

hin. Was gäbe es auch auf der ganzen Welt augenblicklich für ein troſtloſeres Geſchäft als Gothaer[3] ſein! Du ſprachſt manchmal von einem Unſtern, der über dem preußiſchen Staat walte. An etwas dieſer Art hat man wohl noch nie ſo denken können, wie bei der gegenwärtigen wahnſinnigen Verbindung mit Öſterreich. Dieſer Selbſtmord hätte einen weit leidenſchaftlicheren Sturm in der Kammer erregen müſſen. Nun ſcheint nach den neueſten Nachrichten die preußiſche Armee in Holſtein eine ſolche Laſt von Unpopularität auf Preußen zu häufen, daß es die Frage iſt, ob ſie wird jemals wieder weggewälzt werden können. Du ſaheſt ſchon in Deinem Brief das Schlimmſte voraus und gabſt für jetzt die Hoffnung für uns auf. Seitdem iſt, weniges ausgenommen, alles, ſelbſt das Unerwartetſte geſchehen, wie zur Beſtärkung in dieſem ſchwarzen Anſehen der Dinge. Es iſt ſchwer, bei ſolchen Zeitläufen ſtillen Studien treu zu bleiben.

Jena, den 23. April 1864

Das geſtörte Leſekränzchen

. . . . Ich war namentlich geſtern Abend ganz zerſtreut und unbrauchbar bei der Shakeſpearefeier, welche einige Privatdozenten hier veranſtalteten. Man hatte nichts beſſeres anzufangen gewußt, als bei einer Maibowle den Julius Cäſar mit verteilten Rollen zu leſen. Den mir dabei übertragenen Caſſius wär' ich unter allen Umſtänden gern los geworden, ſchon weil das ganze Vergnügen, in Geſellſchaft von Männern allein zumal, für mich wenigſtens etwas Komiſches hat; nun aber war mir durch die Nachrichten von Dir die Sache erſt recht verleidet, und ich war froh, an einem ſehr ſtarken Schnupfen einen guten Vorwand zu haben, die Laſt von mir zu wälzen. Das Zuhören aber hätte auch, glaube ich, den Beſtgeſinnten nicht hingeriſſen. Nach der Lektüre wäre beinahe der Friede in der Geſellſchaft geſtört worden. Unmittelbar nach Beendigen des Stückes nämlich erhob ſich der Leſer des Cäſar, von K . . . ., Preuße und ſehr warmer Patriot, und erklärte in nicht gerade ſehr glücklichen Worten die Feier eines engliſchen Dichters in dieſem Moment eigentlich für unangemeſſen. Daher gelte ſein Toaſt nicht Shakeſpeare, ſondern den gefallenen Preußen von Düppel. Sofort aber erfolgte eine noch weit unpaſſendere Entgegnung, welche, wäre nicht namentlich K . . . . eine ſo friedfertige Perſönlichkeit, wohl eine hitzige Debatte provoziert hätte. So kam man glücklich drüber weg. Leider wird man freilich außerhalb Preußen in Deutſchland faſt mit jedem Tage gleichgültiger, obgleich

sich in der Tat die Aussichten auf die politischen Resultate des Kampfes doch in den letzten Wochen sehr gebessert haben.

Jena, den 6. Juli 1864

. . . In Halle war alles in der besten Stimmung. Das Scheitern des Kongresses wünschte und sah man voraus. Zurück fuhr ich mit einem Dutzend augenkranker Soldaten, die direkt vom Kriegsschauplatz kamen und nach Weißenfels geschafft wurden. An den verschiedenen Bahnhöfen gab es allerlei patriotische Szenen, wie man sie in Deutschland eigentlich nur in Preußen sieht. Nun ist auch auf Alsen ein so glänzender und schneller Sieg erfochten; ich hoffe doch, daß dieser Krieg die ganze deutsche Sache um einen recht tüchtigen Schritt vorwärts bringt, namentlich was die Stellung Preußens betrifft, wäre nur die unheimliche Allianz mit Österreich nicht. — Daß es mit Deiner Reformationsgeschichte[4], wie Du schreibst, so gut geht, freut mich außerordentlich; neulich hatte ich in den historisch-politischen Blättern Gelegenheit zu erfahren, welchem niederträchtigen Gesindel Du ausgesetzt bist.

Jena, den 9 November 1864

Die Habilitation in Jena

. . . . In den letzten Ferientagen ließ man mich endlich zur Probevorlesung kommen, die hier seltsamerweise nur vor dem Senat, faktisch nur vor der betreffenden Fakultät stattfindet. Endlich bin ich wohlbestallter und in einer Beziehung wohl ausgetragener Privatdozent geworden. Von den umfassenden Rechten dieses Individuums mache ich denn seit zwei Wochen Gebrauch, in einer zweimal wöchentlichen Vorlesung über die drei kleinen Pastoralbriefe des neuen Testaments, die ich gewählt, teils weil sie hier niemand liest, teils weil ihre Bestimmung zu den evidentesten Resultaten der neueren Kritik des Kanons gehört. In der ersten Stunde war mir freilich das Zustandekommen sehr zweifelhaft. Mein Auditorium befand sich hart an der Grenze des Plurals. Ein paar hatten sich das zweite Mal dazugefunden und nun haben fünf treffliche Jünglinge für gut befunden, das Kolleg zu belegen und mir so das große Experiment möglich zu machen, welches die erste Vorlesung in der Regel sein wird. Einstweilen habe ich es noch mit einer guten Dosis Befangenheit zu tun, muß auch, weil ich noch zu unsicher im Vortrage bin, die Vorlesung ganz ausarbeiten, so daß meine Zeit jetzt ganz damit ausgefüllt ist. Das wird jedoch, hoffe ich, bald besser werden. Denn es liegen mir noch einige an-

dere Arbeiten am Herzen, und es plagte mich oft große Unruhe, daß ich nicht dazu kam. Übrigens hat neuerdings eine theologische Berufung stattgefunden, die viel Lärm und böses Blut gemacht hat. Die theologische Fakultät hat sich unbegreiflicherweise vom Kurator breitschlagen lassen und für die vakante Stelle einen Erlanger Orthodoxen vorgeschlagen, allerdings erst an dritter Stelle. Doch ist er natürlich von den Regierungen der Majorität nach genommen worden. Das betreffende Individuum ist nun angelangt und scheint persönlich nichts weniger als geeignet eine neue Ära seiner Wissenschaft hier zu gründen. Außerdem hat er hier eine höchst unerquickliche Stellung, und selbst die Studenten haben gegen ihn demonstriert . . . .

Jena, 9. Dezember 1864

Leider werde ich wohl nicht unter den ersten sein, welche Dir für das schöne Geschenk Dank sagen[5]. Es kam mir schon ein paar Tage vor Deinem Briefe zu. Gerade damals aber war ich mit Arbeit bedrängt, und ich konnte nicht daran denken, mich über das Buch zu machen. Ein radikales Mittel mußte mich aber vor der Versuchung dazu schützen. Noch am selben Tage, an dem ich es erhielt, schaffte ich es zum Buchbinder und mir aus den Augen. Inzwischen sorgte ich für freie Zeit, und die letzten Abende konnte ich endlich ganz bei Dir sein. Prächtige Festabende! Zunächst zog es mich natürlich zu den mir noch ganz neuen zwei Schlußaufsätzen, dann auch zu dem ebenfalls ganz neuen Dahlmann. Jetzt fehlen mir noch Fichte, Gagern, Wangenheim, aber ich bin wieder zu pausieren gezwungen und will nicht länger warten, um Dir für die nun empfangene Gabe meinen warmen und herzlichen Dank zu wiederholen. Ich habe immer gemeint, Deine Essais sollten nicht länger mehr verstreut bleiben, und es sei ein Opus supererogatorium, wenn Du sie einer so gründlichen Umarbeitung unterwirfst, wie sie nun vorliegt, und, täuscht mich mein Gedächtnis nicht, den Milton, den ich schon in seiner ersten Gestalt besonders gern gehört und gelesen, noch mehr als andere Aufsätze getroffen hat. Nun aber vollends mit dem Einheitsstaat durftest Du, meine ich, nicht länger zurückhalten bei der dringenden Not, gerade für die einfachsten und elementarsten Wahrheiten in der deutschen Frage klare und feste Einsicht zu verbreiten. Ich weiß aber nicht, wie dies wirksamer geschehen könnte als durch Deinen Aufsatz. Das Wenigste ist, die, ich sollte meinen, nur wenigen Gläubigen,

Treitschkes „Historische und politische Aufsätze" Band I.

„Bundesstaat und Einheitsstaat"

die der Gedanke des Bundesstaats hat, zu bekehren. Der Einheitsstaat für Deutschland gehört zu den Gedanken, die gewiß weit mehr Leute aus innerster Überzeugung bei sich hegen, als es den Anschein hat, und die nur mit unzweideutiger Offenheit ausgesprochen zu werden brauchen, um überall Anhänger zu gewinnen. Aber auch sonst muß Deine Darstellung für eine Frage, die bisher fast nur Schulfrage gewesen, alle denkenden Leute interessieren und überhaupt die Teilnahme daran von vornherein auf das richtige Ziel lenken. Die historischen Exkurse über die drei fremden Bundesstaaten und Italien habe ich mit dem größten Interesse gelesen und der ganze darüber gelieferte Beweis hat etwas ungemein Wuchtiges. Unwiderleglich ist in meinen Augen, daß wir an unsern Monarchien nicht die nötigen bundestreuen Elemente für den Bundesstaat haben, ebenso daß dieser den einzelnen Stämmen größere Opfer auferlegt, als der Einheitsstaat. Weit schwerere Arbeit wird aber Dein Buch haben, glaube ich, wo man es noch weniger nur mit dem Verstand der Leute zu tun hat, ich meine bei der preußischen Spitze. Daß diese und die Einheit von Deutschland im Verhältnis von Mittel und Zweck stehen, das wollen so viele leider nicht einsehen. Hier will zuletzt immer noch der Partikularismus sich behaupten, wäre es auch nur in der Gestalt eines unklaren Dusels. Wer aber nur irgend für Gründe offen ist und ernsten Patriotismus hat, der muß durch Deine Arbeit sich von der traurigen Verirrung für Österreich oder ein annoch unbekanntes Geburtsland des deutschen Kaiserreiches bekehren und für Preußen gewinnen lassen, und zwar um für Preußen zu stimmen gerade so wie Du, das heißt unbedingt. Denn das freilich hört man noch leidlich oft, man wolle sich Preußen gefallen lassen, wenn es nur liberal regiert wäre. Womit aber so gut wie alles, was man zugegeben, wieder zurückgenommen ist, daß es wohl möglich ist, daß Preußen ohne das übrige Deutschland seine reaktionären Elemente nicht bewältigen kann. Freilich bekommt der Partikularist bei Dir harte Dinge zu hören. Aber ihm geschieht schon recht. Das Gute am Partikularismus ist weit überwuchert vom Philisterhaften. Deine Kritik desselben ist eine ebenso ergötzliche als traurige Lektüre; man hat es hier meist mit den moralischen Folgen der Kleinstaaterei zu tun. Allerdings begreife ich Deine Besorgnisse über etwaige persönliche Folgen, die das Buch für Dich haben könnte. Hoffentlich bist Du aber jetzt über diesen Punkt beruhigt und lässest es mich recht bald wissen, wenn es der

Preußen und die Kleinstaaterei

Fall. Unſeren ſächſiſchen Staatslenkern läßt ſich freilich in bezug auf Bosheit manches zutrauen. Wie ſyſtematiſch iſt z. B. die Art, wie jetzt unſere (ſächſiſchen) Truppen, die ich allerdings recht herzlich bedaure, verhetzt werden und wie ihre Erbitterung gegen Preußen geſchärft wird, z. B. ihre lächerliche Heimreiſe über Hannover, Eiſenach, Koburg und Hof, mit Vermeidung auch der geringſten Berührung preußiſchen Gebiets, vielleicht mit geradezu erheuchelter Beſorgnis, die Truppen möchten auf preußiſchen Stationen inſultiert werden. Ich weiß nicht, ob ich Dir gerade zum Augenblick, in dem Dein Buch erſcheint, Glück wünſchen ſoll. Es iſt trotz des jüngſten merkwürdigen Erfolges der preußiſchen Politik doch eine „Stunde der Verwirrung". Leider hat man die Leute außerhalb Preußens in eine ſo unmotivierte Begeiſterung für den Auguſtenburger nun einmal hineingetrieben und Bismarcks patriotiſche Politik iſt auch noch ein ſehr junges Kind. Es wird mir aber enorm ſchwer auf Schleswig-Holſtein für Preußen zu verzichten, da ſonſt manche Verhältniſſe für die Löſung der Sache gerade im Augenblick ſehr günſtig liegen. Indeſſen die Verwirrung des Moments macht ja für Dein Buch auf jeden Fall wenig aus. Die Ziele, die es ſteckt, ſind unabſehbar, und es hat einen langen Beruf zur Belehrung, Ermutigung und Erbauung der deutſchen Patrioten. Noch habe ich insbeſondere über Deiner Arbeit über Bundesſtaat und Einheitsſtaat Deine Lektüre bewundert und die Art, wie ein maſſenhafter und mannigfaltiger Stoff auf verhältnismäßig geringem Raume vorgeführt iſt. Bei der „Freiheit" zumal hatte ich den beſonderen Genuß, den das Leſen Deines Buches für mich hat, wo es anklingt an ſo manches, was ich aus Deinem Munde gehört und mich an Tage und Stunden wieder erinnert, an die ich nie aufhören werde mit innigſter Freude zurück zu denken. Hier in der Freiheit fielen denn auch ein paar Seiten für den Theologen ab, der ſich ſonſt im Buche mit einigen gröblichen Ausfällen auf ſein Geſchlecht begnügen mußte. Daß unſere Bildung keine kirchliche und das Chriſtentum die modernen Völker nicht mehr ausſchließlich beherrſcht, das ſind auch mir Gedanken, ohne welche ich mir die ganze neuere Geſchichte nicht zurecht zu legen weiß. Ich habe kaum einen Begriff davon, wie es in einem Kopfe ausſieht, dem dies möglich . . . .

Jena, den 20. Februar 1865

Zunächſt danke ich Dir recht herzlich für den Aufſatz, den Du mir neulich geſchickt haſt[6]. Ich hatte ſchon mit großer Freude ge-

lesen, was die Kölnerin im voraus vom Inhalt verraten hatte. Denn nie konnte ich mich recht darein finden, die erste Gelegenheit, den deutschen Einheitsgedanken durchzuführen, dranzugeben, und immer weniger, seit aus den Zeitungen der Ernst der preußischen Absichten klar zu werden schien. Eine ermutigernde Bestärkung konnte ich nicht erhalten als Deine Schrift. Ich stehe durchaus zu ihren Ausführungen, soweit Deine Voraussetzung zutrifft, woran ich nicht zweifle — daß die Annexion auf dem Wege der vollendeten Tatsache friedlich (ich meine ohne Gewalt gegen die Schleswig-Holsteiner) auszuführen ist. Sonst bezweifle ich den nur beschränkten Anspruch der Schleswig-Holsteiner auf Selbstbestimmung am allerwenigsten, da ihnen, den Holsteinern wenigstens, schon die deutsche Verfassung keinen unbeschränkten zugestehen kann, wie dies überhaupt Konsequenz auch nur des blassesten Schattens einer deutschen Einheit ist. Dennoch, Gewalt würde aller Wahrscheinlichkeit nach nur unsägliche Verwirrung der deutschen Dinge jetzt nach sich ziehen. Von ganzem Herzen wünsche ich nun, daß die Sache, die Du vertrittst, eben so glücklich sein möge, als sie gut ist. An ihr Glück möchte ich freilich fester glauben. Aufopferung und Mut gehörten jedenfalls dazu, jetzt für sie einzutreten, auch abgesehen davon, daß, wie die Verhältnisse in Deutschland augenblicklich sind, die Gegner seiner Lösung außerhalb Preußen Legion sein werden. Wäre nur auf den Willen der preußischen Regierung, auf den fast alles ankommt, fester zu bauen. Im günstigsten Falle verfolgt Bismarck eine Politik, bei welcher die Eventualität eines europäischen Krieges mindestens ins Auge gefaßt werden muß; dann ist aber die Art, wie der Kampf mit dem Landtage wieder aufgenommen wird, geradezu frevelhaft. Und ist auch seine Politik bis jetzt, wie man sehen kann, energisch und geschickt gewesen, jetzt kommt doch erst der eigentliche Knoten, die Auseinandersetzung mit Österreich, der Punkt, an dem sich rächt, daß ein reiner Wille und ein klarer Plan doch vielleicht nie dem Ganzen zu Grunde gelegen hat. Das Zuverlässigste, worauf man noch rechnen kann, ist, daß es wirklich schwer, ja fast unmöglich ist für Preußen, die Herzogtümer jetzt zu verlassen; gelingt aber auch die einzige vernünftige Lösung der Sache nicht, das wenigstens ist sicher, leer kann Preußen nicht ausgehen und unversehrt die Souveränität des Augustenburgers nicht hergestellt werden. Der neue Zustand wird wenigstens die Vorstufe zum vollkommenen Anschluß sein und so hier Dir vielleicht

„Lösung" der Schleswig-Holsteinischen Frage

bald noch besondere Genugtuung zu teil werden. Was macht übrigens Busch? Wenn er noch beim Herzog ist, was ich kaum annehmen kann, so muß er sich doch jetzt bei seinen Ansichten in einer höchst peinlichen Lage befinden. In eine kaum weniger peinliche sind leider auch so viele Schleswig-Holsteiner gekommen durch die unglückliche vorjährige Agitation für den Augustenburger. Noch viel trauriger ist freilich der bei vielen offenbar naturwüchsige Partikularismus. Wer hätte gedacht, daß in diesen Ländern sich dieses Laster so erhalten hat . . .

Moritz Busch beim Augustenburger

Von Frantzius hörte ich auch zuerst näheres über Deine Washingtonrede in Paris[7]. Eine kurze Zeitungsnotiz einige Tage vor Weihnachten war überhaupt das erste, was mir davon zu Ohren gekommen und mich damals natürlich sehr überraschte. Mit dieser Rede, vermute ich, hast Du es mit dem Kaiserreich verdorben. Vor einiger Zeit schickte ich ein Exemplar Deines Buches an meinen Bruder nach Hâvre. Es ist beim französischen Zollamt als gefährlich avisiert und nur nach vieler Mühe und persönlichen Verwendungen anderer ist es meinem Bruder gelungen, sich das Exemplar ausliefern zu lassen. Unter den Anzeigen Deines Buches hat mich die aus Baden in der Augsburger Allgemeinen durch ihre Anständigkeit sehr erfreut. Gewundert habe ich mich dagegen etwas über die Dürftigkeit des Artikels der „Grenzboten", die wohl überhaupt, soviel ich aus freilich sehr unregelmäßiger Lektüre abnehmen kann, im Sinken sind. Hier und da glaubte ich in jenem Artikel Freytag zu erkennen; doch besagte er im ganzen zu wenig, als daß ich bei dieser Vermutung blieb. Freytags neuen Roman habe ich in den Weihnachtsferien gelesen. Einzelnes ist allerliebst, und der erste Band hat mich fast durchgängig befriedigt. Später muß man viel sonderbare Dinge überwinden. Ganz hübsch gelungen scheint mir eigentlich nur Laura zu sein. Es gibt Leute, welche das Buch für bedeutender halten als „Soll und Haben" — was mir ganz unbegreiflich ist; im ganzen, fürchte ich vielmehr, werde es den literarischen Ruhm Freytags nicht erhöhen . . .

Treitschke in Frankreich

Jena, 5. März 1865

. . . . Endlich sind die Forderungen Preußens da, und sie haben, so viel ich sehe, die Sache wenigstens nicht zurückgebracht. Wie aber auch die Schleswig-Holsteinische Frage gelöst werden möge, die Kammer wird leider unschuldiger als ein Kind daran sein. . . . Bedenke ich übrigens die Behandlung des Wagnerskandals

in der „Deutschen Allgemeinen", so scheint mir die Vermutung, daß ihre Feindseligkeit gegen Dich mit Familienrücksichten zusammenhänge, nicht so ganz unmöglich . . .

Jena, den 23. Oktober 1865

„Bonapartismus" . . . . Heute habe ich Dir tausendmal Dank zu sagen für die mir geschickten Aufsätze. Den Bonapartismus hatte ich schon gelesen, froh, sobald ich das betreffende Heft erblickte, wieder ein solches Lebenszeichen von Dir zu sehen[8]. Auch war ich ja auf diese Arbeit lange gespannt, und das Lesen ist mir ein Fest gewesen. Soll ich sagen, daß mir darin eine Partie ganz besonders schön erschienen ist, so ist es der Nachweis, wie grundverkehrt die Zusammenstellung von Bonapartismus und Cäsarismus. Das Wenigste ist, dieser Zusammenstellung ihre praktische Spitze zu brechen; zumal wie Louis die Sache angefaßt hat, ist ihre Gefährlichkeit nicht sehr groß. Aber auch in der Wissenschaft spuken Parallelen der Art und trügen die Köpfe; meist liegt ihnen, wie Du für diesen Fall so eindringlich gezeigt hast, Mangel an historischem Sinn, Verkennung der Individualität verschiedener Geschichtsperioden zu Grunde. Dein Gesamturteil über Napoleon I., so strenge es ist, tut ihm, meine ich, nicht im geringsten Unrecht. Man kann ihn doch nicht anders als mit teilnahmslosem Staunen betrachten. Dein Aufsatz über Schleswig-Holstein war mir überaus willkommen. Solchen kräftigen Zuspruchs würde ich manches Mal in dieser Sache bedürfen, so unbedingter Annexionist ich bin. Ich denke, Du wirst auch selbst wiederholt empfunden haben, welchen harten Prüfungen der Freund der preußischen Sache durch ihre Leiter ausgesetzt ist. Leider ist die augenblickliche Ohnmacht der liberalen Partei durch das Verhalten ihrer Majorität namentlich in Preußen selbst verschuldet, und es wird ihr schließlich nur übrig bleiben, sich darein zu finden. Sie mag sich nur zu dem Sündenregister, das Du ihr vorträgst, einfach bekennen; besonders zeitgemäß war es, sie an sich selbst zu erinnern. Die Art, wie manche Liberale vom Augustenburger und seinem Rechte reden, ist auf ihrem Standpunkte geradezu schimpflich[9]. Schlimm genug aber, daß unsere Hoffnung auf Bismarck beruht. Nicht immer kann ich mich des Eindrucks erwehren, daß auch seine Politik trotz allem Geschick bornierte und höchst gefährliche Parteipolitik ist. Mag sein, daß zur Beilegung des innern Konflikts der König ein unüberwindliches Hindernis ist. Dieses Fortbestehen

Die Liberalen und Bismarck

des Konflikts aber gibt ganz besonders der Politik den Charakter des Abenteuerlichen, und man hört doch so gar nichts von einem Versuche, ihm seine Schärfe zu nehmen, gerade vexatorischer, kleinlicher Maßregeln sich zu enthalten. Diese sollen vielmehr in voller Blüte sein. Nach außen wird man fast, kann man sagen, für jeden verständigen Schritt, den man anerkennen kann, zweimal vor den Kopf gestoßen. Die Drohnoten in Frankfurt sehen vollends aus wie der plötzlich sich zeigende Pferdefuß der ganzen österreichisch-preußischen Allianz. Und doch hätte Preußen so dringende Veranlassung zum fortiter in re, suaviter in modo! Es handelt sich ja nicht bloß um Schleswig-Holstein; es soll doch ein günstiges Resultat dieser Frage nicht zum Riegel werden, der sich vor die günstige Lösung aller kommenden Fragen derart schiebt. Und so viel böses Blut, irregehende Leidenschaft, darf doch auch nicht wieder aufgeregt werden. Was soll aus der Moralität des Volkes werden, wenn wir noch oft und lange solche Massen von hohlen und ohnmächtigen Phrasen zu hören bekommen? Solange die Schleswig-Holsteinische Sache noch schwebt, ist Bismarck freilich ein ganz unentbehrlicher Mann; doch scheint er mir durch die Art, wie er die Sache führt, auch in dem Falle, daß sie ein gutes Ende hat, d. h. daß die Annexion gelingt, einen guten Teil des Danks, den er sonst verdient hätte, verwirkt zu haben. Sobald es ohne Gefahr für den Staat geschehen kann und sie die Kräfte dazu hat, darf und muß, glaube ich, die liberale Partei zur schärfsten Opposition übergehen. Auf jeden Fall, wie auch die gegenwärtige Angelegenheit ablaufen mag, die rechte Freude daran ist — durch die Erfahrungen, die man dabei gemacht, gründlich verdorben . . . .

Autor bei Hirzel

In Leipzig hatte ich die große Freude, Hirzel zum Verleger zu gewinnen. Auch diesen ganzen Erfolg schulde ich Deiner freundschaftlichen Empfehlung, und ich will nicht unterlassen, Dir auch dafür meinen herzlichen Dank zu sagen. Die Verschwörung siecht, wie Du wissen wirst; auch sie hat der Zeiten Not erfahren. Mit Busch habe ich wieder einen vortrefflichen Abend zugebracht . . .

Jena, 21. Februar 1866

. . . . Von Dir haben wir manches Mal gesprochen, Dein Freiburger Exil beklagt, an die schweren Prüfungen gedacht, welche Dir die neuesten Ereignisse zumal auferlegten. Schlimmer konnte doch den Aussichten für die Schleswig-Holsteinische Frage, wie

wir sie hatten, nicht mitgespielt werden, als durch die ganz mutwillige frivole Verschärfung des Verfassungsstreites, welche jetzt der preußischen Regierung gefallen hat, mir übrigens offen gestanden nach manchem Vorhergegangenen nicht überraschend gewesen ist. Die Krisis ist immer unabsehbarer geworden, und die Form der eben vollzogenen Schließung des Landtages gibt vollends der Bismarckschen Politik das Aussehen, auf den Staatsstreich loszusteuern. Wozu gerade jetzt, wenn man nicht annehmen will, es solle bei Gelegenheit der Schleswig-Holsteinischen Verwicklung ein absolutes Regiment wieder eingeführt werden? Voneinander unabhängig können doch zwei solche Kapitalfragen wie die Schleswig-Holsteinische und der Verfassungskonflikt nicht behandelt werden, und ich sehe in ihrer Behandlung sonst keinen verbindenden Faden. Auch sehe ich nicht, wie die Regierung für das in den letzten Wochen Geschehene die ganze Verantwortung zu nehmen hätte, da doch die zweite Kammer, was sie auch früher gesündigt haben möge, in dieser eben geschlossenen Session aus dem Stand der dringendsten Notwehr keinen Augenblick herausgekommen ist. Der schändliche Obertribunalsbeschluß hat selbst uns hier in unserem Neste in große Aufregung gebracht, die wir uns doch sonst preußischen und politischen Dingen überhaupt gegenüber verhalten, als lebten wir auf dem Monde. Ich sehne mich danach, Dich wieder zu sehen, aber auch zu hören, wie Du von unserer gegenwärtigen Lage denkst. Ich fürchte nach Deinen letzten Briefen nur zu düster. Daß Dir die politischen Dinge wieder persönlichen Kummer gebracht haben, las ich mit herzlichem Bedauern. Ich dachte gleich daran, als Dein Handel mit Beust kam. Unsere sächsische „liberale Presse" hat, wie ihrer würdig war, ihr Ohr verschlossen . . . .

Die Krisis von 1866

Meine Zuhörer, sehr bescheiden an Zahl, sind mir in diesem Winter treuer als je gewesen; doch will es mit dem Lesen noch nicht recht vorwärts gehen; ich lerne noch zuviel dabei. Das Institut der Privatdozenten befindet sich übrigens augenblicklich hier in schreckenerregender Blüte und hat schon verschiedene Spottverse hervorgerufen. Wir sind jetzt fünfzehn; darunter freilich auch sonderbare Elemente, mehr sind im Anzug. Wollten sich nur die Studenten entsprechend mehren! Eine Frage, die uns in diesem Winter sehr viel zu schaffen gemacht hat, war die Kneipe. Nach Mitternacht geht der Jenenser Wirt zu Bett . . .

Lehrerfahrungen

Jena, 18. Juni 1866

. . . . Ich gestehe, daß dieses Mal unüberwindliche und quälende politische Verstimmung an meinem Schweigen Teil gehabt hat, und mir trotz allem Verlangen, von Deinem Berliner Aufenthalt und Deinem sonstigen Ergehen zu erfahren, immer wieder die Lust am Schreiben nahm. Ziele von der preußischen Politik verfolgt zu sehen, mit denen ich so ganz einverstanden war, in einer Weise, die meinen Überzeugungen beständig widersprach und mich von der Besorgnis nicht loskommen ließ, es möchten auch jene Ziele für lange Zeit gefährdet werden, dazu das ganz untätige Verhalten der, oft wie an ihren eigenen Ideen irre gewordenen, liberalen Partei in ganz Deutschland, das alles weckte Betrachtungen, die wenn man nichts tun kann, jedenfalls die Lust zu reden nicht erhöhen. Und zu Dir könnte ich davon nicht schweigen. Ganz abgesehen von der Wirtschaft in Preußen selbst, rein für sich genommen, hat diese Bismarcksche Politik eine Seite, die den nichtpreußischen Anhänger der preußischen Spitze in Deutschland noch unmittelbarer berührt. In einem Punkte, darüber sind alle ernsten Anhänger dieser Spitze einverstanden, hilft nichts als Gewalt, und darf diese unbedenklich und jeden Tag, wo man den Mut dazu findet, angewendet werden, in der Ausstoßung Österreichs aus Deutschland. Auch sonst gibt es leider unter uns noch genug Dinge, die einer politischen Reform Deutschlands im Wege sind, und keinen Anspruch darauf haben, mit Handschuhen angefaßt zu werden. Dennoch kann man, soll nicht die deutsche Volkseinheit eine Redensart sein, den preußischen Staatsmann von der Verpflichtung nicht entbinden, auf Mittel bedacht zu sein, jenen einen Punkt ausgenommen, die Gewaltsamkeit der politischen Reform in Deutschland zu mildern. Von der Bismarckschen Politik kann man sagen, daß ihr nichts fehlt, um diese Gewaltsamkeit zu schärfen, um Widerspruch aus dem Boden zu stampfen, wo er sonst teils laut zu werden nicht gewagt hätte, teils zu beschwichtigen gewesen wäre. Das hieße mit Mutwillen nicht bloß zum Bürgerkriege treiben, sondern auch dahin, wohin man nun auch gekommen ist, daß, während der Kampf Preußens und Österreichs um Deutschland, unter europäischen Verhältnissen, wie sie jetzt zu liegen scheinen, eigentlich für Österreich hätte aussichtslos sein sollen, jetzt die Chancen beider Mächte nicht sehr verschieden sind, und ein geordneter Staat wie Preußen kaum weniger Va Banque spielt, als das bankerotte Österreich. In dieser Stimmung, in welcher mir

Ausstoßung Österreichs aus Deutschland

oft Preußens Geſchicke in der Hand eines Abenteurers zu liegen ſchienen, der nur ein unzweideutiges Talent beſitze, geiſtreich impertinente Depeſchen zu ſchreiben, erhielt ich Deine Broſchüre[10]. Du kannſt Dir denken, mit welcher Spannung ich ſie in die Hand nahm, und ſie war mir wieder eine größtenteils mit freudiger Erregung genoſſene Herzſtärkung. Nur in einem Punkte konnte ich, daß ich es nur geſtehe, ein Bedenken nicht unterdrücken, ob darin die Größe des Unglücks, daß die Fragen der Einheit und Freiheit auseinanderfallen wie jetzt, ganz gewürdigt ſei. Muß doch Bismarck ſelbſt, da er ſich des einen Gliedes dieſes Paares ſo kräftig angenommen hat, ein beſonders lauter Zeuge der Unzertrennlichkeit ſein durch den abſurden Widerſpruch, in welchen ſeine Politik dabei mit ſich ſelbſt geraten iſt. Auch vermag ich nicht den Glauben zu finden, es werde ſchon jetzt eine Proklamation, wie Du ſie erwarteſt, kommen. Deutlicher als alle Anzeichen, die man entgegengeſetzt interpretieren möchte, redet die Sprache der offiziöſen Preſſe, der Darlehnskaſſenſcheine, der Ernennung Heydts u. a. und ſagt zuletzt, daß zunächſt der Regierung eine Umkehr notwendig nicht ſcheint, woran vielleicht Bismarck nicht die Hauptſchuld trägt. Doch ſie mögen ſehen, wie ſie's treiben. Das Entſcheidende iſt nun geſchehen, und nun iſt mein ganzes Herz mit den Waffen Preußens. Nicht nötig war es, meine ich, ſo ſorgenvoll dieſen Krieg beginnen zu ſehen und, was auch ſein Ausgang ſein möge, die größte Anzahl der Deutſchen wird wohl dem gegenwärtigen Regiment in Preußen nicht vergeſſen, daß ihnen teils das Gefühl für die Größe des Augenblicks verdorben, teils ſie ganz darum gebracht ſind. Jetzt haben wir nur zu hoffen, daß was auch Unverſtand geſündigt haben möge, ein gütiger Himmel alles zum Beſten lenken wolle, und die Tapferkeit der Preußen, den, wie man aus dem Reſultat der Bundesſitzung vom Donnerstag entnehmen muß, verbreiteten Glauben, daß nun der Moment gekommen, Preußen mit Hilfe Öſterreichs in Stücke zu ſchlagen, zuſchanden machen möge. An die Rolle Sachſens bei dieſem Kampfe mag ich gar nicht denken. Es geht mir nahe, das Land, an dem ich mit ſo vielem hänge, nun am empfindlichſten von dieſem Kriege leiden zu ſehen; aber es hat, was das Schlimmſte iſt, das Unglück, das es augenblicklich über ſich hereinbrechen ſieht, wohl verdient. Wie durfte es geſchehen, daß eine ſolche Politik, wie die der ſächſiſchen Regierung, einen ſo ſchwächlichen Widerſtand im Lande fand? Vermutlich haſt Du von den Landtagsverhandlungen nichts ge-

„Der Krieg und die Bundesreform"

Für Preußen gegen Sachſen!

ſehen. Das und jenes iſt mir davon zu Geſicht gekommen. Du kannſt Dir von dieſer Miſère kaum eine Vorſtellung machen. Der Abgeordnete der Leipziger Univerſität, Kahnis, mit deſſen Wahl ſich dieſe faſt zu einem Akt von politiſchem Charakter aufgeſchwungen zu haben ſchien, ſetzte allem vielleicht mit der Elendigkeit ſeiner Phraſen die Krone auf. Und dieſes kindiſche Vertrauen in eine Politik, deren Zweideutigkeit handgreiflich und klaſſiſch bezeugt war am Vorabend der Entſcheidung! Könnte ich uns doch ſchon zur Annexion gratulieren! Für meine Familie bin ich augenblicklich recht beſorgt. Nachrichten, die freilich bei der Unterbrechung aller Verbindung mit Dresden noch unzuverläſſig ſind, bezeichnen Dresden und Umgegend als den nächſten Punkt, wo ein Zuſammenſtoß erfolgen ſoll. Geſtern erhielt ich noch einen im tiefen Frieden geſchriebenen Brief, der 48 Stunden und noch mehr unterwegs geweſen war. Hier merken wir ſonſt, von allem was augenblicklich in Deutſchland vorgeht, nur allzuwenig. Wir ſind meiſt gut preußiſch geſinnt; werden übrigens, da dies wohl von Bayerns Auftreten abhängt, nicht ſo bald unmittelbarer Kriegsſchauplatz werden. Für Bayerns Organiſation iſt aber ein Akt, wie die Verhaftung der preußiſchen Telegraphenbeamten in Frankfurt, wohl beträchtlich leichter ausgeführt, als die Landarmee in Bewegung zu ſetzen. Ohnehin kauen ſie wohl noch am Bismarckſchen Köder etwas. —

Jena, 30. Juni 1866

Treitſchke und Roggenbach verlaſſen Baden

Soeben leſe ich in der „Nationalzeitung" eine Depeſche, die Zeitverhältniſſe machten einen längeren Aufenthalt in Baden für Dich und Roggenbach gefahrdrohend[11]. Wenige Tage her ſollte eine ſüddeutſche Zeitung das Gerücht verbreiten, Du hätteſt Dein Entlaſſungsgeſuch eingereicht, und auch ohne dieſe Nachrichten kann ich mir denken, wieviel Widerwärtigkeiten gerade jetzt der Aufenthalt in Freiburg für Dich haben mag. Auf jeden Fall bin ich um Deinetwillen ſehr in Sorgen. Ob Dir mein Brief vom 18. Juni zugekommen, iſt ſehr zweifelhaft. Auf jeden Fall will ich die Beförderung des Gegenwärtigen nicht unnütz gefährden durch Bemerkungen über Politik und Krieg, wie wohl augenblicklich unſer ſtilles Städtchen durch die blutigen Ereigniſſe, die wenige Stunden von hier vor drei Tagen geſchehen ſind, ganz unmittelbar in die Aufregung dieſer ſchlimmen Tage mit hereingezogen iſt. Ich beſchränke mich alſo auf die Bitte: Vergiß mich nicht, und ſchreibe

mir, wenn auch nur mit zwei Worten, ob Du gehst und wohin. Was auch Deine Entschlüsse sind, sie mögen Dir glückbringende sein. Ich weiß, was Du jetzt am meisten wünschest. Auch das möge der Himmel uns verleihen!

Herzlich der Deine

Overbeck

Jena, 17. Juli 1866

. . . . Jetzt laß mich aber gleich mit meinen Glückwünschen anfangen: Vor allem zu Deiner Verlobung. Ich habe, seitdem was ich im Frühjahr von Dir erfahren, oft in dieser Sache an Dich gedacht, und es ist mir, wie Du Dir denken kannst, eine rechte Herzensfreude, daß sie nun ihren glücklichen Ausgang gefunden hat, in stürmischer Zeit freilich, aber in glückverheißender, in einer solchen, an welche später allem Ermessen nach auch der Patriot freudig wird zurückdenken können. Sodann meinen Glückwunsch, daß Dein Freiburger Exil, nachdem Du ihm noch Deine Braut abgenommen, ein Ende hat, daß Du endlich dem Staate angehörst, dessen Bürger Du längst im Herzen gewesen bist. Zur Professur in Königsberg gratuliere ich, nicht ohne den Wunsch gleich hinzuzufügen, es möge doch ja Leipzig daraus werden. Dir selbst ohne Zweifel erwünschter, mir eine ungeahnt rasche Erfüllung der fast aufgegebenen Hoffnung, daß wir uns wieder so nahe rücken würden . . . . — Schönen Dank für Deinen politischen Artikel. In einer Zeit, wo auch die nächste Zukunft so unsicher ist, sind klare Gedanken über das Mögliche doppelt willkommen. Allerdings dürfen wir leider wieder einmal nur eine provisorische politische Reorganisation Deutschlands erwarten. Doch die Hauptsache, Österreichs Ausschließung, darf nun als gesichert, namentlich auch nicht durch Napoleon als gefährdet gelten. Es ist ein Schauspiel von lächerlicher Erbärmlichkeit, wie jetzt die österreichischen Zeitungsschreiber sich in euphemistischen Paraphrasen über das Thema ausbreiten: wir haben eine Niederträchtigkeit umsonst begangen! Und was die Annexion Hannovers, Sachsens, Kurhessens betrifft, so mag ich auch nicht an den entsetzlichen Unverstand der Restitution dieser Staaten denken. Schon durch Langensalza und die Preisgebung der sächsischen Armee an Österreich haben diese Krautfürsten ihr Recht verwirkt . . . . Erstaunlich ist mir übrigens die Haltung des Volks in Kurhessen. Hier wenigstens ließ sich anderes erwarten. Doch es hat sich, abgesehen von schlechten Mo-

Treitschkes Verlobung und Staatsdienst in Preußen

Über die Annexion der Mittelstaaten

tiven, alles wie verschworen, um das Urteil des Volks zu verwirren: die schlechte Leitung durch seine liberalen Wortführer und der schillernde Charakter der preußischen Politik, die aus einem noch vor nicht langer Zeit verkündeten Kampfe Preußens im Bunde mit Österreich gegen die Revolution urplötzlich zu einem Kampfe gegen Österreich im Bunde mit der Revolution geworden ist. Hoffentlich aber dauert es nicht allzulange, bis sich wenigstens alle Verständigeren, nicht bloß durch den glänzenden Erfolg dieses Krieges, sondern durch die ganze Art seiner Führung und seine nunmehr ausgesprochenen Zwecke überzeugen lassen von seinem Rechte. Ernstere Besorgnisse für den Liberalismus wären töricht, auch ganz abgesehen davon, daß nun ein gewaltiger Schritt gemacht werden soll zum Ende der politischen Misère unter uns. Unmittelbare Früchte darf sich der Liberalismus von diesem Kriege nicht versprechen. Denn dafür ist er allerdings an ihm viel zu unschuldig. Aber es wird ihm nicht nur der Boden, wo er sich würdig entfalten kann, erst gewonnen; er hat einstweilen viel, schon an dem Bewußtsein, daß die Reaktion in Preußen zur Zeit viel zu tief in ihren liberalen Gegensatz verstrickt ist, um selbst heil davon zu kommen. Am wenigsten kann der so herrliche Erfolg des Krieges ihr unmittelbar zugute kommen. Es ist das Werk und die mit vielem Schmerz verbundene Freude des ganzen Volks, welche zum Besten einer Partei auszubeuten nichts anderes als eine Infamie wäre. Gewiß wir gehen jetzt in Deutschland einer neuen und besseren Zeit entgegen. Mag nur recht bald ein für Preußen ehrenvoller Friede sie beginnen lassen. Mutig vorwärts wird ihn uns wohl am schnellsten bringen. — Hier haben wir vom Kriege noch nichts gesehen. Nur von seiner Komik haben wir neulich einen unmittelbaren Eindruck erhalten, als sechs Mann Preußen das Bierdorf Lichtenhain, Meiningsche Enklave, zwanzig Minuten von uns, etwa eine halbe Stunde im Umkreis, vor ein paar Tagen besetzten. So ruhig es hier aber ist, so empfinden wir alle natürlich den heftig aufregenden, ruhige Arbeit störenden Charakter des Moments, und damit komme ich endlich auf Deine Anfrage. So gern ich gerade unter Deiner Redaktion in die preußischen Jahrbücher eintrete und gerade Dir in Redaktionsnöten behilflich wäre, so bin ich doch nicht imstande, jetzt mich bestimmt zu verpflichten, Dir etwas zu liefern. . . . . Am Zustandekommen eines Aufsatzes wenigstens verzweifle ich, den ich sonst etwa über den ersten Protestantentag nach dem 1865 erschienenen Bericht

Liberalismus und Reaktio

Mitarbeit an den „Preußischen Jahrbüchern"

ſchriebe. Eher kann ich an eine Notiz denken. Aber worüber? Preſſenſé in der Tat lohnt ſich nicht. Ich könnte über Renans Apoſtel etwas zum beſten geben, wenn Du nichts dagegen haſt, daß ich auch im „Centralblatt" das Buch anzeige; denn von dieſem habe ich es vor einiger Zeit mir ausgebeten und erhalten . . . .

Jena, 8. September 1866

Der Einheitsſtaat geſichert!

. . . . Die politiſch aufregendſten Tage ſind fürs nächſte vorüber. Ja, kann man nicht jetzt ſagen: die Grundzüge der noch vor ſo kurzer Zeit ſo peinlich ungewiſſen deutſchen Zukunft ſind vor unſern Augen gezogen worden, und zwar nach dem beſten Plane, nach dem des Einheitsſtaates, auf welchen uns nun wohl alles hintreiben wird, den wir, wer möchte nach allem, was jüngſt geſchehen, es für ganz unmöglich halten, vielleicht ſelbſt noch erleben. Jedenfalls iſt das Geſicherte ſo groß, daß die durch die Tatſachen klar bewieſene Notwendigkeit, „die deutſche Artiſchocke blattweiſe zu verzehren", uns nicht allzu ernſtlich bekümmern darf. Ich begreife nicht, daß es ſo vielen Liberalen der preußiſchen Kammer ſo ſchwer wird, den rechten Ton zu finden. Was auch der gegenwärtige Augenblick für den deutſchen Liberalismus Unerquickliches hat, über all dergleichen muß ihm doch weghelfen die Freude am Siege der guten Sache in dem eben ausgefochtenen wunderbaren Kriege und die Überzeugung, daß durch das Geſchehene eine ſo vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit geboten iſt, der liberalen Partei eine politiſche Bedeutung zu erringen, wie ſie ſie unter uns noch nicht hat. Wie konnte der Gedanke, die Indemnität zu verweigern, noch ſo ernſtliche Vertretung finden? Namentlich die Gneiſtſche Rede macht einen recht vertrockneten Eindruck[12]. Bismarck iſt augenblicklich der Kammer gegenüber eine ſchwer zu verderbende Rolle zugefallen. Bis jetzt wenigſtens hat er ſie trefflich verſtanden.

Die Zuſtände im Königreich Sachſen

Ich habe ſoeben drei Wochen in Dresden zugebracht, aus denen freilich eine hoffnungsvolle politiſche Stimmung zu retten, nicht immer ſo leicht war. Ich geſtehe, daß ich an die zwingende Natur der Umſtände noch nicht recht glauben kann, welche Preußen zu einem ſo raſchen Zugeſtändnis in der ſächſiſchen Sache bewogen haben und es entſchuldigen könnten, daß man das Land in eine ſo unerträgliche Lage bringen will und eine Situation geſchaffen hat, von der es ſchon heute heißt, ſie werde uns vielleicht in nächſter Zeit einen neuen Krieg bringen. So allgemein übrigens, nament-

lich wie ſich von ſelbſt verſteht in Dresden, der Gedanke an Annexion Grauen erregt, ſo hätte in Sachſen vielleicht am wenigſten die Annexion innere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die Laſten, welche das Land trägt, haben aus der ſächſiſchen Frage ſchon jetzt ein Rechenexempel gemacht, das manchen Partikulariſten bekehren wird, für den idealere Erwägungen nicht exiſtieren. Die Motive der Oppoſition gegen Preußen, ſoweit der Stumpfſinn von ſolchen zu reden geſtattet, ſind ſo, daß ſie gar nicht laut werden dürfen, und es hat keines von den kleinen deutſchen Territorien es dringender nötig, von ſich ſelbſt erlöſt zu werden, als Sachſen. Kommt es noch zur Reſtauration (hoffentlich ſcheitert ſie an der die Urteile Deiner Broſchüre ſo ſtreng beſtätigenden dynaſtiſchen Engherzigkeit, mit welcher von ſächſiſcher Seite die Verhandlungen geführt werden), ſo werden wir traurige Dinge erleben[13]. Vom Denunziationsweſen habe ich ſelbſt widrige Beiſpiele gehört. Klee, den ich in Dresden beſuchte, hegt Beſorgniſſe in dieſer Beziehung auch für ſich und die Schule und nicht ohne Grund. Er wollte Dir ſelbſt bald ſchreiben. Auf ſeinem Tiſch lag Deine Broſchüre; ſie hat, wie ich Gelegenheit zu erfahren hatte, auch von den jüngern Lehrern der Kreuzſchule den und jenen korrumpiert. Sie iſt überhaupt doch auch in Dresden recht viel geleſen worden, und ich ſah ſie an manchem Buchladen. Mit ſchmerzlicher Teilnahme habe ich die Beſorgniſſe, die ſich für Dich in bezug auf Deinen Vater knüpften, ſich beſtätigen ſehen. Es ſcheint wieder ein Stück jener unwürdigen Taktik der ſächſiſchen Höflinge geſpielt zu haben, über die Du ſchon früher klagteſt, weil man an den Sohn nicht kann, den Vater es entgelten zu laſſen[14]. In Leipzig war ich diesmal vier Tage. Buſch habe ich noch am Vorabend ſeiner Abreiſe nach Hannover geſehen[15]. Daß er für die nächſte Zeit Leipzig verläßt, iſt ganz gut; denn der Bruch mit Freytag iſt ein ganz perſönlicher geworden, ſo daß ſie kaum noch miteinander ſprachen, was in der Verſchwörung oft peinlich ſein mußte. Wenn nur Buſch in ſeiner neuen Stellung nicht aus ſeinem Geleiſe gerät! Er iſt jetzt ſchon ein übereifriger und blinder Verehrer der preußiſchen Regierungspolitik geworden; von einer nach wie vor berechtigten Seite der preußiſchen Oppoſition wollte er kaum noch etwas wiſſen. Wir konnten dieſes Mal uns darüber durchaus nicht einigen. Jede ſelbſtändige Tätigkeit der liberalen Partei ſollte mindeſtens inopportun ſein. Ein geſchickter Liberalismus iſt immer opportun und jetzt, ſcheint mir, im höchſten Grade.

Die Zukunft der norddeutſchen Mittelſtaaten

Jena, 22. Dezember 1866

. . . . Noch immer aber Du kannst es glauben, würden meine Briefe ein schlechter Maßstab dafür sein, wie oft meine Gedanken bei Dir sind, wie oft ich mir sage: Käme doch einmal die Zeit wieder, da wir an einer Universität zusammen sein könnten. Gerade diesen Lieblingsgedanken freilich sollte ich mir ganz aus dem Kopfe schlagen, so lange Du in Preußen bist. Denn wie ein kritischer Theolog so bald dahin geraten soll, weiß der Himmel. Die neuesten theologischen Berufungen nach Preußen sind geradezu haarsträubend. Uns Jenensern haben sie den Gefallen erwiesen, unsern neuerworbenen Erlanger (—) für Bonn uns abzunehmen, einen Menschen, von dem auch seine hiesigen Freunde, ja seine Anhänger, außerordentliche Borniertheit nicht bestreiten. Mir war auch die Persönlichkeit höchst widerig, und ich bin herzlich froh, daß ihr täglich beleidigender Anblick uns aus den Augen gerückt ist. Doch Du glaubst am Ende, ich trüge mich bereits mit Professor-Gedanken! Wie käme ich dazu? Daß ich noch nichts getan habe, drückt mich freilich nachgerade sehr; doch aus ganz anderen Gründen. Es wäre längst Zeit, daß ich etwas geleistet hätte. Solche Gedanken stören oft die Ruhe, die man sich zur Arbeit wünscht. Auch kreuzen sich Dozentenpflichten und eigene Studien oft in recht fataler Weise. Zum Glück ist mein großes Privatkolleg nicht zustande gekommen. Das Publikum gibt schon genug zu tun . . . . . Um aber endlich wieder etwas mit meinem Namen drucken zu lassen, habe ich es mit einer Kleinigkeit versucht und zur Charakteristik einer gewissen historischen Theologie der Gegenwart einen Göttinger Privatdozenten und den großen Tischendorf, der rätselhafterweise jetzt die Luft sehr unsicher macht, mir auserlesen. Das Ding ist zwei Druckbogen stark geworden und schon unter der Presse. Es wird in der Hilgenfeldschen Zeitschrift erscheinen, und Du kannst die Sache Lipsius ankündigen, der sich bei dem liebenswürdigen Verhältnis, in dem er zu Tischendorf steht, darauf freuen wird. Im Februar muß ich leider eine Rosenvorlesung halten, um endlich die Vertröstung auf die Zukunft, mit der ich mich bis jetzt der in keinem Sinne sehr dankbaren Sache entzogen habe, wahr zu machen. Wahrscheinlich werde ich über die Anfänge des Mönchtums lesen. — Es gehen mir übrigens jetzt so viel andere Gedanken im Kopf herum, daß ich manchmal erschrecke, wie wenig ich dazu komme, mich um die doch so brennenden politischen Dinge zu bekümmern. Wir leben in einer harten

Dozentenpläne und -Pflichten

Zeit und mit harten politiſchen Pflichten und können in einem Augenblicke, wo ganz Europa mit unzweideutiger Mißgunſt auf uns blickt und uns immer mahnt, uns zunächſt das Leben zu retten, freilich nicht vor allem daran denken, uns unſern Staat ſo wohnlich einzurichten, wie es den gemütlichen und geiſtigen Bedürfniſſen der Deutſchen recht wäre. Es ginge manches ſicherlich nicht wie es geht, wenn wir eben nicht augenblicklich, mit Bismarck zu reden, Rücken an Rücken zu ſtehen hätten, und zum Schweigen ſich bequemen müßte, vor allem wer das Ruder nicht in den Händen hat. Immerhin iſt es ein niederſchlagender Anblick, mit wie wenig Schwung, mit welcher Gelaſſenheit die Maſſen alles geſchehen und ſelbſt das deutſche Parlament zuſammenkommen laſſen. In unſerem Wahlkreiſe bewirbt ſich ſehr eifrig Watzdorf der Miniſter, ein wohlmeinender und verſtändiger Mann, dem ich jedoch meine Stimme ſchwerlich geben werde, da er offenbar nichts anderes im Sinne hat, als für Beſchlüſſe zu wirken, welche den kümmerlichen Reſten der Kleinſtaaterei möglichſt günſtige Bedingungen ihres Fortexiſtierens ſchaffen ſollen. Mein Kandidat wird, wenn er als ſolcher hier wirklich auftritt, der ſtramme Zentraliſt Endemann ſein . . . .

Die Wahlen zum Bundestag

Jena, 18. Juni 1867

. . . . Vor wenigen Tagen wurde ich auf das Höchſte überraſcht durch die Anfrage, ob ich einem Rufe nach Gießen als außerordentlicher Profeſſor und Univerſitätsprediger folgen würde. Ich wollte, alle Lebensfragen löſten ſich mir ſo einfach wie dieſe. Ich ſchrieb umgehend und mit abſchließender Motivierung mein Nein zurück. Das Predigen habe ich zu lange unterlaſſen und dazu zu gründlich aufgegeben, als daß ich an Annahme denken könnte. Das Opfer war übrigens ſo groß nicht, einmal weil ich, ſoweit die Sache nur mich angeht, ein Verlangen nach einer Profeſſur eigentlich noch gar nicht empfinde, und die Ausſicht gerade nach Gießen zu kommen wenig Lockendes hatte. Überhaupt iſt dieſer Anfang meiner Beförderungsausſichten ominös. Denn leugnen läßt es ſich nicht, daß die Präliminarien zu einem Rufe als außerordentlicher Profeſſor nach Gießen auf der niedrigſten Stufe der akademiſchen Leiter ſtehen. Gerade das laufende Semeſter machte es mir übrigens unmittelbar unbegreiflich, wie ich der bloßen Arbeitslaſt einer Vereinigung von Kanzel und Katheder widerſtehen ſollte. Ich leſe nämlich mehr als bisher, ſechs

Der Ruf nach Gießen abgelehnt

Stunden und zwei mir noch neue Vorlesungen. Das Privatum über den Römerbrief, das ich gar nicht zu lesen erwartete, hat einen Zuhörer angezogen und mit ihm habe ich mich denn auf die Sache eingelassen. Ich lasse den Mann, einen biedern Schweizer, zu mir kommen und vertrage mich sehr gut mit ihm[16]. Er steht schon im siebenten Semester, hat Interesse an der Sache und geht ihrer wissenschaftlichen Betrachtung nicht geradezu aus dem Wege, wie heutzutage die Theologen oft schon auf der Universität . . . .

Du wirst aus den Zeitungen erfahren haben, welche Zweifel uns Jenenser neuerdings beunruhigt haben. Das Leben hat uns nun der Norddeutsche Bund noch nicht gekostet, aber manche Veränderung eigener Art bringt er uns doch. Im Herbst zunächst eine Garnison, wahrscheinlich ein Bataillon preußischer Jäger. Aber ein uns noch weit fremdartigeres Element steht unserer Gesellschaft vielleicht bevor. Es sieht nämlich so aus, als sollten wir eine Art Koblenz für die hannöversche Emigration werden infolge der Nähe von Hummelshain, wohin sich die Königin von Hannover nun doch bald zurückziehen wird. Ein Herr von Ompteda mit Familie — der Name klingt welfisch genug — hat sich schon hier eingemietet . . . . Was hast Du zum Londoner Vertrage gesagt? Ich habe zur unbedingten Friedenspartei gehört und das Resultat ist nach meinem Sinne. Ich sehe überhaupt nicht ein, wie Staaten wie die westeuropäischen Großstaaten auf einem würdigen Fuße nebeneinander leben können, ohne gegenseitige Rücksicht. Und ich freue mich, daß wir mit dem guten Beispiel angefangen haben. Wieviel mehr lag aber auch, abgesehen vom Unglück des gerade drohenden Kriegs, an der Sicherung dessen, was wir in Deutschland nun gewonnen haben, als an den verdorbenen Luxemburgern, noch zu guterletzt einer recht eindringlichen Erinnerung an unsere bisherige politische Verkommenheit. —

Dresden, 15. September 1868

. . . . Kurz, ich bin herzlich froh, daß ich bald diese Arbeit abgeschüttelt haben werde. Sie soll mich, hoffe ich, teilweise wenigstens hintennach schadlos halten durch den Spaß, den mir die Angriffe gewisser Leute machen werden, deren Übermut gerade jetzt wieder nicht wenig gewachsen ist, dank der kräftigen Gunst, welche ihnen die verblendete Leitung dieser Angelegenheiten in Preußen zuwendet. Freilich ist die liberale Theologie in den Händen der Heidelberger, die sich ihrer neuerdings beson-

Gegensatz zum Protestantenverein

ders angenommen haben, meiner Überzeugung nach nicht eben sehr wohl aufgehoben. Sie sind mir im schlechten Sinne des Worts zu praktisch, und ihre Wissenschaft dringt wenig in die Prinzipien ein. Mit Rothe vollends haben sie ihre Respektsperson verloren. Vor einiger Zeit habe ich mich aber doch mit diesen Deinen Kollegen zum ersten Male eingelassen. Schenkel, mir aus seinen Büchern übrigens ganz besonders fatal, forderte mich mit auf zur Mitarbeit an seinem Bibellexikon. Dieses ist nach im ganzen zu verständigen Prinzipien angelegt, als daß ich mich ganz zurückziehen möchte .... Ich befinde mich im ganzen in Jena ganz wohl, und insofern besser als Jena selbst, von dem man nicht gerade einen Zustand der Blüte behaupten kann. Ich habe dort gute Freunde und kann meine nächsten Zwecke, wenn überhaupt, so dort ebenso gut erreichen als anderswo. Was mich freilich bisweilen recht verstimmte, war der Gedanke, wie langsam mir die Arbeit von der Hand geht ....

Jena, 15. Juni 1869

.... Was sollte gar aus den Theologen werden, wenn sie sich auf ihr „Fach" ganz zurückzögen und nicht wenigstens auf der Universität sich an das allgemeine Wesen der Wissenschaft erinnern lassen müßten! Deine Erklärung, die ich schon gelesen hatte, war mir aus dem Herzen geschrieben. Den „deutschen Professor" habe ich noch nicht gelesen, wohl aber neulich mit großem Interesse Mohls Aufsatz über die Universitäten in seiner Politik. Bis jetzt ist die Unendlichkeit der Wissenschaft fast nur ein anmutiger Gedanke gewesen mit allen Reizen eines luftigen Ideals. Heutzutage wird bei der unermeßlichen Masse der Arbeiter und Teilung ihrer Aufgaben bitterer Ernst daraus, und sie tritt uns mit der Brutalität einer Tatsache entgegen. Die Unendlichkeit des Objekts geht uns an der Unendlichkeit seiner Betrachtung erst recht auf. Das müssen freilich die Universitäten empfinden, und Mohls Ratschläge lauten alle kleinlaut genug. Was er über die kleinen Universitäten sagt, geht uns Jenensern an den Kragen ... Daß ich von dem Pairschub, den es in diesem Frühjahr hier gegeben hat, noch ausgeschlossen geblieben bin, habe ich, lieber Treitschke, als eine sehr billige Tatsache ertragen. Da das Geld meines Hauptbuchs noch nicht erklungen war, konnte meine Seele füglich nicht in diesen Himmel springen, und ich bin in der Tat ganz allein schuld daran, daß sie noch draußen ist[17]. — Was Du mir über die Heidelberger

Wissenschaft und Professoren

Theologen ſchreibſt, glaube ich gern, und mag auch Schenkel ein „ens sui generis“ ſein, ſo ſcheinen leider auch die übrigen über keinen andern Leiſten geſchlagen zu ſein. Ich bin etwas geſpannt darauf, wie ſie die Art aufnehmen werden, in welcher ich in meinem Buche mit ihrem Schoßkinde, dem Roſtocker Baumgarten, verfahren bin. Welchen vernünftigen Zweck ſie mit dem neulich in Worms in Szene geſetzten Proteſt verfolgt haben, iſt mir gänzlich verborgen. Die römiſche Einladung verſteht ſich doch vom katholiſchen Standpunkt ebenſo ſehr von ſelbſt, wie von unſerm der Papierkorb dafür. Zum Glück wird man in Rom ſelbſt nicht glauben, daß unter den heutigen Proteſtanten nur zwanzigtauſend Seelen verloren ſind[18]. —

Jena, 1. Dezember 1869

Ruf nach Baſel angenommen

. . . . Heute vor vierzehn Tagen bin ich durch die Präliminarien eines Rufs nach Baſel aufs höchſte überraſcht worden. Nicht nur das ganz Unerwartete ſtörte mich aber hier aus meiner Ruhe. Am Daſein eines Privatdozenten finde ich zu viel Behagen, als daß „befördert“ zu werden mir nicht unter allen Umſtänden eine zweideutige Freude ſein würde. An Jena bin ich im Laufe der Jahre ſo anhänglich geworden, daß es zu verlaſſen mir immer außerordentlich leid ſein würde. Aber nun ſoll ich gar aus Deutſchland heraus — dabei empfinde ich wirklich, wie es dem Fiſch ſein muß, der auf den Strand geworfen wird. Dennoch mußte ich mir nach einigen Tagen Bedenkzeit ſagen, daß ich mich eigentlich gar nicht bedenken dürfe anzunehmen. In Baſel wollen ſie nämlich, nachdem längere Zeit dafür agitiert worden iſt, in der ſonſt, alter Sitte der Stadt gemäß, in verſchiedenen Schattierungen der Rechtgläubigkeit gefärbten Fakultät eine außerordentliche Profeſſur für kritiſche Theologie gründen. Der Betreffende ſoll in dieſem Sinne über neues Teſtament und alte Kirchengeſchichte leſen, 3000 Frs. Gehalt erhalten und nach der Wahl des Basler Erziehungsrats ich ſein. Dies war es, was mir neulich ein dortiger Profeſſor in einem ſehr freundlichen und einladenden Briefe vorlegte. Auch das iſt mir ganz recht, mit meinem theologiſchen Radikalismus unter Gegner verſetzt zu werden. Denn bin ich auch theoretiſch in dieſen Dingen für ſcharfe und rückſichtslos klare Gegenſätze, ſo doch auch praktiſch für den guten Frieden, und je ſchwerer dieſe Dinge beiſammen zu halten ſind, um ſo froher nehme ich an jedem Verſuche teil. Recht ängſtlich freilich machte mich, bei einer doch

immerhin heiklen Stellung, meine gänzliche Unbekanntschaft der Basler Verhältnisse im einzelnen. In manchem kam mir der Brief entgegen, manches ergänzten anderweitige Erkundigungen, über das meiste mußte mir freilich der Mut des Entschlusses weghelfen. Die Hauptsache mußte mir doch sein, daß man an mich gedacht, und aus meinen lächerlich spärlichen und bescheidenen bisherigen Leistungen wenigstens meinen theologischen Charakter nicht verkannt. Unter allen diesen Umständen mich zur Übersiedelung zu entschließen, war ich vor allem meinen Eltern schuldig. In Deutschland sind im Augenblick die Verhältnisse für mich von zu trostloser Aussichtslosigkeit, um mich um jeden Preis auf das Warten zu verlegen. Vollends das Hauptbuch wird mir wenig helfen, vielmehr die Pfaffen in- und außerhalb des Protestantenvereins so gegen mich einnehmen, daß mir vermutlich die deutschen Fakultäten zunächst ziemlich alle hermetisch verschlossen sein werden. So mußte ich denn den Baslerruf noch als ein sehr unverhofftes Glück ansehen, und als ich kürzlich mein Jawort schrieb, ließ ich mir ja noch die Hoffnung, einmal nach Deutschland zurückzukehren . . . .

Jena, 8 März 1870

. . . . Meine Übersiedelung nehme ich in der Woche nach Ostern vor . . . . Wiedersehen muß ich Dich auf jeden Fall, endlich nach so langer Frist . . . . So mancherlei mich nach anderer Seite abzog, konnte ich mir nicht versagen, als Dein Buch ankam, den Cavour und die konstitutionelle Monarchie sofort zu lesen[19]. Ob auch ein kühler Monarchist und, wie ich meine, unüberwindlich antipathisch gegen den Krieg gestimmt, habe ich doch namentlich, auch was Du über diese Dinge sagst, mit herzlicher Zustimmung gelesen. Meine Freude habe ich Dir nicht mitgeteilt, aber andern . . . .

Historische und politische Aufsätze Band 2

Basel, 23. März 1870

Pfingsten steht vor der Tür, damit auch hoffentlich die Zeit, wo ich Dich wiedersehen kann, wenn auch leider nicht in der Weise, die ich bei unserer neulichen Besprechung vorausgesetzt hatte. Zu den Eigentümlichkeiten des Ortes — der übrigens auch bessere hat — gehört die Beschränkung der Pfingstferien auf drei Tage — Sonnabend, Sonntag, Montag — und da ich Dienstag und Freitag zu lesen habe, wäre ich in der Tat nur in diesen Tagen frei . . . . Hier bin ich noch kaum aus der Stadt gekommen, herrlich aber ist

schon hier die Natur, und an dem Blick von der Pfalz über den Rhein nach dem Schwarzwald habe ich immer wieder neue Freude. Das Klima hat sich leider seit meiner Ankunft in den Kontrasten der Tropen — und der Polargegenden bewegt. — Fremd fühle ich mich freilich noch recht sehr, aber freundlich bin ich aufgenommen worden, und der Verkehr unter den Kollegen ist sehr behaglich, wenn auch zwischen den Eingeborenen und den Deutschen eine ziemliche Abschließung vorhanden ist .... Die Universitätsverhältnisse sind sehr klein, aber bequem. Mit vier Stunden Kolleg in der Woche wäre ich an sich nicht überladen, aber doch bin ich seit meiner Ankunft hier nicht zu Atem gekommen. Leider hatte ich einen Schwanz meines Buches noch mit hierher herüber schleppen müssen. Nun ich diesen erledigt, lastet die Antrittsvorlesung auf mir, die ich mitten unter den andern noch zu machen habe, doch nächste Woche zu halten gedenke. So gern ich mir diese Arbeit ersparte, so liegt mir doch selbst daran, da sie mir dienen soll, meine Stellung in den hiesigen theologischen und kirchlichen Wirrnissen deutlich zu bezeichnen. Meine Spezialkollegen haben mich alle sehr zuvorkommend begrüßt, der Wille zu gutem Einvernehmen ist wohl überall da, auch stehen nur wenige von ihnen auf einem von dem meinen so radikal verschiedenen Standpunkt, daß eigentliche Verständigung kaum zu erwarten ist. Nicht zu den angenehmsten, aber zu den unvermeidlichen Verpflichtungen meiner hiesigen Stellung gehört auch, mich zum hiesigen Reformverein zu stellen, wenn ich auch zunächst schon mit meiner Unbekanntschaft der Lokalverhältnisse zu weit gehende Zudringlichkeiten mir werde leicht vom Leibe halten können[20]. Heute hat mir der Vorstand seinen Besuch angekündigt. Meine Adresse ist Schützengraben 45 ....

Das Wirkungsfeld in Basel

Basel, 13. März 1870

Herzlich freue ich mich, daß es bei Dir wieder soweit leidlich geht, weniger über das, was ich Dir sonst zu melden habe. Ernstlich sollte ich eigentlich an die Reise, die Du mir vorschlägst, nicht denken, und wenn ich nicht heute schon Dir bestimmt absage, so geschieht es nur, weil ich mir immer noch nicht die Türe zu Dir zuschlagen will. Noch am selben Abend, als ich Dir zuletzt schrieb, meldete mir der Dekan sehr unerwartet, daß Umstände eine Verschiebung meiner Antrittsvorlesung wünschenswert machten, und wir verlegten sie auf nächsten Dienstag, den einzigen Tag der

Antrittsvorlesung und Pfingstreise

nächsten Woche, der passen wollte und von dem ich nicht erwarten konnte, daß er so unbequem würde. Nun kann ich auf keinen Fall vor Sonnabend früh 6 Uhr hier fort, und muß auf jeden Fall Montag Abend wieder hier sein. Dienstag früh um elf muß ich in der Aula stehen, man ladet hier die ganze Stadt ein, natürlich ist mit der Sache nicht zu spaßen. Ich möchte es daher nicht auf die letzte Möglichkeit von Dienstag 9,55 Min. früh ankommen lassen . . . Denke ich bis Freitag Abend fertig zu sein, so schreibe ich Dir nicht mehr und komme in den „Engel" nach Weißenburg, sonst schreibe ich noch Donnerstag Abend und Du hast den Brief Freitag, oder ich telegraphiere Freitag früh. Hoffentlich auf nächstes Wiedersehen![21]

Basel, 20. Juli 1870

So ist denn der unselige Krieg ausgebrochen, von dem ich vor allem gewünscht und immer gehofft hatte, die Besinnung der beiden Nachbarvölker werde ihn solange hintanhalten, bis man sich von der Möglichkeit friedlichen Nebeneinanderwohnens durch die Tatsache überzeugt. Kann man aber auch wahnsinniger als die Franzosen in diesen Krieg sich stürzen oder vielmehr gestürzt werden! Ja überraschend stark hat sich bei ihnen selbst die Empfindung der Kalamität ausgesprochen, die für ihre Nation darin liegt, daß gerade dieser Kampf einer so erbärmlichen und dessen unwürdigen Regierung in die Hände fällt. Wir haben in diesen wenigen verhängnisvollen Tagen doch schon einen ungeheuren Erfolg für uns, daß wie durch einen Zauberschlag die Einheit ganz Deutschlands lebendig geworden ist. Mögen auch ein paar süddeutsche Kabinette aus politischer Klugheit oder auch Notwendigkeit gehandelt haben, unzweideutiger ist die Volksstimmung. Nun werden ja die lieblichen Gegenden, die wir neulich zusammen durchwanderten, wohl zu allernächst von den Verwüstungen des Kriegs getroffen werden, und wenn auch eine fortgeschrittene Gesinnung die Greuel der Vorzeit sich nicht wiederholen lassen wird, so wird doch auch dem Franzosen das Gefühl fern bleiben, für wieviel sie auf diesem Boden genug zu tun hätten. Wir hiesigen Deutschen haben schon vorgestern ein Hilfskomitee gewählt, das heute einen Aufruf an alle Deutschen in der Schweiz zu gemeinsamem Wirken erläßt. — Die Verwirrung war hier namentlich Sonnabend und Sonntag unglaublich. Welche Menschenklasse wäre zugänglicher für panischen Schrecken als sorg-

Ausbruch des deutsch-französischen Krieges

loſe Touriſten! Und ſo war denn der badiſche Bahnhof von fliehenden Scharen überſchwemmt. Für einzelne Strecken war der Vorrat von Billeten bald ausverkauft, und zwei bis drei Stunden mußte dieſe Menge auf Abfahrt ihrer Züge warten. Dazu kamen die außerordentlich energiſchen und raſchen Maßregeln der Schweiz für Wahrung ihrer Neutralität. Schon ſeit Sonntag iſt die Stadt von 6—7000 Mann aus allen Kantonen beſetzt, doch iſt, was nicht die große Kaſerne bezogen hat, bis jetzt alles in einem großen Barackenlager vor der Stadt untergebracht. Die Sympathien für Deutſchland ſind hier im ganzen nicht groß. Um ſo häufiger und beſſer hat man hier Gelegenheit, die unbegreifliche Kopfloſigkeit zu ſchätzen, mit welcher die franzöſiſchen Staatslenker dieſen Krieg vom Zaun gebrochen haben. — Meine Ferienpläne ſind natürlich ganz in die Brüche gegangen. Die Alpenreiſe — geſtern ſollte ich aufbrechen — iſt mir ganz verleidet. In ſolcher Zeit iſt, wenn man nicht ſonſt handeln kann, Arbeit am gewöhnlichen Tagewerk noch das Beſte. Zumal in dieſen erſten Tagen der peinlichſten Erwartung möchte ich mir nicht die Möglichkeit, die Ereigniſſe zu verfolgen, noch verringern, und zur Sparſamkeit hat man nun auch mehr als einen Beweggrund. Zu einer Zeit, wo unter uns Deutſchen allen ſo gute Zuverſicht zu unſerer Sache herrſcht und auch ſo manche Umſtände dazu kommen, um uns bei allem ſchweren Ernſte des Augenblicks guten Mut zu machen, frage ich mich am wenigſten, wie Du denkſt.

Treitſchkes Herolds- und Rhetorennatur

So hatten ſich für Overbeck die für ſeine Zukunft ausſchlaggebenden perſönlichen Werdejahre zeitlich gedeckt mit einer unvergleichlich intenſiven politiſchen Reifwerdung ſeines eigenen Volkes. Dabei leiſtete ihm die von beiden Seiten gleich innige Freundſchaft mit dem hellſichtigen, ſcharftönenden Türmer und Weckrufer jener weltgeſchichtlichen Anbruchsſtunde den einem höchſten Glücksfall gleichzuachtenden Dienſt, ihn den ſonſt nur auf beſcheidene eigene Überzeugung angewieſenen millionſten Bruchteil einer ungeheuren Geſamtmaſſe, in einen jedenfalls mittelbaren Zuſammenhang mit dem Sturmſchritt der Ereigniſſe zu bringen; denn daß Treitſchke in jenen erſten kühnen Kämpferjahren von der ebenſo rührenden als klugen Teilnahme des jüngeren und ſtilleren Freundes gänzlich unberührt geblieben ſei, daß er aus dieſem warmen Verſtändnis nicht Mut, aus dieſer überſchauenden Klar-

Basel 18. Mai 71.

Mein lieber Treitschke,

Verzeih, dass ich Dir so lange nicht geschrieben, Dich noch nicht einmal zu Deiner Erwählung beglückwünscht, was in manchem Sinn besser früher geschehen wäre. Denn ich habe oft mit Bedauern Deiner gedacht bei dem trägen Gange dieses Reichstags. Schon von Dresden aus hätte ich Dir einmal Nachricht gegeben, wenn wir dort nicht ebenfalls eine Halsentzündung in die Quere gekommen wäre, die wirk dem Schluss der Ferien ziemlich verleidet und an deren Nachwehen ich auch noch hier eine Zeit lang zu tragen hatte. Eben finde ich nun, da ich von Badenweiler zurückkomme, wo wir zum Feiertag mit einigen Freiburger

Brief von Franz Overbeck an Heinrich von Treitschke
vom 18. Mai 1871

Viel Glück zur Elsass-Lothringen debatte,
auf die ich ungemein gespannt bin, vor allem
aber freue ich mich auf Deine Erzählungen
und Dich wiederzusehen. Vielen Dank
für Deine unverdrossene Anfrage, hof-
fentlich geht es Dir wieder gut und
giebst Du mir bald gute Nachricht.

Herzlich grüssend

Dein

Oberlin

heit nicht Anregung geschöpft habe — wer will daran zweifeln! Treitschkes ebenbürtige Herzlichkeit in diesem Jugendbündnis tritt in seinen vierzig von 1860—1870 an Overbeck gerichteten Briefen unverkennbar zutage. Es ist die Frage, ob er sich irgend einem andern seiner damaligen Gesinnungsgenossen so gleichmäßig, in einer ebenso ununterbrochenen Entwicklungslinie anvertraut hat, wie eben Overbeck. Und das beweist fürwahr am schlagendsten, daß auch Overbeck an dem unverbrüchlichen Bestande dieses Jugendverhältnisses nicht ohne Verdienst war. Die Freundestreue, deren ihn Treitschke mit immer wiederkehrender Unmittelbarkeit versichert, wurzelte in jener harmonischen Doppelheit von Overbecks Veranlagung, in dem ihm eigenen Gleichgewicht von Verstandesschärfe und tiefem Gemüt. Für Treitschkes nach außen drängende, auf Erziehung und Wirkung bedachte Rhetorennatur war der Blick in eine solche Freundesseele wie der Blick in einen reinen Spiegel; hätte er sich eine handlichere und zugleich zuverlässigere Kontrolle der von ihm ausgehenden Antriebe und deren Ausprägung im Empfänger überhaupt wünschen können, als sie ihm mit dieser Freundschaft Overbecks in nächster Nähe zur Verfügung stand! Er, der schon weiter war und zwar mehr als nur um die drei Jahre weiter, um die er älter war, machte damals in allen Stücken Overbeck zum Vertrauten seines Herzens. Seine Aussprache in den Briefen ist menschlich von vollkommener Abrundung. Weit entfernt davon, etwa nur vor einem aufmerksamen Zuhörer die Fülle seiner politischen Ansichten abzuwandeln, eröffnet er ihm sein gesamtes persönlichstes Innenleben. Erst herrscht noch gänzlich die burschikose Derbheit studentischer Sitten vor. Dann aber klingt das große Leben hinein, gesteigert durch die nationale Ahnung. Was den germanischen Mann erfüllt, die Liebe zu seinem Lande, die Liebe zum Weibe, die getäuschte und die befriedigte, die Liebe zur eigenen Volksart und die Lust auf den Kampf um sie, das spricht Treitschke dem Freund aus.

Treitschkes Briefe an Overbeck

In gutmütigem Übermut redet er ihn an: „Lieber Kleiner!" Oder: „Du frommer Pfaff!" Er nennt ihn eine menschlich freiere Natur als Lipsius; an ihm hafte nichts von jenem theologischen Geschmäckchen, das jener nicht ganz verleugnen könne. Er bewundert Overbecks „unmenschliche Güte", die auch das Unmögliche möglich mache; er ist gerührt von der Sorge des „lieben Kleinen" um ihn, von der ihm Busch berichtet. In stolzer Erwartung spricht er von der Möglichkeit, das neu zusammentretende

Parlament des Norddeutschen Bundes werde ihn sich in Berlin zu seiner Verfügung halten oder die Annexion des Rautenlandes seine Versetzung nach Leipzig herbeiführen. Der jungen Gattin führte er den „kleinen Jenenserpfaffen" als das leuchtende Vorbild des besten Menschen zu Gemüte und wünschte ihm, er möchte bald selbst erleben, was die Ehe sei: ein stilles, sicheres Glück und zugleich eine fortwährende Schule der Selbsterkenntnis; man müsse sehr klug mit seiner Zeit hauszuhalten wissen, wenn man zugleich tüchtig arbeiten und einer geliebten Frau etwas sein wolle. Zum Basler Ruf gratuliert er: „Natürlich mußt Du gehen, lieber Junge!" In ihrer Laufbahn komme alles darauf an, daß die Kugel nur erst rolle, und seiner liebenswürdigen Persönlichkeit gelinge es vielleicht, selbst mit den Basler Pfaffen auszukommen. Ein Stier von Uri brauche er nicht zu werden, er kriege ja nicht einmal das schäbige republikanische Bürgerrecht, er müsse die Sache ansehen, wie eine mehrjährige Reise, und am Ende lasse sich auch von der schweizer Art, die bei aller Engherzigkeit grundtüchtig sei, manches lernen. Basels Umgebung sei herrlich und Jacob Burckhardt ein trefflicher Kollege. — Jener Pfingstausflug sodann, der die beiden ahnungslos auf den bald darauf blutgetränkten Schlachtfeldern von Weißenburg lustwandeln und die Zurückeroberung des Elsasses nur wie eine traumferne Volkshoffnung schauen ließ, bildete den Höhepunkt alter Wanderpläne, von denen der eine und andere teils schon ausgeführt worden war, teils in den kommenden Jahren noch seine Verwirklichung finden sollte. Auch die schweizer Voralpen haben die beiden Freunde in mehrtägigen Fußtouren durchstreift, und auf Treitschkes Seite, der zu langen schriftlichen Erörterungen nicht Zeit fand, bildet überhaupt der burschenschaftliche Wandertrieb so eine Art Kitt für die losen Blätter seiner Zuschriften; denn bis zum Ende der siebziger Jahre bildet die Vereinbarung irgend eines solchen Streifzuges den Hauptzweck seiner Briefe an den Jugendgefährten.

Overbecks politische Erziehung

Wie auch immer dieser Freundschaft die Lose noch fallen sollten, ihren eigentlichen Zweck hatte sie nun erfüllt. „Treitschke hat mich, ich muß es wohl sagen, ins Leben eingeführt — das habe ich ihm nie vergessen; mein Führer im Leben ist er im gewissen Sinne nie gewesen, bleiben konnte er es auf jeden Fall nicht." Mit diesen Worten hat Overbeck, an seinem Lebensabend auf sein köstlichstes Jugenderlebnis zurückblickend, selber die Summe dar-

aus gezogen. Nur bei wirklicher eigener Selbständigkeit war es denkbar, einem andern Werdegange in solchem Maße Verständnis entgegenzubringen, ohne in dieser Hingabe sich selbst völlig aufzuzehren. Seit er im Sommer 1859 in Leipzig Treitschkes Erstlings-Kolleg über die Geschichte der politischen Theorien gehört hatte, war Overbeck zum Bewußtsein gekommen, was es auf sich habe, ein Deutscher zu sein. Zu wissen, woran er mit sich selber in dieser Hinsicht war, konnte ihm noch weit weniger gleichgültig sein als einem beliebigen Andern, dessen Voreltern immerzu auf der deutschen Scholle festgesessen hatten. Der Einfluß Treitschkes auf ihn hat ihn endgültig vor den Gefahren des Kosmopolitismus bewahrt. Seinen eher zarten Naturtrieben wurde mit den politischen Instinkten ein kräftiges Herzstück eingesetzt; anstatt nur eines Bündels von vereinzelten, unmittelbar über dem Boden bereits eigenmächtig auseinanderstrebenden Zweigen konnte ein senkrechter Stamm gerade aufsteigen. Das geschah zunächst im Anschlusse an die Schulbegriffe der liberalen Partei. Aber Anfang 1866 ist er so weit, seine bisherige Voreingenommenheit gegen Bismarck, den Junker und Konservativen, an die dämmernde Ahnung der bevorstehenden Reichsgründung umzutauschen. Er spürt aus den ihm im übrigen noch kaum verständlichen, ja oft noch höchst zweifelhaften Maßnahmen des preußischen Staatsmannes die „intelligente Energie" unabweisbar heraus. Das mag ja auf Rechnung Treitschkes gehen, obschon Overbecks Anhängerschaft und Parteinahme für Preußen viel zu durchdacht herauskommt, um irgendwie mechanisch nachgebetet zu sein. Das deutlichste Anzeichen für die vorhandene kräftige Selbstbehauptung auch gegen Treitschke findet sich in dem Briefe an diesen vom 18. Juni 1866, wo er weit gründlicher, als Treitschke es tue, die Größe des Unglücks gewürdigt wissen will, daß „die Fragen der Einheit und Freiheit auseinander fallen". Das klingt ja zunächst nun auch nur nach den üblichen Schlagworten jener Zeit, so daß wir unsererseits ohne weiteres eine solche gelegentliche Bemerkung nicht von vornherein mit besonderem Nachdruck hervorheben dürfen. Ein Vorausblick auf Overbecks späteres Leben jedoch berechtigt dazu, bereits diesem kurz vor dem Schlachttag von Königgrätz geltend gemachten Vorbehalt einen thematischen Wert zuzusprechen. Nahm einmal dieser Gedanke eine schärfere Gestalt an in dem Sinne, ein deutsches Reich wäre mit der Opferung seiner Freiheit für Kultur doch zu teuer bezahlt, dann war das Fortbestehen einer

Freundſchaft mit Treitſchke, ſofern ſie auf ein lebendiges Wachstum und nicht bloß auf erinnernde Rückblicke angewieſen ſein ſollte, im Keime getroffen. Dann war aus Overbeck ein politiſcher Ketzer geworden, mit dem für Treitſchke eine unmittelbar lebendige, auf der augenblicklichen Überzeugung fußende Gemeinſchaft nicht länger möglich war. Daß es dazu aber wohl einmal kommen mußte, lag nun doch wieder in Overbecks Vorausſetzungen begründet. Wohl war ſein Patriotismus echt und bodenſtändig; aber ſeine Vaterlandsliebe erfüllte ſich ihm im Heimatsgefühl, der politiſche Exponent daran war hingegen in ſeinen Augen etwas, worüber ſich immerhin reden ließ. Treitſchke war eben doch ſchon damals Doktrinär der Reichsidee; ſein Glaube, daß mit der Einheit die Freiheit Hand in Hand gehe, unterlag für ihn keinem Zweifel. In Overbeck hingegen keimte bei aller Ehrlichkeit ſeiner großdeutſchen Bürgergefühle das kosmopolitiſche Bedenken auf, die Nationalität als ſolche dürfe nicht zum allgemein menſchlichen Wertmeſſer erhoben werden. Die Begeiſterung für das Reich kühlte ſich bei ihm — das ließ ſich mit Sicherheit vorausſehen — in dem Maße ab, als damit nicht auch die nahende Verwirklichung des Kulturideals gewährleiſtet war.

Overbecks religionskritiſche Ader

Dazu geſellte ſich, noch verborgener aber doch nicht weniger gefahrdrohend, ein weiterer Zwieſpalt, der religiöſe. Overbeck iſt damals kaum noch die Befürchtung aufgeſtiegen, er könne jemals ernſtlich mit Treitſchke über das Chriſtentum anderer Meinung ſein. Wie im Umgang mit dieſem ſein politiſches Bewußtſein erſtarkt und herangewachſen war, ſo genau ebenſo ſehr ſeine völlige Unbefangenheit in Glaubensfragen. Er wußte es auch ſpäter nicht anders, als daß er durch Treitſchke zum Freigeiſte geworden war. Auch hierüber ſollte das Jahr 1870 zwiſchen ihnen beiden Klarheit ſchaffen. Die Kriegserlebniſſe, beſonders die ſchmerzlichen Wunden, die ſie ihm perſönlich ſchlugen, bewirkten in Treitſchke die Umkehr. Er geſteht Overbeck am Jahresende, der Heldentod ſeines Bruders Rainer, eines von ſeinen Soldaten grenzenlos geliebten jungen Offiziers, der ſich auf dem Krankenbette ſo tapfer gehalten habe wie auf dem Schlachtfelde, ſei ihm unbeſchreiblich nahe gegangen. Er bekennt, an dem jungen, ſchönen Kämpfer, der dann mit dem eiſernen Kreuze auf der Bahre lag, habe ihn beſonders die feſte anſpruchsloſe Frömmigkeit gerührt, die ihn nie verließ. Im Verlaufe der letzten Jahre und nun gar in dieſem Kriege habe er erſt recht die Bedeutung des

religiösen Lebens verstehen gelernt. An sich forderte natürlich eine solche Empfindung in Overbeck nicht den leisesten Widerspruch heraus; gegen die Religion als einen gutmütigen, den höheren Denkprozeß nicht durchkreuzenden Gemütszustand hat er sich stets harmlos verhalten, und ihre reale Ausprägung hat ihn zeitlebens nicht davon abgeschreckt, einer gottbeflissenen Subjektivität ganz unbefangen nahe zu treten, sobald sonstige Eigenschaften ihm die betreffende Persönlichkeit liebenswert erscheinen ließen. Etwas anders aber verhielt sich die Sache, wenn Treitschkes wiedergeweckte Sympathie für das Christentum sich unbesehen auch auf ihn als Denker übertrug. Der Gegensatz von Glauben und Wissen hatte für Overbeck allerdings die Geltung eines Grundbegriffes erreicht; er galt ihm als ein Erfahrungssatz ersten Ranges. Gefiel sich ein Gelehrter und gar noch unter Inanspruchnahme wissenschaftlicher Eigenschaften und Fertigkeiten in geräuschvollen Aussöhnungs- und Überbrückungsversuchen, so hörte für Overbeck alsgemach der Spaß auf. Mit dem Tage, da sich Treitschke, nunmehr der unbestritten erste akademische Rhetor Deutschlands, ex cathedra zum Christentum bekannte, war es abermals um sein weiteres Einverständnis mit Overbeck geschehen. In dieser Hinsicht bedurfte es auch für Overbeck keines weiteren Anspornes mehr, da er mit sich selbst darüber völlig ins Reine gekommen war, und wer sich seine grundsätzlichen Darlegungen, wie er ihnen einige Jahre später in seiner „Christlichkeit" bindende Gestalt gab, vergegenwärtigt, der wird in der Hauptsache das Echo seiner Treitschke brieflich schon gemachten Andeutungen unschwer heraushören.

Für den Aufschluß, der von diesem vorliegenden Buche allgemein erwartet werden wird, war eine gründliche Auseinanderlegung von Overbecks Bildungswerten im Moment, da er als gereifter Mann sein Lehramt in Basel antrat, unerläßlich. Fassen wir die Ergebnisse zusammen. Der Grundzug seines Wesens bestand damals in einer außerordentlich geschulten und verfeinerten Empfänglichkeit für ein gleich gerichtetes, aber kraftvoller und gebieterischer einherstürmendes Leben. Für ein neues, kühnes Wort, für einen unerhörten, hinreißenden Gesang gab seine Seele einen geradezu idealen Resonanzboden ab; zu nichts schien er besser geschaffen, als an einer großen Verkündigung, gleichsam als natürlicher Unterton dazu, verstärkend mitzuschwingen. Die Freundschaft mit Treitschke war auf dem Punkte angelangt, wo das bereits Erlebte

Overbecks Fähigkeit zur Freundschaft

ſich ſelbſt genügte und in Verlegenheit geriet, wenn es an ſeine Fortſetzung in der Zukunft dachte. Die einer aufſteigenden Berühmtheit bewundernd und neidlos bewieſene Treue hatte ſich in ihren tieferen Zwecken heimlich überlebt und war zur Vorſchule geworden, um ſich an einem neuen, vielleicht höheren Gebilde dieſer ſelben Gattung über ihre Tüchtigkeit auszuweiſen. Overbeck war, die Freundſchaft im höchſten, gewiſſermaßen kulturgeſchichtlichen Sinne verſtanden, als Freund frei geworden. Wie nun, wenn er abermals zum Geleitsmanne einer ihre Zeit erregenden und befruchtenden ſtarken Perſönlichkeit auserſehen war?

Es iſt bekannt, daß das Schickſal dieſe Rolle ihm zugedacht hat. Der Mann, an dem er für den Reſt ſeines Lebens ſeine ausgebildete Begabung für Freundſchaft in großartiger und vorbildlicher Weiſe bewähren ſollte, war ein junger deutſcher Kollege, mit dem ihn in Baſel der alltägliche Zufall Wand an Wand bettete: — Friedrich Nietzſche.

Zweiter Teil

Die Basler Kollegenjahre

Basel als Kulturstadt

Ein alter Ruhm der Schweizerstadt Basel, vielleicht ihr schönster, ist, daß von jeher seltsame, anderswo unmögliche vielumtriebene Fremdlinge in ihr eine Stätte fanden, wo sie ihr Haupt hinlegten. Schon vor Jahrhunderten haben heiße Köpfe und Himmelsstürmer dutzendweise in ihrem Schoße ausgegoren. Für die neue Zeit und die ihr allein maßgebende nüchterne Wirklichkeits-Betrachtung darf man einen Nachhall jener altväterischen Gewohnheit in jener beinahe ehrfürchtigen Zuvorkommenheit entdecken, mit der wohl bis zum heutigen Tage an die Universität berufene, reichsdeutsche Hochschullehrer von der einheimischen, alteingesessenen Bevölkerung aufgenommen werden. In einer Stadt zumal, die keinerlei Uniformen kennt und doch die einer bestimmten Rangklasse schuldigen Reverenzen irgend wohin zu spenden Lust verspürt. Die Basler Gastfreundschaft, die sonst wahrlich nicht so leichten Kaufes feil ist, die aber den auswärtigen Mitgliedern ihres akademischen Lehrkörpers die Türen öffnet, wie sonst nur noch etwa Künstlern von europäischem Ruf, erfährt aus diesem Zusammenhang vielleicht eine tiefere Begründung. Was davon auch heutigentags noch übrig sein mag, sicher ist, daß vor einem Menschenalter diese Ehrung des bürgerlichen Wohlstandes vor den Vertretern der Geisteswelt in voller Blüte stand. Überdies trafen damals noch andere Umstände zusammen, um insbesondere die siebziger Jahre zu einer Zeit der Erfüllung und der Ernte zu gestalten.

Nietzsche selbst machte auf Grund seiner ersten Eindrücke dem Basel jener Tage das Kompliment, es suche „in einem unverhältnismäßig großartigen Sinne und mit einem für größere Staaten geradezu beschämenden Maßstabe die Bildung und Erziehung seiner Bürger zu fördern" — und schloß daran die Vermutung: „daß dort, wo man um so viel mehr für diese Dinge t u t, man auch über sie um so viel mehr d e n k t". In der Tat, Basel hatte als Stadt eine schwere Selbstprobe wohlbestanden hinter sich und

fühlte nun allerseits kräftige Triebe, über sich selbst hinaus zu wachsen. Soeben vollendete sich das Menschenalter seit seinem großen Unglück, dem verlorenen Bürgerkriege gegen sein rebellisch gewordenes, angestammtes Hinterland und, als Folge davon, der Trennung der Stadt- und Landhälfte in zwei selbständige Halbkantone (1833). An der großen Geschichtstafel gerechnet, hatte es sich da um ein wenig rühmliches Ereignis von kaum mehr als lokaler Tragweite gehandelt; aber der inneren Wirkung nach stand es im kleinen der Bedeutung nicht fern, die im großen etwa die napoleonischen Demütigungen auf Deutschland ausgeübt hatten. Konnte es auch nicht zu einem heldenkräftigen Rückschlag kommen, wie in dem Freiheitskriege, wozu der Natur der Umstände nach keinerlei Anlaß vorlag, so erfolgte doch die innere Erhebung von Schmach und selbstverschuldetem Unglück auf chronischem Wege, durch die charaktervolle Sammlung und Anspannung aller vorhandenen sittlichen Kräfte. Die Stadt hatte in gewissem Sinne eine Bluttaufe empfangen und war gekräftigt daraus hervorgegangen. Viele der alten Stadtgeschlechter hatten in jener Revolution ihre Häupter oder Mitglieder auf schimpfliche und ungesühnte Weise verloren; das Staatsvermögen hatte empfindliche Einbußen erlitten; ehrwürdige uralte Einrichtungen und Ehrenschätze, der Stolz der Bürgerschaft von altersher, waren in ihrem Fortbestande bedroht. Aber das schwergeprüfte Gemeinwesen machte sich aus der Dumpfheit empor. Seine eigene Ratsherrenregierung wendete sich neuen Erkenntnissen zu und führte z. B. eine damals noch so radikale Neuerung wie die Progressivsteuer ein[22]. Der Zunftzwang, die hergebrachte Wirtschaftsordnung hatte sich ausgelebt und sollte nicht länger der Einwanderung fremder Gewerbekräfte Einhalt tun. Das freie Christentum hielt seinen Einzug in die Hochburg altväterischer Rechtgläubigkeit — und gleichsam als Symbol all dieses inneren Wandels wurden zugleich auch äußerlich die alten Stadtmauern niedergelegt, die Festungsgräben aufgefüllt und in blühende Anlagen verwandelt. Theodor Mundt schildert das alte Basel aus eigener Anschauung (Spaziergänge 1839): „In Basel liegt doch noch aller Reichtum und aller Stolz der ganzen Schweiz aufgestapelt, und selbst das aristokratische Bern hat nie mit dem Patriziertum Basels an Gewalt und Glanz wetteifern können. Stolz und ernst wie der Münster von Basel ist anscheinend der Charakter der Einwohner.“ Hiezu eine Anekdote: „Andreas Heusler und Peter

Merian, die Leiter des geschaffenen Halbkantons Basel-Stadt, galten als die eigentlichen Säulen des schweizerischen Konservativismus und Föderalismus vor 1847. Daher erhielten sie einst auch den Besuch des Generals von Gerlach und des Herrn von Thadden-Trieglaff, die gerade auf einer Schweizerreise begriffen waren. Bei dem (1847) gestürzten Bürgermeister Burckhardt verbrachten sie gemeinsam einen sehr interessanten und anregenden Abend. Indessen erging es den Schweizern mit den Ostelbiern auch diesmal wie im Reformationszeitalter beim Religionsgespräch zu Marburg. Sie hatten einen andern Geist. „Weißt Du", sagte auf dem Nachhausewege Peter Merian zu Heusler, „neben diesen Herren sind wir doch die reinsten Jakobiner!" (Gelzer, Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, S. 32.)

Die Universität Basel

Das eigentliche Wahrzeichen der bürgerlichen Tüchtigkeit der Stadt war jedoch, daß sie nach der Dreiunddreißiger Revolution, die hiefür am allerwenigsten Verständnis bei den Gegnern geschaffen hatte, sich ihre berühmte, vierhundert Jahre alte Universität unter dem Aufwand ungewöhnlicher Opferfreude erhalten hatte. Diese Universität, ihrer geistigen Wurzelkraft nach auf die gelehrte und erbliche Veranlagung mehrerer einheimischer Familien begründet, so daß fast jede von ihnen auf ihren „Onkel Professor" stolz sein konnte — bildete insofern im Kreise aller höheren europäischen Bildungsanstalten einen merkwürdigen Einzelfall, als hier eine einzige Stadt eine Hochschule nur sich allein zu Nutz und Frommen auf der Höhe der gerade damals rapid anwachsenden Zeitansprüche hielt. Und mit dem Jahre Siebzig kam nun eine weitere Eigenschaft Basels zu ihrem Rechte, daß sie nämlich trotz allem im Verbande der schweizerischen Eidgenossenschaft verblieben war. Nach dem Bürgerkriege wäre ihre Rückkehr zu der früheren Stellung einer unmittelbaren deutschen Reichsstadt als Ausweg sehr zu erwägen gewesen; der alte Ernst Moritz Arndt verkündete es als etwas Selbstverständliches: „Nun kommt ihr zu Baden" [23]. Nun prägte sich die der Schweiz gehaltene Bundestreue bei der Reichsgründung dahin aus, daß Basel an der Erfüllung des Reichsideals keinen Teil hatte und doch eben damals höchst beachtenswerte Kräfte in den Dienst eines höchsten Kulturideals einstellen konnte.

Basel als Nährboden für individuelle Kultur

Jetzt, da der möglich gewordene Rückblick alle Zweifel zerstreut, ist es leicht, die Probe auf das Exempel zu machen. Wirklich so zu nennende Kulturfortschritte treten dann ein, wenn ein in sich selbst wohlgeordnetes, sich selbst genügendes Gemeinwesen aus sich selbst

das eine oder andere Einzelwesen herausstellt, das dann unter dem Antrieb neuer Gedanken zu der Gesamtheit in Gegensatz tritt, und aus persönlicher Kraft den geweckten Widerspruch einer ganzen Umgebung gebieterisch überwindet. Geschieht das mit Erfolg, so kommt innerhalb des nationalen oder auch nur lokalen Kulturringes der siegreiche Durchbruch zur Universalität zustande. Mit einem Dutzend den Durchschnitt überragender, die Erkenntnis und Fertigkeit ihrer Spezialgebiete fördernder Kapazitäten ist es freilich nicht getan. Nur jene spärlichen und einsamen Wanderer auf dem Weg zu vollkommener menschlicher Größe können hier noch, nach siebenfach gesiebter Auslese, in Betracht kommen. Zu Anfang der siebziger Jahre besaß Basel, als verdienten und vielleicht doch unverdienten Lohn seiner bewiesenen Charakterstärke das Glück, drei solcher universaler Geister sein zu nennen. Der erste war Jakob Burckhardt, der Gelehrte. Er hütete unermeßliche Reichtümer des inneren Schauens, ein Weltfahrer der, immer nur von seiner stillen Studierkammer aus [24], nicht nur rund um den Erdball reiste, sondern auch, im Längsschnitt, der Tiefe zu, den vergangenen Jahrtausenden entlang ging. Der zweite war Arnold Böcklin, der Maler. Auch er ein großer Sammler und Summenzieher, überall dagewesen, überall seine Steuer eintreibend, der Wucht seiner Empfindung nach geradezu ein Prophet des Übermenschen und eben als Künstler ein Erquicker der Sinne, der Zauberer der Meerflut und der glühenden Sonne. Diese beiden waren leibhaftige Söhne der Stadt, der eine Altbürger, der andere Neubürger. Und dazu nun Friedrich Nietzsche, der Philosoph. Er, der fremde Humanist, herbeigerufen wie jene früheren in der Hoffnung, daß er der Stadt neue Ehre einverleibe, und der dann wieder seine Wege zog, weil es ihn überhaupt in keiner Heimat duldete — er, der dritte Allerweltsumfasser, wenn er auch an dem Überschwang der titanenhaften Umarmung zu Grunde ging — er war mit Burckhardt gewaltig im Aufspüren geistiger Dinge und mit Böcklin gewaltig in der Schaukraft sinnenfälliger Wirklichkeit und ihrer Wiedergabe in hundert Farben.

Von ihm haben wir in unserm Buche zu handeln und zwar gewissermaßen im Widerspiel zu handeln, allerdings im letzten Grunde um seiner selbst willen, aber um dahin zu gelangen, zunächst doch in seiner Bezogenheit auf seinen uns als selbständige und freie Persönlichkeit bereits bekannten neuen Freund Overbeck. Bevor wir jedoch in die Schilderung dieses Verkehrs eintreten, sind

am beſten gleich hier einige Beziehungen Nietzſches zu einheimiſchen Baslern zu erwähnen. Es handelt ſich in den drei erſten Fällen nicht um ſelbſt die flüchtigſte perſönliche Bekanntſchaft und doch finden ſich Spuren davon in der Nietzſche-Literatur. Die eine dieſer Beziehungen bezieht ſich auf angebliche Begegnungen mit Carl Spitteler. Dieſer hat darüber Klarheit geſchaffen (Kunſtwart 1902, Novemberheft 134): „Immer von neuem werde ich in der beſten Abſicht als perſönlicher Freund oder Schüler Nietzſches herauspräpariert oder als irgend ein Mittelding von beiden. Nun hat das ja gewiß nichts Zurückſetzendes, aber es iſt halt nicht wahr. Denn ich habe Nietzſche gar nicht gekannt, niemals dozieren gehört, niemals geſprochen, niemals geſehen. Allerdings wohnte Nietzſche lange Jahre in Baſel und ich auch. Aber nicht zur ſelben Zeit. Ausnahme: Möglich daß mit Hilfe eines Jahres oder anderthalb (1869? 1870?) eine beträchtliche Anzahl Stunden gemeinſchaftlicher körperlicher Anweſenheit im Univerſitätsgebäude Baſel ausgerechnet werden kann, allein da hatte ich mit dem Staatsexamen in einer andern Fakultät vollauf zu tun. Genug: Zwar den Namen Nietzſche hörte ich in Baſel mitunter ausſprechen, ihn ſelber dagegen bekam ich nie zu Geſicht." Dieſe authentiſche Feſtſtellung bedarf freilich einer vielleicht nicht ganz unwichtigen Ergänzung. Spitteler abſolvierte innerhalb Overbecks erſtem Basler Amtsjahre ſein theologiſches Kandidatenexamen, und ſeine vielſeitige, darunter auch auf feine Selbſtironie abgetönte Begabung veranlaßte ihn, ſein obligatoriſches curriculum vitae, das er der Konkordatsbehörde einzureichen hatte, mit eigenen Handzeichnungen zu illuſtrieren. Wenigſtens erzählte Overbeck dieſe Begebenheit mit beſonderer Freude, ſo oft man auf den Namen Spitteler zu reden kam. Auch hat ſpäter Overbeck dies Intereſſe in ſich erhalten und zum Beiſpiel in Baſel der Aufführung von Spittelers Drama: „Der Parlamentär" beigewohnt. Bei Overbecks Mitteilſamkeit im Freundeskreiſe liegt die Annahme ſehr nahe, Nietzſche habe bereits in ſeiner erſten Basler Zeit von Spitteler als von einem jungen vergnüglichen Fabulierer Kenntnis erhalten und zwar durch den Umweg über Overbeck oder dann gleich dieſem im Profeſſoren-Sprechzimmer der Univerſität, wo, wenn ich richtig verſtanden habe, Spittelers mit eigenhändigem Zeichnungsſchmuck verſehener Lebenslauf vorgezeigt worden ſein ſoll.

Spitteler und Nietzſche

Eine andere Beziehung geht auf zwei Stellen im Briefwechſel zwiſchen Nietzſche und Rohde zurück. Nietzſche ſchreibt am 19. März

Theodor Plüß und Nietzsche

1874 (Briefe II, S. 444): „Professor Plüß in Schulpforta, mir fremd, ein Historiker, hat meine Mutterstadt Naumburg durch eine begeisterte Rede über die Geburt der Tragödie und die erste Unzeitgemäße aufgeregt —". Darauf antwortet Rohde umgehend am 24. März aus Hamburg (II, S. 453): „Es lebe übrigens der brave Plüß: es scheint, als ob sich einiger Ernst doch noch in philologischen Gemütern erhalten habe. Im übrigen, wie gesagt, verstehe ich dieses Geschlecht immer weniger." — Dr. Theodor Plüß, in Nietzsches Alter und gleich diesem nicht Historiker, sondern klassischer Philologe, begann seinen Lehrerberuf als Gymnasialprofessor in Schulpforta, ehe er am Basler Pädagogium etwa zehn Jahre später die Stellung antrat, die vormals Nietzsche bekleidet hatte. Gleich ihm waren auch sein Vater und seine Brüder an Basler Schulen tätig. In späteren Jahren hat er in Fachkreisen unter anderm durch einen mutigen Streit mit dem Schulhaupte von Wilamowitz von sich reden gemacht — eine äußerlich zufällige abermalige Äußerung eines verwandtschaftlichen Empfindens mit den Jugendidealen Nietzsches und Rohdes. Trotzdem ist es zu einer persönlichen Annäherung an den Kreis seinerseits nicht gekommen, obwohl er mit Overbeck wohl volle zwanzig Jahre zusammen in Basel lebte. Ein vergleichender Blick auf die Wirksamkeit dieses Mannes als Lehrer der alten Sprachen am oberen Gymnasium in Basel kann unser Verständnis für Nietzsches um ein Jahrzehnt frühere Wirksamkeit an der gleichen Stelle vorbereiten. Zu seinem sechzigsten Geburtstag hieß es in einem öffentlichen Glückwunsch („Der Samstag", 3. Juni 1905, S. 359):

Plüß als Gymnasiallehrer

„Wohl hat er alles in jedem von uns schlummernd Vorhandene mit sanfter Hand angerührt, jedoch sich selbst Einhalt geboten und uns nicht ein einziges Mal überfordert. Niemals hat er, wie es vor ihm Nietzsche getan haben soll, uns Güter vorgespiegelt, die uns damals nur Phantome sein konnten, nie über Philosophie extemporiert, nie uns die kursorische Lektüre deutscher Platonübersetzungen anempfohlen und nie auf irgendeine Weise die Frühreife in uns großgezüchtet. Vielmehr ging es in seinen Stunden streng schulmeisterlich zu, nicht ein Titelchen und Pünktchen hat er uns durchgehen lassen, in den grammatikalischen Chikanen war er peinlicher und genauer als irgend einer der andern, der unsere Gunst durch seine tüpfelnde Gewissenhaftigkeit längst und für immer verscherzt hatte. Ihn hat keiner je einen Pedanten gescholten; wir waren überzeugt, er wußte, wann es uns genug war, und mehr als das, er wußte

uns zu entſchädigen. Wenn er das Buch um den Zeigefinger zuſammenklappte und uns nun auf einen kleinen Abſtecher mitnahm in äſthetiſche oder literariſche Bereiche, da taten ſich uns Türen auf, öffneten ſich Ausgänge, und wir merkten: hier hindurch geht es dann einmal weiter. Aber herausgelaſſen oder gar herausgetrieben hat er ſelber uns nicht. In dieſer ſeiner Zurückhaltung hat ſich ſeine erzieheriſche Einſicht vollendet. Sie iſt nur denkbar auf der Grundlage eines ungewöhnlichen Charakters. Denn für Plüß lief dieſe Art des Umgangs mit den Schülern auf Entſagung hinaus. Er, der auch ſonſt einſam im Leben ſteht, begnügte ſich mit dem Anwurf, mit dem Geleite bis an die Schwelle, mit jener jenſeitigen Begegnung, die unſererſeits erſt nach der Trennung von ihm, aus der reifenden Lebenserfahrung heraus, erfolgen konnte."

Plüß als Äſthetiker

Dieſe ſtrenge und wohlüberlegte Auffaſſung ſeiner erzieheriſchen Pflicht durch dieſen Basler Pädagogen iſt für uns nicht der einzige Vergleichspunkt, um ins klare zu kommen, wie ſehr ſich Nietzſche in Widerſpruch mit dem Ideal eines klaſſiſchen Philologen und deutſchen Schulmannes verwickelte, als er ſich mit der äſthetiſchen Lebensbetrachtung ſpäter nicht mehr begnügte und unter die Moraliſten ging. In Plüß haben wir das Muſter eines fein organiſierten Wahrnehmers und Erwägers auf dem Gebiete der Wortkunſt, dem ſelben, das Nietzſche zu erfolgreicher Anſpannung ſchöpferiſcher Kräfte gelockt hat. Die Verwandtſchaft ſowohl als die Verſchiedenheit tritt lehrreich zu Tage an dem Eſſay: „Das Gleichnis in erzählender Dichtung." (Ein Problem für Philologen und Schulmänner von Theodor Plüß. Aus der Feſtſchrift zur 49. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner, Baſel 1907). Wir werden ſehen, wie Nietzſches philoſophiſcher Aufſtieg ſich als Aneignung und Überwindung des Poſitivismus darſtellt. Im kleinen haben wir dasſelbe in dem äſthetiſchen Bekenntnis von Theodor Plüß. Nietzſche ruft ſpäter das Myſterium zu Hilfe, um nicht in der Ödheit des Materialismus zu vergehen. Zart und reinlich legt uns Plüß im Begriffe des Gleichniſſes jenes Empfindungskorrektiv auseinander, mit dem unſere Dichter imſtande ſind, das Kunſtmittel der Sprache geſchmeidig zu erhalten und deſſen Eintrocknung zu verhüten. (S. 63/64.) „Sehen, Anſchauung, Wirklichkeitsſinn ſchätzen wir mit Recht, aber wir überſchätzen Sehen und Anſchauen gegenüber Empfinden und Vorſtellen und die Wirklichkeit gegenüber einer höheren allgemeinen Wahrheit. . . . Nun iſt unſer wiſſenſchaftlicher Poſitivismus von Adolf Hilde-

brand in seinem „Problem der Form" verantwortlich gemacht worden für das Absterben eines natürlichen künstlerischen Vorstellungsvermögens. Dabei erinnern wir uns, wie einst Du Bois-Reymond und jüngst Petzold im Namen der „reinen Erfahrung" z. B. alle Centauren, Pane und Najaden, alle geflügelten Genien und Engel aus der Kunst ausgeschlossen haben, oder wie Hippolyte Taine (den wir gerade jetzt wieder gerne anrufen) uns von der größten griechischen Kunst so wenig hat sagen können und die moderne Romantik sich als eine intellektuelle Krankheit verständlich gemacht hat. Wir dürfen es uns also nicht verhehlen, was für eine Gefahr vollends von seiten eines unwissenschaftlichen Positivismus, wie er Leben und Bildung beherrscht, jeder tiefer seelischen, geistig menschlichen, wahrhaft humanen Kultur drohen kann: diese Gefahr in Wissenschaft und Schule zu bekämpfen, wäre ein gerechter Kulturkampf. Allerdings rufen so viele jetzt nach künstlerischer Kultur; aber gerade unsere jetzige aufgeregte Liebe zur bildenden oder zur musikalischen Kunst ist vorläufig nur „die Furcht vor dem Alleinsein", dem Alleinsein in einer ideenleeren positivistischen Welt, und für viele, die am lautesten nach Kunsterziehung rufen, ist Sehen, Anschauung und Wirklichkeitsdarstellung nicht etwa bloß das erste, sondern auch das letzte in ihrer Kunst. Demgegenüber (gilt es) für ein geistigeres und persönlicheres Leben in der Sprache und in der geistigsten, also menschlichsten Kunst, der Wortkunst, einzutreten, für eine Art Junghumanismus zu kämpfen." So gesinnt und geartet hätten wir uns etwa Nietzsche vorzustellen, für den Fall, daß er seine zunächst vorwiegend ästhetische Veranlagung innerhalb der Pfähle des Faches einer strengen Reinkultur unterworfen hätte. Aber schon früh flogen ihm von außen her andere und kräftigere Samentriebe auf seinen Acker und überwucherten in der Folge seine Betätigung als Formenbeobachter und Rhythmenmesser. Seine Vorlesungen über griechische Literaturgeschichte, die Ernst Holzer in einer Auswahl vorgelegt hat (Süddeutsche Monatshefte Juli 1907, S. 94—118) beweisen, wie sehr er als Professor, meinetwegen malgré lui, Fachmann war. „Daß dieser Verschwender an Geist", sagt Holzer (S. 95), „auch in seinen Vorlesungen so manchen Funken versprüht, daß er sein Amt als geistiger Anreger im höchsten Sinne genommen haben wird, das konnte sich jeder Kenner Nietzsches von vornherein denken. Die feinen Gedanken über die Griechen in den späteren Büchern, die Rohde noch entzückten, als er dem Freunde schon innerlich fremd gewor-

Die Überwindung des Positivismus in der Wortkunst

Der Moralist als Ästhetiker malgré lui

den, — der ſpärliche Erſatz für das geplante, für die fünfziger Jahre aufgeſparte „Griechenbuch“ — ſtammen ja in der großen Mehrzahl aus den Basler Jahren. . . . In dem ſtarken Heraustreiben einiger weniger Züge, in ſeiner Einſeitigkeit liegt ſeine Stärke und ſeine Schwäche.“

Böcklin und Burckhardt

Endlich aber noch ein Wort über Nietzſches Beziehung zu den beiden im univerſalen Sinne ihm kongenialen Baslern, mit denen er gleichzeitig in Baſel lebte. Doch dauerte der gemeinſame Aufenthalt mit Böcklin wohl höchſtens ein Jahr; als Nietzſche eben anlangte, brach Böcklin, der im alten, prachtvoll am Rhein gelegenen Johanniterhaus ſeine ſchönſten Bilder gemalt hatte, allmählich ſeine Zelte in der Heimatsſtadt ab und zwar auf Nimmerwiederſehen. Die beiden haben ſich nicht gekannt; ſollten ſie ſich flüchtig geſehen haben, ſo ſind ſie ſich ſicher nie mit Bewußtſein begegnet. Nietzſches Schätzung Böcklins, deſſen Kunſt er gelegentlich als eine der deutſchen Kultur heilſame Verſchweizerung bezeichnet hat — das einzige Mal, daß in Nietzſches Werken von Böcklin die Rede iſt — läßt auf eine Bekanntſchaft mit den Gemälden in der ſpäteren Zeit ſchließen, als Böcklin, gleich Gottfried Keller, damals Einwohner Zürichs, ſeinen Ruhm als großer Schweizer erlebte [25]. Deſto reicher entwickelte ſich das Verhältnis zu Jakob Burckhardt, ein Umgang, der ſich aus der Kollegenſtellung ungezwungen ergab. Schon die erſte Erwähnung im Brief an Rohde vom Sommer 1869 lautet: „Nähere Beziehungen habe ich von vornherein zu dem geiſtvollen Sonderling Jakob Burckhardt bekommen; worüber ich mich aufrichtig freue, da wir eine wunderbare Kongruenz unſerer äſthetiſchen Paradoxien entdecken.“ Indeſſen blieb es doch nicht nur ſo bei dem Verkehre unter Kollegen auf gleichem Fuße; Nietzſche hat zu Burckhardts Füßen geſeſſen und von ihm gelernt. Am 7. November 1870 ſchreibt er ſeinem Freund von Gersdorff (Briefe I, S. 175): „Geſtern Abend hatte ich einen Genuß, den ich Dir vor allem gegönnt hätte. Jakob Burckhardt hielt eine freie Rede über „hiſtoriſche Größe“, und zwar völlig aus unſerm Denk- und Gefühlskreiſe heraus. Dieſer ältere, höchſt eigenartige Mann iſt zwar nicht zu Verfälſchungen, aber wohl zu Verſchweigungen der Wahrheit geneigt, aber in vertrauten Spaziergängen nennt er Schopenhauer „unſern Philoſophen“. Ich höre bei ihm ein wöchentlich einſtündiges Kolleg über das Studium der Geſchichte und glaube der einzige ſeiner ſechzig Zuhörer zu ſein, der die tiefen Gedankengänge mit ihren

Burckhardts Kolleg über das Studium der Geſchichte

seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift. Zum ersten Male habe ich ein Vergnügen an einer Vorlesung, dafür ist sie auch derart, daß ich sie, wenn ich älter wäre, halten könnte. In seiner heutigen Vorlesung nahm er Hegels Philosophie der Geschichte vor, in einer des Jubiläums durchaus würdigen Weise." Nun sind unter dem Titel „Weltgeschichtliche Betrachtungen" jene Vorlesungen Burckhardts im Jahre 1905 gedruckt worden, nach der Versicherung des Herausgebers auch zu dem Nebenzweck, „das Verhältnis zwischen den geschichtlichen Grundanschauungen beider Männer" einer Beurteilung an der Hand zuverlässiger Belege zugänglich zu machen, obwohl sich „eine ganz nahe Verwandtschaft der Ansichten" sicher nicht ergeben werde. Gewiß ist eine solche nicht nachzuweisen, ebensowenig aber der Zündungsgehalt jener Abendstunde vom 6. November 1870 zu leugnen, da Nietzsche gemeinsam mit Overbeck in der Museumsaula Burckhardt über die „historische Größe" vortragen hörte. „Unsern Ausgang nehmen wir von unserm Knirpstum, unserer Zerfahrenheit und Zerstreuung. Größe ist, was wir nicht sind (S. 210) .... Vollends ist, wer bloß die Rente eines Bezirks steigen macht, noch kein Wohltäter der Menschheit. Man kann nicht überall Krapp pflanzen, wie im Departement de la Vaucluse, und selbst im Departement de la Vaucluse verdient der bloße Einführer der Krappkultur noch keine Statue (S. 216) .... Die großen Dichter und Künstler bedürfen jedenfalls jener Konzentration des Willens, ohne welche überhaupt keine Größe denkbar ist, und deren magische Nachwirkung uns als zwingende Kraft berührt. Hierin müssen sie wohl oder übel außerordentliche Menschen sein, und wer dies nicht ist, kann bei glänzendster Begabung frühe zugrunde gehen, ja ohne diesen Grad von Charakter bleibt das glänzendste „Talent" ein Lump oder ein Hund. Alle großen Meister haben zuerst viel und immerfort gelernt, wozu bei schon erreichter bedeutender Höhe und bei leichter und glänzender Produktion ein sehr großer Entschluß gehört. Ferner erreichen sie alle ihre späteren Stufen nur in gewaltigem Kampf mit den neuen Aufgaben, die sie sich stellen. Michel Angelo mußte als weltberühmter Sechziger ein großes neues Reich entdecken und in Besitz nehmen, bevor er das Weltgericht schaffen konnte. Man denke auch an die Willenskraft Mozarts in seinen letzten Monaten, von dem sich noch manche Leute einbilden, er sei zeitlebens ein Kind geblieben." (S. 222) .... Die großen

Über die „Historische Größe"

Komponiſten gehören zu den unbeſtrittenſten Größen. Zweifelhafter iſt ſchon ihre Unvergänglichkeit. Mozart und Beethoven können einer künftigen Menſchheit ſo unverſtändlich werden, als uns jetzt die griechiſche, von den Zeitgenoſſen ſo hoch geprieſene Muſik ſein würde. Sie werden dann auf Kredit groß bleiben, auf die entzückten Ausſagen unſerer Zeit hin, etwa wie die Maler des Altertums, deren Werke verloren gegangen. (S. 228/29) . . . . Es zeigt ſich, ſcheint es, eine geheimnisvolle Koinzidenz des Egoismus des Individuums, mit dem was man den gemeinen Nutzen oder die Größe, den Ruhm der Geſamtheit nennt. Hiebei meldet ſich dann die merkwürdige Dispenſation von dem gewöhnlichen Sittengeſetz. So tritt denn der „Mann nach dem Herzen Gottes" auf, ein David, Konſtantin, Chlodwig, welchem alle Ruchloſigkeit nachgeſehen wird, freilich um irgend eines religiöſen Verdienſtes willen, doch auch ohne dieſes. Für einen Richard III. freilich gibt es keine ſolche Nachſicht, denn alle ſeine Verbrechen waren nur Vereinfachungen ſeiner individuellen Situation. Auf den Erfolg kommt hier alles an. Derſelbe Menſch, mit derſelben Perſönlichkeit ausgeſtattet gedacht, würde für Verbrechen, die nicht zu jenen Reſultaten führen würden, keine Nachſicht finden. Erſt, weil er Großes vollbracht, findet er dann dieſe Nachſicht, auch für ſeine Privatverbrechen. (S. 245/46.) . . . Das Entſcheidende, Reifende und allſeitig Erziehende iſt viel eher der Machtſinn, der als unwiderſtehlicher Drang das große Individuum an den Tag treibt, auch wohl in der Regel mit einem ſolchen Urteil über die Menſchen verbunden iſt, daß nicht mehr auf das zum Ruhm ſummierte Meinen derſelben, ſondern auf ihre Unterordnung und Brauchbarkeit geſehen wird. (S. 248.) . . . Nicht jede Zeit findet ihren großen Mann, und nicht jede große Fähigkeit findet ihre Zeit. Vielleicht ſind jetzt ſehr große Männer vorhanden für Dinge, die nicht vorhanden ſind. Jedenfalls kann ſich das vorherrſchende Pathos unſerer Tage, das Beſſerlebenwollen der Maſſen, unmöglich zu einer wahrhaft großen Geſtalt verdichten. Was wir vor uns ſehen, iſt eher eine allgemeine Verflachung, und wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung ſagte, daß die Kriſis einmal von ihrem miſerabeln Terrain „Beſitz und Erwerb" plötzlich auf ein anderes geraten, und daß dann „der Rechte" einmal über Nacht kommen könnte, — worauf dann alles hinterdrein läuft. (S. 251.)"

Egoismus, Machtſinn und Pathos

Burckhardts Realismus und Skeptizismus

Das sind so einige Sätze und Gedanken aus dem Munde des fünfzigjährigen, auf der Höhe seiner Kraft und Weisheit stehenden Jakob Burckhardt, die Nietzsche gehört und gewiß auch behalten hat. Das waren für ihn Worte, im Herzen zu bewahren! Auch als Zuhörer des Publikums „über das Studium der Geschichte" wird Nietzsche unmöglich leer ausgegangen sein. Schon der Burckhardtschen Weltbetrachtung lag jener Realismus zugrunde, als dessen leidenschaftliche Übertreibung man Nietzsches späteren Antiidealismus ansehen darf; denn Burckhardt macht reinen Tisch zwischen einem Historiker seines Schlages und einem gar noch Hegelschen Geschichtsphilosophen; Geschichtsphilosophie sei ein Centaur, da Koordinieren Nicht-Philosophie und Subordinieren Nicht-Geschichte bedeutet. Er verlegt das Zentrum seiner Lebensansicht in die Anschauung des duldenden, strebenden, handelnden Menschen. Er nennt den Menschengeist einen Wühler; der Geist muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden, genau wie im Leben des einzelnen. Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug für ein andermal, als weise für immer werden. In einer Welt, wo Anfänge und Ende unbekannt sind und die Mitte in beständiger Bewegung ist, hat der wahre Skeptizismus seine Stellung. Wie später Nietzsche, gruppiert auch Burckhardt seine Begriffsreihen gerne triadisch; als die drei großen geschichtlichen Potenzen nennt er Staat, Religion und Kultur, und als die drei philosophischen Kräfte der Historie das Wahre, Gute und Schöne. Dabei steht immer der eine dieser Begriffe den beiden andern unterschiedlich gegenüber; in der Kultur sieht Burckhardt das Bewegte gegenüber den beiden stabilen Größen der Religion und Kultur des Staates; und das Schöne besitzt für ihn eine stärkere Ewigkeitseigenschaft, als das Wahre und Gute, die schneller dem Wechsel unterworfen, zeitlich mannigfacher gefärbt und bedingt sind. Nietzsche hat dann diesen Gesichtspunkt mit der Zeit immer einseitiger ins Gewaltsame gesteigert, so daß er schließlich ausrufen konnte (Wille zur Macht 853 II und IV): „Die Kunst und nichts als die Kunst, sie ist die große Ermöglicherin des Lebens, die große Verführerin zum Leben, das große Stimulans des Lebens. Die Kunst als einzig überlegene Gegenkraft gegen allen Willen zur Verneinung des Lebens, als das Antichristliche, Antibuddhistische, Antinihilistische par excellence!" Auch die anti-

Dreiheitsrhythmus und Abneigung gegen Systematik

amerikaniſche Geſinnung Burckhardts (S. 8) muß Nietzſche ſympathiſch berührt haben, ebenſo wie der Verzicht auf einen ausgepicht ſyſtematiſchen Gedankengang: „Heil uns!“ (S. 4.)

In der Schweſterbiographie iſt von Burckhardts Geſinnung zu Nietzſche immer nur in der Annahme einer vollkommenen Freundſchaft zwiſchen beiden die Rede, und durch die überwiegende Mitteilung heiterer Anekdoten und verbindlicher Gelegenheitsbriefe iſt der Schwerpunkt im Austauſche dieſer beiden Männer ungebührlich auf das Harmloſe und Idylliſche verlegt. Dieſes kollegiale Verhältnis hatte von Anfang her an einem verſchwiegenen Widerhaken zu laborieren, ſo ſehr es niemals die verſöhnlichen Umgangsformen irgendwie außer acht ließ. Wohl iſt ſich Nietzſche über die innere Gegenſätzlichkeit in Burckhardts Denkweiſe nie vollkommen klar geworden, und Burckhardt hat die Geſinnungsgemeinſchaft nur im äußerſten Notfall kategoriſch abgelehnt; ſeine bewundernden Äußerungen über Nietzſches phänomenale Begabung entſprangen keinerlei Heuchelei und haben ſolange für ungezwungen zu gelten, als ſie ſich auf Nietzſches humaniſtiſche Kultur und nicht auf deſſen letzte Moralfolgerungen bezogen, deren Exzentrizität Burckhardt unerträglich war. Wieder geht es auf Overbecks Wahrheitsliebe zurück, daß dieſes für Nietzſches Leben ſo bezeichnende Verhältnis für die biographiſche Bewertung nicht in der willkürlichen und nichtsſagenden Beſchönigung zu verbleiben braucht, ſondern auf ſeine wahrhaften Konturen zurückgeführt werden kann. Nicht nur hat Overbeck ſelber die Augen offen gehabt; er hat auch dieſem ſeinem Eindruck wieder gebührend mißtraut und erſt durch Erkundigungen bei dritten Beobachtern ſeine Auffaſſung beſtätigt gefunden. Der erſte, der über Burckhardts verhaltenes Benehmen gegen Nietzſche offen urteilte, war Heinrich Gelzer in ſeinem Eſſay: „Jakob Burckhardt als Menſch und Lehrer“ (Zeitſchrift für Kulturgeſchichte VII, S. 38/39): „So ſteht Jakob Burckhardt in einem ganz eigentümlichen Verhältnis zu den beiden großen Heroen des neunzehnten Jahrhunderts und ſeiner abſterbenden Kultur. Bismarck, der ſtaatsmänniſche Genius, war von ihm nie völlig verſtanden und kongenial beurteilt worden. Auch Nietzſche betrachtete er bei aller hohen Anerkennung und trotz liebevollen Eingehens auf ſeine einſamen Gedankengänge in letzter Linie immer etwas ſkeptiſch, ſoweit das

Nietzſches Umgang mit Burckhardt keine „Freundſchaft“

eben einem jüngern ihn rückhaltlos bewundernden Kollegen gegenüber seine echt französische Höflichkeit zuließ. Als die „Geburt der Tragödie" erschienen war, äußerte er sich mir gegenüber voll Bewunderung, aber mit jener nicht sehr angenehmen Bewunderung, der man es sofort anmerkt, daß sie im Grunde nur schlecht verhüllte beißende Ironie war. So ist es in der Tat auffällig, daß Burckhardt, wie wenige ein echter Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, diesen beiden genialen Trägern und letzten Verteidigern seiner Kultur nicht mit dem Verständnis entgegengekommen ist, wie wir es wohl wünschten."

Peter Gast schreibt ihm am 2. März 1899: „Bald nachdem Wiedemann und ich nach Basel gekommen waren, machte uns Brenner mit einer Äußerung Burckhardts über Nietzsche bekannt, die vielleicht nur von einem Böswilligen erfunden war, die aber, mir wenigstens, nicht zu unwahrscheinlich klang und in deren Lichte ich die geheimen Empfindungen Burckhardts gegen Nietzsche, beim besten Gegenwillen, nun leider fast immer betrachten mußte. Nach dem Erscheinen der Betrachtung über Strauß soll nämlich Burckhardt gesagt haben: „Der Nietzsche! (— —) Er kann ja nicht einmal einen gesunden — —" Soweit Gast. Die ungekürzte Mitteilung des sehr derben Ausspruchs hat hier zu unterbleiben. Angedeutet werden mußte er, weil ohne Erwägung des Burckhardt innewohnenden beißenden Sarkasmus, von dieser sehr gerundeten und vollkräftigen Persönlichkeit sonst nur das einseitige Bild des still und demütig genießenden Weltbeschauers zur Geltung käme.

Burckhardt als Basler

Tatsächlich war Burckhardt bald freiwillig, bald unbewußt, der Schöpfer oder Mittelpunkt einer ganzen Anzahl von Situationen und Bonmots originellster Art. Der Witz und Humor, der dabei zutage trat und durch die lispelnde, mit einem leichten Zungenfehler behaftete, von jedem Weitererzähler geflissentlich nachgeahmte Sprechweise Burckhardts ein eigenstes Gepräge erhielt, suchte seinesgleichen. Burckhardt war, wie überhaupt ein Meister der Sprache, so auch ein Meister des ins Schwarze treffenden Spottes. Führte das schon während einer Vorlesung gelegentlich zu einem Intermezzo etwa der Art, daß er auf die Neubearbeitungen seines Cicerone mit den Worten hinwies: „Meine Herren, ich darf das Buch schon empfehlen, es ist nicht mehr mein Buch" — so stieg ihm doch der Schalk erst dann so recht unvergleichlich in den Nacken, wenn er, auf gut Baseldeutsch, seinen geheimen Beitrag zur allgemeinen städtischen Medisance beisteuerte. „Wer fein Spießruten

Die Baslerische Médisance

laufen will, der muß den Baslern in die Mäuler kommen. Der Witz und das Witzeln, genährt durch die kleinstädtischen Verhältnisse und namentlich an den Familientagen ins Kraut schießend, bewahren den Basler vor der Phrase und namentlich auch davor, daß der einzelne allzusehr vor den andern hervortrete, wodurch in diesen Dingen ganz eigentlich noch die Art der alten Aristokratie erhalten ist," — bemerkt Adolf Frey in seinem Böcklin-Buche (Arnold Böcklin, Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde, Stuttgart 1903, S. 45). Eine unbefangene und freimütige Sammlung aller zur Zeit noch kursierenden Jakob Burckhardt-Anekdoten hätte Anspruch, die von Stadtklatsch, Fastnachtszetteln und Lokalblättchen seit alters bis auf den heutigen Tag geübte, ausgesprochen rheinstädtische Kunst der gewürzten Nachrede in einer klassischen, der Verewigung würdigen Ausprägung festzuhalten. Mit der Erinnerung an die Baslerische Medisance muß der oben erwähnte derbe Witz Burckhardts gewürdigt werden, der auch in dieser Hinsicht nicht besser sein wollte, als seine Basler. Auch Heinrich Gelzer spielt auf diese Gepflogenheit Burckhardts, im intimen Gespräch sich kräftiger Dialektausdrücke zu bedienen, aus Anlaß eines wegwerfenden Urteils Burckhardts über Aristoteles an (S. 44): „Er gebrauchte hier einen kräftigen und drastischen Provinzialismus, den ich anstehe wiederzugeben." Übrigens ist das oben erwähnte Urteil über Nietzsche in Basel stadtbekannt, nur wird es von einigen nicht Jakob Burckhardt, sondern Moritz Heyne, dem Nachfolger Wilhelm Wackernagels, zugeschrieben. Dieser wegen seines Sarkasmus gefürchtete Gelehrte war es auch, der für den Nietzscheschen Freundeskreis den Ausdruck „Gifthütte", wenn nicht erfand, so doch in Umlauf erhielt.

Dann heißt es in jenem von Overbeck erbetenen Gutachten von Peter Gast weiter: „Auch wer Burckhardt und Nietzsche nach dem Kolleg Burckhardts über die griechische Kulturgeschichte, dessen Zuhörer Nietzsche im Sommersemester 1876 war, zusammen über den Münsterplatz nach Hause gehen sah, mußte bemerken, daß Burckhardt Nietzschen gegenüber gern die Rolle des noli me tangere spielte und am liebsten mit ängstlich-zuschpligem Schritt davongelaufen wäre. Die Gründe für die innere Gespanntheit Burckhardts gegen Nietzsche sind gewiß tausendfältig, aber alle einleuchtend. Schon der Umstand, daß man ein Norddeutscher ist, reizt den Süddeutschen zum Widerwillen. Daß Nietzsche auf viele Basler einen Eindruck machte, war Burckhardten vielleicht nicht

Peter Gast über Burckhardt und Nietzsche

ganz gleichgültig. Daß aber, trotzdem Burckhardt ein mit Phantasie und allen Instinkten der Größe ausgerüsteter Mensch war, Nietzsche mit noch ganz anderer Kralle und Schwinge durch das Gebiet flog, in welchem Burckhardt auch vieles mitzureden hatte, das konnte Burckhardt wohl nicht recht vertragen. Im ganzen hat man aber doch zu bewundern, mit welcher Weltklugheit und Selbstüberwindung Burckhardt den Fall Nietzsche, solange Nietzsche selbst noch unter den Zurechnungsfähigen war, gegen uns, und gegen Nietzsche selbst, behandelt hat. Ich staune noch heut, wenn ich bedenke, daß Burckhardt von Wiedemann und mir in den letzten Semestern keine Kollegiengelder annahm, mit der Begründung, er rechne es sich zur Ehre, zwei Nietzschen so befreundete Herren unter seinen Zuhörern zu haben. Das ging entschieden zu weit, war aber in seiner Mischung von Raffinement und Naivität doch köstlich."

Am 6. Dezember 1879 äußerte Gast auf eine Mitteilung Overbecks hin folgendes: „Um den Vortrag Burckhardts über Ruysdael sind die Basler wohl zu beneiden; ich freue mich doch sehr, daß ich den Cicerone in den Händen jedes besseren Besuchers Italiens gefunden habe; Burckhardt ist hier, im gesunden, ungekünstelten Auffassen der Kunst, ein Lehrer von großem Einfluß; was ich früher nicht gewußt habe, weshalb ich die Klage, daß ein Mensch wie Burckhardt von so seltener und durch nichts, von dem vielen Extravaganten, das doch jedenfalls auch durch seinen Kopf gegangen ist, gestörter Unbefangenheit und Tüchtigkeit nicht auf größere Wirkung denke, gern zurücknehme. Jedenfalls ist es jugendlich, über die Zurückhaltung eines so freien Geistes wie Burckhardt unwillig zu werden; die Jugend findet den Unfanatismus eines so potenzierten Menschen unbegreiflich, weil sie noch nicht begreifen kann, daß eben dieser Unfanatismus ein Glied, eine Bedingung der Freigeisterei selbst ist und ein derartiger Mensch schon damit fast genug tut, daß er noch existiert und als solcher nicht zugrunde gegangen ist. —"

Burckhardts „Unfanatismus"

Als nun gar Overbeck an Gast nach Burckhardts Tode das schlichte Gedächtnisheft geschickt hatte, das dem Stadtgebrauch entsprechend die kirchlichen Trostworte mit einer kurzen Lebensbeschreibung, den „Personalien", enthielt und diese von Burckhardt selbst zu diesem Zwecke vorher verfaßt worden waren, gab Gast seiner Verwunderung unverhohlenen Ausdruck: „Der Eindruck davon ist sehr merkwürdig. Die Bescheidenheit, die Bläße der

Farbe, mit der sich Burckhardt hier schildert, stört mich beinahe. Er scheint nicht einmal als Basler Lokalgröße gelten zu wollen, er, der die Figur Constantins in ihrer harten Wirklichkeit der Welt erst wieder gezeigt hat, er, der uns für die gesunde Nonchalance der Renaissance-Menschen erst wieder die Sinne geöffnet hat, er, der als Psycholog sondergleichen jedem Künstler eine Seelenverwandtschaft entgegenbringen konnte, wie sie nur ganz genialen Menschen eigen ist. Dieser Mann degradiert sich zum bloßen Lehrer und beteuert uns, er habe in der mündlichen Belehrung von ihm sicherlich nicht gewachsenen Studenten sein Genüge gefunden. Sollte Burckhardt den mächtigen Geist, der ihn bewegte, wirklich nicht als große, Menschen bezwingende Gewalt empfunden haben? Oder lag ihm soviel an der Liebe seiner Basler, daß er sich nur als ihresgleichen schilderte?"

Burckhardts „Demut"

Schon viel früher hatte Rohde (1874, Briefband II, S. 453 f.) gegen Nietzsche über Burckhardt geäußert: „Er bleibt ein unvergleichlicher Kopf, dem es nur an Stärke der Hoffnung und, vielleicht muß man so sagen, an Fähigkeit zu einer lebenwährenden Illusion gefehlt hat in jüngeren Jahren. Und was Nietzsche selbst betrifft, so stand er wohl so dazu: „Wo sind Historiker, die nicht von allgemeinen Klausen beherrscht die Dinge ansehen? Ich sehe nur einen, Burckhardt." („Wir Philologen" 254.) Aber Nietzsche hatte sich auch angemerkt: „Die sich Zurückhaltenden, aus Desperation wie Jakob Burckhardt." („Gedanken über Richard Wagner" 368.)

In der Tat offenbart sich der schroffe, unüberbrückbare Gegensatz von Burckhardts und Nietzsches Wesen in ihrem Ausgang, den sie genommen haben: jener übernahm sich in Demut und dieser in Hochmut! Aber die feine Spur der Inkongruenz drückt sich schon den Anfängen auf. Zwei Begriffe stehen hier im Vordergrund: Richard Wagner und die Renaissance. Es war ausgeschlossen, daß Burckhardt sich einem Enthusiasten Wagners rückhaltlos aufschließen konnte: Burckhardt haßte Wagner mit dem verstohlenen Haß der unmaßgeblichen Bescheidenheit. Er war in Zürich mit Wagner persönlich umgegangen; Wagners Auftreten war ihm im Innersten zuwider gewesen. Diese Antipathie hatte ihren sachlichen Rückhalt. Burckhardt war seinem Herzen nach Klassizist, er lebte im Ebenmaß, in der Harmonie — das Barock mit

Burckhardt als Klassizist

seinen Buckeln und Kröpfen konnte es ihm so wenig antun, als Rembrandt mit seiner Vorliebe für die enge Gasse und seinem Armeleutegeruch. Die Leidenschaft war ihm nur erträglich, wo sie durch die Form gebändigt war. Der heiße Atem des Dämonischen erfüllte ihn mit unüberwindlichem Grauen. So blieb ihm gerade das Beste an Wagner unzugänglich: das überschwengliche Geständnis des ungezähmten Sinnen- und Seelendranges. Merkwürdig bleibt aber, daß es Burckhardt dennoch nicht lassen konnte, sich zu Gegenständen geschichtlicher Betrachtung gerade Persönlichkeiten und Zeitübergänge aufzusuchen, die als Ausbund solchen entfesselten Wahnsinns zu gelten haben: das Zeitalter Constantins, vor allem aber die Renaissance. Er hat sich diese Dinge mit angesehen wie einen blutigen Gladiatorenkampf von der sicher vergitterten Loge aus: mit dem ganzen Genuß kunstvoller Sensation, jedoch mit dem äußersten Widerwillen gegen den Ausgang in Scheußlichkeit und wahnwitzige Überhebung. Schlossers These: „Die Macht ist böse an sich" übernahm Burckhardt als einen seiner eigenen Leitgedanken. Man kann sich denken, mit was für einer schreckensvollen, seine edeln Gesichtszüge auf das äußerste und krampfhaft anspannenden Miene er diese Worte ausgesprochen haben muß. Wie anders dagegen Nietzsche! Wenn er von der Macht und ihrer Bosheit sprach, so hat auf seinem Antlitz doch gewiß Neugier und verstohlene Freude aufgeleuchtet. Die eigentlich natürliche Begegnung zwischen Burckhardt und Nietzsche vollzog sich in ihrer Anbetung der Kunst; jene von der Schwester mitgeteilte Ergriffenheit beider beim Brande des Louvre bestätigt das. (Briefe III, 167.)

Die unwandelbare Treue Burckhardts gegen seine Vaterstadt, der er doch nie ganz verzieh, daß sie ihn früher verkannt und nach Zürich hatte auswandern lassen, stellt eine Summe von Entsagung und Selbstbeschränkung dar, in der wir den Schlüssel zu seiner Größe zu sehen haben. Es war nicht der Ehrgeiz, lieber Sindaco als Kardinal, was ihn die Umwerbungen der wissenschaftlichen Welt und gesellschaftlich hoch gestellter, ja selbst fürstlicher Personen überhören, ja schließlich sogar den Lehrstuhl Rankes ausschlagen ließ. Es war wohl weit eher seine Idealisierung des akademischen Lehrberufs, wie er sie mit sich selbst ausgemacht hatte. Diese innere Verbindung von persönlicher Gewissenhaftigkeit und glänzendem Lehrerfolge macht aus ihm eine der bedeutendsten und sympathischsten Gestalten des neunzehnten Jahrhunderts in dessen

Die „Instinkte der Größe" bei Burckhardt

nicht zu verkennender Eigenschaft als Professorensäkulum. Kaum hat jemand ätzender die Pathologie des deutschen Professorenstandes betrieben, als Burckhardt, nicht aus hämisch kleinlichem Eigendünkel, sondern als Wächter eines heiligen Herdfeuers. Um die Losung „non scholae, sed vitae“ in sich zu verkörpern, hat er ruhig das kollegialische Nasenrümpfen über sein mangelndes Spezialistentum in Kauf genommen und es vorgezogen, noch eher Dilettanten groß zu ziehen, wie Fachpharisäer, wenn auf die Zuhörer nur ein Hauch des Geistes überging, den er an der Welt verspürte. Wohl hat er so unvermeidlich mehr zur erwägenden Betrachtung als zur unmittelbaren Anschauung angeleitet und zwar wohl die Hochachtung vor der vorhandenen, bereits geschichtlich abgeschlossenen Kunst, nicht aber das noch höher zu wertende Verständnis für den gegenwärtig sich betätigenden, schöpferischen Kunsttrieb zu erwecken vermocht. Die nachträgliche Frucht seiner Wirksamkeit als akademischer Rhetor, hinter der er seine Betätigung als Schriftsteller hartnäckig vernachlässigte, erscheint daher, ehrlich gestanden, zweifelhaft. Hoffte er, ein Sämann zu sein für das Aufblühen einer künftigen humanistischen Kultur in seiner Vaterstadt, so hat er sich getäuscht. Sein Name wird beschworen, wo es gilt, an Rückständigkeiten festzukleben, und sein Andenken muß dazu herhalten, den Boden Basels für jene Aussaaten neuer Samentriebe, um die sich ab und zu eine jüngere Hand bemüht, möglichst unempfänglich zu machen. Wer seinerzeit noch „Köbi“ gehört hat, heißt es, weiß, woran er qua Kunst ist und hat all das neue Zeug nicht nötig!

Die „Instinkte der Größe“ bei Nietzsche

Blieb ihm nun aber auch ein Segen auf der eigenen Scholle, wie er ihn sich geträumt haben mag, versagt, und deckte so die Wirklichkeit in seinem Ideal einen Rechnungsfehler auf, — das Ideal selbst ist groß gewesen, und groß war die Art, wie er ihm nachlebte. Da er die sorgfältig zurechtgezimmerte Selbstbeschränktheit über alles liebte, begreift sich das Mißtrauen gegen eine Natur wie Nietzsche, dem die Überwindung einer solchen Selbstbeschränkung über alles ging. Nietzsche brauchte in seiner Basler Zeit zu seinem Umgang durchaus jemanden, der seine ketzerische Gesinnung über den deutschen Professor — wohlverstanden die Gattung als solche, nicht bloß einzelne untaugliche Standesgenossen — teilte. In seinen Briefen aus der ersten Basler Zeit an den damals besten Freund, Rohde, wird er nicht müde, „auf die ganze Universitätsstellung als etwas Nebensächliches, ja oft nur Peinliches hinzusehen“ und sogar eine Professur in seinem Lieblings-

fache, der Philosophie, wollte er nur „als etwas Provisorisches" betrachtet wissen. (Briefe II, S. 230.) „Auf die Dauer nämlich sehe auch ich ein, was es mit der Schopenhauerschen Lehre von der Universitätsweisheit auf sich hat. Es ist ein ganz radikales Wahrheitswesen hier nicht möglich. Insbesondere wird etwas wahrhaft Umwälzendes von hier aus nicht seinen Ausgang nehmen können." (Briefe II, S. 214.) Unter dieser Mißempfindung hat Nietzsche gleich mit dem glänzenden Beginn seines Berufes recht zu leiden gehabt. Es brachte ihn persönlich schwer herunter. „Das ist mir nämlich doch eine neue Empfindung, auch so gar niemanden an Ort und Stelle zu haben, dem man das Beste und Schwerste des Lebens sagen könnte. Dazu nicht einmal einen wirklich sympathischen Berufsgenossen. Meine Freundschaft bekommt unter so einsiedlerischen Umständen, so jungen und schweren Jahren, wirklich etwas Pathologisches: „ich bitte Dich, wie ein Kranker bittet: „Komm nach Basel"!" (Briefe II, S. 180.) Wenige Wochen, nachdem Nietzsche diesen Hilferuf ausgestoßen hatte, sollte sich der Wunsch nach einem verständnisvollen Freunde erfüllen. Nicht durch Rohdes Herkunft; den sah er fortan nur noch vorübergehend. Aber in Overbeck lernte er langsam im Laufe der Jahre einen Kollegen kennen, dessen aufrichtige und treuherzige Offenheit die Grenzen des akademischen Lehrberufes nicht nur am eigenen Leibe empfand, sondern Nietzsche auch besonders darin ähnlich geartet war, daß er als Gelehrter über sich selbst hinausstrebte.

Das Haus Schützengraben 45 (jetzt 47) in Basel
(die sogenannte „Baumannshöhle")

Erſter Abſchnitt des zweiten Teils

Das Kontubernium der Baumannshöhle

(Der Erzieher)

Fünf Jahre Hausgenoſſen

Nietzſche wohnte in Baſel, nachdem er erſt zwei Monate in einer ungenügenden Wohnung antichambriert hatte, Schützengraben 45 dicht am Spalentor, einem der ſchönſten mittelalterlichen Stadttore, die heute noch ſtehen. Er ſchrieb ſeinem Freunde Rohde im Februar 1870 (Briefe II, S. 181): „Von Wackernagels Tod haſt Du wohl geleſen? Es iſt im Plane, daß Scherrer in Wien ihn erſetzen ſoll. Auch ein neuer Theologe iſt im Anzuge, Overbeck aus Jena.“ Durch die Gefälligkeit eines gemeinſchaftlichen Kollegen, der Overbeck ſchon vor ſeiner Ankunft in Baſel Quartier beſorgt hatte, ſind Nietzſche und Overbeck Hausgenoſſen geworden. Da der Wirt „Baumann“ hieß und die Luſt an geiſtreichen Namengebungen gleich der des Fabulierens in ihnen rege war, nannten ſie ihre Behauſung nach einer im Harz gelegenen landſchaftlichen Berühmtheit Deutſchlands die „Baumannshöhle“. Schon im Anfange des darauffolgenden Winters (1870) entwickelte ſich die Gewohnheit, die Abendmahlzeit gemeinſchaftlich in Overbecks, dem tiefergelegenen und auch geräumigeren Zimmer einzunehmen. Dieſes tägliche Zuſammenſein erhielt ſich die fünf Jahre hindurch, während deren die Dachgemeinſchaft dauerte, trotz allen ſonſt auseinandergehenden Verpflichtungen der beiden; dieſe eine Abendſtunde, zu der ſich oft genug andere hinzufanden, war eine feſte Gewohnheit geworden, und ſo genügt denn ein flüchtiger Überſchlag über dieſe unendliche Reihe von tauſend und abertauſend zuſammen verlebten Stunden: was hat Nietzſche Overbeck gegeben und was umgekehrt Overbeck Nietzſchen? Nur ſo einfach Overbeck für den ausſchließlich empfangenden und rezeptiven Teil zu halten, geht nach allem, was wir von deſſen Vorbildung und mitgebrachten Intereſſen bereits feſtgeſtellt haben, nicht an.

Nietzſche teilte mit ihm einige Eigenſchaften der Herkunft. Auch Nietzſche entſtammte einem kleinbürgerlichen, mitteldeutſchen Haus-

Verwandtschaft und Verschiedenheit der Anlage

halt; und waren seine Vorfahren nicht vielumtriebene Wanderleute gewesen und er selbst, der thüringische Pastorensohn im väterlichen Pfarrhause und dann in der Landesschule groß geworden, so vergnügte ihn dafür zeitweise der Glaube, in seinen Adern treibe das blaue Blut polnischer Edelleute sein heimliches Wesen. Sieben Jahre jünger als Overbeck, war er ihm doch um die Länge eines Jahres in der Kollegenanciennität voraus, und diese Frühreife, dank deren das überhaupt möglich war, — denn so sehr ein Spätling war Overbeck nicht — bereitete ein ebenbürtiges Verhältnis auf gleichem Fuße vor. Wir kennen schon die beiden Güter, die Overbeck in einen intellektuellen Freundschaftsbund als Mitgift seinerseits hinzubrachte: politisch die kritische Fragestellung des Problems vom deutschen Reich und theologisch die kritische Fragestellung des Problems vom Christentum. Nietzsche, bei aller seiner Jugend von vornherein der Reichere, besaß, als er mit jenem in Berührung kam, ein Dreifaches: künstlerisch die frische Freundschaft Richard Wagners, philosophisch den beherrschenden Einfluß Schopenhauers und wissenschaftlich von seinem Berufe her ein gegenständliches Verhältnis zum klassischen Altertum, insbesondere zu den Griechen. Der nun beginnende Austausch zwischen den beiden bedeutete somit ein sich gegenseitig ergänzendes Pentagon von Kulturinteressen, das in seiner Gesamtheit überhaupt keine wichtige Frage allgemeinerer Natur ausschloß. Wohl war Nietzsche schon aus seiner Studentenzeit her durch anregende Beziehungen zu ungewöhnlichen und außerordentlichen Menschen verwöhnt; die aufrichtige Bewunderung seines Lehrers Friedrich Ritschl, des Altmeisters seiner Wissenschaft, die schwärmerische Verbundenheit mit einem Kommilitonen wie Erwin Rohde mögen hier als die weitaus hervorragendsten Beispiele erwähnt sein. Doch waren das eben nur Bestärkungen seiner eigenen Talente, wie auch der persönliche Verkehr mit Wagner nur seinen natürlichen musikalischen Grundtrieb auslöste. Die fleißige Mitarbeit in seinem Fachberufe und die leidenschaftliche Hingabe an seine liebste Erholung rechtfertigten vollauf die Auswahl seines bisherigen Umganges, eine reiche Auswahl und ein gewählter Umgang gewiß; aber über seine ihm angeborene Subjektivität führte ihn das alles nicht hinaus, es führte ihr unablässig Nahrung zu — stärkte sie, aber erweiterte sie nicht. Nicht daß ihm die Berührung mit der zeitgenössischen Politik oder die Fühlung mit dem Christentum gefehlt hätte; er hatte ja bei der preußischen Ka-

none gedient, und all die Pfarrhäuſer ſeiner geiſtlichen Vorfahren hätten, nebeneinander aufgeſtellt, allein ſchon ein ganzes ſtattliches Dorf ausgemacht. Dennoch konnte von einem näheren Intereſſe an Politik und Religion kaum die Rede ſein; dafür war die junge Feuerſeele von der Kunſt und vom Griechentum ſchon bis zum Überfließen ausgefüllt.

Inſofern war alſo die Begegnung mit Overbeck etwas ſchlechthin Neues für Nietzſche, als es ſich nun um das Eingehen einer ausgeſprochen gegenſätzlichen Beziehung handelte. Solch ein Freundſchaftsverhältnis kann nur der Zufall ſchließen. Wer anders ſoll denn, ſobald die Wahlverwandtſchaft nicht mehr im Spiele iſt, überhaupt Verſchiedengeartete einander nahe bringen? Wird dann aber, aller Wahrſcheinlichkeit entgegen, dennoch ein Lebensbund daraus, ſo iſt dieſer zweifellos mit ſeltenen, außerordentlichen Kraftmitteln ausgeſtattet. Dann kommt die Goetheſche Weisheit zur Geltung, alle wirkliche Größe werde immer aus der Vereinigung von Gegenſätzen hervorgehen. Nun beſaß Overbeck angeſichts von Nietzſches beruflicher Beſchäftigung mit dem klaſſiſchen Kulturideal und ebenſo von deſſen Begeiſterung für das Wagnerſche Kunſt-Phänomen ja allerdings die allgemeine Möglichkeit, ſein Verſtändnis dafür zu erweitern und ſich am Ende ſogar zu eigner Jüngerſchaft bekehren zu laſſen. Vorbereitet war in ihm beides. Seine kritiſche Durchforſchung des Urchriſtentums und der alten Kirche hatten ihn bereits der Erkenntnis zugeführt, in dem weltfähig gewordenen, zumal dem morgenländiſchen Chriſtentum halte er eine Mumie der begrabenen griechiſchen Kultur in Händen. Was aber das Verſtändnis für Wagner betraf, das ſich bei Overbecks muſikaliſcher Veranlagung wohl hätte zur Parteigängerſchaft ſteigern können, ſo hinderte ihn daran noch die Erinnerung an den Eindruck von Wagners Perſönlichkeit — es waren nun acht Jahre her in Leipzig bei Wagners Schweſtergatten Profeſſor Brockhaus. Damals hatte die unmittelbare Anſchauung auf ihn nicht „groß" gewirkt; er ſchrieb den Eltern, Wagner habe „quelque chose de phraseur et de pathétique", wenn er ſeine Ideen ausſpreche; immerhin fiel ihm die große Lebhaftigkeit auf, und als dann Wagner bei ſeinen Verwandten den Text der „Meiſterſinger" vorlas, da gab es bei dem kleinen Kandidaten allerdings große Augen. Schon ſeit Kindesbeinen war ihm zu muſizieren noch die liebere Muße geweſen, als eine ſchöne Lektüre; der Knabe hatte ſich immer die jüngeren Schweſtern zum Vier-

Das klaſſiſche Ideal und Wagner

händigſpiel ans Klavier geholt. Aber er ging ganz in den Klaſſikern auf; Wagners Fauſtouvertüre, die er als Student hörte, war ihm ein ohrenzerreißendes Baßgeheul; ſchon in Schumann argwöhnt er einen Viertelszukunftsmuſiker und wunderte ſich, daß er in der D-moll-Symphonie doch Melodie habe; an Hans von Bülows Spiel kann er ſich mit den Freiheiten im Rhythmus nicht befreunden — kurzum, er erlaubte ſich, vorſichtig und beſcheiden, wie es in ſeiner Natur lag, auch mit ſeinen Liebhabereien keine Sprünge.

Die tieferen Wurzeln des Einverſtändniſſes

Darnach kann es uns nicht mehr allzu ſchwer fallen, in das Keimſtadium der anhebenden Freundſchaft einen Blick zu tun. Bei beiden ein vorwiegendes Wohlgefallen aneinander, ohne daß es an heimlichem Mißtrauen hätte fehlen dürfen. Nietzſche ſoll ziemlich erſchrocken geweſen ſein, wie gänzlich verſtaubt der neue Kollege aus Jena anrückte, der ihm wohl ſonſt auf den erſten Blick ſympathiſch war. Overbeck wird ſich mit Freuden den glänzenden Eigenſchaften ſeines Zimmernachbars ausgeliefert haben und doch vor Nietzſches augenfälliger Neigung zu ſpieleriſcher Attitüde und geiſtreicher Erhabenheit in aller Stille ein wenig auf ſeiner Hut geweſen ſein. Der Altersunterſchied von vollen ſieben Jahren mag auch nicht unterſchätzt werden, und dann iſt es für das Zuſtandekommen einer dauerhaften Freundſchaft niemals ganz ohne Gefahr, jahrelang unter einem Dache zu wohnen und unzertrennlich auf Schritt und Tritt nebeneinander her zu gehen. Somit muß im Hintergrunde irgend eine große Gemeinſamkeit verborgen geweſen ſein, die langſam und unbewußt, aber mit unabweislichem Zwange den bevorſtehenden Zuſammenſchluß bewirkte. Dieſe ſtille, noch unausgeſprochene Verbrüderung beruhte bei beiden auf der heimlich vorhandenen Abneigung, ſich von ihren eben angetretenen akademiſchen Ämtern reſtlos ausfüllen zu laſſen. Da beide indeſſen an gewiſſenhafter Pflichterfüllung einander nichts nachgaben, ſo mag das Geſtändnis dieſes gemeinſam empfundenen Konfliktes ſie am eheſten zueinander in eine erſte, tiefere Fühlung gebracht haben. Man erinnert ſich, wie Overbeck es als Ergebnis ſeiner ſieben Dozentenjahre ausſprach, wenn immer möglich hätte er ſich vor der Beförderung zum akademiſchen Futtertroge retten und zeitlebens auf eigene Fauſt Privatdozent bleiben mögen. Daraus mag er im gegebenen Augenblick vor Nietzſche am allerwenigſten einen Hehl gemacht haben. Umgekehrt hatte in Nietzſche ſchon das eine Basler Jahr hinreichend ähnliche Wünſche gezeitigt — man denke an ſeine Mahnrufe in den Briefen an Rohde —; ſo entſprang

aus dieſer ſeltſamen Unluſt, aus der inſtinktiven Bangigkeit vor der Gefährdung individueller Vorſätze notwendig ein wärmeres Einvernehmen. Wenn daraus nun Freundſchaft wurde, ſo war ſie von ungewöhnlicher Beſchaffenheit und deſto höher zu ſtellen, da ſie, einer Banalität entſprungen, dieſen Urſprung ſo gänzlich vergeſſen ließ.

Overbeck über die Freundſchaft mit Nietzſche

Wir ſind zwei Gelehrtennaturen, die über ſich hinaus wollen, nur ſo vermag ich mir unſere innige Freundſchaft zu erklären bei ſo enormer Ungleichmäßigkeit unſerer Begabung — wobei ich mir über mein Zurückſtehen gar keine Illuſion mache — und ebenſo großem Unterſchiede unſeres Temperaments. Auch iſt, den ihr in uns gegebenen Vorausſetzungen gemäß, die Freundſchaft für keinen von beiden Teilen leicht geworden und doch für beide früh dagewesen und durch viele Jahre beſtändig geblieben und nur der Gewalt der Umſtände erlegen. Was jenes in gewiſſem Sinne mühſame Entſtehen betrifft, ſo weiß ich natürlich, wieviel ich an Nietzſches ganzem Gebaren recht eigentlich zu „überwinden" hatte, und ebenſo, wie leicht es doch ſchließlich ſtets damit gegangen iſt, ſo daß die Empfindungen verletzenden Kontraſtes und innerſter Anziehung faſt immer nahezu ſimultan geweſen ſind und jene Momente der entfremdenden Kontraſtempfindung bei mir ſtets ſo flüchtig waren, daß Freundſchaft der grundbaßartig ſich behauptende Ton unſeres Verhältniſſes blieb. Auch iſt es meinerſeits ein einziges Mal dazu gekommen, daß ich gegen Nietzſche meine Stimme „erhob" und ihm Mißvergnügen bekannte. Sonſt gebe ich hier, wo mir doch aufs Paradoxeln nichts ankommen kann, nur auf das ſchlichteſte meine Erfahrung wieder, wenn ich ſage, daß unſere Freundſchaft, welches auch ihre Hemmniſſe geweſen ſein mögen, ſtets ſchattenlos blieb. Mit dieſer meiner Erfahrung glaube ich aber in der Hauptſache auch die Nietzſches nur wiedergegeben zu haben. Daß auch bei ihm jene bei mir ſchon zugeſtandenen Hemmniſſe nicht fehlten, iſt mir nicht im geringſten zweifelhaft. Sie gelten mir für völlig und unmittelbar feſtgeſtellt durch die zahlreichen Klagen und Anklagen Nietzſches gegen ſeine Freunde und gelehrten Berufsgenoſſen, die aus ſeinen Schriften jedermann, ebenſo gut wie mir, bekannt ſind. Die Einbildung, unter dieſe Klagen und Anklagen *nicht* zu fal-

Eine Freundſchaft ohne Schatten und Trübung

len, liegt mir ſo fern, daß ich vielmehr die Überzeugung hege, nicht nur, daß ſie ihre Spitzen auch in Nietzſches Abſicht gegen mich mit andern kehrten, ſondern daß ſie meinerſeits nicht unverdient und ſomit in den Tatſachen begründet ſind. Daneben ſteht aber wiederum ebenſo feſt meine Überzeugung, daß Nietzſche bald nach dem Beginn unſerer Beziehungen mir aufrichtig zugetan geweſen und es bis zu den Tagen völliger Umnachtung ſeines Geiſtes geblieben iſt. Ich entnehme dieſe Überzeugung ganz und gar nicht der Tatſache, daß Nietzſche auch nicht ein einziges Mal, ſei es in unſerem mündlichen, ſei es in unſerem brieflichen Verkehr, mir unfreundlich entgegengetreten iſt — worauf niemand, der Nietzſche ſo nahe geſtanden und ihn ſo gut gekannt hätte wie ich und hiernach wüßte, was bei ihm der „Zaun der Zähne" aller Offenheit ungeachtet bedeutete, Gewicht legen würde, — wohl aber aus den untrüglichen Erfahrungen, die ein durch viele Jahre ſtetig fortgeführter, drei bis vier Jahre lang täglicher Verkehr bei Nietzſches ſo höchſt expanſivem Weſen mir in großer Zahl liefern mußte.

Eine Freundſchaft in der Verborgenheit

Meine Freundſchaft mit Nietzſche hat mit der Zeit, ohne mein Zutun und gewiſſermaßen von ſelbſt, den größten „Nutzen" aus ihrer Verborgenheit gezogen. Ich bin im Verkehr mit Nietzſche ſchon ſehr früh ſein aufrichtiger und leidenſchaftlicher Freund, meinetwegen ſelbſt Bewunderer geworden, freilich niemals, ſo wenig wie ſonſt einer ſeiner Freunde, ſein Adept. Auch bin ich nie in die Lage gekommen, ihn vor irgend jemandem als meinen Freund zu verleugnen. Wer mir nur einigermaßen naheſtand, wußte zwar nicht, daß ich nicht ſein Adept, wohl aber daß ich ihm innig befreundet war. Dies ſo ſehr, daß ich faſt ſagen kann, das wußte jedermann. Aber wer bei meinen Lebzeiten und meinetwegen nichts davon gewußt hat, iſt das Publikum, das kann ich mit nicht geringerer Wahrheit ſagen. Und auch ſchon darum — abgeſehen noch von aller Gelaſſenheit meines Temperaments — konnte es mir gleichgültig ſein, als Nietzſche ſpäter gegen ſeine Freunde mit ſolcher Maßloſigkeit öffentlich loszuziehen begann, keinen von uns nennend, doch mich jedenfalls nicht ausnehmend. Das brauchte mich nicht anzugehen, denn es zerſtörte „im Publikum" nur etwas, was ohnehin für mich in dieſem gar nicht exiſtierte. Ich hatte dabei Nietzſche nichts „übelzunehmen", und dies anzuerkennen oder vielmehr mit ſtetiger Unbeirrtheit zu empfinden, wurde mir nicht ſchwer bei dem Eindruck der Fülle der Eigen-

ſchaften, zumal der liebenswürdigen, die mir Nietzſche lieb gemacht haben, wie dieſer Eindruck ſich mir nicht nur aus der Erinnerung an unſern früheren Verkehr, ſondern auch durch die Formen unſeres Verkehrs, wie ſie fortwährten, bis Nietzſche durch Wahnſinn uns Menſchen allen verloren ging, ſtets gegenwärtig erhielt, und ich ließ mir ſeine öffentliche Kritik unſerer Freundſchaft bis zuletzt gefallen. War dieſe doch überdies inſofern materiell ganz begründet, als ſie mein mangelndes Adeptentum anklagte. Davon mochte das Publikum meinetwegen hören, vom Reſt meines perſönlichen Verhältniſſes zu Nietzſche wußte es bisher überhaupt nichts, was ich als etwas Beſtehendes vor ihm zu verteidigen gehabt hätte.

Meine Freundſchaft mit Nietzſche! Ich weiß keine andere Bezeichnung für unſer Verhältnis und würde mich für verrückt halten, wenn ich dabei durch den Gedanken an die Beziehung zwiſchen Meiſter und Schüler nur im entfernteſten beirrt würde. Dagegen fragt ſich um der Bedeutung des Altersverhältniſſes in dieſer ganzen Sache willen: war ich nicht, um noch Nietzſches Freund zu werden, zu *alt* im Verhältnis zu ihm, ſo alt, daß mir dies noch zu werden im Grunde ſchon verboten war, in welchem Falle meine Freundſchaft für ihn nur ein Symptom meiner allzu langſamen Reifwerdung wäre, einer ſich über Gebühr erhaltenden Impreſſionabilität?

Der Altersunterſchied

Ich war, als ich Nietzſche kennen lernte, 33 Jahre alt, ſieben Jahre älter als er. Das ließ kaum noch das Zuſtandekommen einer Freundſchaft zwiſchen uns erwarten; ganz anderer Art waren, ſchon der Altersverhältniſſe wegen, ſeine Freundſchaften mit Gersdorff und Rohde. Dennoch kam es dazu. Vieles, was uns zuſammenrückte, lag doch in den Umſtänden, unter denen wir uns zuerſt im Jahre 1870 trafen. So faßten wir ſehr bald, über alles was uns trennte weg, zueinander das Zutrauen, das uns gegen alles, was uns noch die Zukunft aneinander erleben ließ, ſicherſtellte. Dieſes noch zu Erlebende war mit Rückſicht auf mich für Nietzſche ungleich weniger als bei mir, nicht nur weil ich ſchon meines Alters wegen der „Fertigere" war, ſondern auch weil der Ehrgeiz bis zum Defekt bei mir mangelte, der in Nietzſche brannte, und dieſer letztere Unterſchied mag am Ende das Schlimmſte geweſen ſein, was Nietzſche an mir als etwas für ihn zu Überwindendes empfunden haben mag. Anderſeits hat es ihm der bezeichnete Defekt wohl am leichteſten gemacht, jenes ſchon erwähnte Zutrauen zu mir ohne für uns bedenklichen Verzug zu faſſen. Mit mir, der

ich neben ihm ſtets nur eine ſehr ſtill aufwachſende Pflanze blieb, iſt Nietzſche nie in die Lage gekommen, ſich im Beſitz meiner Perſon durch irgend welche Öffentlichkeit beſchränkt zu fühlen. Nur ich erlebte es, mich in dem ſtillen Beſitz ſeiner Perſon, deſſen ich mich in den erſten Jahren unſeres Verkehrs erfreute, mit der Öffentlichkeit gewiſſermaßen teilen zu müſſen, als er zu eigentlichem und zwar, ſo langſam er ihm ſelbſt zu ſchreiten ſchien, doch frühem Ruhme gelangte. Eben das aber hat mich in meinem perſönlichen und urſprünglichen Verhältnis nie im geringſten beirrt. Er war und bleib mein Freund und als ſolcher mein Privatbeſitz, den ich gegen alle Anſprüche anderer höchſtens nur beſonders zu ſchützen mich aufgefordert fühlte. Nietzſche war mir bald der außerordentlichſte Menſch, der mir auf meinem Lebenswege vorgekommen war, und das blieb er mir auch, als die Maſſen anfingen, über ſeine Außerordentlichkeit ihre Meinung zu haben. Darum blieb ich auch gegen das Maß meiner Übereinſtimmung mit dieſer Meinung ganz gleichgültig. Der letzte Beruf, den ich mir aus meiner Freundſchaft erwachſen fühlte, war auf jeden Fall, ſie (die öffentliche Meinung) in irgend welchem Sinne zu berichtigen oder zu belehren, ſei es zur Herabſetzung oder zur Steigerung ihrer Schätzung Nietzſches. Zu ſolchem Unternehmen habe ich vielmehr nur immer zunehmende Abneigung empfunden. Nietzſche iſt mein Dank für alles, was er mich hat erleben laſſen, gewiß und unauslöſchlich, aber nur ihm und dieſem mit ihm ſelbſt Erlebten, und nicht zugleich dem Doppelgänger, den er in den Köpfen anderer haben mag.

Nietzſche als Gymnaſiallehrer

Von Nietzſches ausgeſprochenem Ehrgeiz, in ſeinem leidenſchaftlichen Streben, ſich geiſtig zur Geltung zu bringen, erkannte Overbeck von vornherein das weſentliche Unterſcheidungsmerkmal ihrer beiden Naturen. Nietzſches Wirkungskreis in Baſel war in dieſer Hinſicht um ein nicht zu unterſchätzendes Gebiet weiter bemeſſen. Während es für Overbeck Bedingung war, daß er von jeder Teilnahme an der praktiſchen Ausprägung ſeines Lehramtes befreit und ſomit jeder kirchlichen Wirkſamkeit enthoben war, hing mit Nietzſches akademiſchem Lehramt auch noch dasjenige an den oberſten Klaſſen des humaniſtiſchen Gymnaſiums zuſammen. Er fügte ſich damit einer althergebrachten Einrichtung; die hervorragendſten ſeiner Kollegen, Leute wie Wilhelm Wackernagel und

Jakob Burckhardt, gaben ihm hiefür das Beiſpiel. Overbeck beſaß für dieſe im engeren Sinne pädagogiſche Tätigkeit volles Verſtändnis. Mehr als einen Vorzug in Nietzſches ſpäteren Büchern brachte er mit dieſem Umſtande in Verbindung und hob bei jeder ſich bietenden Gelegenheit hervor, was für ein ausgezeichneter Lehrer Nietzſche geweſen ſei. Heute ſind ſeine damaligen Schüler zu denjenigen Männern herangewachſen, die in voller Manneskraft dem bürgerlichen Leben der Stadt in amtlicher Stellung oder privater Wirkſamkeit den Stempel aufdrücken. Hält man unter ihnen gelegentlich Umfrage, ſo ſcheinen ſie einig in der ſcheuen Nachempfindung, ſie hätten da nicht ſo ſehr einem Berufspädagogen zu Füßen geſeſſen, als etwa einem leibhaftigen Ephorus aus Altgriechenland, der mit einem Sprung über Zeit und Sitten mitten unter ſie trat, um ihnen von Homer, Sophokles, Plato und ihren Göttern zu erzählen. Als berichte er aus eigener Anſchauung von ganz ſelbſtverſtändlichen und noch vollauf zu Recht beſtehenden Dingen — ſo wirkte er auf ſie. Eine nebenſächliche Eigentümlichkeit, die mit ſeinen empfindlichen Augen zuſammenhing, ſteigerte den geheimnisvollen Nimbus um ihn herum: in ſeinen Stunden mußten bei auch nur mäßiger Sonnenhelle die Fenſterläden vorgezogen werden, damit das grelle, unmittelbare Tageslicht gebrochen und das Schulzimmer von einer wohltuenden Dämmerung erfüllt wurde. Mit Prinzipienreiterei verlor er vor der Klaſſe ſo wenig Zeit als möglich; er gab den Gebrauch deutſcher Überſetzungen von vornherein frei, wenn nur möglichſt viele der griechiſchen Autoren geleſen wurden. Er konnte plötzlich eine ſchulgerechte Erörterung mit dem Aufruf und der Frage an irgend einen Schüler unterbrechen, der ſich deſſen vielleicht gerade am wenigſten verſehen hatte: „Nun ſagen Sie mir einmal, was iſt ein Philoſoph!“ — Um dann nach der nur wenig erſchöpfenden Antwort des aus den Wolken gefallenen Verblüfften die Stunde mit einem hinreißenden Extemporevortrage zu Ende zu führen. Auch in der nur ſeltenen, dafür deſto eindrucksvolleren Anwendung von Verweiſen folgte er, frei von jedem Seminarrezepte, der unwillkürlichen Eingebung der Stunde. Einmal hatte er vor den Sommerferien der Klaſſe anheimgegeben, man ſolle in der Ilias die Beſchreibung vom Schilde des Achill leſen und darüber berichten, aber bloß freiwillig, es ſei keine Aufgabe. Beim Wiederbeginn rief er auf Geratewohl auf und fragte: „Haben Sie die Stelle durchgeleſen?“ Der Betreffende ſagte in ſeiner Verlegen-

heit ja, obschon es nicht wahr war. „Gut, dann beschreiben Sie uns den Schild des Achill!" Nietzsche ließ das Schweigen, das nun erfolgte, unter der wachsenden Aufregung aller Schüler an die zehn Minuten andauern, gerade so lange als er gebraucht hätte, um den Gegenstand zu erledigen, und ging scheinbar aufmerksam zuhörend langsam auf und nieder, wie er zu lehren pflegte. Dann sagte er, ohne weiter ein Wort zu verlieren: „So, nun hat uns M. den Schild des Achill erklärt, jetzt fahren wir weiter." Ein anderer Schüler las unter dem Pultrande ruhig aus der Übersetzung ab. „Wie sonderbar", unterbricht ihn Nietzsche, „Sie haben ja in Ihrem Buch eine ganz andere Lesart." Es kam ihm immer darauf an, die jungen Leute moralisch zu fassen, und so gestaltete er einmal ein öffentliches vor den Behörden und geladenem Publikum abzuhaltendes Examen, ohne Rücksicht auf das Risiko, das er selber dabei lief, zu folgender Kraftprobe einer überdies recht mäßigen Klasse. Er ließ eine unter Philologen als besonders schwer verschrieene Thukydidesstelle aufschlagen. „Haben Sie das schon gelesen?" — „Nein." — „Finden Sie Schwierigkeiten darin?" — „Ja." — „Darin haben andere Leute auch schon Schwierigkeiten gefunden" — und nun ging es durch Dick und Dünn vorwärts. Die methodische Durchsetzlichkeit und das eigentlich Handwerksmäßige in der Geisteserziehung der halbwüchsigen Jüngerschar ließen zu wünschen übrig. Die Anfertigung eines Skriptums wurde unterlassen, nachdem ein erster Versuch nicht nach Wunsch ausgefallen war. Vokabularien oder Klassenhefte wurden nicht geführt. Es wurde drauflos übersetzt, unbekümmert um Formenlehre und Syntax. Von Zeit zu Zeit forderte er zum Meditieren auf, und das erhob alsbald die nüchterne Stimmung ins Ungefähre und Feierliche. Er mündete mit einem Gedankengang gerne in den charakteristischen Anschauungsversuch aus und stellte die Persönlichkeit etwa des Alcibiades oder des Achilles zum Exempel auf, damit seine Schüler durch seine Fragen angespornt nach und nach ihre eigene Intuition vor ihm aufbauen mußten. Im ganzen gilt von Nietzsches Lehrtätigkeit besonders am Pädagogium sein Spruch aus „Jenseits von Gut und Böse" (63): „Wer von Grund aus Lehrer ist, nimmt alle Dinge nur in bezug auf seine Schüler ernst, — sogar sich selbst." Dies ist zu beachten, weil es doch eine Zeit gab, wo Nietzsche sich selbst nur noch in bezug auf sich selbst und sonst niemand andern ernst zu nehmen vermochte. Sein Lehramt konnte also, von den äußeren Hemmun-

gen ganz abgeſehen, ſchon aus rein inneren Gründen in ſeinem Leben nur eine bloße Vorſtufe ſein.

Nietzſches Erziehungsphiloſophie

Mit der Erfüllung ſeiner Amtspflichten erſchöpfte ſich jedoch Nietzſches Verhältnis zur Pädagogik nicht. Seine ganze erſte Basler Zeit ſtand überhaupt im Zeichen ſeines Erzieherbewußtſeins und beſtimmte, weit über die Geſichtspunkte des Amtes hinaus, auch ſeine allgemeinen Abſichten, für die europäiſche Kultur Wirkung zu tun. „Wenn ich über die Zukunft unſerer Bildungsanſtalten zu reden verſprochen habe, ſo denke ich dabei zunächſt gar nicht an die ſpezielle Zukunft und Weiterentwicklung unſerer Baslerischen Inſtitute dieſer Art. Gerade das aber muß mein Wunſch, ja meine Vorausſetzung ſein, mit Zuhörern hier in geiſtigem Verkehr zu ſtehen, welche über Erziehung und Bildungsfragen ebenſo ſehr nachgedacht haben, als ſie willens ſind, mit der Tat das als Recht Erkannte zu fördern.“ Dieſe Worte, die Nietzſche 1871 aufſchrieb, bezeichnen einen Geſichtspunkt für Nietzſches erſtes Entwicklungsluſtrum. Er empfindet ſein geſamtes zukünftiges Denken und Wollen als erzieheriſche Frageſtellung. Atmend und wirkend in einem lebendigen, auf möglichſt humaniſtiſchen Abſchluß der Bildung hinſtrebenden Schulbetriebe, wie es im damaligen Baſel die Doppelanſtalt des Pädagogiums und der Univerſität darſtellte, fühlte er ſich in einem Elemente, deſſen Wellenbewegungen ihm damals noch die Funktionen der Kultur überhaupt bedeuten mußten. Unerwartet war aus ihm ein eigentlicher Schulmann geworden. Er hatte ſich ja mit der Abſicht getragen, nach beſtandenem Doktorexamen und längeren Bildungsaufenthalten im Auslande ſich an einer deutſchen Fakultät zu habilitieren; aber wie leicht hätte eine derartig freiwillige und jederzeit lösbare Bindung an den Lehrberuf gewogen gegen die ihm nun zugefallene Lebensſtellung eines etatmäßigen Gymnaſial- und Hochſchullehrers. Wird aber damit Nietzſches Gedankenwelt unter das Zeichen des Erzieheriſchen gerückt, daß ihm ſein Lehramt zum divinatoriſchen Prinzip wird, ſo verſteht ſich, weil es ſich dabei um Nietzſche handelt, von ſelbſt, daß dies bereits aus einem ſehr radikalen geſellſchaftskritiſchen Geſichtswinkel heraus erfolgt. Man höre zum Beiſpiel die Stelle aus dem erſten Vortrage vom 16. Januar 1872 (Taſchenausgabe I, S. 299): „Der Bund von Intelligenz und Beſitz“, den man nach dieſen Anſchauungen behauptet, gilt geradezu als eine ſittliche Anforderung. Jede Bildung iſt hier verhaßt, die einſam macht, die über Geld und Erwerb hinaus Ziele ſteckt,

Sein Lehramt als divinatoriſches Prinzip

die viel Zeit verbraucht: man pflegt wohl ſolche andere Bildungstendenzen als „höheren Egoismus", als „unſittlichen Bildungsepikureismus" abzutun. Nach der hier geltenden Sittlichkeit wird freilich etwas Umgekehrtes verlangt, nämlich eine raſche Bildung, um ſchnell ein Geld verdienendes Weſen werden zu können, und doch eine ſo gründliche Bildung, um ein ſehr viel Geld verdienendes Weſen werden zu können. Dem Menſchen wird nur ſo viel Kultur geſtattet, als im Intereſſe des Erwerbs iſt, aber ſo viel wird auch von ihm gefordert. Kurz: die Menſchheit hat einen notwendigen Anſpruch auf Erdenglück — darum iſt die Bildung notwendig — aber auch nur darum!" Indem Nietzſche mit einem ſo hohen und unerbittlichen Ernſte der landläufigen Sittlichkeit entgegentritt, iſt es ja ohne Zweifel er ſelbſt, ſeine im höchſten Sinne rechtſchaffene und ſittenſtrenge Perſönlichkeit, die uns aus ſeiner Kritik redet. Die Frage iſt nur, wie er, der doch eigentlich ſeiner Griechen- und Wagnerbegeiſterung nach im äſthetiſchen Fahrwaſſer ſegelte, dazu kam, ſich an die europäiſche Menſchheit als echter und rechter Schulmeiſter zu wenden. Noch auffallender als in den Vorträgen über die Zukunft unſerer Bildungsanſtalten tritt das pädagogiſche Übergewicht in ſeiner damaligen Geiſtesrichtung zutage an der dritten unzeitgemäßen Betrachtung und zwar ſchon an ihrem Titel: „Schopenhauer als Erzieher". Im Jahre 1868 hat er Gedanken über dieſen ſelben Gegenſtand zuſammengefaßt unter der Überſchrift „Schopenhauer als Schriftſteller" (Biographie I, S. 350/51). In Baſel wurde der formale und nationale Geſichtspunkt abgelöſt durch den pädagogiſchen. Wäre der Aufſatz in Deutſchland geſchrieben worden, hätte vielleicht der andere Titelentwurf „Schopenhauer unter den Deutſchen" Aufnahme gefunden. Man überlege, was es mit dieſem neuen Titel bei näherer Erwägung auf ſich hat! Er ſetzt eine Beziehung, die von Hauſe aus eben gerade nicht beſteht. Wozu hätte ſich der Peſſimiſt und Weltverneiner wohl weniger tauglich erachtet als zum Erzieher! Und mit welchem Nachdruck weiſt ihm Nietzſche dieſe Rolle zu: „Gewiß, es gibt wohl andere Mittel, ſich zu finden; aus der Betäubung, in welcher man gewöhnlich wie in einer trüben Wolke webt, zu ſich zu kommen, aber ich weiß kein Beſſeres, als ſich auf ſeine Erzieher und Bildner zu beſinnen. Deine wahren Erzieher und Bildner verraten Dir, was der wahre Urſinn und Grundſtoff Deines Weſens iſt, etwas durchaus Unerziehbares und Unbildbares, aber jedenfalls ſchwer Zugängliches, Ge-

Schopenhauer von Hauſe aus nicht Erzieher!

bundenes, Gelerntes: Deine Erzieher vermögen nichts zu ſein als Deine Befreier. Und ſo will ich denn heute des einen Lehrers und Zuchtmeiſters, deſſen ich mich zu rühmen habe, eingedenk ſein, Arthur Schopenhauers." — „Ich habe verſprochen, nach meinen Erfahrungen Schopenhauer als Erzieher darzuſtellen und ſomit iſt es bei weitem nicht genug, wenn ich, noch dazu mit unvollkommenem Ausdruck, jenen idealen Menſchen hinmale, welcher in und um Schopenhauer, gleichſam als ſeine platoniſche Idee waltet. Das Schwerſte bleibt noch zurück: zu ſagen, wie von dieſem Ideale aus ein neuer Kreis von Pflichten zu gewinnen iſt und wie man ſich mit einem ſo überſchwänglichen Ziele durch eine regelmäßige Tätigkeit in Verbindung ſetzen kann, kurz, zu beweiſen, daß jenes Ideal erzieht." — „Im Grunde entſcheidet kaum die Seltenheit und Kraft der Begabung, ſondern der Einfluß einer gewiſſen heroiſchen Grundſtimmung und der Grad einer innerlichen Verwandtſchaft und Verwachſenheit mit dem Genius. Denn es gibt Menſchen, welche es als ihre Not empfinden, wenn ſie dieſen mühſelig ringen und in Gefahr, ſich ſelbſt zu zerſtören, ſehen, oder wenn ſeine Werke von der kurzſichtigen Selbſtſucht des Staates, dem Flachſinn der Erwerbenden, der trocknen Genügſamkeit der Gelehrten gleichgültig beiſeite geſtellt werden: und ſo hoffe ich auch, daß es einige gebe, welche verſtehen, was ich mit der Vorführung von Schopenhauers Schickſal ſagen will und wozu, nach meiner Vorſtellung, Schopenhauer als Erzieher eigentlich erziehen ſoll." — Halten wir das feſt: Nietzſches erwachende Genialität erfaßt das Genie als Pädagog; die Schrift, in der er dieſen Gedanken hinreißend zum Ausdruck bringt, ſchreibt er in Baſel als Lehrer an ſchweizeriſchen Staatsſchulen. Da iſt denn doch die althergebrachte Vorliebe des Schweizers für Probleme der Erziehung und Volksbildung hervorzuheben, eine Vorliebe, die der Heimat Peſtalozzis und Jean Jacques Rouſſeaus wohl zu Geſichte ſteht. Jene Eigenſchaften, von denen auch Nietzſches Werk ſeinen Anfang nahm, haben ſomit zweifellos als eine nicht zu überſehende Wirkung ſeines dienſtlichen Aufenthaltes auf Schweizerboden zu gelten. Gewiß — Nietzſche beſaß überhaupt eine pädagogiſche Ader und hätte, wäre er anderswo Gymnaſiallehrer geweſen, Schopenhauer ſowieſo als Patron der Erziehung zur Kultur empfinden können. Mag die Schweiz ſich immerhin etwas darauf zugute tun, daß das nun gerade in ihrem Schoße geſchah — höheres Lob gebührt wohl Nietzſche ſelbſt, deſſen kühner Wahr-

Der Genius als Pädagog erfaßt

heitsmut ihn zu der großartigen, nur sprunghaft zu erreichenden Verbindung zwischen Erzieherpflicht und höchstem Kulturziel verlockte, zu der, mit dieser Überzeugungskraft, ein anderer niemals, er selbst freilich anderswo vielleicht auch nicht mit solcher Entschiedenheit gelangt wäre.

Nietzsche in Gesellschaft

Ähnlich originell, wenn auch den Umständen angemessen in ganz anderer Weise als auf die Schüler wirkte Nietzsche auf die Kollegen und die Basler Gesellschaft. Auch sie empfanden etwas Unnahbares in seinem Auftreten, das für einen nicht sehr tiefsichtigen Beobachter nicht ganz frei von Komik war. Dadurch daß Nietzsche, wo er ging und stand, immer in irgend einer Art auf der Suche war, unterlag er bisweilen der Gefahr ins „Gesuchte" zu verfallen. Unter seinen Briefen sind die leichteren, an Fernstehende gerichteten voll geistreicher Wendungen, mit Wortspielen gespickte Kauserien, gleißende Perlenschnüre aus gereihten Verbindlichkeiten und verblüffenden Appercus — genau so muß sich Nietzsche im Gespräche mitgeteilt haben[26]. Er wirkte in der Konversation vornehmlich blendend; aber es konnte vorkommen, daß der Witz seiner Aussage, den man mit vorschnellem Beifall belacht hatte, sich unversehens als Hülle einer kühnen, unheimlichen Wahrheitsvision entpuppte. Einmal erzählte er seiner Tischdame: „Mir hat kürzlich geträumt, meine Hand, die vor mir auf dem Tische lag, bekam plötzlich eine gläserne, durchsichtige Haut; ich sah deutlich in ihr Gebein, in ihr Gewebe, in ihr Muskelspiel hinein. Mit einem Mal sah ich eine dicke Kröte auf meiner Hand sitzen und verspürte zugleich den unwiderstehlichen Zwang, das Tier zu verschlucken. Ich überwand meinen entsetzlichen Widerwillen und würgte sie herunter." Die junge Frau lachte. „Und darüber lachen Sie?" fragte Nietzsche mit furchtbarem Ernste und hielt seine tiefen Augen halb fragend, halb traurig auf seine Nachbarin gerichtet. Da ahnte diese, wenn sie es auch nicht ganz begriff, es habe hier ein Orakel im Gleichnismunde zu ihr gesprochen und Nietzsche ihr durch eine schmale Spalte den Blick in den dunkeln Abgrund seines Innern aufgetan. Ein andermal erbleichte er, der zum strengsten Richter über alles Obskurantentum werden sollte, vor Erstaunen und Entrüstung, daß ihm bekannte ältere Basler noch an das „Spalentier" — ein Lokalgespenst — glaubten und steif behaupteten, es haben brüllen hören.

Nietzsche hielt damals noch sehr auf sein Äußeres. Er war mit einem alten badischen Staatsrate der einzige, der in Basel einen

grauen Zylinder trug. Sommergäste, die mit ihm zu gleicher Zeit im Maderanertal weilten, beluſtigten die feinen Zeugſtiefelchen, mit denen er, immer den Spazierſtock zum Taſten vor ſich hinſetzend, in der Wildnis des Hochgebirges ſpazieren lief. Wer ſich da nicht ſchon auskannte, nicht wußte, mit wem er es zu tun bekam, entging der Verſuchung nicht leicht, in ihm am Ende gar einen Stutzer oder einen Wichtikus zu wittern. Aber ſchon damals folgte ihm das neugierige Auge des Publikums nicht, ohne um ſeine glänzenden Anfänge zu wiſſen. Der blutjunge deutſche Gelehrte war Gegenſtand tuſchelnder Unterhaltung. Das war der große Ausbund, raunte man ſich zu, der ohne überhaupt Doktor zu ſein eines ſchönen Morgens in ſeiner Leipziger Studentenbude als außerordentlicher Profeſſor für Baſel aufgewacht war. Ja man flüſterte noch mehr: das war der junge Freund Richard Wagners, der Ganymed des neuen deutſchen Olympiers, in deſſen Idyll Tribſchen er ein- und ausging. — — In Baſel jedenfalls wird man Nietzſche kaum je anders begegnet ſein als mit der Befangenheit des Stolzes, ihn unſer zu nennen. Sein täglicher Begleiter auf Spaziergängen und in Geſellſchaften war Overbeck, und nichts konnte Nietzſches Überlegenheit beſſer kennzeichnen, als daß Overbeck ſofort von ſich aus ins zweite Glied trat, ſobald es ſich um die menſchliche Rangſtufe des Freundes handelte. Daß damals Nietzſche allerdings den Anſpruch erhob, in Geſellſchaft zu „primieren", hat Overbeck beſtimmt beſtätigt; aber niemand wußte beſſer als er, wie himmelweit damit Nietzſche von dem faden Dünkel entfernt war, in einem Salon Löwe zu ſein und die erſte Geige zu ſpielen.

Damals lebte in Baſel das hochbetagte Fräulein Keſtner, die Tochter von Werthers Lotte. Nietzſche ſchreibt Rohde am 25. Juli 1872 (Briefe II, S. 342): „Der heutige Morgen geht darauf Goethe-Inedita zu leſen: ich bin ad hoc von der noch einzig übrig gebliebenen Tochter von Charlotte Keſtner eingeladen und habe ſchon neulich zwei ſchöne Gedichtchen ‚Reiſeſegen an Gräfin E.' zu hören bekommen." An Gersdorff ſchreibt er am 2. Auguſt 1872 (Briefe I, S. 219): „Von Fräulein Keſtner (der Tochter Lottes) habe ich Goetheſche Briefe (originaliter) geſchenkt bekommen." Die queckſilbern lebendige und geiſtig überſprudelnde Greiſin konnte es Goethe bis in ihr 94. Jahr nicht verzeihen, daß er „ihre liebe Mutter in ſo unzarter Weiſe in die Öffentlichkeit gezogen habe". Bedeutende Perſönlichkeiten aus dem Reiche, Bunſen, Abeken, Lepſius, Curtius, pflegten auf der

Durchreise bei Fräulein Kestner einzukehren, und dann stellte sich auch Jakob Burckhardt ein, der sonst jeder Einladung auswich; auch ihr Neffe, der Oberst Charras, der seit der Julirevolution an den französischen Ereignissen lebendigen Anteil genommen und sich seine Verbannung zugezogen hatte, angeblich wegen einer Napoleon III. verabreichten Ohrfeige, lebte in Basel. (H. Gelzer in seinem Burckhardt-Essay S. 46.)

Erinnerungen von Frau Ina von Miaskowski

(Nach dem als Manuskript gedruckten Lebensbild: „August v. Miaskowski" S. 120—124)

Im Juni unseres ersten Jahres in Basel (1874) machten wir mit Bekannten einen Ausflug auf die Frohburg, einen schönen Punkt im Jura. Ich sah dort zum ersten Male die Hochalpenkette und empfand diesen herrlichen Anblick als wirklichen Abschnitt in meinem Leben. Ich war um eine neue, beglückende Vorstellung reicher geworden. Wer in sehr jungen Jahren die Alpen zum ersten Male sieht, kann nie einen so tief gehenden Eindruck empfangen, wie er mir an jenem sonnigen Sonntagsmorgen zuteil wurde. Und noch einen zweiten Gewinn brachte mir dieser Tag, die Bekanntschaft mit Friedrich Nietzsche. Er und seine beiden Freunde Overbeck und Romundt nahmen an dem Ausfluge teil. Nietzsche, der sich beim Wandern zuerst zu meinem Mann gesellte und nachher plaudernd neben mir ging, nahm uns beide aufs wärmste für sich ein. Jener Sonntag legte den Grund zu unserem späteren freundschaftlichen Verkehr. Unvergeßlich blieb mir eine Äußerung, die Nietzsche schon damals mir gegenüber tat. Er unterbrach meine Schilderung unserer Jenaer Zeit mit der Frage: „Ja ist es denn möglich, daß Ihr Herr Gemahl sich nicht von dem bornierten Hochmut der deutschen Professoren abgestoßen fühlt? Die dulden ja keine abweichende Ansicht. Hat jemand aber eine solche, dann suchen sie ihn tot zu machen, indem sie sagen, er sei krank."

Der Dienstags-Verein 1870—75

Im Winter begründeten wir einen kleinen geselligen Verein, der alle vierzehn Tage abends abwechselnd sich zusammenfand. Über eine reizende Aufführung, die wir an einem jener Abende bei uns arrangierten, finde ich in einem Briefe an meine Mutter eine ausführliche Schilderung vor. Wir hatten uns ausgedacht, ein sorgfältig vorbereitetes lebendes Bild aus den Meistersingern mit unsern Kindern zu stellen, namentlich um Nietzsche zu erfreuen, dessen Freundschaft mit Wagner damals auf ihrem Höhepunkte

ſtand. Ich ſchrieb darüber: „Um ſechs Uhr kleideten wir die Kinder an, die wirklich reizend ausſahen. Hannachen als Eva, im richtigen Gretchen-Koſtüm aus hellblauem Wollenſtoff! Fritz als Hans Sachs in Weſte, Hemdsärmeln, Lederſchürze, Käppchen auf dem Kopfe und mit einem Backenbart aus blonder Haarunterlagewolle, Kurt als Walter geradezu reizend. Ich hatte prächtigen roten Glanzſchirting, der ganz wie Seide ausſah, für 1 Fr. 50 gekauft und daraus ein glänzendes Ritterkoſtüm gemacht: kurzes Wams mit weißen Puffen, am Hals meine breiten echten Spitzen von Schwiegermamma und die dicke Kette von Onkel Paul um die Bruſt gehängt, auf dem Kopf ein ſchwarzes Samtbarett mit langer weißer Feder. Als alle Gäſte da waren, bat ich Nietzſche, das Meiſterlied zu ſpielen und öffnete die Türe zum Eßzimmer, in der das reizende Bildchen ſtand. Jedes der Kinder war allerliebſt und ganz charakteriſtiſch. Alle waren entzückt und Nietzſche ſogar ganz bewegt. Er nahm meine beiden Hände und drückte ſie immer wieder, indem er für die reizende Überraſchung dankte.

Nach einem dieſer Vereinsabende, an dem auch eine junge Freundin von uns teilgenommen hatte, ſchrieb ich wieder: „Als wir ſpät heim kamen, meinte Emmy, ſie wäre noch nie in einem ſo harmlos vergnügten Kreiſe geweſen. Das Komiſche dabei iſt, daß zwei der Haupt-Spaßmacher unter uns, Overbeck und Nietzſche, als arge Peſſimiſten und Schopenhauerianer in ganz Deutſchland bekannt ſind! Am Donnerstag darauf kamen am Abend die drei Herren aus Nr. 45 zu uns, und da muſizierten wir viel. Nietzſche phantaſierte ganz hinreißend, Overbeck hatte ſchöne vierhändige Schubertſche Sachen mit — kurz wir hatten ordentlich ein kleines Konzert. Dabei gab's nur gebackene Kartoffeln und aufgebratenen Schinken, alſo wirklich livländiſche Einfachheit und Ungeniertheit.“ Ein andermal ſchrieb ich: „Heute Abend iſt der Dienstagsverein. Nietzſche ſoll ſchon wieder ein ganz tolles Buch zum Vorleſen verſchafft haben (es waren humoriſtiſche Novellen von Mark Twain). Beim letztenmal ging es wieder ſehr luſtig zu, wir laſen, ſpielten und ſprangen bis halb ein Uhr. In vierzehn Tagen, wenn der Abend bei uns iſt, wollen wir aber auch einmal was Ernſtes vorbringen, wie es ſich für Profeſſorsleute ſchickt. Vormittags war Nietzſche ein Stündchen bei uns und brachte mir ein Buch, das ich gerne leſen wollte, auch hat er mir die Wagnerſchen Nibelungen gegeben. Ihr ſeht, daß ich mir zwei Freunde angelegt habe, die mir ſehr nützlich ſind.“

In jenem Winter kam Nietzsche außerdem jeden Freitag nachmittag, um mich zum Gesang zu begleiten. Er brachte stets viel neue Noten mit, die wir zusammen durchsahen und auch mal einübten; zum Schluß pflegte er uns meist vorzuphantasieren oder Wagnersche Sachen zu spielen. Aus jener Zeit besitze ich noch ein abgeschriebenes Lied von Liszt, in das Nietzsche mir einige Korrekturen hineingeschrieben hatte. Es waren genußreiche Stunden. Späterhin trat Overbeck an die Stelle des Freundes und hat mit mir in liebenswürdigster Treue musiziert. Mein Mann, der natürlich die herzlichste Freude an diesem Verkehr mit den anregenden Freunden hatte, liebte es aber, mich oft mit meinen beiden „Seladons" zu necken. Einmal tat er es auch, als wir gerade zum Nachtische Äpfel aßen. Ich klebte nach einer alten livländischen Sitte mir zwei Apfelkerne an die Stirne, benannte sie nach meinen Seladons und sagte, ich wollte sehen, welcher von ihnen zuerst „abfallen" würde. Unsere Kinder hatten das aufgeschnappt; sie nannten nachher Apfelkerne immer Seladons und betrieben mit Eifer das Spiel mit den an die Stirne gedrückten Kernen.

In Basel herrscht die schöne Sitte, daß die Eingesessenen nach und nach die Neugekommenen aufsuchen oder auch direkt zu sich einladen. Auf diese Weise kamen wir zu vielen Schweizern in Beziehung. In dieser Weise knüpfte der sehr angesehene Ratsherr Sarasin mit uns an, und wir erlebten in diesen reichen Häusern viele interessante, wenn auch manchmal etwas langweilige Gesellschaften. Ich schrieb darüber: „Am Sonntag waren wir bei reichen, uns beinahe ganz fremden Baslern zu einem großartigen Diner geladen, wo wir uns gut amüsierten. Aber es ist merkwürdig, so plötzlich in eine ganz andere Welt hineinzuschneien und geradezu komisch, wenn man beim Eintreten nicht einmal weiß, welches der Hausherr ist. Die Basler sind aber rührend in ihrer Liebenswürdigkeit, die meist drollig steif herauskommt. Ballvergnügen müssen wir fast ganz entbehren, hier wird fast gar nicht in Privathäusern getanzt, die Leute sind in allen möglichen Vorurteilen befangen. Wir flotten Dienstagsvereinler bedauern das alle sehr."

Der Verkehr zwischen den Freunden

Nietzsche hatte also, während er schon mitten am Werke war und die Schwere seiner Lebensaufgabe im voraus ahnte, ja bereits ihre Traglast auf seinen Schultern spürte, es nicht verschmäht, in der Umgebung, der er sich doch eigentlich längst entwachsen fühlen

mußte, nicht nur etwa gezwungen, ſondern mit heiterer Teilnahme weiter zu verweilen. Die ungeheuren Emotionen ſeiner heimlichſten Empfängniſſe, die Witterung ſeiner letzten Beſtimmung, die Qual eines Weltſchöpfer-Triebes bei gebundenen Händen ließen ihn Zerſtreuungen einer ihm im übrigen genehmen Geſelligkeit geradezu aufſuchen. Und daß er dann wohl auf Augenblicke unter den Fröhlichen der Fröhlichſte war, ein Vortänzer der guten Laune, läßt ſich von dem ſpäteren Verherrlicher der Kunſt, gut zu tanzen und gut zu lachen, wohl verſtehen. Noch überſchäumender gab er ſich wohl, wenn ihn der goldene Humor ganz unbelauſcht, hinter der verſchloſſenen Türe der Junggeſellenwohnung im Kreiſe ſeiner Vertrauteſten aufſuchte. Was für ein fruchtbarer Gelegenheitsdichter und Knittelverskünſtler er ſein konnte, geht aus manchen bekannt gewordenen Proben jener Jahre hervor. Einer der gelungenſten Huldigungen Nietzſches als Feſtdichterkomponiſten hatte ſich Overbeck an ſeinem fünfunddreißigſten Geburtstage zu erfreuen; ſein Hauptkolleg war nicht zuſtande gekommen, nun tröſtete der Zimmernachbar ihn mit einem ad hominem komponierten Kanon.

Der Geburtstagskanon für Overbeck

Ein würdig angerauchtes Pergamen!
(Das Notenblatt iſt über der Lampe getrocknet und angebräunt.)

Kirchengeſchichtliches Reſponſorium
zwiſchen einem Chore von theologiſchen Studenten
und einem Chore erzürnter Zuſchauer.
Zur Feſtlichkeit des 16. November
1871
für ſeinen Freund und getreuen Nachbar
Franciscus Overbeck
geſetzt
von
F. N.

Chor fauler, ſich rekelnder, theologiſcher Studenten
(ob Männerchor?)

O! A! Kirchengeſchichte hör' ich nicht bei Overbeck,
ſondern bei dem alten, quatſchigen (—).
(—) weiß uns zu kirren als Studenten,
die um Amt und Brot und Weib ſtudieren.

Troſtlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
und den alten (—),
der wird sich (plärrend) wunderbar erhalten
trotz allem Prüfungsungemach.
(hier fällt der Chor der entrüsteten Zuschauer ironice ein)
Nämlich wunderbar ungeschlacht, dumm und keck,
ohne nur ein einziges Fünkchen
vom Geiste unseres O— — — — — verbeck,
noch von seinen andern liebenswürdigen Eigenschaften.
(die Schlußnoten zart, zögernd cum gratia ad finem.)

Aber wie die Hausgenossen den gelegentlichen Ausbruch seiner Lustigkeit aus nächster Nähe mit erlebten, waren sie auch die verschwiegenen Zeugen von den nicht ausbleibenden Rückschlägen seiner Selbstbesinnung. Von einem harmlosen Abendspaziergang vor den Toren der Stadt zurückkehrend, konnte er seinen Begleitern Overbeck und Romundt, die sich weiter keine Gedanken gemacht hatten, die Lächerlichkeit ihrer Gepflogenheit vorhalten, daß sie, drei Denker, Gottfried Kellers „gerechten Kammachern" an ehrsamer Selbstgenügsamkeit nicht im geringsten nachständen (Briefe III, 209). Was dem größeren Kreis in Nietzsches gesellschaftlichem Basler Verkehr kaum tiefer zum Bewußtsein kommen konnte, teilte sich Overbeck ganz von selbst in ungezwungener Anschauung mit: er spürte, mehr als die üblichen Werdeschmerzen, die keiner heranreifenden Begabung erspart bleiben, waren hier mystische Leiden im Spiele, etwas von jenem wimmernden und ächzenden Albdruck der Inkubation, wenn der delphische Tempelschläfer im Traum den Besuch des Gottes erduldet. Wie hoch Nietzsche die Nähe eines solchen Verständnisses schätzte, geht aus einer Widmung zu dem letzten gemeinsam verlebten Geburtstag Overbecks hervor; auf seine Komposition „Hymnus auf die Freundschaft", die er von einem Berufskopisten sauber abschreiben ließ, schrieb er: „Herrn Professor Dr. Fr. Overbeck! Am 16. November 1875. Voll von Freude und von inniger Dankbarkeit für Deine Freundschaft."

Vorausblick auf Nietzsches Werk

Nietzsches schriftstellerisches Werk umspannt den Zeitraum zweier Jahrzehnte. Eins gegen das andere gehalten, bilden sie so unterschiedliche und andersartige Hälften, daß kaum mehr von einem Zusammenhange zwischen beiden, viel eher von einem Weitsprung von einem zum andern die Rede zu sein pflegt. Und doch hat nur

dieſelbe Seele ein neues Geſicht aufgeſetzt. Die Keime zum ſpäteren und letzten Nietzſche ſtecken ſchon in der „Geburt der Tragödie", dem Debüt des noch nicht Dreißigjährigen. Sowohl formal, als inhaltlich. Formal: „Wie ſchade, daß ich, was ich damals zu ſagen hatte, es nicht als Dichter zu ſagen wagte: ich hätte es vielleicht gekonnt!" bekennt er ſelbſt in dem „Verſuch der Selbſtkritik", mit dem er nach ſechzehn Jahren auf den Erſtling zurückblickte. Damit geſteht er ein, er habe es damals mit den höchſten Problemen aufgenommen, aber nicht als ihr Geſtalter, ſondern eben nur als ihr Erwäger, als ihr Raiſonneur, der er, freilich ins Höchſte geſteigert, ſelbſt im Zarathuſtra geblieben iſt. Inhaltlich liegt bereits der Widerſpruch gegen Religion und Moral mit einem Umzug ins Äſthetiſche verbunden vor, der ſchließlich „einen Gott, wenn man will, aber gewiß nur einen gänzlich unbedenklichen und unmoraliſchen Künſtlergott" gelten läßt und ſomit ſo radikal unreligiös iſt, daß er ſich nichts daraus macht, ſich mit der Marke religiöſer Erſcheinungsformen dem Mißverſtändnis auszuſetzen, als ſei er auf ſeine Art religiös. Auch das Bekenntnis zum Griechentum iſt als ſolches, allem jugendlich lauten Enthuſiasmus zum Trotz, ſchon hier zweideutig und nichts weniger als ſachlich zwingend konzipiert. Nietzſche beklagte als das Schlimme an dem Buche: „daß ich mir überhaupt das grandioſe griechiſche Problem, wie es mir aufgegangen war, durch Einmiſchung der modernſten Dinge verdarb!" Ferner iſt es bedeutſam, wie ſchon zwei Jahre vor dem Erſcheinen das „Unzeitgemäße" gewittert wird und dadurch der Charakter der ganzen Kette bei dieſem Anfangsgliede ſchon ſich kundgibt: „Es beginnt nun für mich die Periode des Anſtoßes, nachdem ich eine Zeitlang leidliches Wohlgefallen erregt habe, weil ich die alten bekannten Pantoffeln an hatte." Es wäre wohl zu kurz geraten, dächte man dabei an Befürchtungen, zu denen die Parteigängerſchaft Schopenhauers und Wagners damals immerhin genügend veranlaſſen mochte; nein, Nietzſche muß ſchon damals von der Ahnung durchſchauert geweſen ſein, daß ihn widermoraliſche und antichriſtliche Triebe auf die „grundſätzliche Gegenlehre und Gegenwertung des Lebens" hindrängten, und einmal zum Attentäter „auf zwei Jahrtauſende Widernatur und Menſchenſchändung" werden ließen. Er äußert ſich prophetiſch (Briefe I, 206): „Jetzt erwarte ich nichts — oder Bosheiten oder Albernheiten. Aber ich rechne auf einen ſtillen langſamen Gang durch die Jahrhunderte, wie ich Dir mit der größten Überzeugung aus-

ſpreche. Denn gewiſſe wenige Dinge ſind hier zum erſtenmal ausgeſprochen: das muß weiter klingen.“ Dieſe Sprache der Euphorie redet er nicht erſt 1888, ſondern ſchon 1872. Aus alledem muß gefolgert werden: die Subſtanz Nietzſche iſt von allem Anfang konſtant. Er iſt ſich, eben dieſer Subſtanz nach, ſtets gleich geblieben. Mit Schopenhauer und Wagner hat er die angezogenen Hüllen vom Leibe geſtreift, nicht aber feſtgewachſene Fetzen ſich von der Haut geriſſen. Auch ſeine heftigſten innern Umwälzungen ſind nicht in dem Sinne Wandlungen geweſen, daß er, ein Renegat, Beſeſſenes verleugnet oder urſprünglich Fremdes als Gebietserweiterung hinzuerobert hätte. Sein ſpezifiſches Gewicht hat ſich nicht geändert; er iſt, auf ſeine Schwere hin gewogen, bei ſeinem erſten Buche genau das wert und genau das nicht wert geweſen, was bei ſeinem letzten. Ausſchließlich die Neuprägung macht es bei ihm aus, die unerſchöpfliche Aufarbeitung des vorhandenen Stoffgutes. Nur hinſichtlich der Darbietung wird er immer freier, kühner, verſchwenderiſcher. Der Weſenheit nach beweiſt er jedoch ſchon mit ſeinem Erſtling die durchgreifenden Hauptpunkte ſeiner Beſchaffenheit ein für allemal. Erſtens: daß er ſich nur für einen Halbblutkünſtler hält — zweitens: daß es um ſeine Konfeſſion zum Griechentum von vornherein zweifelhaft beſtellt war — drittens: daß ſein Haupttrieb auf die radikale Kritik von Religion und Moral abzielte — viertens: daß er von der weltgeſchichtlichen Bedeutung ſeines Lebenszweckes ſchon von Anfang an vollauf durchdrungen iſt.

Overbecks Kompetenz als Gewährsmann für Nietzſche

Daraus iſt für uns der Schluß zu ziehen, daß, wer den Nietzſche der ſiebziger Jahre genau kannte, Nietzſche überhaupt kannte, daß alſo Overbeck, da er ihm in den Basler Kollegenjahren der ununterbrochen Nächſte war, für uns unter den Gewährsperſonen, die über Nietzſche zu belehren haben, an erſte Stelle tritt. Es iſt oberflächlich und ungerecht, Overbecks gelaſſenere und bedächtigere Veranlagung dahin auszudeuten, als habe er, ängſtlicher und furchtſamer Natur, wie er nun einmal geweſen ſei, den Hochflügen Zarathuſtras nicht zu folgen vermocht. Vielmehr kommt das ſpätere Verſagen ſeines Einverſtändniſſes, war erſt für die frühere Zeit das Verſtändnis feſtgeſtellt, uns als Fingerzeig zu Hilfe in unſeren eigenen Verſuchen, mit Nietzſche ins reine zu kommen. Stutzt und zögert Overbeck mit der Gefolgſchaft, ſo wird es nie ſehr ſchwer halten, weit eher als einem perſönlichen Unvermögen die betreffende Ablehnung aus einem allgemeinen und

grundsätzlichen Bedenken vollkommen begreiflich zu finden. Um jedoch später mit ganzer Unbefangenheit und vollem Vertrauen Overbeck als Kritiker des Freundes annehmen zu können, soll seiner Anhänglichkeit und Hingabe an Nietzsche während des gemeinsamen Zusammenlebens nachgespürt werden. Leider sind nachträgliche Zeugnisse für die Zeit des Kontuberniums sehr spärlich. Overbeck hat es hinterher beklagt, damals keine Tagebücher geführt zu haben. So mögen wir um mehr als eine Verschwiegenheit gekommen sein, die uns besser verstehen ließe, wieso bei Nietzsche so viel hundertfältig Verschiedenes sich schließlich unter einem Hute zusammenfand. Dagegen verfügen wir wenigstens über gleichzeitige Belege, die über Overbecks damalige Stellung zu Nietzsche jeden Zweifel ausschließen, vor allem darüber, daß er von ganzem Herzem an Nietzsche geglaubt hat. Rohde fiel es zu, öffentlich für den Freund auf den Plan zu treten. Zu Overbecks ganzer Art paßte es besser, sein Bekenntnis in der Stille abzulegen. Den Umständen nach kam das aber einem mindestens ebenso großen Aufwand an Unerschrockenheit gleich. Overbeck hat nämlich Nietzsche vor Treitschke verteidigt, ja Treitschke für ihn zu gewinnen gesucht und in diesem über Jahre sich hinziehenden Vorhaben gezeigt, daß er genau wußte, was er wollte. Sein großer Altruismus tritt zutage an jenem biographischen Unikum, jener in die Augen springenden Paradoxie, deren Möglichkeit überhaupt nur ausgerechnet bei einer solchen Friedensseele denkbar war, an seinem Doppelverhältnis zu Treitschke und Nietzsche. Aber nicht minder beweist sich die männliche Energie seines Charakters in der Art, in der er, sobald die fortdauernde Freundschaft zu beiden sich mißverständlich gestaltet hätte, säuberlich Klarheit zu schaffen verstand. Durch ihn sind die beiden Antipoden sogar einander zugeführt worden, offenbar im August 1872 — aber wie sich denken läßt, ohne sich irgendwie anzunehmen. Nietzsche zeigte sich zu Entgegenkommen geneigt, da er ja von der Leipziger Studentenzeit her ein Augenmerk auf Treitschke als politische Person besaß und mit Gersdorff im Jahre 1866 sowohl über die Konfiskation des Traktats „Die Zukunft der deutschen Mittelstaaten" als Treitschkes und Roggenbachs unvermutete Popularität korrespondierte und gleich dem damals ihm ja noch unbekannten Overbeck die Annexion Sachsens gewünscht hatte (Briefe I, 38, 47): Treitschke dagegen machte aus seinem Mißfallen gegen Nietzsche keinen Hehl, und in der Folge ist dann auch die Jugendfreundschaft dem

Treitschke und Nietzsche

männlicheren Treubunde zum Opfer gefallen. Overbeck konnte nicht zweifeln, wie er zu handeln hatte. Treitſchkes Antipathie ſtreifte an Idioſynkraſie, ſo heftig war ſein Zorn. Nietzſche hatte ihm die erſte „Unzeitgemäße" zugeſandt, Treitſchke erwiderte gar nicht darauf, es ſei denn in einem fulminanten Briefe an Overbeck. Dieſer antwortete im Ton ruhiger und ließ doch an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig. Nach Jahr und Tag noch ſchleudert ihm Treitſchke im Schmerz über den Verluſt ſeines einſt anhänglichſten Jüngers ins Geſicht (19. Sept. 1881): „Dein Unglück iſt dieſer verſchrobene Nietzſche, der ſich ſo viel mit ſeiner unzeitgemäßen Geſinnung weiß und doch bis ins Mark angefreſſen iſt von dem zeitgemäßeſten aller Laſter, dem Größenwahn!" Angeſichts der geopferten Freundſchaft mit Treitſchke fällt die Bezichtigung in ſich ſelbſt zuſammen, Overbeck habe der Mut gefehlt, ſich zu Nietzſche zu bekennen.

Overbeck an Treitſchke über Nietzſche

Baſel, 23. Juni 1871

Wenn ich mich auch nicht ſelbſt für die Jahrbücher melde, ich bringe dafür einen Erſatzmann, und zwar einen, der, meine ich, mehr als das iſt, meinen Kollegen Nietzſche. Ich habe heute, ſozuſagen, die Vorſtellung übernommen. Als Du im Herbſt hier warſt, lag Nietzſche, der als freiwilliger Krankenpfleger ſich an unſere Truppen angeſchloſſen hatte, ſelbſt krank im Erlanger Lazarett. Du wirſt wohl vor $2^1/_2$ Jahren von dem Leipziger Studenten gehört haben, der noch als ſolcher hierher zum außerordentlichen Profeſſor der Philologie berufen wurde. Dies eben iſt Nietzſche, den ein freundlicher Stern zu meinem Hausgenoſſen gemacht hat. Der tägliche Umgang mit ihm ſeit vorigem Winter iſt das erſte, was mich, ſeit wir beide getrennt ſind, an die in Leipzig gemeinſchaftlich verlebten Tage erinnert hat. Vor allem wurde er mir immer mehr wert, bei meiner ſonſtigen ziemlichen Vereinſamung hier, während des Kriegsſturms. Da Nietzſche Deutſcher iſt — aus der Provinz Sachſen — ließ ſich dieſe Hauptſache zuſammen erleben. Oft genug freilich waren wir in unſeren Geſprächen weit von den gewaltigen Ereigniſſen des Augenblicks. Nietzſche iſt der erſte Philologe, der mir begegnet iſt, mit dem man als Nichtphilologe über das Altertum reden kann. Er hat eine Auffaſſung da-

von und eine Begeisterung dafür, wie sie sonst oft heutzutage wie erloschen scheinen. Er ist überhaupt gewiß ein ganz ungewöhnlich begabter Mensch, und ebenso liebenswürdig als geistvoll. Kurz, ich habe ihn liebgewonnen und bewundern gelernt, muß aber nun doch zur eigentlichen Sache kommen. Nietzsche hat einen ästhetischen Aufsatz ausgearbeitet: Musik und Tragödie — hauptsächlich mit Bezug auf die antike Tragödie, doch bis auf die Oper der Neuzeit herabgeführt. Während sich Verhandlungen mit einem Leipziger Buchhändler durch zufällige Umstände in die Länge zogen, kamen zwischen uns verschiedene andere Publikationspläne zur Sprache, auch die Preußischen Jahrbücher, für die ich nun besonders gesprochen. Dafür hat sich auch Nietzsche entschieden, und will Dir das Manuskript einsenden, das er sich von Leipzig zurückschicken läßt, sobald es wieder in seinen Händen ist. Einstweilen stellt er sich Dir vor mit beiliegender Broschüre, die er eben auf eigene Kosten in nur dreißig Exemplaren zur Verteilung unter Freunden hat drucken lassen. Dieser Zweck erklärt den fast mystischen Ton des Ganzen und manches sonst. Stoße Dich insbesondere nicht an etwaigen Mysterien des Anfangs, namentlich an denen des Gegensatzes des Dionysischen und Apollinischen. Gerade dieser Punkt wird in dem Aufsatz: Musik und Tragödie ausführlicher und klarer entwickelt. Ich selbst kenne die griechische Tragödie nicht gründlich genug, um eben alles im Anfang Gesagte zu kosten und habe am durchgängigsten meine Rechnung in den Sokratespartien gefunden, das Ganze aber, das ich freilich zum Teil habe entstehen sehen und oft besprochen, mit freudiger Spannung gelesen. Meinst Du nun, daß etwas der Art, wie es eben auch der Aufsatz über Musik und Tragödie ist, für die Jahrbücher passen würde? Du würdest mir und Nietzsche große Freude machen, wenn Du ihm darüber schriebest . . . .

„Musik und Tragödie" für die preußischen Jahrbücher eingereicht

Basel, 21. Dezember 1871

. . . . Im Herbst wurde ich ordentlicher Professor, und so ist denn erreicht, was ich viele Jahre lang mit einer Gelassenheit, die mich nachträglich manchmal etwas wundert, für gänzlich unmöglich gehalten habe. Zur Zeit gehen die Wogen des kirchlichen Kampfs jetzt hoch in der Stadt. Es handelt sich um Zerschlagung der Landeskirche und Separation der pietistischen Bestandteile. Ich selbst bin in der üblen und glücklichen Lage, zu keiner der drei Parteien, die sich befehden, zu gehören. Die pietistische und die vermittelnde

Overbeck Ordinarius

erheben an mich keine Ansprüche, der Reformer habe ich mich dagegen bisweilen zu erwehren und bin nun wohl mit ihnen ziemlich auseinander. Wissenschaftlich bin ich viel radikaler als diese Leute, praktisch fassen sie die Dinge an fast ohne Ahnung von ihrem schweren Ernst, und machen sich eine Religion von bequemen Phrasen zurecht. In dieses gewisse Ordnung zu bringen, fühle ich nicht Kraft noch Beruf, so halte ich mich zunächst einfach an meine amtliche Tätigkeit. Meine Vorlesung über Kirchengeschichte ist leider nicht zustande gekommen, doch da ich neben den sonst angekündigten noch ein paar Vorträge übernommen habe, von denen ich den einen neulich in der historischen Gesellschaft schon gehalten, so gibt es genug zu tun. An dem Ort lebe ich mich immer besser ein. Unter allen Umständen würde ich ihm unauslöschlich dankbar sein für den wissenschaftlichen Frieden, den er mir gewährt. Am liebsten und engsten ist mein Verkehr mit Nietzsche geworden. Gleich nach Neujahr erscheint der Dir schon bekannte fragmentarische Aufsatz zur vollständigen Abhandlung ergänzt: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Er wird auch Dir gleich zukommen. Ich kann nicht alles mitmachen, am wenigsten was darin über die Wagnersche Oper zu lesen steht, aber überzeugt bin ich, daß die Arbeit eine der gedankenreichsten und tiefsinnigsten ist, die wir in Deutschland seit Jahrzehnten auf dem Gebiete der Ästhetik gelesen. Mit wahrer Herzensfreude lese ich immer die Korrekturbogen mit. Besprochen ist ohnehin in den letzten Monaten alles zwischen uns immer wieder und nach allen Richtungen . . . .

„Die Geburt der Tragödie"

Basel, 8. Juli 1872

. . . . Hier wirst Du, wenn Du im August kommst, leider niemand finden, da mit Ende der Woche fast alles ausfliegt. Höchstens Nietzsche wird hier sein, der die Ferien wahrscheinlich ganz hier zubringt. Es tut mir leid, daß ich ihm nichts Besseres und überhaupt nichts von Deinen Eindrücken melden konnte, wenn ich auch recht wohl begreife, daß Dir mancherlei in seiner Schrift nicht recht, wo nicht abstoßend gewesen ist. Sie hat unleugbar etwas Exzessives, ein ungeheurer Exzeß ist schon für mich die ästhetische Zuspitzung ihrer Metaphysik, aber bei allem was Bedenken erregt, ist doch die Schrift so originell und voll tiefsinniger Gedanken, daß sie namentlich die peinliche Ignorierung, die ihr bisher zuteil geworden ist, gewiß nicht verdient, und für den Verfasser, ich meine die ruhige Entwicklung seiner Gedanken, von

den übelsten Folgen. Von der Anzeige eines Freundes und einem Sendschreiben Wagners abgesehen, die beide hier nichts fördern können, ist eine von dem borniertesten Philologenstandpunkt abgefaßte äußerst grobe Streitschrift eines jungen Dr. v. Wilamowitz-Möllendorf, welcher alles als reinen Wahnsinn behandelt und im Widerspruch weit über das Ziel hinausschießt, die einzige öffentliche Kundgebung über das Buch. Dergleichen kann nur Nietzsches Neigung zum Extravaganten steigern, so lange das Gegengewicht ernster Beachtung, selbst ernsten Widerspruchs, der zum Teil meiner Ansicht nach nicht fehlen kann, vermißt wird, und besonders das bisherige Verhalten seiner Fachgenossen zu seiner Schrift ist mir nur einer der vielen Beweise der ungeheuren Verflachung, welcher heutzutage ganz vornehmlich unsere gelehrte Bildung ausgesetzt ist. Doch bald werde ich da vielerlei mit Dir besprechen können, bin begierig darauf, freue mich außerordentlich auf das Wiedersehen. — Wilamowitz

Basel, 9. März 1873

. . . . Zwei oder drei Tage mit Dir sollen überhaupt meine Osterferien sein, den Rest will ich verbringen, um, zu Dir ganz im Vertrauen gesagt, in den freien Wochen eine Art theologischen Bekenntnisses abzufassen, was von meinem Standpunkt aus ein etwas halsbrechendes Unternehmen ist, zu dem ich mich jedoch zur Zeit angeregt, ja gedrängt fühle, nicht durch Strauß — dessen Werk ich für wenig förderlich halte, abgesehen von seiner Ehrlichkeit, — aber durch eine weit geistvollere Broschüre von Lagarde über Staat, Religion und Kirche, so daß ich im Sinne habe, auf den darin enthaltenen Antrag einer Ausscheidung der konfessionellen theologischen Fakultäten aus ihrem bisherigen Universitätsverband in Form eines Sendschreibens an den Verfasser zu antworten. Da es jedoch dabei, obwohl ich als Verteidiger der theologischen Fakultäten aufzutreten gedenke, nicht ohne einiges Haarsträubende ablaufen wird, so sieht freilich, was für mich etwa dabei herauskommt, bedenklich genug aus, indessen darauf soll es mir nicht ankommen. Das Schlimme ist nur, daß ich durchaus nur die Osterferien dazu habe, da ich im nächsten Sommer die Kirchengeschichte, die ich zurzeit zum ersten Male lese, fortsetze . . . . Ansage der „Christlichkeit"

Basel, 1. September 1873

Heute werden Dir wohl Nietzsches unzeitgemäße Betrachtungen zugekommen sein. In seinem Namen schicke ich ihnen die Meldung

nach, daß er ihnen gern ein paar Worte an Dich zur Begleitung mitgegeben hätte, wenn ihm nicht noch alles Schreiben verboten wäre. Seit drei Monaten laboriert er an einem Augenübel, welches sehr bedenklich anfing und strenge Maßregeln des Arztes hervorrief, jetzt indessen das Schlimmste nicht mehr befürchten läßt. Das zum Unterricht in der Schule Unentbehrliche zu lesen ist sogar wieder gestattet. Das Dir zugesandte Buch beruht auf Aufzeichnungen, die noch gerade vor Torschluß gemacht werden konnten. In seiner jetzigen Fassung mußte es einem Freunde Nietzsches, Referendar von Gersdorff, diktiert werden, der sich gerade hier aufhielt, und, da er hier nichts zu tun hat, als die heißen Monate der im vorigen Winter begonnenen und im nächsten fortzusetzenden Reise nach Italien unterzubringen, auch vollständig Herr seiner Zeit war. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, eine allgemeine von Tag zu Tag fast steigende und unsere Universitäten vorzüglich drückende deutsche Not mit so feuriger und ernster Beredsamkeit ausgesprochen zu wissen, und will auch manches Überscharfe gern in den Kauf nehmen, das ich wohl hier und da schon habe tadeln hören. Ich bin begierig, was Du sagen wirst. Eine recht unliebsame Verwicklung kommt in die Sache dadurch, daß wie wir kürzlich hörten, Strauß tödlich und auf das Traurigste erkrankt ist. Zur Beruhigung hören wir gleichzeitig aus guter Quelle, daß es außer aller Wahrscheinlichkeit steht, daß ihm überhaupt noch etwas Gedrucktes vor die Augen komme. Er ist ja auch im Grunde als Person gar nicht gemeint, und kommt nichts darauf an, daß er selbst das Buch lese. Ich wünschte es unter allen Umständen nicht. Mir ist H. entgangen, dem ich es gegönnt hätte mein Buch zu lesen. Solches Volk fühlt sich wohl durch dergleichen etwas unangenehm gekitzelt, aber erträgt es mit großer Gelassenheit. So bleibt mir wenigstens die Freude, vor Torschluß über den schlechten Kerl die Wahrheit gesagt zu haben. Natürlich sehe ich der durch Dr. B. angekündigten ausführlichen Mitteilung Deiner Meinung mit größter Spannung entgegen. Ich habe noch wenig darüber gehört. Besonders angenehm war mir ein sehr liebenswürdiger Brief von Lagarde, auf welchen ich natürlich gespannt war. Doch sehe ich schon, viel Anstoß erregen meine Schlußvorschläge, wie ich dies nicht anders erwartet habe. Allein noch hat mir niemand, der mir seine Abneigung dagegen aussprach, etwas Gescheites über die Lösung der Aufgabe gesagt, die Qualität der

Nietzsche augenkrank

Die Krankheit von D. F. Strauß

Bildung des Theologen nicht leiden zu lassen unter seiner praktischen Bestimmung, worauf es mir vor allem ankommt. Wenn aber Bildung sein soll, dann natürlich die beste, die zu haben ist. Oder sollen wir uns etwa zur Theologie Leute mit einer ganz besonderen Gehirnorganisation wünschen? An solchen fehlt es uns ja leider bisher nicht. Von den ziemlich zahlreichen auswärtigen Theologen, denen ich ein Exemplar zuschickte, hat mir mit alleiniger Ausnahme des alles verdauenden Salbaders Brockhaus, noch kein einziger etwas zu hören gegeben, und ich habe schon darauf verzichtet. Die hiesigen, die freilich die grobe Tatsache meiner Gegenwart drängt, sind wenigstens nicht sprachlos geworden, und haben es zum Teil sogar sehr freundlich teilweise, und verständiger, als ich hoffte, aufgenommen. —

Basel, 23. Oktober 1873

. . . . Was mir aber noch heute diese Zeilen abdringt, ist, daß ich es nur gestehe, Besorgnis, ernstliche Besorgnis um Deine Meinung über meine Streitschrift und die Nietzsches. Über jene habe ich noch immer Dein Schlußurteil nicht, über diese, die ich Dir im Auftrage des Verfassers übersandte, hast Du noch gar nichts verlauten lassen. Um unserer Freundschaft willen habe ich aber niemanden unter denen, welchen ich meine Schrift zugesandt, um deren Meinung es mir so zu tun wäre, wie um die Deine, und auch mit den Anschauungen des Nietzscheschen Buches fühle ich mich, wie ich Dir sagte, solidarisch. Dein Schweigen weiß ich mir aber nicht zurecht zu legen. Denke ich mir auch etwa, es sage Dir unsere trübe Anschauung von den deutschen Dingen nicht zu, so müßte ich doch gar zu ernstliche Verstimmung voraussetzen, um damit Dein Schweigen zu erklären, und Du begreifst, daß sich in mir alles bäumt, ehe ich mich zu solcher Erklärung entschließe. Wie viele der schönsten Lebenserinnerungen würden mir mit einem Schlage zu schmerzlichen verwandelt, wenn Du hier nichts von mir wissen wolltest! Insbesondere sehe ich, so wie ich Dich und Nietzsche kenne, von letzterem auch seine Meinung über Dich, keinen Grund ein, der Euch feindselig trennte, sobald Ihr Euch nur als Menschen ansähet. Denn davon bin ich doch wieder überzeugt, daß Du über Nietzsches Betrachtungen gar nicht so denkst, wie neulich ein ebenso stumpfsinniger als perfider Artikel der „Grenzboten". Denn das wage ich, ungeachtet der eigentümlichen Lage, in welcher ich das Buch als Freund des Verfassers und über ihn

Der Grenzbotenartikel

also vollständig unterrichtet, gelesen habe, ganz allgemein zu behaupten: Man muß ja ein fühlloses Vieh sein, um aus einem Buch wie den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" nicht die tiefste, ernsteste, ursprünglichste Teilnahme an deutschem Wesen und deutscher Größe, und vielmehr Hohn über diese Dinge herauszuhören. Gerade aus diesem Grenzbotenartikel, den Du freilich vielleicht noch nicht kennst, weht dem Leser in der drückendsten Weise die Stickluft entgegen, welche, wenn wir Deutschen nicht alle Kräfte und Aufmerksamkeit anspannen, mit rasender Schnelligkeit sich aus den nivellierenden Tendenzen unserer gegenwärtigen Scheinbildung zu entwickeln droht. Im Grunde ist, so weit man sich umsieht, bei uns in Deutschland ein einziges Ding recht imstande und unserer würdig, die Armee, sonst überall unzweifelhafter Verfall. Allein von diesen Dingen selbst will ich heute nicht reden, sondern Dir nur sagen, wovon Dir auch ohne Zweifel diese Zeilen ein Zeugnis sein werden, daß ich um Dich sehr unruhig bin, und Dich bitte, mich, wenn auch mit wenigen Worten, wie sie Dir vielleicht Deine Zeit allein erlaubt, wieder zu beruhigen. — Über die inzwischen gemachten Erfahrungen will ich Dir nur mitteilen, daß der Artikel des „Volksfreund" noch immer die einzige öffentliche Äußerung über mein Buch ist, und Clemens Brockhaus noch immer der einzige Theologe in Deutschland, der mir privatim seine Meinung gesagt. Doch dies kann ich mir wohl erklären, denn ich weiß wohl, was ich unternommen habe, und ob alle Theologen der Welt schweigen oder reden, beides gilt mir gleich und wird mich nicht irre machen. Auf einem andern Blatte steht Dein Schweigen und Dein Reden, und eben dies wollte Dir heute in alter und herzlicher Freundschaft schreiben

Dein

Overbeck.

Basel, 14. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Allerdings habe ich keine Zeit zu langen Briefen, Du noch weniger dazu, sie zu lesen. Doch drängt es mich seit Deinem letzten Brief unwiderstehlich zu einer Antwort. Mit Dir habe ich unvergeßliche Jahre wie mit keinem andern Menschen geteilt, Du bist mein erster wahrer Freund gewesen, hast als der ältere, erfahrenere und so viel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und Dir werde ich von allem was ich

bin, denke und tue immer ein Stück verdanken. Entschuldige damit die Unruhe, in die mich Dein Schweigen versetzte, und heute, daß ich noch nicht zufrieden bin und noch weiter nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen trage. Es handelt sich dabei, ich denke, Du wirst es selbst unfehlbar merken, nicht um Rechthaberei. Hätte ich die Macht, andern zu geben, was ich ihnen wünsche, so wären es nicht meine Meinungen, die ich ihnen gäbe, sondern die Läßlichkeit, mit welcher ich jede andere ertrage. Mich treibt wirklich nur der Drang der Freundschaft, daß ich das meine tue, damit wir uns über jede Meinung hinaus nach wie vor von Herzen verstehen. Übrigens, da ich vor allem mich Dir etwas deutlicher machen will, drängt mein Brief heute durchaus nicht auf rasche Antwort. Lies ihn also wann und in welchen Dosen es Dir paßt. Denn lang wird er, ob er gleich nur wenig von dem sagen wird, was ich alles auf dem Herzen habe. — Es ist mir heute, wie Du Dir schon denken wirst, weit weniger darum zu tun, Dir die anstößigen Punkte in meiner Schrift plausibel zumachen. Scheint Dir der Schluß unverhältnismäßig dürftig, so habe ich selbst angelegentlich den Schein eines theologischen Quacksalbers von mir abgelehnt und mit Worten nicht mehr zu erreichen gesucht, als in solchen Dingen damit zu erreichen ist. Übrigens halte ich die von mir verlangte Unterscheidung für eine strenge Konsequenz meiner von Dir zugegebenen Prämissen. Auch der Wahrheitstrieb verlangt Bändigung, Erziehung und Formung; mit ihm, ebenso wie mit jedem anderen, verträgt sich kein menschliches Dasein, wenn er schrankenlos waltet. Ihr Politiker bezweifelt dies am wenigsten. Dennoch war es gerade die „Übereinstimmung mit sich selbst", die ich dem Theologen wahren wenigstens wollte. Allein genug davon für jetzt und auch nichts weiter über unsere Differenz in bezug auf die „Entwicklungsfähigkeit" des Christentums, ob ich gleich fürchten muß, daß Du Dich mit Deiner Anschauung als Historiker in einen Abgrund von Irrtümern stürzest — über den Schmerzensfreund Nietzsche und was in Deinem Briefe drum und dran hängt, will und muß ich heute vor allem mit Dir reden.

Belanglosigkeit seiner eigenen Schrift

Der „Schmerzensfreund" Nietzsche

Eines schickt sich nicht für alle! und es kann ja wohl sein, daß ich selbst nicht so schreiben könnte wie Nietzsche, ich meine den Ton natürlich, nicht den Stil, der nicht in Rede steht. Aber daß damit die Gesinnung, die seinem Tone zugrunde liegt, etwas zu tun hat, glaube ich nicht; ich weiß dagegen, daß meine Talente diesen Ton bei mir ganz naturgemäß herabstimmen. Du meinst

auch, ich könnte nie Schopenhauerianer werden. Ich kann Dir nur sagen, daß mir dazu nur zweierlei fehlt: gründliche Kenntnis der Schriften des Philosophen und der Beruf, mit meiner Person Schule dafür zu bilden. Auch weiß ich wohl: Du bist ein Gläubiger des Optimismus, aber nicht sein Apologet. Als der letztere wärst Du mein Freund nicht, Deinen Glauben tastete ich nicht an, auch wenn Du mein Freund nicht wärst und ich sonst dazu Neigung hätte. Optimismus und Pessimismus sind so alt wie die Menschenwelt, ihr Streit ist nicht jünger — worin ich meinerseits schon ein Argument für den Pessimismus sehe, — beide sind gleicher Ruchlosigkeit fähig, beide haben sich immer fruchtbar erwiesen, und ich wenigstens bekenne mich zur Meinung der größeren Fruchtbarkeit des Pessimismus. Aber um den Streit beider zu entscheiden, fehlen menschlicher Erkenntnis alle Mittel, und so wird es denn im Handumdrehen zum Pfaffenzank. Überdies genügte ja die laute Art, wie er augenblicklich geführt wird, um einem alle sonst etwa bestehende Lust daran zu nehmen. Also darüber streite ich nicht, und auch nicht gewinnen will ich Dich für Schopenhauer, er bleibe Dir meinetwegen selbst antipathisch — wenn ich Deinen Urteilen über ihn mich widersetze, so geschieht es nur in der warmen Überzeugung, daß Du Dich damit einem ungeheuren Stück Menschenleben verschließest, daß Du im Drange einer nach anderen Seiten gerichteten, wahrhaft riesigen Tätigkeit dieser Sache nur wenig beschauliches Nachdenken hast widmen können und andernfalls auch als Gegner doch ganz anders reden würdest. Mein eigenes Urteil über Schopenhauer hat ja seit meiner ersten flüchtigen Berührung mit seinen Schriften, welche vor dreizehn Jahren stattfand, genug geschwankt. Ich weiß wohl, daß es hier sehr häßliche Dinge zu überwinden gibt, — ich meine an der Person Schopenhauers — und stehe nicht an, Dir hierin viel, sehr viel zuzugeben. Nur wenn Du den Mann „durchaus klein" findest, kann ich Dir nur widersprechen und sagen: ich finde ihn durchaus groß. Er ist ein großer Mensch, groß in seinen Tugenden und Gaben, groß in seinen Fehlern, und daß er in beiden so deutlich vor uns steht, das danken wir der Tugend, die er vor allem und wie kaum einer besaß, seiner Wahrhaftigkeit. Dank dieser ist er unserer Gattung wie wenige gegeben, daß sie sich daran kennen lerne, nicht nur wie sonst wohl bei großen Männern, daß sich ausnahmsweise Gebilde an ihm wiedererkennen. Schopenhauer ist wirklich vom Holze, aus dem sonst auch wohl Geißeln

der Menschheit geschnitten worden sind. Daß ein Wohltäter derselben aus ihm geworden, setzt einen wunderbaren und erhabenen Adel seiner Begabung voraus. Daß er keinen Sinn für Staat und Geschichte hatte, teilt er nur mit einigen der Größten seiner Zunft, und auch den Staat kann man ja jedenfalls zu ernst nehmen. Daß seine Philosophie in ihren Bekennern nie etwas anderes erzeugt als unfruchtbaren Hochmut und ruchlosen Pessimismus, dagegen habe ich meine unzweifelhafteste Erfahrung. Nicht daß ich daran dächte alle „Schopenhauerianer" gegen Dich zu vertreten, — außer Schopenhauer selbst sind die „Schopenhauerianer" die größten Steine des Anstoßes seiner Sache — aber ich kenne Menschen von ungewöhnlicher Herzensgüte und von seltener Kindlichkeit und Treuherzigkeit der Gesinnung, welche sich unbedingt zu Schopenhauer bekennen und sich nicht zu fassen wüßten, wenn sie hörten, daß seine Philosophie „das Göttliche im Menschen erstickte", oder daß ihr „die ganze Welt der Liebe" verschlossen sei. Sie wollen, in mir völlig glaubwürdiger Weise, das Gegenteil erfahren haben. Was mich selbst insbesondere betrifft, so habe ich die zwei Grundgedanken meiner Schrift — Verhältnis von Glauben und Wissen, und Wesen des Christentums — nicht aus Schopenhauer, wohl aber, dank seiner Darstellung, die leuchtende Evidenz, die sie für mich haben. — Soviel über diesen Punkt, über welchen vor allem ein Bekenntnis nötig war, den ich aber in meinem Brief, wie alles andere doch nur streifen kann. — Nun zu Nietzsches und meiner Anschauung von den gegenwärtigen Kulturzuständen in Deutschland. Zuvor aber ein Wort über den „Schmollwinkel", aus dem sie stammen sollen, das ich aber ungesagt ließe, wenn ich nicht wüßte, daß was Du auch gegen mich sagen mögest, es aus getreuem Herzen stammt. Schmollen könnte ich entweder über mein Schicksal überhaupt oder insbesondere über enttäuschende Erfahrungen mit meiner öffentlichen Wirksamkeit. Von letzterem kann nicht die Rede sein. Denn die Erfahrungen sind bis jetzt so günstig als ich sie billigerweise nur wünschen konnte gewesen, in der gegenwärtigen Sache werden die schlimmsten mich nicht überraschen, überdies stehen sie jedenfalls noch bevor. Bleibt also mein sonstiges Los. Wer hat keine Wünsche übrig? und so werde auch ich wohl immer die Unvollkommenheit des Loses empfinden, das mir noch keine Frau beschieden hat und vielleicht auch keine bescheiden wird. Wir sprachen noch neulich mit Nietzsche lange über diesen Punkt, auf jeden Fall liegt er aber

Ein Wohltäter der Menschheit

Basel als akademischer Schmollwinkel

doch gar zu sehr ab vom Gebiet unserer Unzufriedenheit, um heute viel darüber zu sagen. Welches überhaupt meine persönlichen Wünsche sein mögen, davon kann ich Dich auf das Ehrlichste versichern, daß es mir bisher leidlich gelungen ist, diese und meine Ansichten über den Lauf der Dinge auseinanderzuhalten. Da ich gar keinen Ehrgeiz habe, mag es mir auch leichter werden als anderen. Der Ort hier könnte mir heimischer sein — wiewohl auch er seine sehr schätzenswerten Eigentümlichkeiten hat — zurückgesetzt fühle ich mich jedenfalls in meiner hiesigen Professur nicht im geringsten; der Gedanke, es nie zu einer andern zu bringen, hat für mich gar keinen Schrecken. Auch in die Bescheidenheit meiner Subsistenzmittel füge ich mich gern; was daran zur Behaglichkeit und meiner Stellung überhaupt zum Glanze fehlt, werde ich immer für den wohlfeilen Preis meiner Freiheit halten, und darüber, daß es mir vorenthalten wird, niemandem grollen, in der Überzeugung, daß ich hierzu selbst ebenso viel tue, als der üble Wille anderer. Auch Nietzsche, glaube mir, „schmollt" nicht, sonst verstünden wir uns gewiß nicht. Wir wollen uns, das ist nun leider unvermeidlich in dieser Welt, aber nichts für uns mit dem was wir glauben und bekennen. Säheſt Du uns zusammen mit unserem hiesigen Freunde, dem Philosophen Romundt, Du wiesest solchen Gedanken selbst ab, und wir kämen Dir eher wie zwei muntere Seifensieder vor. Wohl wird manchmal Trübsal geblasen, wie Du Dir denken kannst; aber gar manches Mal herzlich gelacht, und es ist wahrlich nicht Selbstzufriedenheit, die uns beglückt, gesetzt es wäre solche Beglückung überhaupt möglich. Wir sind beide zu jung, um Beschauer unseres Nabels zu werden, es fällt uns nicht ein, es zu verschmähen, an deutscher Arbeit teilzunehmen, namentlich nicht an der des „deutschen Idealismus", wenn wir auch über diese „Teilnahme" nach Art und Quantität, uns, wie jedermann erlaubt ist, die Entscheidung selbst vorbehalten; das fördern wollen, was uns heutzutage als der Förderung bedürftig erscheint, und ich zum Beispiel nicht gesonnen bin mich der Eilfertigkeit zu überlassen, die ich für ein Hauptlaster der heutigen Produktion in der Literatur halte, obwohl es selbst mir, dem langsamen Arbeiter nicht schwer fiele, wenn ich auf das Resultat nicht näher zu sähe, als, wie ich allerdings meine, heutzutage selbst unter Gelehrten der Brauch ist. Doch ich sprach von Schmollen: Ich meine Du kannst es im ganzen glauben, daraus stammt meine und Nietzsches Unzufriedenheit nicht. Doch welches

Wir wollen uns, aber nichts für uns

auch ihre Quelle sei, sie könnte ja immer übertrieben sein, und damit komme ich zur Hauptsache. Wie gesagt, ich will mit Dir nicht streiten: Laß meine von Dir bestrittene Meinung über unsere jetzige deutsche Kultur übertrieben sein, wiewohl ich zu jeder Deiner Einwendungen meine Glosse zu machen hätte. Sehe ich die Dinge zu schwarz, so siehst Du sie gewiß zu rosig an. Davon ein Zeugnis nur Deine Berufung auf die Beschlüsse der Lehrer in Berlin über die Unentbehrlichkeit der klassischen Bildung. Ich gestehe, ich hätte lieber, sie hätten ihre Entbehrlichkeit beschlossen. Solcher Beschluß hätte mehr das Präjudiz eigenen Nachdenkens und Fühlens für sich, der jetzige hat so viel Wert, wie wenn jährlich einige Konsistorialräte und Pastoren in Eisenach zusammen kommen und in der Kirche alles in Ordnung finden. Allein fort mit dem Streit: ich meine, wenn ich auch nun so dächte wie Du über die Zustände, so schienen mir die stärksten Mittel nur gerade stark genug, um ihnen abzuhelfen. Welche andern als die Stärksten können der Flut der Barbarei, und zwar der einzig schlimmen, die es gibt, der geleckten, Einhalt tun, die uns bedroht? Wer ist im Grunde zufrieden mit unserer heutigen Bildung in Deutschland! Jeder Biedermann läßt gelegentlich eine sanfte Klage darüber ertönen, selbst Freytag, das Urbild dessen, was ich einen Apologeten des Optimismus nenne. Daß mit solchen Klagen nichts erreicht ist, weißt Du ja mindestens so gut als ich. Es muß, wenn überhaupt, dann stark, meinetwegen zu stark geredet werden, und jeder, dem es ernst um diese Sache bei uns ist, muß sich über einen Mann wie Nietzsche freuen, der hier auch das Starke mit gutem Gewissen sagen kann. Oder wirfst Du ihm vor, nur geredet zu haben? Du berufst Dich auf Dich selbst, ich auch, nur gegen Dich. Soll denn Nietzsche nicht auch sofort seinen Anklagen eine positive Gabe hinzugefügt haben? Was hast denn Du seinerzeit mehr getan, als Du den deutschen Partikularismus bekämpftest? So darf ich fragen, denn Du hast, meine ich, alles getan, was sich mit der Feder tun läßt; aber ist denn Nietzsches Schrift nur voll von leeren Klagen, weist sie nicht auf das Eindringlichste auf die Wege, die sie eingeschlagen sehen möchte, predigt sie nicht durch ihre ganze Form mit dem Beispiel? Steht einmal die ganze Reihe von „Betrachtungen", die Nietzsche im Sinne hat, und zu deren Ausführung ich ihm nur die Gesundheit zu wünschen habe, da, so wird, ich bin es überzeugt, das öffentliche Urteil dies nicht verkennen. Auch meinst Du, Nietzsche verfehle den Ton, er

Die Unzufriedenheit mit der deutschen Kultur

Das Starke mit gutem Gewissen gesagt

verſtimme, Du hätteſt mit unliebſamen Wahrheiten doch den Leſer nach Dir gezogen. Seinerzeit iſt dies mit manchen guten ſächſiſchen und anderen Partikulariſten ganz gewiß nicht der Fall geweſen, und ſächſiſche Beiſpiele wüßte ich genug. Auch iſt dies die natürliche Wirkung jeder ernſten und praktiſchen, die Höhen der Beſchaulichkeit verlaſſenden Beredſamkeit; zieht ſie die einen mächtig an, ſo ſtößt ſie die anderen nicht minder mächtig zurück. Kennſt Du niemand, der an Nietzſches Schrift Freude gehabt hat, ſo gibt es doch ſolche Leute, und vielleicht nicht ſo gar wenige, nur daß ſie, ich glaube es ungeſchworen, nicht eben an deutſchen Univerſitäten zu finden ſind. Nur werde ich mir nicht einreden laſſen, daß — wo man einer Schrift wie der Nietzſches gegenüber, welche heiter im beſten Sinne des Worts iſt und Gaben verrät, die gering zu achten wir in Deutſchland augenblicklich weniger als je in der Lage ſind, nur Verſtimmung empfindet und die Möglichkeit eines im antiken ungebleichten Sinne des Worts liberalen Urteils verliert, — alles in Ordnung iſt. Aber Du biſt doch ein Mann, der allezeit an der friſchen Tat Freude hat, ſie menſchlich zu beurteilen weiß, und mag Dir dies und jenes daran nicht eben behagen, mit geradem Blick das Bedeutende zu erkennen, ſich nicht ſo leicht hindern läßt. Nietzſche iſt kein „unfruchtbarer Einſiedler", glaube es mir, ich weiß es nicht nur durch mich ſelbſt. Keinen beſſeren Freund kann es geben, das wiſſen nicht viele natürlich, aber auch nicht ich allein. Namentlich wiſſen wir, daß er nicht „unfruchtbar" für andre iſt; wer in ſeine Nähe kommt, fühlt ſich, wie in der jedes guten und bedeutenden Menſchen, geſteigert, und von dem, was ſeine nächſten Freunde an ihm haben, kann einen Teil, ob auch unter größeren Schwierigkeiten, jeder herzhaft fühlende Mann aus ſeinen Schriften haben. Ich rede als Freund überſchwenglich vielleicht, aber ich bin überzeugt, doch nicht irre. Daß Du Dich nicht auch da freuſt, wo ich mich freue, das iſt, was ich als Dein Freund ſchwer ertragen kann. Wohl erwartete ich, wie ich Dir ſchrieb, daß Du an mancherlei Anſtoß nehmen könnteſt, aber daß Du Dich mit Nietzſches Schrift ſo gar nicht zu befreunden vermagſt, das iſt mir, offen geſagt, eine ſchmerzliche Überraſchung. Ich weiß es mir nicht anders zu erklären, als daß Du zunächſt Dich nicht in Gedankengänge zu finden weißt, welche Dir in den letzten Jahren zumal immer ferner getreten ſein mögen, und Dich gleichzeitig ausſchließlich in einer Umgebung befunden haſt, der ſie fremd ſind. Euere Entzweiung iſt mir manchmal wie ein bäng-

Die Freude an der friſchen Tat

liches Symbol. Das ist ja überhaupt ein Unglück in unserer deutschen Geschichte, daß unsere politischen und unsere Kulturbewegungen so vielfach auseinander gegangen sind und ihre Kräfte sich in unseligem Zwiespalt zerrieben haben. Kein Mensch kann gründlicher überzeugt sein als Nietzsche, daß hier nur Eintracht uns Deutschen zum Heil ausschlagen kann. Das kann ich Dir namentlich nicht zugeben, daß es eine so schreiende Ungerechtigkeit sein soll, jetzt nach solchen Umwälzungen vom deutschen Volk „Stil", das Wort im weitesten Sinne verstanden, zu verlangen. Daß der letzte Krieg, soweit er nicht geradezu korrumpierend gewirkt hat, so ganz einseitig unserem politischen Leben und unserer Zivilisation zu gut gekommen ist, daß er sich für unsere Kultur, die aus unseren edleren Trieben stammenden Lebensformen, so unfruchtbar zeigt, ist eine der allerbedenklichsten Tatsachen unserer gegenwärtigen Geschichte. Kriege gehören zu den am unmittelbarsten fließenden Quellen des Segens oder des Verderbens, auf welche ein Volk auf seinen Wegen stoßen kann. Eine gewisse Blüte des Staatslebens rein als solche darf nicht überschätzt werden, und hier möchten wir ja immerhin ernstlich auseinandergehen. Dennoch wollen wir doch zu viel gemeinsam, um uns darüber zu entzweien, und Nietzsche und Du seid Leute, die bei aller Grundverschiedenheit, meiner Überzeugung nach, zusammengehören, so weit dies Euer Altersunterschied gestattet. Ich habe überhaupt Hoffnungen, und so auch die Hoffnung, daß Ihr Euch noch besser verständigt. Für Nietzsches sonstige Anerkennung habe ich namentlich keine Sorge. Es scheint mein Los zu sein, meine besten Freunde durch böse Zeiten durchzuschleppen, — verzeih den unverschämt aktiven Ausdruck, ich habe nicht Zeit noch Raum passende Ausdrücke zu wählen — was mir mit dem einen sehr erfreulich gelungen, wird mir vielleicht auch mit dem andern beschieden, — vielleicht, sage ich, mit Bezug auf meine Lebenszeit; daß bessere Zeiten kommen, ist mir nicht zweifelhaft. — Nun habe ich wenigstens das Allergröbste vom Herzen geschüttet, ein Ende muß doch dieser Brief haben. Ich habe den Deinen nicht mißverstanden, ich traue darauf, daß Du auch den meinen verstehst. Nietzsche habe ich natürlich Deinen Brief nicht gezeigt, und ihm nur das Allerallgemeinste Deiner Meinung mitgeteilt, welches freilich leider Abneigung sein mußte. Er läßt Dich dennoch bestens grüßen und meint, im Reiche der Gedanken sei für mancherlei Platz. — Beiläufig teile ich Dir mit, daß neulich

Vom deutschen Volke Stil verlangen

Nietzsche der „andere" Freund

Schenkel über mich hergefallen ist. Es klang nicht wie Musik, wie Du Dir denken kannst, vielmehr wie ein Kater, dem man auf die Pfoten getreten hat. — Mit Dir sehe ich Deine Übersiedelung nach Berlin für ein großes Opfer an, um so mehr werden Dich meine herzlichsten Wünsche begleiten, namentlich auch Deine Frau und Kinder, deren Opfer am größten ist. Wenn Du mir nicht böse bist, grüße herzlich Deine Frau, aber ich glaube nicht, daß Du es mir bist. Ich jedenfalls bin und bleibe

Dein alter Freund Overbeck.

Basel, 1. November 1873

Mein lieber Treitschke!

Als wir neulich nach gar zu kurzem Zusammensein auseinander gingen, versprach ich Dir bald zu schreiben. In dieser Woche geht unser neues Semester an, ich mag nicht auch noch mit diesem Brief auf dem Herzen hineingehen, wenn ich auch hoffe, daß ihm in nicht gar zu langer Frist ein zweiter nachfolge. Wie anders war es vor freilich nun auch mehr als zehn Jahren, da wir in viel ruhigerer Zeit ungefähr täglich in Stunden, die mir immer zu den liebsten Lebenserinnerungen gehören werden, über alles Schöne und Gute uns verständigten und ich als dankbarer Schüler von Dir mir als Mitgabe fürs Leben *das* Interesse an staatlichen Dingen eingeben ließ, was ich, im Grunde recht unpolitisches Wesen in mich nur aufzunehmen vermochte. Merkte ich doch schon damals meinen Defekt in dieser Beziehung vor allem daran, wie gleichgültig und erkältend mir die politischen Wahrheiten des Tages waren aus jedem andern Munde als dem Deinen. Jetzt sind die Zeiten viel stürmischer; politische Gesinnung, ja Parteigesinnung soll angeblich mehr als je „Mannespflicht" sein, in solchen Zeiten pflegt, wer überhaupt nicht recht mit kann, vollends und schließlich gern zurückzubleiben, und da bin ich Deinem lebendigen Worte so gut wie ganz entrückt, und gerate am Ende bei Dir selbst, wie bei manchen andern Leuten jedenfalls, in eine Art von Vergessenheit, wenn ich nicht das meine tue, um über alle Berge wieder so gut mit Dir zu reden und Dich zu hören wie vormals. Es mag lächerlich sein, es mit einem Briefe zu wollen: einer braucht es ja jedenfalls nicht zu sein, viele freilich oder doch gar zu viele dürfen es auch nicht sein, da ich wohl weiß, daß ab und zu ein mäßig langer Brief das einzige ist, was Dir mit Arbeit so überhäuftem Manne selbst ein guter Freund zumuten darf.

Wechsel der freundschaftlichen Interessen

Was die Moralität der Briefe in dieser Beziehung zu wünschen gelassen haben mag, welche Du, lieber Freund, in weit auseinanderliegenden Terminen freilich, in den letzten Jahren von mir erhalten hast, wirst Du mir wohl eher verziehen haben, als die Bekenntnisse einer auch Dir ungerechtfertigt erscheinenden Unzufriedenheit mit unseren öffentlichen Zuständen in Deutschland, mindestens mit gewissen Seiten derselben, wiewohl es mir offen gestanden, äußerst schwer fällt anzunehmen; auch nach den in den letzten zwei bis drei Jahren gemachten Erfahrungen verhieltest Du Dich immer gleich unbedingt ablehnend gegen alle radikalen Bedenken gegen den Lauf der Dinge im neuen deutschen Reich. Wenn ich sie aussprach, so brauchte ich mich bei Dir, wie Du mir überdies gelegentlich noch besonders zusichertest, nicht des Verdachts der „Reichsfeindlichkeit" oder undeutschen Gesinnung zu erwehren. Selbst wenn ich öffentlich redete, würde ich schwerlich in ein Zetern geraten, das irgendwie wie ein „finis Germaniae" klänge. Ich vermesse mich gar nicht zu urteilen, wie tief das reicht, was ich allerdings wie eine Verderbnis des deutschen Wesens in den gegenwärtigen Verhältnissen empfinde, und getröste mich selbst mit großer Kaltblütigkeit einer, wenn ich sie auch selbst nicht mehr erlebe, gar nicht sehr fernen Zukunft, wo man in Deutschland über die meisten heute hochgepriesenen und vielbewunderten Dinge sehr viel anders denken wird. Ich sehe Dich selbst im Pufendorf einer neuen Philosophie, anderwärts der Religion rufen und von der letzteren selbst etwas bekennen. Leid tut mir sehr, bei Dir solchen Ruf zu finden, wenn mir doch die Zuversicht eine Art Trost ist, daß jede Hoffnung derart völlig vergeblich ist ohne gänzliche Umkehr der öffentlichen Denkart. Diese Trauben hängen doch zu hoch, um nebenbei dem heutigen Reiche erreichbar zu sein. Was Religion betrifft, so habe ich keine Hoffnung und weiß nichts zu sagen, aber in bezug auf Philosophie weiß ich gewiß, daß Lotze uns diese Göttin nicht enthüllt, wie dies ein Schriftsteller der Jahrbücher neuerdings zu meinen scheint, der sich aber sofort durch den Ausgangspunkt seiner Auseinandersetzungen als ein wirklicher oder verkappter Theologe verrät. Die Religion aber bringt mich auf Dein Bekenntnis, über welches ich Dir nach einer Andeutung in einem neulichen Briefe Klarheit noch schuldig bin. Du erklärst, es nicht begreifen zu können, was mich daran befremdet. Vor allem, daß Du es Dir hast von Schmoller abfordern lassen und daß Du es so abgeben

Reichsfeindlichkeit

Treitschkes Religionsbekenntnis

mochteſt. Du lehnſt ausdrücklich jeden Kirchenglauben ab, aber was ſoll ein anderer und zumal ein Gegner mit etwas, was eben, weil es kein Kirchenglaube, nichts allgemein Anerkanntes noch überhaupt Erkennbares iſt, nur für den, der es zu haben meint, oder wie die heutige Schulſprache ſagt, nur ſubjektive Bedeutung hat. Das iſt bei Deinem Bekenntnis, das ſeinem Wortlaut nach, auf Zugehörigkeit zu keiner bekannten Religion Anſpruch machen kann, um ſo evidenter der Fall, als es in Deinen Aufſätzen, wenn ich ſo ſagen ſoll, ſo vollſtändig überhängt, als dieſe Aufſätze ſonſt durchaus auf Ideen beruhen, die aller Religion, mindeſtens der chriſtlichen, ſo vollſtändig entfremdet ſind und die Du ſelbſt nicht als Früchte, die dieſem Boden entwachſen wären, wirſt anſehen wollen. Man ſollte freilich meinen, daß heute, wo wir einen „Kulturkampf" gegen die Kirche führen ſollen, jedermann nichts leichter vom Herzen ginge als ein Religionsbekenntnis für oder gegen. Aber daß ſolche Erwartung weit fehlen würde, wirſt Du mir wohl ſelbſt zugeben. Ich geſtehe allerdings, in der Geſchichte kaum einen zweiten Kampf zu kennen, der bei ſolcher Höhe des Gegenſtandes moraliſch für die Kämpfer von tieferer Unfruchtbarkeit und Gleichgültigkeit wäre, als unſer ſogenannter Kulturkampf. Wen befreit er denn? Wirklich die Katholiken? Doch dies der Kürze halber zugeſtanden: der Eifer, mit welchem wir Proteſtanten hineinſtürzen, hat für mich ſogar etwas Empörendes als eine Art Beſchimpfung Luthers. Sollte man meinen, daß Luther zu irgend etwas gut geweſen iſt und getan hat, was man dreihundert Jahre nach ihm nicht wieder zu tun braucht, wenn ſich heute kaum ein deutſcher Profeſſor mit einer hiſtoriſchen oder naturhiſtoriſchen Arbeit an ein größeres Publikum wendet, ohne ſich bemüßigt zu fühlen, auf die Flüche des Papſtes mit ebenſo wohlfeilen Proteſten gegen ſeine, heute ſogar kaum von jemand ehrlich empfundenen „Sakrilegien" zu antworten. So tief iſt unſer Proteſtantenſtolz geſunken! Ich ſollte meinen, es wäre für uns wichtiger, daß ſich der preußiſche Staat zumal, und nun der Deutſche ein für allemal, die Luſt vergehen ließe, Pfaffenpolitik zu treiben, als was der Papſt tut und läßt. Das braucht uns weniger anzugehen, für jenes leiſten Falk-Bismarck-Geſetze meiner Anſicht nach nicht einmal Gewähr. Doch wenn ſie dies ſelbſt täten: es gibt einen Kampf zwiſchen Staat und Kirche, und ich fürchte, der unſere iſt von dieſer unangenehmſten Form, wo jedem, der hineingezogen wird, auch ſchwül werden darf. Beide,

Kulturkampf und Proteſtantenſtolz

Staat und Kirche, erſcheinen uns dabei nur wie die zwei Mühlräder, zwiſchen welchen die menſchlichen Individuen zerrieben werden, und auf dieſe kommt es doch allein an. Durch ihre beſchränkte Tyrannei iſt aber die öffentliche Meinung durchaus auf dem Wege, die Individuen gegen jede höhere, freiere und wirklich menſchliche Anſicht von den Dingen, wie ſie allein auf Grund der Erfahrungen unſeres Geſchlechts gegenwärtig heißen kann, zu verſperren und dadurch verdorren zu laſſen. Dabei habe ich oft auch noch eine bedenkliche Vorſtellung. Steht es wirklich ſo ſchlecht mit unſerer deutſchen Vergangenheit, hat ſie wirklich in ſo kläglicher Weiſe immer wieder unſere politiſche Unfähigkeit bewieſen, wie nicht am wenigſten Du es uns vorgeführt haſt, ſo darf man wohl zweifeln, ob gerade in der Politik uns die Palme winkt, und ob wir nicht auch wieder mit unſerem gegenwärtigen politiſchen Fieber übel hereingefallen ſind. Doch hier mahnt mich der dritte Bogen an die oben ſelbſt anerkannten Schranken, und doch weiß ich ſelbſt noch nicht, ob es ſelbſt bei Dir nicht einer Anrufung Deiner ganzen Freundſchaft bedarf, damit Du dieſes wenige hingeworfene Zeug nicht für ein ganz haltloſes Geſchwätz halteſt, wofür es nicht zu halten gegenwärtig ſehr viele hochgebildete Leute ſich nicht verzeihen würden. Daß dieſe Anſichten nicht von geſtern die meinen ſind, weißt Du, daß ſie natürlich hier unverdient einſeitig wirken und auch an tauſendfältigen täglichen Beobachtungen ſich fortſpinnen laſſen, wirſt Du ihnen, denke ich, wie Du mich kennſt, anfühlen. Das iſt es eben, über ſolche Dinge ſchreibt man Bücher, aber keine Briefe. Allein mit dem Bücherſchreiben iſt es zur Zeit ein eigen Ding. Gehen ſie gegen den Strich des Tages, ſo muß man ſich viel zutrauen, wenn man nur meint, geleſen zu werden. Ähnlich iſt es natürlich immer geweſen, heute iſt es doch gewiß noch mehr als zu mancher andern Zeit der Fall. So nimmt man ſich mit dem Bücherſchreiben gern Zeit. Aber ſeine guten alten Freunde will man ſich zu aller Zeit erhalten. Das fehlte noch, daß zu allem, was einem ſonſt der Hader mit den herrſchenden Gewalten koſtet, auch dieſe uns noch verloren gingen! Brauche ich Dir zu ſagen, wie leid es mir tut, Dich, dem ich ſo viel Dank ſchulde, von deſſen reichem Wiſſen und bedeutender politiſcher Erfahrung ich immer noch, glaube es mir ja, vieles lerne, und der mir ein ſo verehrter und lieber Freund iſt, ſo unbedingt das Lob deſſen verkünden zu hören, was mir vielfach ſo bedenklich ſcheint, und wogegen ich Dich viel lieber in mir wohlbekannten Tönen im

Dieſe Anſichten ſind nicht von geſtern die meinen

Zorne donnern hörte! Laß Dich nicht ganz von diesem einen Briefe abschrecken, der Dir ja nur zum Teil verständlich sein mag, hoffe auf spätere zur weiteren Verständigung, und schreibe mir bald etwas auf den heutigen. Von mir selbst melde ich Dir nur, daß ich mit ganz guter Gesundheit übermorgen in das Wintersemester eintrete, hoffe auch, daß bei Dir alles wohlauf ist. Grüße aufs beste Deine Frau von mir. Du hast wirklich den Teufel an die Wand gemalt, wenn Du mich bei ihr als einen so argen Ketzer angeschrieben hast. Ich komme mir gegenwärtig bisweilen wirklich wie ein Katharer vor. Wenige neue Freunde zu haben und zu gewinnen, die dies mit mir sind, wenige alte auch unter den Katholiken nicht zu verlieren: gelingt mir dieses, so habe ich immer noch ein leidliches Katharerlos gezogen. Manche dieser Leute wurden früher bald mit Freunden, bald auch allein verbrannt. Wenn ich Dir gestehe, daß ich dieses Los nicht fürchte, wirst Du sehen, daß meine Schwarzseherei sich nicht ins Ungemessene verliert und wirst mir diese kleine mittelalterliche Schlußphantasie auch noch verzeihen.

Ein leidliches „Katharerlos"

Mit tausend freundschaftlichen Grüßen

Dein

Overbeck.

Ganz ins allgemeine ist also festzustellen: Nietzsche hatte in Overbecks Herzen die Stelle eingenommen, die früher Treitschke besaß. Voraussetzung dazu war natürlich die Wechselseitigkeit dieser Freundschaft. Auch Nietzsche hielt große Stücke von Overbeck. Wie Overbeck an Treitschke, so hat Nietzsche an seinen damals besten Freund, Erwin Rohde, seinen neuen Lebensgefährten mit einer sehr warmen Empfehlung vorgestellt. Er schreibt Rohde im Frühjahr 1873: „Overbeck ist der ernsteste, freimütigste und persönlich liebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann, dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr mit jemandem umgehen kann. In den Osterferien wird er ein Dokument dieses Radikalismus, ein öffentliches Sendschreiben an Paul de Lagarde machen. Was im Verlauf eines Jahres von uns zusammen an wichtigen und eingreifenden Dingen besprochen wird, ist der Masse nach sehr groß, und ich empfinde fortwährend dabei, was man entbehrt, wenn man Dich entbehrt. Unser Leben soll noch lange genug sich hinspinnen, um zu sorgen,

Nietzsche über Overbeck an Rohde

daß vieles Gewollte zur Tat wird; aber für uns beide ist es irgendwann einmal necessitas, zusammenzuleben, eben dieser „Taten" halber." — (4. Juli 1874) „Wir, Overbeck und ich, sind doch jetzt in einer fast unheimlichen Vereinzelung, und es gibt hier und da Zeichen von furchtsamer Gesinnung gegen uns." (7. Oktober 1874) „Ich dachte daran, wie unvergleichlich ich eigentlich durch die letzten sieben Jahre hindurch beschenkt worden bin und wie ich nicht genug empfinden kann, was ich an meinen Freunden habe. Eigentlich lebe ich ja durch Euch, ich gehe vorwärts, indem ich mich auf Euch stütze; denn mit meinem Selbstgefühl steht es schwach und Ihr müßt mir die besten Vorbilder sein, denn sowohl Du als Overbeck, Ihr tragt das Lebenslos würdiger und mit weniger Klagen, obschon Du es in manchen Dingen schlechter und beschwerlicher hast als ich. Und am meisten empfinde ich es, wie Ihr mich weit gerade durch liebevolle Gesinnung übertrefft und an Euch weniger denkt." — Charakteristisch für das gewissermaßen dreieckige Verhältnis, in dem für Nietzsches Empfinden die drei umstürzlerisch gesinnten, kühn aufwärts trachtenden Gelehrten zueinander standen, lautet die Briefstelle vom 1. Juni 1874: „Sage einmal, liebster Freund, willst Du nicht auch das Mittelchen gebrauchen, das ich selbst, ebenso Overbeck, gebrauchen? Man ritzt sich die Adern und läßt etwas Blut fließen — unzeitgemäß, wie die andern schreien, die den Aderlaß als ein überwundenes und antiquiertes Heilmittel betrachten. Ich meine: willst Du nicht auch einmal Dein und unser Elend etwas ausschütten und sagen, was Du leidest? Es liegt gewiß etwas Befreiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie Unsereiner sich eigentlich unter ihnen befindet. Beseitigen wir den Bandwurm der Melancholie schriftlich — indem wir die andern zwingen, unsere Schriften zu verschlucken." Was Overbeck für Nietzsche war und wie hoch er von ihm dachte, geht aber am deutlichsten hervor aus der brieflichen Schilderung (6. April 1873, Briefe III, 446), mit der Nietzsche den Freund Fräulein von Meysenbug bekannt macht: „Alles wartet jetzt auf den handelnden Menschen, der jahrtausendalte Gewohnheiten von sich und andern abstreift und es besser vormacht, zum Nachmachen. In meinem Hause entsteht eben etwas voraussichtlich sehr Rühmliches, eine Charakteristik unsrer heutigen Theologie, hinsichtlich ihrer „Christlichkeit": mein Freund und Gesinnungsbruder Prof. Overbeck, der freieste Theolog, der jetzt nach meinem Wissen lebt und jedenfalls einer der größten Kenner der Kirchengeschichte, arbeitet an dieser Charakteristik und wird, nach

allem, was ich weiß und worin wir einmütig ſind, einige erſchreckende Wahrheiten bekannt machen. Allmählich dürfte Baſel ein bedenkenerregender Ort werden. —"

Die natürliche Folge dieſer herzlichen Zuneigung zwiſchen Nietzſche und Overbeck war die: Nietzſches Freunde wurden Overbecks Freunde. Auch hierin wurde der durch die Freundſchaft mit Treitſchke einſt geſchaffene, perſönliche Intereſſenkreis Overbecks vollgültig erſetzt und abgelöſt. War Overbeck 10 Jahre früher von Treitſchke der Leipziger „Verſchwörung" zugeführt worden, in der eine literariſche Berühmtheit wie Guſtav Freytag aufzuweiſen war, ſo ſah ſich Overbeck nun in eine Gruppe von Freunden hineingezogen, die ſich jugendlich begeiſtert um Richard Wagner ſcharten. Overbeck hätte ältere Beziehungen vom Hauſe Brockhaus her geltend machen können; aber ſein damals ihm noch mangelndes Verſtändnis für die Wagnerſche Kunſt hielt ihn zurück, wie er denn auch einer Aufforderung Nietzſches, Wagner auf ſeiner Durchreiſe im Hotel zu den Drei Königen ſeine Aufwartung zu machen, nicht Folge leiſtete; auch hat er nie, wie etwa der beiden befreundete Kollege Prof. Immermann, Nietzſche nach Tribſchen begleitet. Erſt als ſich Wagners Name mit dem von Bayreuth verband und ſeine von hohen Träumen erfüllten Jünger, Nietzſche an der Spitze, für ein deutſches Kunſtwalhall ihren begeiſterten Sammelruf anſtimmten, machte Overbeck ihre Sache zu der ſeinen. Im Sinne eines Verſtändniſſes für Wagners allgemeine Ziele und im Sinne bewundernder Anhängerſchaft für Wagners wirkliche Großtaten, beſonders „Triſtan" und die „Meiſterſinger", iſt Overbeck durch Nietzſche zum Wagnerianer geworden. Nun wich er Nietzſches Antrieben, ihn mit dem Hauſe Wagner in Berührung zu bringen, nicht mehr mit der Begründung aus, er ſei für die Wagnerſche Muſik nicht paſſioniert genug. In den Neujahrsferien 1873/74 erfolgte Overbecks erſter Beſuch in Bayreuth, er bekam aber Wagner wenig allein zu ſehen und beſuchte das im Bau begriffene Theater. Auch im Auguſt desſelben Jahres waren Wagners ſehr belagert; doch wohnte er einer ſehr intereſſanten Szene bei, da nämlich Wagner auf Engagement für den Ring mit der Sängerin Marianne Brandt am Klavier probierte. Im Sommer darauf, 1875, kam es zu einem dritten Beſuch mit den reichſten Eindrücken. Er hörte ſich Proben an und ſah Wagner, der während des Spiels auf der Bühne ſaß, in ſeinem Elemente als Regiſſeur und Inſzenierungskünſtler. Auch Liſzt konnte er ſich ganz aus der Nähe anſehen und anhören, einmal

Overbeck und Richard Wagner

Overbeck in Bayreuth

als außer ihm und Wagner niemand zugegen war; die hohe und elegante Gesellschaft im Hause, die Empfänge und gesellschaftlichen Veranstaltungen fanden in ihm keinen Unempfänglichen vor. Von da an gehörte Overbeck in seiner Eigenschaft als Mitglied des Patronatsvereins zu den aufrichtigsten Mitkämpfern für Bayreuth.

Als im Herbst 1872 Rohde mit seiner „Afterphilologie" „in ihrer Großherzigkeit und kühnen Kriegsgenossenschaft" eine Dioskurenlanze für das Wagnersche Werk brach, las der entzückte Freund, dem er so tapfer zu Hilfe geeilt war, seinen Hausgenossen dieses „Sendschreiben eines Philologen an Richard Wagner" vor: „Romundt und Overbeck, die einzigen, denen ich bis jetzt sie vorlesen konnte, sind außer sich vor Freude über Dein glücklichstes Gelingen! — Sie werden nicht müde, einzelnes und allgemeines preisend hervorzuheben, sie nennen die Polemik „Lessingisch" — nun, Du weißt, was gute Deutsche mit diesem Prädikate wollen." Richard Wagners Freude an dem Eifer seiner jugendlichen Vorkämpfer bezog sich auch auf Overbeck. Er schreibt Nietzsche am 21. September 1872: „Nun kommen Sie gar mit Ihrem „Strauß", und dazu noch Overbeck mit seiner, der Theologie zu imprimierenden „Christlichkeit"! . . . . . Nun! auch Herr Overbeck muß einmal selbst kommen, um sein Gedicht zu haben." Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt er am 27. Februar 1874: „Nur Overbeck hat mich gefreut, weil er noch keine Brille trägt. Grüßen Sie ihn bestens von mir." Und Weihnachten 1874: „Übrigens hat mir Dr. Fuchs Freude gemacht: er zitierte eine Stelle von Overbeck, welche ich so vortrefflich fand, daß ich von neuem seiner Schrift mich wieder zugewendet habe." — Hatte Richard Wagner somit ein ganz gutes Augenmaß für den Wert Overbecks als Religionskritiker, so entspricht dem, daß Overbeck seinerseits in dieser seiner hervorragendsten Eigenschaft sich über Wagner Gedanken machte und auf die Berührungen Wagners mit Religion und Theologie sein Urteil über ihn abstellte. Entstammen seine Aufzeichnungen über Wagner auch seinem späteren Lebensabend, so fußen sie doch auf den persönlichen Eindrücken der siebziger Jahre. Je mehr Wagners Umkehr zum Christentum und die theologisierenden Neigungen seines Alters für die Gesamtauffassung seiner Persönlichkeit als ausschlaggebend zu erachten sind, desto mehr Gewicht wird auch den kritischen Erwägungen Overbecks über Wagner beizumessen sein.

Richard Wagner über Overbeck

Wagners Künstlerschaft

Kaum je hat ein Künstler emphatischer versichert, nur Künstler zu sein und weiter nichts sein zu wollen, als Wagner. Aber echter ist diese Künstlerschaft auch unter seinesgleichen wohl nur selten zu finden gewesen. Nichts scheint mir beredter für diese Echtheit zu sprechen, als die innere Wahrheit, mit welcher er seinem Verzicht auf jeden Nachruhm Ausdruck zu geben weiß. Sollen seine Kunstwerke um der Unfähigkeit der sie umgebenden Welt willen darauf verzichten, seine künstlerischen Absichten zum deutlichen Ausdruck zu dienen, so will er überhaupt von ihnen nichts haben und legt auf ihr ganzes Dasein kein Gewicht. Siehe die Briefe, die er aus Anlaß der ersten Aufführung seines „Lohengrin" in Weimar dahin geschrieben hat. Auch machte sich Wagner bei den strengen Anforderungen, die er selbst als der Kritiker seiner Opern an sie stellte, über die ihnen innewohnenden Hindernisse ihres Effekts keine Illusionen, und war z. B. bereit, auch wo er sich geirrt, noch zu berichtigen — so durch die Konzession, die er Liszt als Dirigenten seines „Lohengrin" macht in Hinsicht auf die Täuschung, der er (Wagner) in bezug auf die wirkliche und unvermeidliche Dauer seiner Oper sich hingegeben hatte.

Wagners Leidenschaft war ohne Zweifel groß und gewaltig, aber wie Nietzsche sehr richtig sagt, bedenklich weit hergeholt. Selbst einem Wagnerschwärmer wie Erwin Rohde steht doch fest, „daß Wagners auf Begründung einer Art von Religion auf Musik gerichtete Bestrebungen aus reiner Illusion hervorgingen, obwohl er selbst seine Meinung auf eine Schopenhauersche Auffassung vom Wesen der Musik stellt. Wagner schreibt einmal an Liszt: „Auch ich glaube an ein Jenseits — liegt es auch über *mein* Leben hinaus, so liegt aber doch nichts über *das* hinaus, was ich empfinden, denken, fassen und begreifen kann, denn ich glaube an die *Menschen* und — bedarf nichts weiter." Das ist natürlich noch aus der Feuerbachschen Zeit Wagners, und klang mindestens sehr verschieden, als Wagner ein blinder Schüler Schopenhauers geworden war. Was Wagner als der Theologe seiner eigenen Kunst, als der Vertreter der Ansprüche, die er ihr gern in der Welt sichern möchte, geschrieben und geleistet hat, hat seine Witwe, Frau Cosima Wagner, in einem von ihr aus der zehnbändigen Ausgabe der Werke ihres Gatten ausgezogenen Bande zusammenstellen lassen. Am vollkommensten ist, was Wagner jemals sein religiöses Be-

Wagner als Theologe seiner eigenen Kunst

kenntnis in der Tat hat nennen können, in der oben wiedergegebenen Stelle aus dem Briefe an Liszt ausgedrückt. Für die Form, welche das Christentum in Wagners Kopf in seiner Schopenhauerschen Periode annahm, allwo es sich ihm aus der humanen Feuerbachschen Religion in einen pessimistischen Buddhismus verwandelte, ist besonders lehrreich der höchst geistreiche und begeisterte Brief an Liszt vom 7. Juni 1855 über Dante, den er diesem schrieb, um ihm den mittelalterlichen Katholizismus zu verleiden. Dieser Brief ist ein vorzüglich lehrreiches Dokument für das Feuer, mit dem Wagner Dichter las, aber auch für die geniale Freiheit, mit der er namentlich mit Religionen umsprang, insbesondere mit dem Christentum umgesprungen ist, bis aus diesem Hexenkessel ihm sein Parsifal hervorgegangen war. Als Frucht einer Beschäftigung mit Dante ist dieser Brief ohne Zweifel einer der interessantesten Dante-Kommentare, welche aus gelehrter und dilettantischer Dantelektüre hervorgegangen sind. Ein verwandtes Interesse hat auch der Brief an Liszt über Calderon . . . An solchen Stellen wird der Briefwechsel zu einem Muster gegenseitiger Mystifikation zweier genialer Künstler. Sie mystifizieren sich über einen nur vermeintlich gemeinschaftlichen Boden ihrer Begeisterung, den sie, wenn es ihn überhaupt gibt, jedenfalls nicht in sich selbst finden. Als Künstler, der er als Genie im Kerne seines Wesens war, hat Wagner mit der Theologie im Grunde nichts zu tun. Hat er sich dennoch etwas damit zu tun gemacht, so jedenfalls nur mit einer Liebhabertheologie, mit einer Theologie, zu der er sich auch die Fundamente selbst geschaffen hat. Läuft das im Grunde auch auf eine Mißhandlung des Christentums hinaus, so ist doch diese Henkerarbeit ebenso interessant als gewissermaßen bewundernswert.

Wagners Selbstmystifikation

Kaum ein anderes Urteil Nietzsches hat den deutschen Bildungsphilister heftiger in Entrüstung versetzt, als das über Luther und die Reformation — Menschliches, Allzumenschliches I, Aphorismus 237 —. Die haben aber auch dieses Mal einen besonders stattlichen Häuptling, der an ihrer Spitze marschiert, Richard Wagner — Bayreuther Blätter 1879, S. 129 f. Und zwar in diesem Falle Ricardo furioso, stesso furioso. Einer der abstoßendsten Charakterzüge Wagners als Kulturapostel seines Volks ist seine zweckvolle Affektation der Deutschtümelei, die kluge Art, wie er diese gelegentlich für seine Zwecke anzuwenden versteht. Das krasseste Beispiel liegt in seiner plumpen, antifranzösischen Satire vom Jahre 1870 vor, dem angeblichen Lustspiel: „Eine Kapitulation"; es fehlt auch nicht

Wagner als deutscher Schulmeister

an andern im Grunde nicht weniger sprechenden, z. B. seine Observationen eines nationalistisch erregten Pedanten über die deutsche und französische Bibelübersetzung bei 1. Kor. 14, 11. Macht er auch aus der geringen Sympathie für das genus professorum keinen Hehl, so teilte er doch viel mit ihnen. Den Typus eines dionysisch erregten Schulmeisters stellt er überhaupt wunderbar dar. Seine Musik tut es mir am einleuchtendsten kund in ihrem für mich größten Kunstwerk, den „Meistersingern"; er sah aber auch selbst so aus und eroberte sich mit diesem Aussehen besonders mein bewunderndes Staunen, als ich ihn kennen lernte. Wenn man Richard Wagner vor sich sah, hatte man vielfach so stark den Eindruck des Schulmeisters, daß man sich fragte, ob er nicht geworden, was er geworden, nur weil er sich als Namensvetter am Wagner im Faust gemessen. Er war der Schulmeister, der es partout nicht sein wollte! Was anderes jedoch als sein Genie ließ ihm sein Kunststück gelingen?

Nietzsches Freunde auch diejenigen Overbecks.

Overbeck erzählt bereits in jenen Jahren, da niemand Grund gehabt hätte, an Nietzsches lückenloser Hingabe an Wagners Werk zu zweifeln, habe sich gelegentlich in ihren Zwiegesprächen eine vereinzelte Stunde eingeschlichen, deren Inhalt in Nietzsches Schriften sich erst zu allerletzt, im „Fall Wagner" oder in „Nietzsche contra Wagner" finden ließ. Dennoch hat man es da nur mit einem anachronistischen Voraufleuchten und nicht mit dem leisesten heimlichen Verrat zu tun. Nietzsche und sein Freundeskreis scharte sich um die Fahne von Bayreuth. Es war eine geistsprühende, gefährliche Schar junger Feuerköpfe, die richtige Geniebande im Stile des „Sturm und Drang", des „jungen Deutschland", der Leipziger „Verschwörung" — freilich im äußeren Gehaben weniger burschikos, sondern patent und salonmäßig, hierin also eher die Vorläufer moderner Ästheten. Die Biographie und die Briefbände haben uns mit jenen Freundschaften annähernd bekannt gemacht; es erübrigt, aus Overbecks Hinterlassenschaft einiges ergänzend beizubringen.

Zuerst ist Heinrich Romundts zu gedenken. Er war ein Studienfreund Nietzsches und Rohdes von Leipzig her und als solcher auch auf dem Gruppenbild des Philologischen Vereins vom Winter 1866/67, das den Band des Briefwechsels zwischen Nietzsche und Rohde schmückt, mit abgebildet. Am 7. Juli 1872 schreibt Nietzsche

an Rohde: „Freund Romundt ist, seit mehreren Wochen, hier eingetroffen — als unser definitiver Privatdozent der Philosophie!" Da er zugleich auch Hausgenosse wurde, erweiterte Overbeck die Duzbrüderschaft auch an ihn, und wie er überhaupt diese Beziehung aus Nietzsches Vorleben übernahm, war er auch Mitzeuge der in der Biographie und im zweiten Briefbande breit ausgeführten Episode von einem beabsichtigten Übertritt Romundts zur katholischen Kirche. Da er neben Nietzsche als einziger mit dabei gewesen war, darf sein Zeugnis nicht verschwiegen bleiben. Nach ihm lag keinerlei sachliche Veranlassung vor, durch eine derartige Indiskretion den noch Lebenden öffentlich zu kompromittieren; jeder Mensch hat schließlich Neigungen und Pläne frei, und mehr als einen solchen vorübergehenden Einfall, der nicht von ferne hinterher noch aus irgendwelcher biographischer Notwendigkeit ans Licht gezogen zu werden brauchte, hat man in jenem Vorfall nicht zu sehen. Nietzsche selbst ist durch diese Schleierlüftung kein Dienst erwiesen worden; er erscheint bei diesem Anlaß in einer gewissen despotischen Selbstherrlichkeit der Freundschaft, durch die der gleichaltrige Gefährte fast zur Kreatur herabsinkt. Wohl gereicht es Nietzsche zur Ehre, daß er von früh an in Dingen des Obskurantismus keinen Spaß verstand; aber eine Anwandlung derart beim Freunde, mit dem man Jahr und Tag unter demselben Dache gewohnt hatte, hätte vielleicht doch durch ein milderndes Verständnis ausgeglichen werden können und wäre es auch nur dadurch gewesen, daß man einen geäußerten Vorsatz, solange es dabei blieb, nicht zu tragisch nahm. Statt dessen hat damals Nietzsche förmlich Lärm geschlagen. Schon darin verrät sich die Spur jener Forderung, die später alle seine Freundschaft gleichermaßen gefährdet hat: die Freunde mußten seiner Meinung sein; es ist ihm scheint es immer schon besonders schwer gefallen, eine Freundschaft ausschließlich auf die guten und liebenswerten Eigenschaften des andern abzustellen; wem er Freund war, so hat es den Anschein, der durfte nicht länger seine eigenen Wege gehen; darin, daß er Nietzsches Freundschaft genießen durfte, lag eine Verpflichtung, auch seinen Spuren zu folgen. In diesem Punkte war Overbeck größerer und uneigennützigerer Gesinnung fähig; ihm war es leichter und sozusagen selbstverständlich, innerhalb des einmal abgeschlossenen Freundschaftsringes mit allen Mitgliedern auf völlig gleichem Fuße zu verkehren, während Nietzsche doch deutliche Unterschiede zu machen pflegte: mit Leuten

Nietzsche gegen Romundt

gleichen Ranges wie Overbeck und Rohde unterstrich er das Ebenbürtige im Verkehr; bei den andern, denen es noch nicht im selben Maße hatte gelingen wollen, floß seinerseits, ohne daß er sie irgendwie fallen ließ, doch leicht ein gönnerhafter, herablassender, erziehlicher Ton mit unter. Romundt schreibt Overbeck (28. Dezember 1874) einmal aus Anlaß seines eigenen Geburtstages: „Am liebsten zöge ich meinen alten Menschen jetzt im neuen Jahre ganz aus und eher, als bis der an der Wand hängt, wird es auch gewiß nicht ganz gut, und ihr werdet immer wieder als meine guten Freunde schwer an mir zu tragen haben, wie ihr nun schon so lange mit unendlicher Nachsicht gegen mich getan habt. Ich werde mir indes Mühe geben, den alten Adam künftig so zu verstecken, daß ihr ihn womöglich nicht wieder zu sehen bekommt." — Die Differenz von Romundts Begabung im Vergleich zu der Nietzsches, sowie der Umstand, daß dieser während der Zeit des Kontuberniums es auf keinen grünen Zweig brachte, hielten Overbeck nicht im geringsten davon ab, Romundts kleinerer, aber deswegen nicht weniger selbständigen Denkerpersönlichkeit zeitlebens das in jenen Jahren gegründete treue Interesse zu bewahren und ihr alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er ist Romundts Beschäftigung mit Kant und der Anwendung dieser Studien auf das Gebiet der philosophischen Fortbildung des Protestantismus mit Liebe nachgegangen. Das hinderte ihn freilich nicht bei dem kritischen Gegensatz, in den sich Romundt, damit im Zusammenhange, später zu Nietzsche stellte, unbedingt Nietzsches Partei zu ergreifen.

Romundt an Overbeck

Overbeck über Romundt

Romundt als Kantischer Idealist

Romundt findet Nietzsche insbesondere bei seiner Lehre vom Übermenschen auf keinem andern Wege, als auf dem seines (Romundts) Meisters Kant und der Entdeckung des übersinnlichen „Gottmenschen" in dessen Religionslehre, so daß Romundt in Nietzsches gegen Kant gerichteten Schmähungen nur einen Maßstab dafür findet, wie wenig er Kant verstanden. (Romundt, Kants philosophische Religionslehre, Gotha 1902, S. 57.)

Ein Gesamturteil über Nietzsche als „vielbegabten Dichterdenker" sucht Romundt in seinem Schriftchen „Eine Gesellschaft auf dem Lande", Leipzig 1897, S. 70 f., abzugeben. Warum es nur

ſo unzureichend ausfällt? Romundt ſündigt doch allzuſtark gegen die von ihm kurz zuvor (S. 64 f.) beſprochene Forderung Goethes, bei der Betrachtung eines Dinges es vor allem für ſich gelten zu laſſen und ſich vor aller Vergewaltigung zu hüten — übrigens einer Erbſünde des Idealismus verfallend. Gerade das Praktiſche des Idealismus des beginnenden Jahrhunderts ſo betonen, um damit Nietzſche herabzuſetzen, möchte das Pferd hinten aufzäumen heißen. Als theoretiſcher Idealiſt mag Nietzſche aus vielen Gründen ſehr viel zu wünſchen übrig laſſen, als praktiſcher, an der Veredlung der eigenen Perſönlichkeit arbeitender Idealiſt iſt er am unangreifbarſten. Gerade zu dieſer Veredelung hat Nietzſche dieſen Idealismus mit bedenklicher Einſeitigkeit angewendet. Darin iſt ihm jedenfalls am allerwenigſten etwas vorzuwerfen, daß er ſeinen Idealismus allzuwenig gegen ſich gekehrt. Er hat es vielmehr bis zu Selbſtzerſtörung getan. Darum iſt Romundts Kritik ſo unglücklich wie nur möglich. Nur in ſeinem Eifer für den Idealismus überſieht er die Stumpfheit der von ihm dafür ausgeteilten Streiche. Der Berauſchte iſt am taubſten gegen alle Kritik ſeines Getränks, ſo verſchließt ſich Romundt gegen Nietzſches Kritik des Idealismus, da er doch beſondern Anlaß hätte, ſein Ohr ihr zu öffnen.

Die Konvertitenepiſode

Nietzſche ſchreibt an Baron R. von Seydlitz: „Bin ich doch immer auf Menſchenraub aus, wie nur irgend ein Korſar; aber nicht um dieſe Menſchen in die Sklaverei, ſondern um mich mit ihnen in die Freiheit zu verkaufen.“ So durfte Nietzſche ſchreiben, und dieſer Ausſpruch über ſich erklärt den Eindruck, den er von Romundts Fall hatte — denn allerdings zum Beſten der katholiſchen Kirche ſeinem Korſarengewerbe obzuliegen, darauf ſtand Nietzſches Sinn nicht. Dennoch iſt die Darſtellung des Falls bei ſeiner Schweſter etwas übertrieben und in dieſer Übertriebenheit nicht unbefangen. Sie nimmt an Romundt Rache für ſein Eintreten in ihrem Streit mit Frau Lou Andreas zu deren Gunſten, und zieht aus dieſem Motiv den ganzen Fall aus ſeiner ihm ſonſt natürlichen Verborgenheit ans Licht der Öffentlichkeit hervor. Daß überhaupt jemand den Fall mit Nietzſche erlebt, bezweifle ich, gleich mir hat es jedenfalls niemand getan, auch Frau Förſter nicht, und ſoviel glaube ich ohne jeden Anſtand behaupten zu können, daß die ganze Sache dem Strom der Vergeſſenheit überlaſſen bleiben mochte und nur Romundt zum Tort daraus herausgefiſcht worden iſt.

Overbecks Dienſt an Deuſſen

Aehnlicher, nur weit flüchtigerer Natur war Overbecks Berührung mit Deuſſen. Dieſer, Nietzſches Mitſchüler aus Schulpforta, hat ſeine „Erinnerungen“ an ihn veröffentlicht (Leipzig 1901). Welch entſcheidender Anſtoß ſeines Lebens auf Overbecks Vermittlung zurückzuführen iſt, erzählt er ſelbſt (S. 80 f.): „Es war im Herbſt 1871 zu Marburg, wo ich als Lehrer am Gymnaſium wirkte. Überarbeitet und nervös lag ich in unruhigem Halbſchlummer, als nachts um 1/2 3 Uhr durch Eilboten ein Brief von Nietzſche gebracht wurde, der den erſten Anſtoß zu einer bedeutſamen Wendung meines Lebensgeſchickes gab. Eine vornehme und reiche Ruſſin, Madame Kanchine in Genf, ſuchte einen deutſchen Erzieher für ihren eigenen Sohn und wandte ſich in dieſer Sache an ihre Freundin, die Fürſtin Trubetzkoi zu Vevey. Dieſe wiederum ſtand in Korreſpondenz über theologiſche Probleme mit Profeſſor Overbeck in Baſel, welcher mit Nietzſche dasſelbe Haus bewohnte .... Ich nahm in Marburg acht Tage Urlaub, um mich am 21. Oktober zu Vevey den ruſſiſchen Damen vorzuſtellen. Auf der Rückreiſe kam ich am Abend ermüdet in Baſel an und eilte zu Nietzſche. Leider war er ausgegangen, und ich traf nur Overbeck, der mich freundlichſt feſthielt und mich auf Nietzſches baldiges Zurückkommen vertröſtete. Spät, nach 11 Uhr, erſchien Nietzſche, der bei Jakob Burckhardt zu Gaſt geweſen war, in animierter Stimmung, feurig, elaſtiſch, ſelbſtbewußt wie ein junger Löwe.“ Was Deuſſen in dieſem Zuſammenhang ferner freimütig mitteilt, iſt ein weiteres lehrreiches Beiſpiel für die immer etwas überhebliche Art, Freunde zu behandeln, die mit ihm nicht ganz auf gleicher Höhe waren. (S. 85 ff.) — Für die Geſinnung, die Deuſſen Overbeck bewahrte, zeugen die Anfangsworte eines Briefes (5. Juli 1877): „Oftmals muß ich dankbar Ihrer gedenken, da es Ihre Vermittlung war, durch welche mir die vortreffliche Stellung im Hauſe Kanchine wurde, die nun ſchon fünf Jahre andauert und mir neben den Mitteln, meinen Lebensplan zu verwirklichen, die köſtlichſte, wahrhaft unſchätzbare Muße gewährt.“ — Andererſeits hat auch Overbeck bei ſich bietender Gelegenheit das Andenken an jene Begegnung mit Deuſſen zu deſſen Gunſten in ſich lebendig werden laſſen. Als ihm ein Jahr vor ſeinem Tode der Artikel von Jonas Fränkel „Nietzſche und ſeine Freunde“ zu Geſichte kam (in der „Wiener Zeit“ vom 13. Februar 1904), ſah er ſich zu folgender Notiz veranlaßt: „Fränkels Auslaſſung gegen Deuſſen als

Biographen Nietzſches iſt von einer Unbilligkeit, die niemand begreifen wird, der von den beiden Perſönlichkeiten Nietzſches und Deuſſens und ihren Beziehungen eine Anſchauung aus dem Leben hat.“ Indeſſen wundert ſich Overbeck, wie ſchon bei Romundt und ſpäter bei Rée, auch bei Deuſſen, daß eigentlich die geringſchätzigſten Beurteiler von Nietzſches Philoſophie aus den Reihen ſeiner Freunde hervorgegangen ſeien: „Deuſſen will die Philoſophie mit dem Zugeſtändnis, ſie ſei „ſinnig“, abtun, und ſie ſoll, wie bei Deuſſen der Vergleich mit ſeinem Meiſter Schopenhauer entſcheidet, ſonſt ernſtlich nicht in Betracht kommen.“

Auch Deuſſen ohne eigentliches Verſtändnis für Nietzſche

Mehr ins Innere von Nietzſches Jugendfreundſchaften trat Overbeck mit ſeinen Beziehungen zu Rohde und dem Freiherrn von Gersdorff. Mit Rohde erwuchs daraus eine eigene, enge Lebensfreundſchaft, die diejenige beider zu Nietzſche in gewiſſem Sinne überwachſen hat. Im Spätſommer 1874 hielt ſich Rohde einige Tage in Baſel auf, es muß ſehr vergnügt und gemütlich zugegangen ſein. Er und Overbeck lernten ſich da zum erſten Mal näher kennen. Ihr eigener Briefwechſel hat erſt kurz vorher begonnen und war von der Auswechslung der gegenſeitigen Bildniſſe begleitet geweſen. Aus jenen erſten Briefen erfahren wir noch einiges über die Sorge der Freunde um Nietzſches Befinden. Overbeck ſchreibt Rohde am 6. Auguſt 1874 aus Dresden: „Von Nietzſchens Geſundheit kann ich Ihnen nur ſagen, daß ich ſchlimmere Perioden damit durchgemacht habe. Ja, ich habe den Eindruck, daß ſie, von ihrer natürlichen Zartheit abgeſehen, zur Zeit an ſich wenig zu wünſchen übrig läßt, und ihre Schwankungen an einer Gemütsſtimmung hängen, deren Unruhe freilich neuerdings zugenommen hat. Woran aber das hauptſächlich hängt, wiſſen Sie ja. Die nun erſcheinende unzeitgemäße Betrachtung konnte an ihrem Teile auch nur das Gefühl der Iſolierung unter unſeren Kollegen peinlich ſteigern. Immer wieder an den Zweigen des Baums zu ſäbeln, auf welchem man ſitzt, iſt natürlich nicht gleichmütig zu ertragen. In dieſen Ferien hatte ich in Tübingen, wo ich einen alten Univerſitätsfreund beſuchte, die beſte Gelegenheit, mich lebendiger, als es in Baſel möglich iſt, davon zu überzeugen, daß nirgends weniger vielleicht als auf deutſchen Univerſitäten auch nur ein wenig Gerechtigkeit für Beſtrebungen, wie die unſeres Freundes, zu erwarten iſt. Sie ſitzen ja ganz an einem Herde ſolcher Erfahrungen, könnten Sie doch im Herbſte gleich bei uns bleiben! Wir ſind zwar auch nicht auf Roſen gebettet, aber liegen

Rohdes Beſuch in Baſel

doch nicht allein. — Seit Dienstag ist Nietzsche in Bayreuth. Es schlägt dies zwar nicht immer in jedem Sinne zur Erholung für ihn aus, doch scheint mir jetzt gerade ein Besuch dort für ihn recht notwendig gewesen zu sein. Ende künftiger Woche hole ich ihn dort ab, erfülle also Ihre guten Wünsche auch für mich. Zuvor halte ich mich ein paar Stunden in Chemnitz auf, um die persönliche Bekanntschaft eines Verlegers zu machen, welcher sich vor einigen Wochen, in einem sehr kritischen Momente, von selbst und ganz unerwartet Nietzschen angeboten hat und nun die Unzeitgemäßen übernimmt. Die Sache ist wieder ein Experiment, da der Mann ein ganz unbekannter Anfänger ist. Hoffentlich gelingt es besser als das mit Fritzsch."

Schmeitzner als neuer Verleger

Es ist hier ein Wort einzuschalten über den Verkehr der Freunde außerhalb ihrer gemeinsamen Wohnung, sei es mit Kollegen oder Gleichgesinnten. Schon damals, wie noch heute, galt es für eine unverbesserliche Kalamität, in Basel für gebildete Junggesellen einen geeigneten Mittagstisch ausfindig zu machen. Am besten bewährte sich noch der „goldene Kopf" an der Schifflände — „der goldene Schädel", wie Gersdorff gelegentlich variierte. Dort aßen Nietzsche und Overbeck längere Zeit gemeinsam mit den Theologen Konrad von Orelli, Julius Kaftan und anderen Kollegen zu Mittag. Von einer kleinen Winkelkneipe zum „Gifthüttli", das selbst als Ort der Zusammenkünfte nicht in Betracht kam, übertrug sich der Name in weniger lokalem, als vielmehr personal-kollektivem Sinn auf die Pessimistengruppe Nietzsche, Overbeck, von Gersdorff und den als sehr gutmütig bekannten Dr. Romundt, die immer beisammen steckten. Für diese vier war in Professorenkreisen der Ausdruck „Gifthütte" damals ziemlich geläufig; Frau Andreas-Salomé erwähnt (S. 8 ihres Buches) diese Bezeichnung. Daß dort ein ziemlich harmloses Gift verspritzt wurde, ergibt sich aus einem Briefe Overbecks an Rohde, bei dessen Besuche offenbar die reichsverblendete, altertümelnde Teutschmichelei à la Felix Dahn hatte dran glauben müssen. Er schrieb ihm zu seinem dreißigsten Geburtstage:

Basel, 6. Oktober 1874

Lieber Rohde!

Nachklang von Rohdes Basler Aufenthalt

Möge Sonno am Tage, welchen Sie Freitag feiern, auf das heiterste emporen und Ihnen, wenn möglich, im neuen Lebensjahr nicht niedern, das wünscht Ihnen mit Wolkes Worten aus

eigenem Herzen der Endesunterzeichnete. »Lassen Sie sich auch beifolgenden Stopfer zur Erinnerung an unser Rauchkollegium und überdies als vergessenes Eigentum gefallen, mit dessen Ankunft freilich von Ihrem Herzen schwerlich ein so dicker Stein fallen wird, wie er nach Aussage der Frau Baumann durch die Ankunft des Hausschlüssels bei Ihrer hiesigen Wirtin zu Falle gebracht sein soll. Die unsere läßt sich Ihnen zugleich mit dieser Mitteilung empfehlen. — Nietzsche kommt eben von einem zehntägigen Aufenthalte in Luzern zurück, er hatte eine solche noch so kleine Verpflanzung augenblicklich recht nötig, sie scheint so weit ich sehe wirklich recht gut bekommen zu sein. Seinen letzten Aushängebogen erhielten wir schon vor mehreren Tagen und erwarteten nun ungefähr täglich das Eintreffen des fertigen Opus. Mit mir ging es wie vorausgesagt. Zwei Tage nach Ihrer Abreise kam ich wenigstens aus der Tretmühle heraus, bin jetzt in Erwartung schon des 11. Korrekturbogens, Schmeitzner und der Himmel mögen wissen wie die drei übrigen es gestatten sollen, daß das Ganze schon am 17. Oktober in Leipzig ausgegeben werden soll. Gersdorff kommt erst Anfang der nächsten Woche, Romundt läßt schönstens Glück wünschen, ist in diesen Tagen nach allerlei ernsten Gesprächen, die wir geführt, heiterer, wie wohl er erst in Erwartung vollständiger Aufklärung über seine Verhältnisse ist, um endgültige Entschlüsse zu fassen. Mit dem Gymnasiallehrer wird es auf keinen Fall etwas. (— —). Wir eilen übrigens augenblicklich zum Kopf. — Ihnen brauche ich nicht zu erklären, daß wir sofort nach Ihrer Abreise keine Umstände mit dem Abbrechen des Zelts im Schützenhause machten . . . . Wenn Sie wiederkommen, muß die Zuflucht besser geordnet werden. . .

Ihr freundschatflich ergebener Fr. O.“

Overbeck und Freiherr von Gersdorff

Aus der Freundschaft Nietzsches mit Baron Gersdorff, an der auch Overbeck teilnahm, läßt sich grundsätzlich allerlei ableiten. Nach erfolgter Bekanntschaft schreibt Overbeck nach Hause (24. Mai 1873): „C'est un beau type de gentilhomme reservé et digne quoique fort simple dans ses manières, au fond le meilleur garçon que l'on puisse s'imaginer et dont le premier abord vous laisse l'impression d'un homme, sur lequel on peut se fier absolument.“ Damit ist ein für Nietzsches Charakterbild maßgebender Gesichtspunkt gekennzeichnet. Seine nächsten Freunde waren gleich ihm Gelehrte, also Stubensitzer, Gehirnexistenzen. Sein früherer Pfortenser Schulkamerad von Gersdorff ist der ein-

zige von vornherein anders Geartete. Wies jenen ihr Beruf von selbst eine mehr indirekte Stellung zum Leben an, etwa so, als hätten sie als seine Erforscher es mit einem zu erkennenden Gegenstande zu tun, so schien, im Unterschied von diesen allen, es Gersdorff vorbehalten zu sein, mitten im Leben als in seinem eigentlichen Elemente zu atmen und mit der Wirklichkeit in einen handelnden und tätigen Kontakt zu treten. Zweifellos ist seine Freundschaft mit Nietzsche vorwiegend aus diesem Sehwinkel heraus einzuschätzen. Nietzsche empfahl ihn an Hans von Bülow mit den Worten (Briefe III, S. 343): „Herr Carl Freiherr von Gersdorff, Ritter des eisernen Kreuzes, Verehrer des Tristan." Gersdorff stand vor den Freunden da wie eine Erfüllung und Verkörperung. Hat auch der Verlauf seines Lebens diesen Erwartungen nicht entsprochen, so ist man damit keineswegs berechtigt, den Einfluß dieser Erwartungen für die Zeit zu unterschätzen, da sie von Nietzsche und seinen Freunden hoffnungsfroh und unenttäuscht gehegt worden sind. In dem jungen Edelmann glaubten sie wirklich die ersehnte Verbindung von Geburts- und Geistesadel unter sich zu haben; instinktiv mußten sie des Glaubens sein, hier seien ihre Kulturhoffnungen über das Bereich der Hirngespinste hinaus bereits in die Erscheinung getreten. Damit hatten ihre zukünftigen Gedanken gewissermaßen vollen Wind in die Segel bekommen, und die ganze Art, wie Gersdorff hilfsbereit und verständnisvoll in jenen Heranbildungs- und Empfängnisjahren Nietzsche zur Seite trat, verbietet es allein schon, in dem zum Teil genialischen und prätentiösen Gehaben Nietzsches und seiner Freunde etwa unklare und bodenlose Schwärmerei zu sehen. Hier wurde vielmehr mit gutem Recht gehofft und mit hellen Augen den neuen Dingen entgegengesehen.

Gersdorff als Tat- und Wirklichkeitsmensch

Gersdorffs Temperament, seine Bonhommie, seine Hilfsbereitschaft, die sich besonders in Abschreiberdiensten dem augenkranken Freunde wohltätig erwies, wären für die erste Hälfte der siebziger Jahre aus Nietzsches Leben nur schwer wegzudenken. Die Sommerferien 1873 verbrachten die beiden zusammen mit Romundt in Segnes in Graubünden: die „Christlichkeit" war eben heraus und vom Zwilling, der „Ersten Unzeitgemäßen", waren dort oben eben die letzten Bogen revidiert worden. Auf einer Gletscherpartie über den Flimser-Stein, die in Sonnenhitze und Schnee volle fünfzehn Stunden dauerte, übertat sich Nietzsche und wurde von Gersdorff auf höchst gefährlichen Pfaden zu Tal ge-

führt. Ein andermal entlud ſich Gersdorffs impulſive Natur: „Lieber Herr Profeſſor, Sie können ſich meinen Schreck denken, als ich heute, leider etwas ſpät, Nietzſches kurzen aber unheimlichen Brief erhielt, der von Bologna hierher nachgeſchickt wurde. Alſo jetzt kommt R.s Rache. Das Teufelsvieh drängt ſich frech in eine fremde Exiſtenz ein, wird abgewieſen, grob aber nach Gebühr rausgeſchmiſſen und anſtatt zur Selbſterkenntnis zu kommen, rächt es ſich am Beleidiger und ſucht noch der großen Sache nach Kräften zu ſchaden. Schicken Sie das Vieſt hierher und ich ſtürze ſie in den erſten beſten Kanal, auf daß erfüllet werde, was geſchrieben ſtehet: Wehe dem Menſchen, durch welchen Ärgernis kommt, es wäre demſelbigen Menſchen beſſer, es würde ein Mühlſtein uſw. uſw. Sie wiſſen als Schriftgelehrter den Schluß beſſer als ich! .... Wo ſteckt, was macht nun unſer armer Freund? Da ich ihn in Leipzig vermute, ſchreibe ich an Sie, um mich etwas zu erleichtern. Wahrlich man wandelt nicht ungeſtraft unter Palmen. ... Das iſt des Lebens Spaß! Man erkauft ſich ſein bischen Glück teuer. Wie wird Nietzſche denn dieſe neue Unbilde ertragen und überſtehen? Ich weiß, daß gegen Gemütsbewegungen kein Arzt noch Apotheker Mixturen noch Mittel hat, aber was irgend zum Heile und zur Beruhigung geſchehen kann, das laſſen Sie doch ja geſchehen, nötigenfalls mit Zwangsmaßregeln. Hol die Peſt das Leipziger Geſpenſt! Ich wünſche mir faſt die Zeiten des Benvenuto Cellini zurück, um nur auf eigene Fauſt aufräumen zu können. Fango il mondo e noia la vita. Leopardi hat Recht. Es iſt ein Glück, daß Sie in Baſel ſind, und ich bin in dieſem Bewußtſein um vieles ruhiger. Aber um Himmels willen ein paar Worte zur Beruhigung. Grüßen Sie den von Furien verfolgten Freund. — Hier in Venedig will ich noch dieſe ganze Woche bleiben, um abzuwarten: denn ich muß wiſſen, was los oder wie es abgelaufen iſt.“

Dieſe in ſichtlicher Beſtürzung auf abgeriſſene Konzeptblätter hingeworfenen Zeilen aus Venedig, den 27. Oktober 1873, ſpielen auf die höchſt ſeltſame, ja abenteuerliche Begegnung Nietzſches mit Frau Roſalie Nielſen an. Zur Charakteriſtik dieſes phantaſtiſchen Erlebniſſes ſind hier die bereits bekannt gegebenen Erwähnungen dieſes Zwiſchenfalles zuſammenzuſtellen. Rohde ſchreibt Nietzſche aus Hamburg, den 14. Oktober 1873 über ſeinen Beſuch in Leipzig (Briefe II, 415): „Am Abend Beſuch bei Fritzſch. Deine Konjekturen über ſein Stillſchweigen ſind gänzlich verkehrt,

Das Leipziger Gespenst

wie ein scharfsichtiger Kritiker (gezeichnet E. R.) in Basel Dir voraussagte." Darauf diktiert Nietzsche am 18. Oktober 1873 in Basel Romundt für Rohde in die Feder (Briefe II, 418): „Es besteht, wie Overbeck und ich des festesten überzeugt sind, eine unheimliche Machination, um den — — Leipziger Verlag in die Hände der Internationalen zu bringen. . . Unsere Sache, auf die wir hoffen, ist in dem Augenblick vernichtet, wo nur ein Wörtchen davon in der Öffentlichkeit laut wird. Heute Abend wollte ich eigentlich zu einer schleunigen persönlichen Intervention nach Leipzig abreisen. Eine unerwartete Verpflichtung meines Amtes hält mich ab, und so werde ich erst von Bayreuth aus nach Leipzig reisen. Dem scharfsinnigen Kritiker E. R. liegt nicht der ganze Apparatus criticus vor (nämlich Briefe und Aussagen des weiblichen Gespenstes R. N.). Aus dem was wir wissen, ist es auch minder geübten Kritikern möglich, zu einem schrecklich bestimmten Resultat zu kommen, besonders wenn sie sich der berühmten spekulativen Sälenleere R.s bedienen. Bitte teile uns doch mit, ob * * * aus freien Stücken auf die Erwähnung jenes Testamentes kam, in welchem Tone er das Gespenst erwähnte und ob er angelegentlich von seiner Gesundheit sprach. Übrigens bist Du ernstlich vom Diktator und Schreiber gebeten, diesen Brief sofort zu verbrennen." An Gersdorff schreibt Nietzsche von Basel aus am 18. Oktober (Briefe I, 249): „Genug, daß eine ganz unvermutete gräßliche Gefahr dem Bayreuther Unternehmen droht und daß es an mir liegt, die Gegenminen zustande zu bringen. Overbeck und ich sagen immer: wir leben Samarow. Gespenst R. N. natürlich beteiligt." Inzwischen wieder Rohde an Nietzsche aus Kiel, am 23. Oktober (Briefe II, 421): „Noch ein Wort vom Nachtgespenste. . . Von der N. sprach er sehr „minnachtig" (wie man hier sagt): er scheint sie ebenfalls einmal hinausgeworfen zu haben. — Wie gesagt, ich glaube noch nicht an die Geschichte." Am 27. Oktober schreibt Nietzsche an Gersdorff (Briefe I, 252): „Für die neue Auflage der ‚Geburt' ist der Januar fixiert. Gespenst N. ist bei den Russen." Die Weihnachtsferien verbrachte Nietzsche in Naumburg und Leipzig und schreibt nach seiner Rückkehr aus Basel am 18. Januar 1874 an Gersdorff (Briefe I, 262): „Bei Fritzsch dem Trefflichen und Neubewährten habe ich eine Nacht gewohnt und den Eindruck mitgenommen, daß noch alles auf vier Beinen steht. Das weibliche Gespenst hat unsere Phantasie verdorben."

„Wir leben Samarow"

Frau Roſalie Nielſen

Über die Perſönlichkeit des „Geſpenſtes" ſtellt uns Herr Dr. Kurt Hezel folgende authentiſche Angaben zur Verfügung: „Frau Nielſen war, ſoviel ich weiß, die geſchiedene Gattin eines, ſei es ſkandinaviſchen, ſei es holſteiniſchen Seeoffiziers und von Geburt Holſteinerin oder wohl auch Dänin. Ehe ſie ſich in Leipzig niederließ, hatte ſie ſich meines Wiſſens lange in Italien umhergetrieben, hatte ſich dort auch der Bekanntſchaft Mazzinis erfreut und war wohl auch in Italien als Revolutionärin und Mazzinianhängerin eine Zeitlang interniert geweſen. Ihr Äußeres war enorm abſtoßend und ſchmuddelig. Dies hinderte ſelbſtverſtändlich von geiſtigen Leidenſchaften bewegte ältere und jüngere Männer nicht, mit ihr zu verkehren. Ich ſelbſt habe als Student viel in ihrer dürftigen Dachſtube gehauſt. Zu ihren Freunden zählte auch der Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verſtorbene jüngſtdeutſche Dichter Hermann Conradi, mit dem mich lange Zeit engſte Freundſchaft verband. — Frau Roſalie Nielſen war eine glühende Verehrerin Friedrich Nietzſches und ſtellte insbeſondere ſeine Schrift: „Die Geburt der Tragödie" über alles. Man konnte ſie überhaupt in einem gewiſſen Sinne eine dionyſiſche Perſon nennen. Aus dieſer ihrer Weſenswurzel heraus beſchäftigte ſie ſich auch viel mit der Zigeunermuſik, und ich erinnere mich, ſeinerzeit einen recht guten Aufſatz von ihr über Zigeunermuſik in der früher in Leipzig erſcheinenden Zeitſchrift: „Der Salon" für ſie untergebracht zu haben. Ich ſelbſt beſitze noch unter meinen ſtudentiſchen Erinnerungen eine von Frau Nielſen mir dedizierte Photographie eines merkwürdigen Dionyſoskopfes (photographierte Plaſtik). Er könnte eine antike Schöpfung ſein, iſt aber vermutlich ein modernes Produkt. Wo das Original ſteht, weiß ich nicht. Die Photographie des Dionyſoskopfes wollte Frau Nielſen, wenn ich mich recht erinnere, von Friedrich Nietzſche ſelbſt erhalten haben. Der Dionyſoskopf iſt charakteriſiert durch zwei gänzlich verſchiedene Geſichtshälften, die eine Geſichtshälfte und demnach das eine Auge zeigt höchſte Intenſität aufglühenden Lebensgefühls, während die andere Geſichtshälfte und das andere Auge erloſchen ſcheint. Frau Nielſen verehrte in dieſem Dionyſoskopf den erſchöpfendſten ſymboliſchen Ausdruck des Lebens überhaupt in ſeiner ewigen Duplizität von höchſtem Aufſchwung und tiefſter Erſchlaffung. Sie fand darin auch ein volles Symbol der Kunſt und des perſönlichen Lebensrhythmus Richard Wagners."

Die Begegnung der Frau Nielsen mit Nietzsche

Über ihre Begegnung mit Nietzsche schwieg sich Frau Nielsen in ihrem Leipziger Bekanntenkreise später geflissentlich aus; man raunte sich aber gegenseitig zu, sie habe es vor Jahren verstanden, eine Begegnung zwischen ihr und Nietzsche herbeizuführen, und sie selbst deutete höchstens in geheimnisvoller Weise an, sie sei mit Nietzsche persönlich zusammengekommen, ohne etwas Näheres über das Recontre verlauten zu lassen. Dagegen hat Frau Nielsen sehr viel früher, im Herbst 1875, die betreffende Szene Herrn Professor Hans Vaihinger in Leipzig erzählt. Danach hätte als Ergebnis eines Briefwechsels in einem Hotel zu Freiburg i/B. eine Zusammenkunft stattgefunden. Nietzsche soll sich, entsetzt über den äußeren Habitus der Dame schon nach Sekunden wieder aus dem Zimmer entfernt haben, nachdem er ihr nur die theatralische Phrase ins Gesicht geschleudert hatte: „Scheusal, du hast mich betrogen!" Frau Nielsen fragte Professor Vaihinger, was Nietzsche wohl damit gemeint habe. Von Nietzsches Seite liegt eine geklärte Überlieferung des Vorfalles noch nicht vor. Er hat sie nach Jahren einmal Peter Gast erzählt. Als nächster noch lebender Zeuge wäre wohl Dr. Romundt noch am ehesten in der Lage Aufklärung zu geben. Vor allem darüber, ob die betreffende Szene sich nicht doch in der Baumannshöhle zutrug. Nach Overbecks Andeutungen spielte sie sich in seinem (Overbecks) Zimmer ab; auch wären dem entscheidenden Schlußakt bereits andere Besuche der Verehrerin voraufgegangen. Overbeck hat dann endgültig Nietzsche von diesen enthusiastischen Zudringlichkeiten befreit durch eine energische Rücksprache mit der Dame. Er täuscht sich wahrscheinlich, wenn er von November oder Dezembertagen spricht; der Brief Gersdorffs an Overbeck läßt auf den Oktober 1873 schließen. — Von Gersdorff unternahm es auch Overbeck hinterher zu seinem Buch, bei dessen Herstellung er mit Korrektur gelesen hatte, Stilverbesserungsvorschläge zu übersenden (28. Januar 1874): „Ich habe eine große Lust zu dieser kleinen Übungsarbeit mitgebracht und Freude daran gehabt; die größte freilich war die Freude über die Bemerkung, daß jedes neue Lesen Ihres Buches neue Belehrung und Aufschlüsse gibt und einen Reichtum an Gedanken und Stoff enthält, der zum Weiter- und Nachdenken ernstlich anregt. In diesem Punkte bin ich einzig nur ein Lernender, Bekehrungsbedürftiger. Meine Noten sollen nur nach der Seite der Form als Wünsche auftreten und Bedenken schildern, die gewiß auch andern Laien-

Lesern aufgestoßen sind und manchen genötigt haben, einen Satz zwei- oder dreimal und dann vielleicht hie und da noch zwischen den Zeilen zu lesen. Ich tröste mich, am Dr. Fuchs einen Kollegen in dieser Art von wohlgemeinter Unverschämtheit zu haben, beruhige mich aber völlig mit der Überzeugung, daß auch Sie die kleine Arbeit als eine wohlgemeinte ansehen werden."

Am 18. Februar 1874 schreibt er Overbeck: „Was Sie über die zweite U. B. sagen, klingt ähnlich wie Rohdes Worte darüber; er schreibt folgendes: ‚Das ist wieder ein Donnerwort: es wird in der Jetztzeit wie ein Tuten in eine leere Gießkanne verhallen, aber eine spätere Zeit wird mit Bewunderung zu sehen haben, wie furchtlos und sicher hier der Finger in die schlimmste Wunde der Zeit gelegt wird. Und einige Herzen gibt's denn ja zum Glück auch jetzt schon, in denen der Donner nachdröhnen wird. Was haben wir für einen starken Freund! Ich komme mir neben solch einem tiefen, starken Klange, wie ihn namentlich Kap. 3 laut werden läßt, sehr elend und verhistorisiert vor: und dabei darf man dann eigentlich seine abscheulich schwächliche Allseitigkeit, die einen so leicht einsehen läßt, wo die viel kraftvollere Einseitigkeit über das Ziel hinausschießt, gar nicht zu Worte kommen lassen. Denn wie leicht ist es nicht, zu bemerken, daß N. in vielen Punkten übertreibt — und gerade daran wird sich die Kritik hängen. Aber in der Sache hat er tausendmal Recht, und das soll die verdammte ‚gerechte' historische Art in uns allen eigentlich gar nicht aufkommen. Denn gerade solche strenge Einseitigkeit und Männer, die sie, mit notwendigem Triebe, festhalten, tun uns Not, wenn nicht die unglückselige Wahrheit, daß alle Dinge ihre zwei Seiten haben — eine teuflische Wahrheit, die einen so oft plagt — uns endlich verrückt machen soll. In dieser Wahrheit, so trivial sie ist, d. h. in ihrer zu klaren Erkenntnis, liegt eigentlich der ganze Fluch unserer Verhistorisierung, unserer Glaubenslosigkeit, unserer allweisen Schwachmütigkeit.'" . . . . Nach diesem Zitat aus einem Briefe Rohdes, das zu seinem Vorteil mit dessen etwas reservierter Auslassung an Nietzsche direkt (Briefe II, S. 448 ff.) verglichen werden mag, entwickelt Gersdorff vor Overbeck seinen bekannten Plan, Nietzsche später einmal zu sich aufs Land zu nehmen: „Am besten wäre es schon, der Freund machte es, wie die Pythagoräer mit dem Sprechen und den Bohnen. Fünf Jahre lang nicht lesen und schreiben! Wenn ich selbständig bin, was nach einer Vorbereitungszeit von

„Was haben wir für einen starken Freund!"

Das künftige Junkerasyl

einigen, zwei bis drei Jahren ſein kann, ſteht das Aſyl offen. Der Freund kann es dann machen wie jene Spanier, die eines Tages bei einem Bekannten zum Kaffee kamen und dreiunddreißig Jahre blieben .... Daß Romundt aus Judäa auswandert, iſt für mich eine Genugtuung. Wie gut iſt es, daß er in die Baumannshöhle ziehen kann! Erſtens für ihn, zweitens für Sie und Nietzſche aus Gründen der Freundſchaft, endlich weil dann unter Nietzſches Stube kein muſikaliſches Ragout zuſammen gemanſcht wird. Dann haben wir die drei Männer im feurigen Ofen oder Kelleriſch geredet, die drei gerechten Kammacher, die alle denſelben Wunſch haben. Welche Drillinge haben wir dann zu erwarten... Heute habe ich eine wunderhübſche Ausgabe von Montaigne bekommen. Sie iſt ſo ausgeſtattet, wie nur Franzoſen und Engländer gewohnt ſind. Kleiner, ſehr ſcharfer, beſtimmter, gut leſerlicher Druck in altfranzöſiſchen Typen, Initialen und kleine Vignetten bei und über jedem Kapitel, ſogen. holländiſches Papier, daß es eine Freude iſt, es zu betaſten. Wenn Sie einmal 10 Frs. nicht beſſer verwerten können, ſo legen Sie ſie hier an. Trotz Fritzſch ſind wir in Rebus typographicis doch noch Ruppſäcke und Stümper .... Strauß iſt tot. „Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.“ Friede ſeiner Aſche! Friede nun auch Ihnen: pace e gioja sia con voi! wie es im Barbier heißt.“

Zur Zeit der dritten Unzeitgemäßen befand ſich von Gersdorff auf der Schwäbiſchen Akademie für Landwirtſchaft in Hohenheim, um daſelbſt die agronomiſche Praxis zu erlernen. Er ſchreibt von da an Overbecks Geburtstag: „Ich komme nun leider zu ſpät, will aber meinen herzlichen Dank doch noch mit den allerbeſten Wünſchen für Ihre Zukunft verbinden und mir in meiner Landbibliothek dereinſt neben einer Reihe von Studien einen kräftigen Wälzer denken, auf welchem der Bayreuther Buchbinder oder der noch aufzufindende Buchbinder der Zukunft Ihren Namen unter die Geſchichte der alten Kirche mit Goldſchrift druckt. Ihrem Rate folgend leſe ich in meinen wenigen Mußeſtunden in Ihrem dritten Aufſatz über die Sklaverei, freue mich auf jeder Seite über die deutſche, freilich außerhalb Baſel und Bayreuth kaum noch zu findende Wahrhaftigkeit und freidige Feindſchaft gegen die Tafelhänſe und Halbmenſchen unter den Theologen und lerne etwas Wichtiges. Haben Sie alſo ſchönſten Dank und denken Sie an den Anfang des Chorals: „Fahre fort“,

Overbecks „Studien zur alten Kirche“

was Ernſt Schmeitzner buchhändleriſch mit den Worten: „Wird fortgeſetzt“ ausdrückt. — Den Brief von Frau Wagner habe ich mit ungeheuerem Erſtaunen geleſen; nicht daß ich mich über den Eindruck wunderte, den dieſe Nr. 3 gemacht hat, ſondern daß dieſe in Frankreich erzogene Frau ihre Empfindungen ſo wunderbar ausſprechen kann, wie es hier geſchieht. Für Nietzſche freut mich dieſer Beifall des einzig kompetenten Publikums außerordentlich. Das wiegt tauſend Auflagen auf, mag das ‚blaue Wunder‘ auch anders denken. Ich werde den Brief noch ein paar Tage behalten, um mich daran zu erbauen, und ihn dann rekommandiert zurückzuſchicken. Einſtweilen danken Sie in meinem Namen dem lieben Freunde ſchönſtens.“ —

Kurz darauf ſchreibt er damals (undatiert): „Lieber Allerchriſtlichſter, Sie haben mir durch Ihre wohlgetroffene Photographie eine große Freude gemacht, und ich danke Ihnen allerſchönſtens dafür. Nun habe ich die beiden ‚Käuze‘ in litteris und in effigie, und ſinne darüber nach, wie ich mir einen ſchön gebundenen Zwilling am beſten mit den Bildniſſen der Verfaſſer ausſchmücke. Nach dem Ausdruck Ihres Geſichtes, den Sie doch wohl zum kleinen Hartmann gleich mitgebracht haben, denke ich mir, daß der Abend vor der Operation Ihnen weniger Petroleum gekoſtet hat, als ſonſt, wann Ihre nächtliche Lampe zwar noch nicht den ganzen Erdball, aber doch den Garten der Baumannshöhle und die chriſtliche Kirche beleuchtete. Ich denke mir, ein heiteres Zuſammenſein an einem der Orte, wo man Löwenbräu, Leberli, Nierli oder gute Suppen ißt, hat Ihnen die gute Stimmung verſchafft. Kurz, ich freue mich über das Bild in allen Beziehungen vom Kopf bis zum Rocke der Zukunft. Das letzte, was ich aus Baſel erfahren habe, hat mir Nietzſches beruhigender Brief mitgeteilt. Ich habe ihm nicht darauf geantwortet und bitte Sie, ihm zu ſagen, daß ich von Stund an keinen noch ſo leiſen Zweifel mehr hatte. Dasſelbe gilt auch von den Wahnfriedlichen, und die Heirats-Überlegungskommiſſion hat einſtweilen auf ihre Akten das Decretum ‚reponantur‘ geſchrieben. — Von mir läßt ſich nicht viel ſagen. Ich bleibe bei meiner neuen Stange und kümmere mich wenig um die Außenwelt, wobei ich mich bis auf die große Einſamkeit recht wohl befinde. Meine Mußeſtunden ſind sine dignitate oft dem Morpheus, gewöhnlich aber cum dignitate den Muſen gewidmet. Ich halte am wohltemperierten

Die beiden „Käuze“

Klavier und Wagnerianis fest, von denen der kaum zu erspielende Siegfried mich jedesmal in die Welt versetzt, in der ich ewig leben möchte. Meine Lektüre ist weniger geregelt. Ich muß mich so viel als möglich mit der Kunde der Natur befassen und suche mir aus Schmidts Darstellung der Deszendenzlehre, Schödlers Buch der Natur, und einiger Spezialschriften über die neueste landwirtschaftliche Pflanzenkultur zusammen was mir fehlt; und dessen ist nur zu viel. Meine Übersetzungen sind deshalb für jetzt eingestellt. Was tut's! Wenn ich später auf der eigenen Hitsche sitze, vielleicht unbeweibt, findet sich das alles wieder als Bedürfnis ein. Einstweilen muß ich, wie Lichtenberg empfiehlt, das Gegenwärtige wegarbeiten. Soviel heute. Genießen Sie recht Ihre Ferien und erhalten Sie sich noch recht lange das oben gerühmte Photographie-Gesicht. Es grüßt herzlichst das ganze ‚Dreigetüm' der Baumannshöhle Ihr C. v. Gersdorff." — Am 8. Mai 1875 schrieb Nietzsche an Gersdorff angesichts der bevorstehenden Urlaubsreise Overbecks zu einer Kur nach Karlsbad (Briefe I, S. 317): Übermorgen reist Overbeck ab; er grüßt Dich von Herzen und wird gerne tun, was Du wünschest, auch Dir für eine Karte an Frau von G. sehr dankbar sein." Darauf bezieht sich folgender Brief Gersdorffs an Overbeck (undatiert): „Sie wollen nicht nur Sprudel und Erschenstein, sondern auch meine liebe alte Tante Frau von G. aufsuchen, wie ich von Nietzsche erfahre; meine Tante ist fromm, aber Sie werden finden, daß sie eine der friedfertigsten mildesten Naturen ist, die man sich denken kann, voll von Liebe und Teilnahme für alle Menschen .... Von Hohenheim kann ich des Interessanten nicht viel berichten. Entzückende Blütenfülle der Obstbäume, himmlische Luft, wie im Rheingold nach Rückkehr der Freya, sonst alles im Gang des Stundenplans, belehrend und nützlich. Hauptereignis war zuletzt die Ankunft der „Götterdämmerung", mit der ich nun leider, wie Papageno mit der Zauberflöte, nicht viel anzufangen weiß, da ich das Ding nicht spielen kann. Nur Brocken fallen mir ab .... Seien Sie ein recht strenger Karlsbader Badegast, und heilen Sie den zerfetzten, verkrumpelten, vulkanischen Magen und das arme Leberli Ihnen zum Nutzen, uns zur Freude, den Feinden zum Trutz und ewigen Neide." ....

Einen eigenartigen, ungewöhnlichen Zuwachs erhielt der Freundeskreis durch die Bekanntschaft Nietzsches mit dem Musiker-Philologen Dr. Carl Fuchs, hervorgegangen aus einer zufälligen Be-

gegnung im Hauſe des Verlegers E. W. Fritzſch und das Jahr darauf in Naumburg erneuert, nachdem Dr. Fuchs auf der Leipziger Tonkünſtlerverſammlung des Allgemeinen deutſchen Muſikvereins einen Vortrag über die nicht lange zuvor erſchienene „Geburt der Tragödie" gehalten hatte. (Briefe I, XXII.) Obwohl es zu einem Zuſammenleben niemals kam — denn von einer geplanten Anſiedelung in beruflicher Abſicht hatten ihm ſowohl Overbeck als Nietzſche dringend abraten müſſen oder jedenfalls dringend verſichert, nicht zuraten zu können (Briefe I, S. 263 bis 265) — vermochte Fuchs die räumliche Trennung und den Mangel eines gemeinſamen Vorlebens durch eine merkwürdige Fruchtbarkeit im Briefſchreiben wett zu machen. Er ſchrieb oft, und jedesmal war es eine eigentliche kleine Broſchüre. Der Austauſch war ſeinerſeits ſo reichlich, daß er allein auf ſchriftlichem Wege in die Intereſſenwelt der Freunde organiſch hineinwuchs und ſich die nämliche Teilnahme an ſeinem Lebensſchickſal ſicherte, als wenn er durch freundſchaftliches Miterleben von früher her mit einem von ihnen verbunden geweſen wäre. Der Umfang ſeiner Epiſteln war bald ſprichwörtlich geworden. Als Nietzſche einen Fuchſiſchen Brief, der ſchon mit vier großen Marken verſehen war, erſt noch mit vollen zwei Franken Strafporto auslöſen mußte, ſtellte er Overbeck die Rechenfrage: „Wie dick und ſchwer war er?" — — Man gewinnt den Eindruck, als ſei Fuchs nach Anbahnung der Beziehungen zu Nietzſche froh geweſen, alsbald in Overbeck eine Art Mittelsperſon zu finden, um ſeinen Verkehr mit Nietzſche, an dem ihm natürlich in erſter Linie gelegen blieb, doch manchmal in ſeiner Unmittelbarkeit zu brechen und durch dieſen Nebenkanal überzuleiten. Overbeck hatte, durch Nietzſche veranlaßt, Fuchs die „Chriſtlichkeit" geſchickt, worauf Fuchs auch mit ihm in Briefwechſel trat (29. Auguſt bis 4. September 1873): „Geſtern, als am Geburtstage des großen Goethe, empfing ich Ihr Buch über die Chriſtlichkeit der heutigen Theologie und bin heute ſoeben mit einer erſten Leſung desſelben zu Ende. Indem ich Ihnen für die mich gütig auszeichnende Sendung ehrerbietigſt danke, erbitte ich mir von Ihnen die Erlaubnis, zunächſt einmal ganz ſubjektiv, wie ich von dem Buche aufgeſtanden, Ihnen darauf zu erwidern. Ich bin nämlich zweimal, d. h. zwei voneinander durch ein Triennium getrennte Jahre hindurch Theologe geweſen, obſchon ich von Natur und Beruf Muſiker bin, das zweite Mal, wie ich es meines Erinnerns in der Vita ausdrückte, zwar Studio veri nec non

Karl Fuchs als Briefſchreiber

Fuchs zu Overbecks Chriſtlichkeit

patriis lacrymis commotus — das Motiv des Brotstudiums hat indessen nicht ernstlich auf mich gewirkt, und so kann ich wohl noch von der Zeit reden, an welche Ihr edles Buch mich so lebhaft erinnert hat. . Mit der Klarheit, die Ihr Buch auf den letzten Seiten über die Vereinbarkeit beider Standpunkte [des esoterischen und exoterischen] verbreitet, wäre ich bei der Theologie vielleicht geblieben oder wenigstens denke ich heute, ich hätte mit derselben dabei bleiben können. Noch in letzter Zeit habe ich mich immer am meisten darüber gewundert, wie doch Theologen sich gar nicht in die Gemütslagen derer zu versetzen vermöchten, deren Gefühlsreichtum statt des Gedankens die Form der genialen Erzählung annahm, die offenbar schon an ihrem Ursprunge von dem Gefühl begleitet gewesen ist, daß die darin berichteten Dinge nicht so mit Haut und Haaren passiert sind .... Später ist mir dann das Problem von dem Wesen der geistlichen Musik, von der Gewalt eines Joh. Seb. Bach insbesondere interessant geworden: woher denn diese Macht, schien man sich fragen zu müssen, wenn doch die ‚realen' Grundlagen, auf denen die Religion beruht, von der freien Vernunft zerstört werden? Aber an dieser Gewalt zeigt es sich dann recht handgreiflich, daß die Religion — nicht im mindesten von den historischen aut — aut abhängt; ich war längst aus allem theoretischen Christentum heraus, aber ich fror vom Schauer der Ergriffenheit, wenn rein und ‚Bachisch-dionysisch' gesungen ward: O Haupt voll Blut und Wunden; längst war der Nazarener mir nicht mehr der gekreuzigte Erlöser, aber ich weinte in der Passion, wenn die Henker ihn schlugen und eine Unendlichkeit des Jammers brach herein, wenn der Verräter, Petrus, hinausging „und weinte bitterlich", wie der unsterbliche ‚Kantor' ihn weinen läßt .... Wie oft, da nun doch einmal meine Philosophen, Kant und Schopenhauer, meine Welt von ehedem aus den Angeln gehoben, den Wissensdurst allerdings gelöscht hatten, wie oft habe ich mich nach der Möglichkeit einer anderswie zu übenden Disziplin des Gemütes und des Lebens umgesehen, die man sich aus rein philosophischen Mitteln nun aber nicht gleich so aus freier Hand zu bilden vermochte oder wagte, und jetzt erschrickt man, wenn einem zufällig einmal ein ‚Gott sei Dank' auf die Lippen kommt, weil die Kinder gesund sind oder sonst wofür, weil man an den alten Deus nicht mehr glaubt und vielmehr seine Seligkeit an die Verteidigung des Satzes wagen würde, daß es ‚keine rohere Vor-

Ehemaliger Theologe, nun musikalischer Philosoph

ſtellung' vom Weſen der Welt gebe, als ihre Entſtehung einem ſie höchſt eigenhändig hervorbringendem Schöpfer zuzuſchreiben — „keine größere Blasphemie", wie man das ja denn auch wirklich ſo empfindet .... Es bedarf wohl nicht erſt der Verſicherung, daß die Gedanken, welche die Träger der Geſinnung Ihres Buches ſind, meine beſonders volle, innerlichſt empfundene Sympathie haben; die Worte, daß das Tun jeder Theologie, ſofern ſie Glauben und Wiſſen miteinander in Berührung bringt, ein irreligiöſes ſei, brechen mit einem Schlage den Bann, den dieſe ſo vielfach verlogene Wiſſenſchaft den Geiſtern ſonſt auferlegt, wenn man eben in Betracht zieht, daß es ein ‚Profeſſor der Theologie' iſt, der ſie ausſpricht; ſie würden allein hinreichen, dem Buche das außerordentlichſte Verdienſt zu ſichern. In dieſelbe Kategorie gehört für mich, was Sie von den bitteren Früchten jeder Staatsordnung ſagen, die an ihr Ziel gelangt iſt. Wäre der Zuſtand eine Kultur, in dem wir leben — welch olympiſche Feier hätte das Siegesfeſt vom 2. September werden müſſen! Und was wurde es? Ein nach ängſtlichem Programm in den engſten Grenzen des politiſch Conventionellen abgewickeltes Zeremoniell. Wenn aber erſt die Kultur angebrochen iſt, die ‚wert iſt, gegen das Chriſtentum recht zu behalten', wenn dieſer Gedanke, für mich der herrlichſte und wertvollſte Ihres ganzen Buches, ins Leben tritt, wie ihn Richard Wagner in großartigſter Antezipation in Muſik geſetzt hat, dann, Herr Profeſſor, wollen *wir* ſingen, würde ich ſagen, wenn mir nicht einfiele, was mein ſeliger Vater von einer erſehnten Zukunft zu ſagen pflegte: ‚Dann werden die Jungens wohl mit meinen Knochen nach den Birnbäumen werfen.' Freuen wir uns denn bei lebendigem Leibe deſto mehr unſeres Wagner, für den wir, wie gern! unſer Kaiſerreich aufbieten wollten! Es lebe die Welt, in welcher er eine organiſche Stelle hat, denn da wird auch gegen das Chriſtentum Recht behalten! Und wenn Sie das auch nicht haben ſagen wollen, ſo gönnen Sie einem Muſiker, der's auch ‚nötig hat', doch die Freude, daß ein Alter in das Lied einſtimmen gehört wird, welches unſer dionyſiſcher Lockvogel, der Friedrich Nietzſche, ſo reſolut geſungen hat."

Man ſieht, wie ſehr noch ohne Vorbehalte und wie freimütig und unabhängig Nietzſches Freunde, ohne ſich jemals innerlich ſklaviſch an Wagner verkauft zu haben, aus einer ehrlich empfundenen Übereinſtimmung der Ziele heraus mit Wagner ein zu-

künftiges Bündnis zu schließen gedachten — freilich mit dem Wagner, der Recht behalten sollte gegen das Christentum. Die eigenen Zielsetzungen waren vorhanden; man begrüßte in Wagner, den unvermutet dank einer großen Gunst des Schicksals von außen hereingetretenen Erreicher und Erfüller dieser frei von ihm ins Auge gefaßten Ziele. Die Briefe von Fuchs, oft mit Notenbeispielen versehene wahre Abhandlungen, wurden zwischen Nietzsche und Overbeck auch in Zeiten ihrer Trennung ausgetauscht. Mehrere von Overbecks Fuchs-Briefen tragen handschriftliche Bemerkungen aus Nietzsches Feder; „Fuimus, fuimus Troes" heißt es auf den Blättern, in denen Fuchs den Plan seiner Übersiedelung nach Basel darlegt. Aus dem Hotel Piz d'Aela in Bergün, wo im Sommer 1874 Nietzsche mit Romundt hauste, schrieb er auf den zur Einsicht erhaltenen sechzehnseitigen Brief des Dr. Fuchs an Overbeck eigenhändig: „Herzlichsten Gruß von den zwei Bergkühnen, als welche in ihrer Art [wir] die einzigen in diesem Hotel sind. Gespräche über Universitätsphilosophie und Reinlichkeit des Körpers geführt. Heute, Montag, soll die Arbeit losgehen. Deine Getreuen." Später, als die Anhängerschaft an Wagner bei Nietzsche den Charakter des Überschäumens mehr und mehr an einen Zustand gärender Zersetzung auswechselte, wurde auch die junge Bekanntschaft mit Fuchs, da sie sich doch vorwiegend auf dem heißen Boden musikalischer Prinzipienfragen zu bewegen hatte, durch Nietzsches gerade und schroffe Art derb in Mitleidenschaft gezogen; Overbeck wurde zum Schiedsrichter aufgerufen — darüber darf aber nicht vergessen werden, daß der Einklang zu Recht bestand, und Fuchs unter die kleine Schar derer zu rechnen ist, die für Nietzsche eintraten und zum Verständnis seiner philosophischen Intentionen reif waren.

Rée — Berufsphilosoph

Indessen, gerade was das streng philosophische Verständnis anbetrifft — Nietzsches Freunde waren Schopenhauer-Enthusiasten; sattelfeste Fachphilosophen waren sie, Romundt ausgenommen, nicht. Nietzsche selbst macht darin keine Ausnahme. Die Philosophie war ihm damals noch Liebhaberei. Er arbeitete, sofern er fachwissenschaftlich arbeitete, sein altphilologisches Pensum auf, und wenn er das auch mit reichlichen Seitenblicken ins Universale und Metaphysische tat — noch befand er sich unter den Dilettanten. Man kann also nur rein schon in abstrakter Folgerung von der Ausfüllung einer hindernd empfundenen Lücke

reden, sobald der Freundeskreis sich noch ergänzte durch einen Mann, der von Hause aus zum unabhängigen Denker berufen war. Diese, abgesehen von jeder persönlichen Färbung von vornherein grundsätzliche Wichtigkeit ist der letzten freundschaftlichen Bekanntschaft zuzusprechen, die Nietzsche in der ersten Hälfte seiner Basler Zeit noch schloß, seiner Bekanntschaft mit Dr. Paul Rée. Nietzsches Schwester schildert die Anknüpfung mit Rée folgendermaßen (Biographie II, S. 271 f.): „Er kam im Sommer 1874 nach Basel, einen Freund zu besuchen, mit dem auch Fritz befreundet war; bei dieser Gelegenheit lernte ihn mein Bruder kennen, ohne ihm näher zu treten. Übrigens war Dr. Rée vier Jahre jünger als Fritz, blickte mit außerordentlicher Verehrung zu ihm empor und stand zu ihm in dem gleichen Verhältnis, wie eine ganze Anzahl jüngerer Leute, die meinen Bruder in der Nähe oder aus der Ferne bewunderten. Fritz interessierte sich für ihn, wie er sich für alle Bekannte und Freunde seiner Freunde interessierte. Dies Interesse wurde lebhafter und persönlicher, als er durch Zufall ein Büchlein in die Hand bekam, dessen anonymer Verfasser Dr. Rée war; es hieß: ‚Psychologische Beobachtungen aus dem Nachlaß von ***.‘ Die Freude meines Bruders an diesem kleinen Werk ist nur zu erklären, wenn man bedenkt, daß er lange Zeit seine neue Denkungsart in sich verschließen mußte, da er in keiner Freundesbrust einen freudigen und verständnisvollen Widerhall fand.“ Mit Rée konnte Nietzsche „eine Sprache sprechen, die seine Freunde nicht verstanden. Das machte ihn glücklich und blind für den Wert dieses kleinen Buches. Dr. Rée war auch ganz erfüllt von Dankbarkeit über meines Bruders allzugütige Beurteilung seines Erstlingswerkes.“ — Was aus der Overbeckschen Tradition zu diesem Punkte beizubringen ist, verstärkt den Sachverhalt, wie ihn die Biographie beschreibt. In der Tat war den Freunden das Prinzipielle an der Begegnung Nietzsches mit Rée entgangen; erst hinterher haben sie eingesehen, daß hier eine Ergänzung vor sich gegangen war. Welches Gewicht Overbeck jener Vorstellung Rées in der Baumannshöhle beimaß, bekennt folgende Aufzeichnung von seiner Hand: „Von keinem andern Moment in den Jahren, die ich durch täglichen Verkehr mit Nietzsche verbunden zubrachte, bedaure ich das Versäumnis, das ich begangen, indem ich eine gleichzeitige Aufzeichnung über diesen Verkehr unterließ, mehr als von den Anfängen seiner Bekanntschaft mit Paul Rée im Sommer 1874.“ Hier wird bei der Dar-

ſtellung von Nietzſches Entwicklung zum ſelbſtändigen Denker anzuknüpfen ſein.

Die innern Wechſelbeziehungen zwiſchen Overbeck und Nietzſche

Wir können jedoch von jenen erſten Basler Jahren nicht ſcheiden, ohne die Früchte des Kontuberniums noch eingehender zu prüfen. Die übliche Behauptung, Overbeck habe unter dem Einfluß Nietzſches ſeine „Chriſtlichkeit" überhaupt erſt konzipiert, fällt ohne weiteres dahin; außerdem hat Overbeck damals im Vorwort die Schrift de Lagardes „Über das Verhältnis des deutſchen Staats zu Theologie, Kirche und Religion", in zweiter Linie das Bekenntnis von D. F. Strauß als den unmittelbaren Anlaß bezeichnet, in einer eigenen Schrift Gedanken zuſammen zu faſſen, die in ihm natürlich älter ſeien als dieſe jungen Gelegenheiten, ſie zu äußern. Ja, in ſpäterer und ſpäter Zeit hat er gelegentlich angedeutet, in ſein damaliges Freundſchaftsverhältnis mit Nietzſche hätten wohl auch „widernatürlich" Meiſter- und Schülerbeziehungen mit hineingeſpielt, was doch ſo viel heißen will, Nietzſche habe von ihm poſitive Anregung und Belehrung empfangen. Andererſeits wird auch ſonſt immer deutlicher, wie ſehr ſich Nietzſche überhaupt nach ſtofflicher Bereicherung unermüdlich umſah und unbedenklich zugriff, wo er das Gute fand. In einer Anzeige von Jakob Burckhardts „Weltgeſchichtlichen Betrachtungen" fand ſich als Seitenhieb die Bemerkung mit eingeſtreut, nebenbei bemerkt, könne man aus dem genannten Bande auch erſehen, wo Bartel-Nietzſche den Moſt geholt habe. Eine derart abſprechende Betonung einer gedanklichen Abhängigkeit Nietzſches iſt, wie wir ſahen, in dieſem Fall doppelt unangebracht; weder Nietzſche noch die Biographie ſeiner Schweſter haben ein ſolches Schülerverhältnis zu Burckhardt irgendwie in Abrede geſtellt. Schwerer hält es den Einfluß Overbecks ſtofflich aufzuzeigen. Die Berührungen ſind ſelbſtverſtändlich und, wo ſie deutlich ins Auge ſpringen, gleich ſo innig ineinander überfließend, daß ſich die Umriſſe des Dein und Mein verwiſchen. Deſto ſtärker müſſen wir die allgemeine Tatſache des unabläſſigen Austauſches unterſtreichen und uns im übrigen damit begnügen, einige ſinnenfällige Berührungspunkte herauszugreifen.

Auch da mag der blinde Zufall das eine oder andere herbeigeführt haben. Im Jahre 1871 ſtattete Overbeck im Hotel zu den drei Königen der Prinzeſſin Trubetzkoi, zu der ſeine Familie von

Petersburg her Beziehungen unterhielt, und die sich eben auf der Durchreise befand, seinen Besuch ab. Sie empfahl ihm ein religiöses englisches Buch: „Ecce homo" — a survey of the life and work of Jesus Christ, London 1886. Ob wohl Nietzsche damals das Buch auf Overbecks Schreibtisch liegen sah? Ob sich dessen Titel seinem Gedächtnis einprägte? — Die Reihe der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" gerade mit der Polemik gegen Strauß zu eröffnen, geht doch wohl sicher auf die Fragestellung zurück, die Overbeck in seiner ganz ausgesprochenen theologischen Abseitsstellung an dieses Modebuch heranbrachte. Aus der Zusammengehörigkeit dieser Schrift mit Overbecks gleichzeitig entstandener „Streit- und Friedensschrift" hat Nietzsche keinen Hehl gemacht. Overbeck hatte, während Nietzsche in den Osterferien 1873 Bayreuth besuchte, zur Feder gegriffen und den heimgekehrten Freund durch die Mitteilung überrascht, daß er ungefähr fertig sei, Mitte Mai konnte er ihm die seine Niederschrift abschließende Vorrede vorlesen. Nietzsche bestand darauf, beide Hefte seinem Verleger anzuvertrauen. Sie erschienen denn auch gleichzeitig bei Fritzsch in Leipzig. Der eine wie der andere ließ die Zwillinge in einen Band binden und Nietzsche versah beide mit denselben Widmungsversen:

Ecce homo und anderes

Der Zwilling: Strauß-Christlichkeit

„Ein Zwillingspaar aus einem Haus
ging mutig in die Welt hinaus,
Welt-Drachen zu zerreißen.
Zwei-Väterwerk! Ein Wunder war's!
Die Mutter doch des Zwillingspaars
Freundschaft ist sie geheißen!"

Nietzsche schrieb Overbeck überdies noch die Unterschrift dazu: „Der eine Vater dem andern." Dieses beides steht auf der Rückseite des krönenden Deckumschlages zu „Strauß", auf der Vorderseite hat Nietzsche überdies mit eigener Hand geschrieben: Wahlspruch, „Das Leben ist kurz; man muß sich untereinander einen Spaß zu machen suchen." (Goethe.) Wirft man einen Blick auf die ersten Seiten von „David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller", so meldet sich unwillkürlich die Erinnerung an mehr als eine Briefstelle an Treitschke. Overbecks immer wieder zutage tretende Überzeugung scheint hier durch Nietzsche auf einen abschließenden, klassischen Ausdruck gebracht, und inhaltlich ist doch gewiß die vernichtende Kritik der religiösen Prätensionen am „alten und neuen Glauben" auf Overbecks Belehrung zurückzuführen. Auch an der

berühmter gewordenen Kritik des deutschen Philisters als Bannerträger des neuen Reiches mag er Anteil haben; das eigentlich Bleibende freilich, das geflügelte Wort vom Bildungsphilister wurde das erste Kabinettmeisterstückchen der messerscharfen Sprachschneidekunst Nietzsches. In dem Haymschen Buch über die „Romantische Schule" soll das Wort Bildungsphilister vorkommen. Nietzsche hätte es also nicht zuerst oder allein gebildet. Daß er aber von sich aus darauf verfallen ist, darf bei dem von ihm bestimmt erhobenen Anspruch auf die Vaterschaft nicht bezweifelt werden. Hayms „Schopenhauer", der 1864 erschien, hat Nietzsche gekannt (Briefe I. S. 49); das Romantikbuch trägt die Jahreszahl 1870.

Von besonderem Gewicht wäre ein genauer Aufschluß darüber, was Overbeck in seiner Eigenschaft als kritischer Theologe Nietzsche habe sein können. Eine derartige „widernatürliche Meister- und Schülerbeziehung" hat nach Overbecks eigener Aussage tatsächlich bestanden; sie ist aber für uns später in ihrer Fortdauer und in ihren Nachwirkungen durchsichtiger, als in ihrer Entstehungszeit. Jedenfalls ist sie von Anfang an schon von sehr differenzierter und fortgeschrittener Art gewesen; denn die groben Anfangsgründe in der Kritik am Christentum brauchte Nietzsche damals wahrlich nicht mehr nachzuholen, er, der in einem seiner Pförtner Schüleraufsätze bereits April 1862 über das Christentum ein Wörtchen zu reden wußte, das selbst in seinem „Antichrist" nicht übel am Platze wäre (Biographie I, 321): „Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zur irdischen Welt gebracht." Man wird sagen dürfen: für die eigene Person kam das Christentum bei Nietzsche überhaupt nicht in Betracht; an seiner Umgebung hätte er es sehr wahrscheinlich gelten lassen, besonders wenn es ihm, wie es bei seinen Angehörigen oder den befreundeten Basler Familien der Fall war, an Leuten, die er aufrichtig schätzte, als ihr Höchstes entgegentrat. Nun aber verkehrte er täglich mit einem Kollegen, der das Christentum als historische Größe zum Gegenstand einer imponierenden Gelehrsamkeit machte, und so wird denn Overbeck rein im allgemeinen als die Ursache zu bezeichnen sein, daß Nietzsche sich fortan zum Christentum nicht gleichgültig verhielt.

Nietzsches Gleichgültigkeit gegen das Christentum

Von einer deutlichen Anlehnung an eine Partie der Overbeckschen „Christlichkeit" könnte bei Nietzsche höchstens an jener Stelle

der „zweiten Unzeitgemäßen" die Rede sein, wo er von dem allgemein beliebten Populariſieren der Wiſſenſchaft handelt und damit ein Hauptthema der Overbeckſchen Schrift aufgreift. Aber gerade dieſes Beiſpiel beweiſt, wie ganz von ſelbſt ſogar ein ſolcher Anklang alsbald Nietzſches Eigentum wird durch die geiſtreiche eigene Ausdeutung, die er den in ihm angeregten Gedanken ſofort verleiht. Weit mehr als durch die Lieferung des einen oder andern Motivs dürfte ſich Overbecks Anteil an Nietzſches wunderbarem Eſſay „Vom Nutzen und Nachteil der Hiſtorie für das Leben" in der Art bekunden, wie er für die eine Art von Hiſtoriker, die Nietzſche von zwei andern unterſcheidet, gewiſſermaßen Modell geſtanden hat. Scheint Nietzſche auf den Begriff einer „antiquariſchen" Hiſtorie etwa durch die Anſchauung geführt worden zu ſein, die ihm gelegentliche Beſuche in der Basler hiſtoriſch-antiquariſchen Geſellſchaft von den Selbſt-Erinnerungsverſuchen des Haus-, Geſchlechts- und Stadtgeiſtes nahelegten, ſo entſprang gewiß dem Umgang mit Overbeck die ſcharf umriſſene Silhouette vom Begriff der „kritiſchen" Hiſtorie: „Ein hiſtoriſches Phänomen, rein und vollſtändig erkannt und in ein Erkenntnisphänomen aufgelöſt, iſt für den, der es erkannt hat, tot: denn er hat in ihm den Wahn, die Ungerechtigkeit, die blinde Leidenſchaft und überhaupt den ganzen irdiſch umdunkelten Horizont jenes Phänomens und zugleich eben darin ſeine geſchichtliche Macht erkannt. Dieſe Macht iſt jetzt für ihn, den Wiſſenden, machtlos geworden: vielleicht noch nicht für ihn, den Lebenden." Ebenſo ſicher iſt dann aber, daß Nietzſche die dritte, am höchſten ſtehende Art der Hiſtorie, die „monumentaliſche", aus ſeinen eigenen Seelentrieben unmittelbar abgeleitet hat; muten uns doch die herrlichen Dinge, die er darüber zu ſagen weiß, wie ein friſch erlauſchtes Geheimnis an. Als Zögling Burckhardts ließ er hierin ſogar dieſen ſeinen Meiſter tief unter ſich zurück[27].

Overbeck als Modell für die „kritiſche" Art der Hiſtorie

Doch zielen dieſe Erwägungen, in wie enger geiſtiger Fühlung er ſich mit Overbeck damals jedenfalls befunden habe, gar nicht ſo ſehr auf beſtimmte Ergebniſſe in dieſer Hinſicht ab, als es ſich darum handelt, Overbeck des weiteren in ſeiner Befähigung zum Gewährsmanne auszuweiſen. Aus Overbecks Feder ſtammen nämlich eine Reihe überraſchender Parallelen, durch die er Nietzſche in eine unwürdige Abhängigkeit von andern Schriftſtellern verſetzt haben ſoll. Tatſächlich handelt es ſich aber nur um die nur ihm mögliche Anwendung jener langjährigen Beobachtungen in

Overbecks pſychologiſches Taktgefühl

Nietzſches Werkſtätte auf die fertige Gedankengeſtalt in ſeinen Werken. Nur grobe Mißdeutung kann hier Overbeck den Vorwurf des Plagiats in die Schuhe ſchieben; indem er Vergleichspunkte feſtſtellte, übte er, ſelbſt wenn dabei die eine oder andere Abhängigkeit im Spiele wäre, ein gerechtes Richteramt aus; denn jede auch nur einigermaßen aufhellende Kontaktſetzung dieſer Art bedeutet einen wichtigen Beitrag zu Nietzſches pſychologiſcher Struktur. Angeſichts der geradezu verwirrenden Polyphonie in Nietzſches Begabung muß man für jeden Hinweis auf einen wirklichen Stützpunkt dankbar ſein. Overbeck hatte ausgiebige Gelegenheit gehabt, ſein Gehör zur Unterſcheidung verborgener Reſonanzen zu verfeinern. Er hatte Nietzſche von vornherein jede Empfänglichkeit freigegeben, ohne damit auch ſchon die Originalität in Frage zu ſtellen. Solche Ausſagen aus ſeinem Munde fallen deswegen ſo beträchtlich ins Gewicht, weil ſie als Ergebnis ſeiner langſamen Schulung am Objekte ſelbſt zu gelten haben.

Overbeck über Nietzſches Rezeptivität

Nietzſches Divinationsvermögen bei der Lektüre

Ueberaus charakteriſtiſch für Nietzſches Art, Menſchen und Bücher zu kennen, insbeſondere ungefähr nichts davon zu wiſſen und doch ihren Wert richtig zu empfinden, iſt ein Brief Nietzſches an Fuchs! Daß er Fuchſens „Zukunft des muſikaliſchen Vortrags“ nicht geleſen hat, ſagt er ſelbſt geradezu, aber auf Umwegen gibt es ſein Brief in ſeiner Weiſe noch viel deutlicher zu erkennen und zu verſtehen. Nietzſche hat die „Hefte“ nicht geleſen, nicht nur, weil es ſeine Augen ihm verboten, ſondern auch, weil er vor den nicht geleſenen Heften ſofort auch mit ſeinen eigenen alten rhythmiſchen Studien erfüllt war[28]. Mit der Erinnerung daran iſt er auch ſofort gegen Fuchſens Gedanken verſchloſſen, ſo daß er dieſe, obwohl er ſie begeiſtert begrüßt, geradezu ablehnt. Wie konnte er nun „begeiſtert begrüßen“ und „ablehnen“, jedes für ſich und beides zugleich, was er nicht kannte? Er *konnte* es eben, und beweiſt es mir mit unvergleichlicher Beredſamkeit mit ſeinem Brief. Er gibt zweifellos damit Fuchs „eine Lektion“, aber, wie iſt dieſe Lektion ermunternd! Hat das aber nur der Adreſſat des Briefes verſtanden? Sein Vermögen dazu iſt mir nicht im mindeſten zweifelhaft. Auf jeden Fall frage ich mich aber, was mit der Publikation *ſolcher* Briefe das große Publikum ſoll, die ſelbſt die in ur-

ſprünglicher Beziehung dazu ſtehenden Perſonen kaum verſtehen können, jedenfalls nur ſtets „zwiſchen den Zeilen" leſend, wie Nietzſche ſelbſt las, mit der ihm ſo eigentümlichen „Menſchenkenntnis" las?

Nietzſche hat ſtets ein beſonderes Intereſſe für Pascals Perſönlichkeit gehabt, und gewiß beſtand zwiſchen ihnen eine große Geiſtesverwandtſchaft. So in Hinſicht auf den paſſionierten Charakter des Denkens, den Drang nach Wahrheit, den Skeptizismus, den Widerwillen gegen „Autoritäten" bei Pascal. Den größten Unterſchied zwiſchen Pascal und Nietzſche indeſſen nimmt man jedenfalls beim Punkte ihrer Religioſität wahr. Das Chriſtentum war der Boden, auf dem Pascals Paſſion im Denken hervorgewachſen war. Nietzſche war vielmehr paſſioniert irreligiös. Das Gewächs, das ſo verſchieden auffaß, war aber bei beiden dennoch auffallend ähnlich. Auch Pascal iſt keineswegs ein Chriſt wie andere, auch er iſt es nur in ſeiner Weiſe und trägt mit dem Chriſtentum an Ketten, an denen er ſchüttelt und reißt. Aber bei ihm kommt's, obwohl ſein Freiheitsdrang gewiß nicht geringer, vielleicht noch größer iſt, doch zu keinem Zerreißen der empfundenen Ketten. Sie werden bei ihm doch eben nicht nur als ſolche empfunden. Pascal war mit dem Chriſtentum wirklich zuſammengewachſen, es war ſein Lebenselement, und er beweiſt vielleicht auch wie ſonſt niemand, daß dieſes Chriſtentum doch nicht das reine Todesprinzip geweſen iſt, das Nietzſche daraus gemacht hat.

Nietzſche und Pascal

Pascals ſtarke Abneigung gegen allen Schwulſt und Prunk im Stil hat Nietzſche geteilt, doch iſt das ein Punkt, bei dem zugleich auch beſonders deutlich die tiefen Verſchiedenheiten, die bei aller Verwandtſchaft zwiſchen Nietzſche und Pascal beſtanden, hervortreten. Beſagte Abneigung war bei Pascal ungleich tiefer, und jedenfalls verbirgt ſie Nietzſches eigener, durch Prunk, Faltenreichtum und kunſtvolle Appretierung geradezu beſonders charakteriſtiſcher Stil weit vollſtändiger als Pascals gedrungener, ja geradezu ramaſſierter und jedenfalls in dem genannten Stücke wirklich enthaltſamer Stil. Hier gehen ſie wirklich weit auseinander, und wie von Pascal, entfernt ſich Nietzſche hier auch von Schopenhauer. Nietzſche iſt weit mehr als dieſe beiden im üblen Sinne Rhetor, und wird in dieſer Hinſicht zu ſeinem Vorteil weit eher etwa mit Lagarde verglichen.

Lagarde

Mir iſt ſchon Nietzſche zu „rhetoriſch", wie echt und auf realer Empfindung ruhend iſt aber ſeine Rhetorik im Vergleich zu der

Lagardes! In der Selbstbespiegelung leisten beide großes, doch wie viel stärker ist dabei das Element der Eitelkeit in Lagardes Selbstbespiegelung! Solcher Geschmacklosigkeit war Nietzsche unfähig, wie Lagarde bei der Verlegung seiner Verherrlichung ins jüngste Gericht in dem gleichnamigen Gedicht. Nietzsche maß sich doch am Lebendigen und Wirklichen, nur Lagarde gerät beim Geschäft buchstäblich in Ekstase und mißt sich selbst mit dem Jenseitigen. So „ernst" wie dieser Schulmeister nahm sich Nietzsche nicht.

Herder und Schiller

Nietzsches Charakteristik Herders („Der Wanderer und sein Schatten", Aph. 118) beleuchtet ihn selbst (und seinen Stil) mit nicht unbedenklicher Grellheit. Mindestens erscheint Herder, dank diesem von Nietzsche selbst gegebenen Winke, vorzüglich geeignet, um über ihn zu orientieren. Denn ist er freilich doch auch wiederum von Herder überaus verschieden, doch vielleicht nur, weil er einem späteren Zeitalter angehört. Doch glaube ich, daß Nietzsche wirklich und außerdem der viel feinere Mensch und Moralist war. Wenn er insbesondere — was nicht einmal an der angeführten Stelle hervortritt — mit Herder die Eigenschaft des moine défroqué teilte, so hat er gerade auch für diesen Typus einen viel feineren und originelleren, ihn steigernden und doch veredelnden Ausdruck gefunden, als Herder es je vermocht hätte. Und doch klingt auch die Zarathustragestalt Nietzsches auffallend an Herders Gedankenwelt an. — Wenn Nietzsche von Schiller sagt, er habe, gleich vielen andern deutschen Künstlern, geglaubt, man dürfe, wenn man Geist habe „über allerlei schwierige Gegenstände auch wohl mit der Feder improvisieren" (ebenda Aph. 123), so trifft das auffallend auf ihn selbst zu. Nur daß man jede Entdeckung derart bei Nietzsche mit der Anerkennung zu begleiten haben wird, daß niemand die Gefahren seiner Travers besser kannte als er. Nietzsche hat denn auch in der Tat „in der Wissenschaft mitzureden" kaum affektiert. Er hat es wenigstens nicht getan, ohne sich nach eigenen Formen dazu umzusehen, welche sein Tun mindestens verhüllten, wenn nicht ganz verdeckten. Selbst sein Stil war dabei mehr ein Spiel, als ein Prunkgewand.

Proudhon

Nietzsche hat in der Energie seines Widerwillens gegen den Idealismus seinesgleichen an Proudhon z. B., für welchen der Idealismus „l'instrument de toutes les séductions, le principe de toutes les mystifications et abominations de la terre" ist. Antipodisch verhält sich aber Nietzsche zu Proudhon durch seinen

Immoralismus. Denn Proudhon ist wohl Antiidealist, aber zugleich nicht minder leidenschaftlicher Moralist, als welcher er den Rousseau z. B. verurteilt als den Mann, „en qui la conscience n'était pas en dominante“. Darin vor allem läßt aber Nietzsche an Rousseau denken. Auf jeden Fall ist aber bei jeder Kritik Nietzsches sein Antiidealismus vor allem in Rechnung zu ziehen. Mit einem blassen, noch dazu retrospektiv seufzenden Bekenntnis des Idealismus des vorigen Jahrhunderts ist hier nichts auszurichten. Den Idealismus ausgenommen, ist was Proudhon an Rousseau abstieß, gerade was Nietzsche mit ihm gemein hat, die Eigenschaft des „Artisten“, des Philosophen, des Mannes „en qui la conscience n'est pas en dominante“. Nietzsche wollte kaum weniger sein als moralischer „Brüllochse“, so sehr die conscience bei ihm, wenn man ihn mit dem Durchschnitt der Menschen vergleicht „en dominante“ sein mochte, aber sich zu dieser „Domination“ bekennen doch nicht, und das hätte für Proudhon zu entrüsteter Abwendung von ihm genügen mögen. Doch so groß der Unterschied der Denkweise beider sein mag, die Züge der größten Verwandtschaft sind ebenso unverkennbar, und die Vergleichung würde überhaupt lohnen. Und zwar aus allgemeinem psychologischem oder auch literar-historischem Interesse, nicht in dem der Kritiker, die darauf aus sind, Nietzsches Schriften ungefähr auf Reminiszenzen seiner Lektüre zurückzuführen. So ausgebreitet diese bei ihm war, doch für seine Kritik eine vorzüglich unsinnige Methode! Spuren seiner Bekanntschaft mit Proudhon fehlen mir überdies jedenfalls vollständig, sowohl in meinen Erinnerungen aus den täglichen Gesprächen der früheren Jahre unseres Verkehrs, als auch aus meiner sonstigen Kenntnis der Menschen und Dinge, die ihn beschäftigt haben. Selbst Nietzsches Aristokratismus und Antisozialismus ist ein zweifelhaftes Unterscheidungsmerkmal. Denn mit Proudhons Demokratismus und Sozialismus hatte es auf jeden Fall auch seine eigentümliche Bewandtnis. Jedenfalls waren beide leidenschaftliche Individualisten, wie denn auch ihre Religionskritik starke Ähnlichkeiten zeigt.

Stirner

Frau El. Förster behauptet unbedenklich Unbekanntschaft Nietzsches mit Stirner. Die ganze Frage ist aber erledigt, nachdem ich aus einem alten Ausleihebuch der Basler Bibliothek im Februar 1899 ermittelt habe, daß Baumgartner am 14. Juli des Jahres 1874 das Stirnersche Werk von dort entliehen hat, d. h. noch im selben Semester, in welchem er nach seinem Abgang vom

Basler Pädagogium als ein Lieblingsschüler Nietzsches sein Studium hier begonnen. Er hatte das ganze Semester zu Nietzsches intimstem Umgang gehört, und hat, wie ich nun von ihm selbst mir habe bestätigen lassen, das Stirnersche Werk damals lediglich auf Nietzsches wärmste Empfehlung kennen lernen. Wenn aber Nietzsche darnach Stirner auf jeden Fall gekannt hat, so bleibt daneben die auffallende Tatsache, daß soviel ich sehe, die Baumgartnersche Einsichtnahme von Stirner im Sommer 1874 die einzige direkte Spur einer Bekanntschaft Nietzsches mit Stirner ist. Nicht nur, daß Nietzsches Werke, soviel bis jetzt konstatiert ist, keine weitere Spur davon enthalten, sondern außer Baumgartner teilen sämtliche mit Nietzsche damals intim verkehrenden Personen Frau Försters gänzliches Nichtwissen von einer Lektüre Stirners durch Nietzsche. Ich selbst, aber auch Köselitz und Romundt[29]. Meine Frau zwar hat Erinnerung an einen Besuch Nietzsches bei uns im Winter 1878/9, bei welchem er von zwei ihn soeben lebhaft beschäftigenden ganz eigentümlichen Käuzen gesprochen habe, Klinger (mit seinen Aphorismen) und Stirner. Doch habe er von letzterem nur mit einer sichtlichen Scheu gesprochen und auch nicht ohne Umstände seinen Namen vorgebracht, übrigens beide Leute auch uns zur Kenntnisnahme empfehlend. An diese Scheu habe ich zwar die lebhafteste Erinnerung, nur daß mir seltsamerweise alles Stirner Betreffende dabei vollkommen entfallen ist, wenigstens der Name.

Mitteilsamkeit und Verschlossenheit bei Nietzsche

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nietzsche sich bei Stirner eigentümlich verhalten hat. Wenn er aber seine große habituelle Mitteilsamkeit bei ihm nicht ungehemmt hat walten lassen, so ist freilich das ganz gewiß nicht geschehen, um irgend einen Einfluß auf ihn zu sekretieren (der im genauen Sinne gar nicht vorhanden ist), sondern weil er von Stirner einen Eindruck empfangen hat, mit dem er im allgemeinen für sich allein fertig zu werden vorziehen mochte. Ich spreche hierbei aus meiner persönlichen Erfahrung von Nietzsches Art, insbesondere von seiner von keinem, der ihn gekannt hat, zu bezweifelnden, ganz ungewöhnlichen Mitteilsamkeit. Eben diese war mit einer ebenso ungewöhnlichen „Verschlossenheit" verbunden. Er war nichts weniger als ein Mensch, der „das Herz auf der Zunge hatte", soviel man von ihm auch von „Herzensgeheimnissen" hörte, die andere für sich zu behalten pflegen. Gerade was ihn lebhaft beschäftigte, behielt er mit unvergleichlicher Energie in seiner Gewalt. Es drängte mit ungewöhnlicher Mächtigkeit aus ihm heraus und konnte doch unter

niemandes Verſchluß ſicherer ſtehen. Wie wähleriſch er bei aller Fülle ſeiner Mitteilungen war, davon habe ich vielfältige Erfahrungen gemacht, keine, von der ich einen lebhafteren Eindruck behalten hätte, als die mit ſeinen zu mir im Jahre 1874/75 getanen Äußerungen über Wagner und ſeinen Lohengrin gemachte. Sie antizipierten ſchon damals den „Fall Wagner" und tauchten im Moment für mich, zu eigener größter Überraſchung, blitzartig auf, um ebenſo und zwar für Jahre zu verſchwinden. Denn ſo lange ließ Nietzſche dergleichen in unſerem Verkehr nicht mehr dem Zaun ſeiner Zähne entfahren, und für die Welt ſchrieb er 1876 Richard Wagner in Bayreuth. Die Annahmen, die ich hier über ſein Verhalten zu Stirner mache, enthalten nur die Vorausſetzung, daß der von deſſen Werk empfangene Eindruck auf Nietzſche ein ſtarker und beſonders beſchaffener war. Dieſe Vorausſetzung wird aber, wie ich meine, mir nicht ſo leicht beſtritten werden. Ich behaupte demgemäß, daß Nietzſche Stirner geleſen hat und vermute, daß er mit dem erhaltenen Eindruck beſonders haushälteriſch verfahren iſt. Das mag für Gegner ſeiner Bücher ohne weiteres die Folgerung begründen, daß er ein Plagiator geweſen iſt. Wer ihn ſelbſt bekannt hat, wird hieran nur zu allerletzt denken.

Ueber die Empfänglichkeit Nietzſches in jener erſten Basler Zeit hat ſich ſchon Leo Berg in ſeinen Charakteriſtiken (laut Biographie I, S. 54) vernehmen laſſen: „Er bietet uns in jenen Tagen den ſchönſten Typus eines deutſchen, von Dankbarkeit und Pietät erfüllten Jünglings, voll glühender Leidenſchaftlichkeit für ſeine Götter und Heroen, Artiſt durch und durch, der nicht anders verehren kann, als indem er das Verehrte verſchönt und vergoldet, das heißt idealiſiert, und voll jener geheimen Artiſten-Ironie, die jeden Schenkenden insgeheim zum Beſchenkten macht, die, indem ſie deſſen rechte Hand ergreift und ſie für das Silberſtück inbrünſtig küßt, ihr auch ſchon in die linke ein Goldſtück drückt!" Die Richtigkeit dieſes Geſichtspunktes im allgemeinen kann man jedoch nur dann gelten laſſen, wenn der empiriſche Befund eines Nächſtbeteiligten, wie es Overbeck für den Zeitraum der „Unzeitgemäßen" vor allen andern iſt, in keiner Weiſe verwiſcht wird. Nach ſeinem ausführlichen, auf ſorgfältige Beobachtungen und Vergleichungen gegründeten Zeugnis wird wohl nicht länger zu leugnen ſein, daß Nietzſche eine weitgehende Befruchtung durch

Bereicherung nicht Plagiat

mannigfaltige Vorgänge auf sich zugelassen habe und zwar in einer für ihn charakteristischen, jedenfalls nicht als Plagiat zu bezeichnenden Form. Gerade wenn man der Originalität von Nietzsches Denkerschaft auf den Grund zu kommen wünscht, darf man dem Eingeständnis dieser seiner Abhängigkeiten nicht um der Befürchtung willen ausweichen wollen, seine Ursprünglichkeit werde dadurch ungerecht herabgemindert. Es ist Overbecks Verdienst, diese bisher übersehene, aber durchaus integrierende Art von Nietzsches Rezeptivität aus intimer Beobachtung heraus formuliert zu haben — ein Nachweis, der wahrhaftig am wenigsten dazu angetan ist, Nietzsches Originalität zu schmälern, sie uns vielmehr dort aufsuchen heißt, wo wirklich Nietzsches Stärke lag: in seinem Argwohn gegen die herrschende Moral und in seinem psychologischen Witterungsvermögen.

Nietzsche und Schopenhauer

Nietzsche selbst hat seinem philosophischen Werdegang die Etikette Schopenhauer aufgeklebt. Das gibt uns den Ausgangspunkt. Als erstes gilt es ins Auge zu fassen: seine Herkunft von Schopenhauer und der allmählich sich herausbildende Kontrast zu ihm. Das dritte Stück der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" öffnet uns ja genugsam die Augen darüber, daß Nietzsche diesen seinen „Erzieher" mehr auf seine Anregungskraft als auf seinen Lehrgehalt hin wertete. Er war Schopenhauers Jünger nach dem altgriechischen Brauch der freien Philosophenwahl, des persönlichen Anhangs an einen Meister. Dennoch ist um die genaue begriffliche Analyse des Verhältnisses von Nietzsche zu Schopenhauer nicht herumzukommen. Sie ist schon öfters in verschiedenem Umfange und wechselnder Gründlichkeit unternommen worden. Neuerdings von Georg Simmel in seinem Buche „Schopenhauer und Nietzsche. Ein Vortragszyklus". (Leipzig 1907.) Die Richtlinien seiner Untersuchung sind hier wiederzugeben. Der negative Angelpunkt beider Philosophen ist ihr gegensätzliches Verhältnis zum Christentum und zwar unter dem Gesichtswinkel der Teleologie. Das Christentum hat deshalb der historischen Menschheit zur Erlösung und Erfüllung werden können, weil diese um die Wende unserer Zeit über den sich zusehends verbreiternden Lebensrealitäten den Sinn für das Leben eingebüßt hatte. Das Christentum gab dem Leben den absoluten Zweck zurück, indem es das Heil der Seele und das Reich Gottes den Massen als einen unbedingten Wert, als das definitive Ziel jenseits alles Einzelnen, Fragmentarischen und Sinnlosen anbot. Nun haben sowohl Scho-

Gemeinsamkeit der absoluten Zwecksetzung

penhauer als Nietzsche das Christentum namentlich deshalb so leidenschaftlich bekämpft, weil sie es, kann man sagen, um diese absolute Zwecksetzung, um diesen durchsetzlichen, stoßkräftigen Zweckwillen beneidet haben. Aber dieser Übereinstimmung von Meister und Jünger folgt eine Reihe von Unterschieden auf dem Fuße. Die landläufige Sichtung zwischen Schopenhauer als Pessimisten und Nietzsche als Optimisten mag man als einen groben Überschlag in Kauf nehmen. Die Vergegensätzlichung ist viel durchgreifender und viel zarter verästelt; Simmel hat durch ein Geflecht mit feinen Maschen gesiebt. Wir greifen einige seiner Kontrastpaare auf: Schopenhauer ist ungeschichtlich; ihm ist das Geschichtliche ein einmaliges zufällig individuelles Sich-ereignen, das gegen die zeitlos wertvolle, allgemeine Idee gehalten, nicht mehr in Betracht kommt. Bei Nietzsche dagegen ruht das ganze Denken auf geschichtlichen Vorstellungsformen; der Stufencharakter des geschichtlichen Lebensprozesses, die Relativität seiner einzelnen Stadien hält ihn nicht davon ab, eine unendliche Summe zu ziehen, einen absoluten Wert zu bejahen, eine definitive Antwort zu erfragen. Sodann: für Schopenhauer ist die Überwindung die Vernichtung des empirischen Ich durch das reine Ich, ist die Verneinung des Willens zum Leben; für Nietzsche dagegen ist die Überwindung eine Steigerung, eine Kraftbewährung. Bei Schopenhauer endet es passivisch im Überwundensein, bei Nietzsche aktivisch im Überwinden: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll — aber nicht, weil er zu viel ist, weil er etwas in sich birgt, das ihm abgezüchtet werden muß, sondern weil er zu wenig ist, weil das Positive in ihm so gesteigert werden soll, daß er sich selbst, jedes gegebene Stadium seiner, hinter sich läßt.“ Für Schopenhauer gipfelt — sozial-altruistisch — alle Sittlichkeit in Mitleid, weil es die innerlich unmittelbare Form der Solidarität aller Menschen sei; Nietzsche — aristokratisch-egoistisch — stößt das Mitleid auf das heftigste von sich und verneint die „Gleichheit vor Gott“ — jenen Gedanken, in dem wir vielleicht nur ein ungeheures Übersteigern der Tatsache der Seele zu sehen haben. Endlich ist eine merkwürdige Kreuzung einer verschiedenen Begabung mit einer verschiedenen Gewinnchance das ausschlaggebende Trennungsmerkmal zwischen beiden: mit Nietzsche verglichen ist Schopenhauer unzweifelhaft der größere Philosoph. Er besitzt die geheimnisvolle Beziehung zum Absoluten der Dinge, das entscheidende Tiefenmaß des Hinunterreichens, die Leiden-

schaft für das Ganze der Welt, während Nietzsche, den nicht der metaphysische, sondern der moralistische Trieb bewegt, an ihren Teilen hängen bleibt; ihm geht dieses Sichstrecken des subjektiven Lebens bis zum Boden des Daseins überhaupt ab über seiner ethischen Leidenschaft und über seiner psychologischen Genialität. Dennoch — obwohl unzureichender ausgestattet — der Sieg ist sein, die Sympathie des modernen Menschen entscheidet sich für Nietzsche. Daß das Leben seinem eigenen Sinne nach und in seinen innersten Energien die Möglichkeit und Gewähr dafür besitzt, zu vollkommenern Formen, zu einem Mehr seiner selbst und über jedes Jetzt hinauszuschreiten — dies ist doch wohl der große Trost und die Unverlierbarkeit des modernen Geistes, die durch Nietzsche zum Lichte der gesamten seelischen Landschaft geworden ist. Es gehört zur Tragik der Erscheinung Schopenhauers, daß er mit den besseren Kräften die schlechtere Sache verteidigt.

Nietzsches geringere Begabung und größeres Glück

Es bleibt aber bei dem Geständnis von „Schopenhauer als Erzieher", daß es über alle Gemeinschaft oder Zwietracht der Ansicht und des Bekenntnisses hinaus der pochende Pulsschlag, die Wucht des seelischen Pathos war, was Nietzsche in die Spuren Schopenhauers zwang. Das bestätigt sich auch in dem Bilde, das Schopenhauer in dem Herzen des Nietzsche-Mitjüngers Overbeck zurückgelassen hat.

Overbeck über Schopenhauer

Einklang von Person und Werk bei Schopenhauer

Wie Schopenhauers Philosophie überhaupt einen besondern Vorzug an der Tiefe hat, mit welcher sie in seiner Person begründet ist, so gilt das insbesondere von seinem Pessimismus. Das Beste daran ist die Lebendigkeit der Begründung, die er hat, in den vielbesprochenen Widersprüchen, die Schopenhauers eigene Lebensführung mit seinen Theorien zeigt. Er ist kein praktischer Prediger seiner Weltweisheit, weder im Vortrag, noch in einem großen und sehr erheblichen Teil seiner Lebensführung. Und doch ist sie praktisch so eindrucksvoll, weil hinter seinem Buch auch sein Genie redet und er einen so unvergleichlichen Schlüssel zum Weltverständnis, das er darstellte, an sich selbst hatte und eben von diesem Schlüssel bei seiner Darstellung so überwiegenden und einleuchtenden Gebrauch macht. Insofern stellt er seine Philosophie wirklich doppelt dar, durch die Art, wie er sie in seiner Person

hat und wie er sie aus dieser in seinen Werken herausſetzt. Er iſt wirklich der Kenner des Lebens, das er ſchildert. Den Widerſprüchen ſeiner Lebensführung und ſeiner Theorien dankte er z. B., daß er an ſich ſelbſt die lebendige und eindringlichſte Begründung ſeines Peſſimismus hat. Und ſo gehen dieſe Widerſprüche überhaupt eben nur ſo weit, daß ſie gerade dazu hinreichen, ſeinen Beruf zum Philoſophen ſicher zu ſtellen, aber nicht dazu, ihn fraglich zu machen. Gegen den oft gehörten Tadel, Schopenhauers Leben und ſeine Philoſophie fielen beſonders disharmoniſch auseinander, muß vielmehr behauptet werden, daß ſie ſich in ſeltener Weiſe decken und ihre Harmonie nur in vorzüglicher Weiſe ſeinen Anſpruch begründet, ein Meiſter der Philoſophie zu ſein.

Die Reinheit von Schopenhauers philoſophiſchen Inſtinkten

Von echten, reinen und eigentlichen Philoſophen unterſcheiden ſich auch ganz reſpektable Populärphiloſophen kaum ſonſtwie häufiger und deutlicher, als durch den Eifer, mit dem ſie befliſſen ſind, den Anſprüchen des ſie umgebenden Lebens zu genügen und insbeſondere bei der Religion die Philoſophie in ein geradezu konkurrierendes Verhältnis zu ihr zu ſetzen. Womit ſie aber nur die Philoſophie ohne Nutzen kompromittieren. Die Philoſophie hat nichts davon, und das Weltbild, auf deſſen möglichſt reine Darſtellung es die Philoſophie abſieht, iſt nur getrübt durch Verwirrung der ewigen, Religion und Philoſophie trennenden Schranken. Auch in dieſem Stück erſcheint mir Schopenhauer faſt unvergleichlich groß als Philoſoph. Man hat von religiöſen Bedürfniſſen bei Schopenhauer geſprochen (z. B. Joh. Volkelt, Artur Schopenhauer, Stuttgart 1900, S. 324 f.) und mag dazu guten Grund haben, doch hat Schopenhauer auch von dieſen Bedürfniſſen ſich nie verleiten laſſen, jene Schranken undeutlich zu machen, getreu der Wahrheit, der er als Philoſoph durch die Zwiefältigkeit des Abbilds der Welt ſo unvergleichlich nachzugehen weiß, indem er ſie darſtellt, nicht nur wie er ſie außer ſich, ſondern auch an und in ſich erkennt. In der Menſchenwelt beſtehen nun einmal Religion und Philoſophie nebeneinander, und ſo auch in Schopenhauer, der aber auch in ſich ihr Auseinanderſein feſtzuhalten vermag. Er wird zum Apologeten der Religion in der einzig erlaubten und legitimen Weiſe, nämlich durch ſich ſelbſt, wenn auch nicht durch ſeine Lehre. Inſofern bekennt er ſie durch die Tat, aber nicht mit Worten. Auf dieſes letztere legt er ſogar nicht das geringſte Gewicht.

Schopenhauer Nietzsches Atmosphäre

Als Nietzsche später sein Leben von dessen höchster Stufe aus überblickte, erschien ihm sein Verhältnis zu Schopenhauer genau wie das zu Wagner als ein Vorwand, als eine Vordergrundkulisse. Er schreibt im „Ecce homo“ (laut Biographie II, S. 166): „Daß die mit den Namen Schopenhauer und Wagner abgezeichneten Unzeitgemäßen sonderlich zum Verständnis oder auch nur zur psychologischen Fragestellung beider Fälle dienen könnten, möchte ich nicht behaupten, — einzelnes, wie billig, ausgenommen. Im Grunde wollte ich mit diesen Schriften etwas ganz anderes als Psychologie treiben: — ein Problem der Erziehung ohnegleichen, ein neuer Begriff der Selbstzucht, Selbstverteidigung bis zu Härte, ein Weg zur Größe und zu welthistorischen Aufgaben verlangte nach seinem ersten Ausdruck. Ins große gerechnet nahm ich zwei berühmte und ganz und gar noch unfestgestellte Typen beim Schopf, um etwas auszusprechen, um ein paar Formeln, Zeichen, Sprachmittel mehr in der Hand zu haben.“ Das Bekenntnis zu Schopenhauer bezeichnet also ganz im allgemeinen Nietzsches philosophische Atmosphäre, das spezifische Gewicht seiner Moralität als Denker, den Ehrgeiz seiner genialen Veranlagung. Sollen wir uns nun aber deshalb, weil Schopenhauer nicht eigentlich für Nietzsches Gedankenzufuhr, sondern mehr nur als eine Art mystischer und metaphysischer Schrittmacher in Betracht kommt, ein falsches Bild von Nietzsches Ursprünglichkeit in uns aufkommen lassen? Soll die ungerechtfertigte Einschüchterung, man wolle mit der Sammlung der literarischen Berührungspunkte ihn als Plagiator hinstellen, uns von der unumgänglichen Pflicht zurückzuhalten vermögen, Nietzsche allerdings in die Denkerklasse der Eklektiker einzureihen? Sind die großen Namen, zu denen er sich erst selber bekannte, um sich nachher in deren Widerspruch zu verwandeln, die einzigen Abhängigkeitsbeziehungen, die sich ungezwungen nachweisen lassen? Gelingt es nicht, außer diesen später umgebrochenen, ins Gegenteil verlaufenden Verbindungen auch noch positive Zusammenhänge und geradeaus laufende Linien aufzuzeigen?

F. A. Lange „Geschichte des Materialismus“

Dasjenige Werk, durch das sich der Student ins philosophische Denken einführen ließ, ja recht eigentlich Nietzsches philosophiegeschichtliche Lehrbuch war Friedrich Albert Langes Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart (Iserlohn 1866). Er schreibt an Gersdorff (Briefe I, S. 48, Sep-

tember 1866): „Wir haben hier einen höchſt aufgeklärten Kantianer und Naturforſcher vor uns. Sein Reſultat iſt in folgenden drei Sätzen zuſammengefaßt: 1. Die Sinnenwelt iſt das Produkt unſrer Organiſation. 2. Unſre ſichtbaren (körperlichen) Organe ſind gleich allen andern Teilen der Erſcheinungswelt nur Bilder eines unbekannten Gegenſtandes. 3. Unſre wirkliche Organiſation bleibt uns daher ebenſo unbekannt, wie die wirklichen Außendinge. Wir haben ſtets nur das Produkt von beiden vor uns. Alſo das wahre Weſen der Dinge, das Ding an ſich, iſt uns nicht nur unbekannt, ſondern es iſt auch der Begriff desſelben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unſrer Organiſation bedingten Gegenſatzes, von dem wir nicht wiſſen, ob er außerhalb unſrer Erfahrung irgend eine Bedeutung hat. Folglich, meint Lange, laſſe man die Philoſophen frei, vorausgeſetzt, daß ſie uns hierfüro erbauen. Die Kunſt iſt frei auch auf dem Gebiet der Begriffe." — Zwei Jahre ſpäter ſchreibt er an denſelben Gersdorff (S. 96/97): „An dieſer Stelle muß ich nochmals das Verdienſt eines Mannes rühmen, von dem ich Dir ſchon früher einmal geſchrieben habe. Wenn Du Luſt haſt, Dich vollſtändig über die materialiſtiſche Bewegung unſrer Tage, über die Naturwiſſenſchaften mit ihren Darwinſchen Theorien, ihren kosmiſchen Syſtemen, ihrer belebten camera obscura uſw. zu unterrichten, zugleich auch über den ethiſchen Materialismus, über die Mancheſtertheorie uſw., ſo weiß ich Dir immer nichts Ausgezeichneteres zu empfehlen als „Die Geſchichte des Materialismus" von Friedrich Albert Lange (Iſerlohn 1866), ein Buch, das unendlich mehr gibt als der Titel verſpricht und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anſchauen und durchleſen mag. Bei Deiner Richtung der Studien weiß ich Dir nichts Würdigeres zu nennen. Ich habe mir ſchlechterdings vorgenommen, mit dieſem Manne bekannt zu werden, und will ihm meine Demokritabhandlung als ein Zeichen meiner Dankbarkeit ſchicken." Er ſchickt ſein Exemplar Rohde, und dieſer erwidert darauf (Briefe II, 79/80): „Überhaupt komme ich immer zur Erkenntnis, wie weiſe jener Sophiſt war, der trotz alles Gegenredens der „Geſunden" ſeiner Zeit behauptete, daß der Menſch das Maß der Dinge ſei. Nicht wenig hat mich darin das Langeſche Buch (das Du allernächſtens wieder bekommſt) beſtärkt, das mich auf der Reiſe ſtets in einem erhöhten Gedankenkreis erhalten hat. Ganz gewiß hat er Recht, mit Kants Entdeckung von der Subjektivität

Ein Buch, das unendlich mehr gibt als der Titel verſpricht

der Anſchauungsformen ſo bitter Ernſt zu machen, und wenn er Recht hat, iſt es dann nicht ganz in der Ordnung, daß ein jeder ſich eine Weltanſchauung wähle, die ihm, d. h. ſeinem ethiſchen Bedürfnis, als ſeinem eigentlichen Weſen, genüge? Nun ſagt mir eine Anſchauung, die den tiefen, herben Ernſt jenes gänzlich Unbekannten ſtark betont, innerlichſt zu, und ſo iſt mir auch durch die wachſende Überzeugung von der ſubjektiven Phantaſtik aller Spekulation die Schopenhauerſche Lehre durchaus nicht im Werte geſunken: ein Faktum, das gegenteils wieder beſtätigt, daß der Wille, das Ethos, ſtärker, primärer iſt als der kühl erwägende Intellekt." Dies klingt bei Rohde wie ein Echo, denn ein halbes Jahr zuvor ſchon hatte Nietzſche ihm für dieſen Gedanken gedankt (Briefe II, 34): „Lieber Freund, ein Wort nach und aus meinem Herzen haſt Du geſchrieben: der Inſtinkt iſt das beſte am Intellekt." Ein beſonders inſtruktives, weil noch vollkommen naives Bekenntnis über ſeine Veranlagung zum Philoſophen hat Nietzſche in einem Briefe an Deuſſen von Baſel aus Ende 1869 niedergelegt. Dieſe Briefſtelle hat ſpäter Overbeck geradezu als Schlüſſelerklärung für Nietzſches philoſophiſche Beſchaffenheit eingeſchätzt wiſſen wollen. Danach empfand ſich Nietzſche freilich von vornherein als Agnoſtiker, ſo daß ſeine ſpätere Entwicklung vorwiegend, ja ausſchließlich zum Moraliſten vorgedeutet erſcheint. Die entſcheidenden Worte lauten (bei Deuſſen, Erinnerungen S. 70): „Eine Philoſophie, die wir aus reinem Erkenntnistrieb annehmen, wird uns nie ganz eigen: weil ſie nur unſer eigen war. Die rechte Philoſophie jedes einzelnen iſt *ἀνάμνησις*. Daher der große Ruhm auch ſchlechter Philoſophen . . . mit Bewußtſein kann man ſich keine neuen Triebfedern ſchaffen. . . . Die Äſthetik hat noch keinen Dichter gemacht."

Philoſophie als Erinnerung, nicht als Erkenntnistrieb

Schopenhauers Einfluß alſo als rein organiſchen, zur philoſophiſchen Exiſtenz unentbehrlichen Dunſtkreis voraus und abſeits genommen — haben wir uns nach den ſubſtanziellen Nahrungsſtoffen, dank denen Nietzſches Philoſophie zu einer eigenen Körperlichkeit gedeihen konnte, anderswo umzuſehen. Auf Nietzſches philoſophiſcher Lebenslinie haben zweifellos Kant und Hegel, nicht als Keimpunkte, wohl aber als Vorſtationen zu gelten. Die ſpärliche, aber immerhin vorhandene philoſophiſche Spur in Nietzſches Familie führte auf Hegel zurück; Arnold Ruge, der Führer der Junghegelianer und in den dreißiger Jahren (1832 bis 1841) Privatdozent für Philoſophie in Halle, hatte in zweiter

Kant und Hegel als Vorſtationen Nietzſches

Ehe eine Nietzsche zur Frau. Die philosophischen Sporen hat sich der angehende Philologe im Frühjahr 1868 mit den Entwürfen zu einer größeren kritischen Untersuchung verdient, betitelt: „Die Teleologie seit Kant". Mit dem Interesse gerade an diesem Problem regt sich in Nietzsches Zweifeln der ausschlaggebend moderne Instinkt: weg mit jeder äußerlichen Zwecksetzung — der innere Drang, die persönliche Notwendigkeit sei die Losung! Dadurch, daß Nietzsche nicht nur in der Gesamterscheinung einer Individualität, sondern sogar in jeder einzelnen Entwicklungsphase, die zur Bildung dieser Individualität führt, den Selbstzweck gutheißt, wurde er zu dem folgerichtigsten aller Individualsten. Dabei ist bezeichnend, wie sehr er von Anfang an gerade in diesem Punkte die Treminologie ungenügend fand (Biographie I, 365): „Individuum ist ein unzureichender Begriff. Was wir vom Leben sehen, ist Form; wie wir sie sehn, Individuum. Was dahinterliegt, ist unerkennbar." Neben dieser ersten unwillkürlichen Regung, mit der er sich Kants erwehrte, geht gleichzeitig nebenher sein Interesse an derjenigen Geistesrichtung, die das Substrat bildet für jede möglichst diesseitige Weltbetrachtung, für jeden möglichst ungeschwächten Wirklichkeitssinn — den Materialismus. Da man aber mit diesem Interesse leicht in zweifelhafte Gesellschaft geraten kann, erkundigte sich Nietzsche, schon damals von einem sicheren Geschmacke geleitet, nach dem Wesen des Materialismus bei dessen klassischem Exempel, bei Demokrit. Seine fragmentarischen Aufzeichnungen „Über Demokrit" stammen aus dem Winter 1867/68 und sind von Bedeutung vor allem als Beleg, wie warm ihm bei diesen Gedankenkreisen ums Herz wurde (Biographie I, 338, 340/41): „Demokrit eine schöne griechische Natur, wie eine Statue scheinbar kalt, doch voll verborgener Wärme. — Wir sind Demokrit noch viele Totenopfer schuldig, um nur einigermaßen wieder gut zu machen, was die Vergangenheit an ihm verschuldet hat. In der Tat hat selten ein bedeutender Schriftsteller so mannigfache und den verschiedensten Beweggründen entsprungene Angriffe erleiden müssen wie Demokrit; Theologen und Metaphysiker haben auf seinen Namen ihren eingewurzelten Groll gegen den Materialismus gehäuft; hielt doch der göttliche Plato seine Schriften für so gefährlich, daß er sie in einem privaten Autodafé zu vernichten dachte, und nur durch die Überlegung gehindert wurde, daß es schon zu spät sei, daß das Gift sich zu weit schon verbreitet habe. Später rächten

Demokrit als Klassiker des Materialismus

sich die Dunkelmänner des Altertums dadurch an ihm, daß sie ihre magische und alchymistische Schriftstellerei unter seiner Firma einschmuggelten und dadurch den Vater aller aufklärenden, rationalistischen Tendenzen in den Ruf eines großen Magus brachten. Dem hereinbrechenden Christentum endlich gelang es, den energischen Plan Platos durchzuführen: und allerdings mußten einem antikosmischen Zeitalter die Schriften Demokrits ebenso wie die Epikurs als das inkarnierte Heidentum erscheinen. Unserer Zeit endlich blieb es aufbehalten, auch die philosophische Größe des Mannes zu leugnen und die Natur eines Sophisten an ihm wiederzuerkennen. Diese Angriffe bewegen sich alle auf einem Boden, der für uns nicht weiter betretbar ist."

Ludwig Feuerbach bei F. A. Lange

Der beste Pfadfinder durch das Labyrinth von Nietzsches philosophischen Voraussetzungen bildet für uns eben jenes Buch, von dem er sich, wie wir sahen, wie von keinem andern, selber hat führen lassen. In jener ersten Ausgabe von F. A. Langes „Geschichte des Materialismus", die er unter seinen Büchern besaß und später seinem Freunde Romundt geschenkt hat, haben besonders jene paar Seiten 285 bis 292 eine sichtbare Spur in seinem Schaffen hinterlassen, wo nämlich Lange sich darüber äußert, wer nach seiner Meinung dem neueren Materialismus am nachhaltigsten zum Weiterleben verholfen habe: dabei kommt er auf Ludwig Feuerbach zu sprechen und dann noch auf Max Stirner. Man lese nun vor allen Dingen jene Zusammenstellung Feuerbachscher Aphorismen bei Lange S. 286 aus der 1849 erschienenen „Philosophie der Zukunft": „Wahrheit, Wirklichkeit und Sinnlichkeit sind identisch. Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, ein wirkliches Wesen, nur die Sinnlichkeit Wahrheit und Wirklichkeit." „Nur durch die Sinne wird ein Gegenstand im wahren Sinne gegeben — nicht durch das Denken für sich selbst." „Wo kein Sinn ist, ist kein Wesen, kein wirklicher Gegenstand." — Wenn die alte Philosophie zu ihrem Ausgangspunkt den Satz hatte: Ich bin ein abstraktes, ein nur denkendes Wesen; so beginnt dagegen die neue Philosophie mit dem Satze: „Ich bin ein wirkliches, ein sinnliches Wesen: der Leib gehört zu meinem Wesen; ja, der Leib in seiner Totalität ist mein Ich, mein Wesen selber." — „Wahr und göttlich ist nur, was keines Beweises bedarf, was unmittelbar durch sich selbst gewiß ist, unmittelbar für sich spricht und einnimmt, unmittelbar die Affirmation, daß es ist, nach sich zieht

— das schlechthin Entschiedene, schlechthin Unzweifelhafte, das Sonnenklare. Aber sonnenklar ist nur das Sinnliche; nur, wo die Sinnlichkeit anfängt, hört aller Zweifel und Streit auf. Das Geheimnis des unmittelbaren Wissens ist Sinnlichkeit." Daran knüpft Lange eine nicht zu übersehende Zwischenerwägung von genau einer Seite Umfang, die in dem Satze gipfelt: „Man kann die Sinnlichkeit zum Prinzip machen, und dabei doch in der wesentlichen Grundlage des Systems Aristoteliker, Spinozist und sogar Kantianer sein." Und erhält die folgende Bemerkung Langes im Vorausblick auf Nietzsches Werk nicht geradezu den thematischen Wert eines Leitmotivs? „Man könnte sogar die Vernunftideen samt der ganzen Kant eigentümlichen Begründung der praktischen Philosophie auf das Bewußtsein des Handelnden beibehalten; nur müßte freilich die intellegible Welt unter dem Bilde einer sinnlichen Welt gedacht werden. Statt Kants nüchterner Moral käme dann eine farbenvolle und lebenswarme Religion heraus, deren gedachte Sinnlichkeit zwar nicht die Wirklichkeit und Objektivität der unmittelbaren Sinnlichkeit beanspruchen, wohl aber, gleich Kants Ideen, als eine Vertretung der höheren und allgemeineren Wirklichkeit der intellegiblen Welt gelten könnte." Und könnte nicht Nietzsche geschrieben haben, was Feuerbach schreibt: „Wir fühlen nicht nur Steine und Hölzer, nicht nur Fleisch und Knochen, wir fühlen auch Gefühle, indem wir die Hände oder Lippen eines fühlenden Wesens drücken; wir vernehmen durch die Ohren nicht nur das Rauschen des Wassers und das Säuseln der Blätter, sondern auch die seelenvolle Stimme der Liebe und Weisheit; wir sehen nicht nur Spiegelflächen und Farbengespenster, wir blicken auch in den Blick des Menschen. Nicht nur Äußerliches also, auch Innerliches, nicht nur Fleisch, auch Geist, nicht nur das Ding, auch das Ich ist Gegenstand der Sinne. — Alles ist darum sinnlich wahrnehmbar, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar, wenn auch nicht mit den pöbelhaften, rohen, doch mit den gebildeten Sinnen, wenn auch nicht mit den Augen des Anatomen oder Chemikers, doch mit den Augen des Philosophen." (S. 288/89.)

Die Sinnlichkeit als philosophisches Prinzip

Feuerbach als Antiidealist

Dennoch verbietet gerade die Lektüre des Langeschen Buches, die Grundgedanken bei Nietzsche auf Feuerbachsche Anregungen zurückzuführen; denn Feuerbach ist den individualistischen Ansätzen, die man in ihm finden mag, nicht nachgegangen. Er hat den Begriff des Seins sogar aus der Liebe abgeleitet, er hat den

Tuismus erfunden! — sagt Lange (S. 291); man darf sich dadurch, daß Feuerbach in den theoretischen Egoismus zurückfiel, und sogar die Moral Holbachs gelegentlich anerkannte, nicht irreführen lassen: wäre er sich selbst treu geblieben, er hätte die ganze menschliche Sittlichkeit und das höhere Geistesleben auf Anerkennung des andern gegründet. (S. 292.) Wenn Nietzsche bei Lange sperrgedruckt das Feuerbachsche Zitat las: „Einsamkeit ist Endlichkeit und Beschränktheit, Gemeinschaftlichkeit ist Freiheit und Unendlichkeit" — so mußte ihm eine innere Stimme sagen: mit Feuerbach habe ich trotz allem nichts zu schaffen. Hat er doch bereits 1869 an Rohde geschrieben (Briefe II, 234): „Ich lebe nämlich hier (Leipzig) in der aschgrauen Wolke der Einsamkeit, und dies um so mehr, als ich von vielen Seiten mit geselligen Armen aufgenommen werde und fast Abend für Abend dem traurigen Zwange der Einladungen Folge leiste." (148): „Darin stimmen wir also wieder einmal überein: Wir können die Einsamkeit vertragen, ja wir lieben sie." (179): „Ehre, Preis, Lob und Dank der Einsamkeit, die uns selbst und unsere Freunde erhält!" Damit war schon von selbst die Brücke geschlagen zu jenem andern deutschen Denker, über dessen Vorbildlichkeit für Nietzsche, ja über dessen bloße Bekanntschaft Nietzsches mit ihm der Streit der Meinungen nicht zur Ruhe kommen will. In der Tat, die Frage, ob Nietzsche Stirner gekannt, ob er ihn gelesen, ob er von ihm gelernt hat, ist alles andere als unwichtig. Bei F. A. Lange stand über Stirner im unmittelbaren Anschluß an Feuerbach S. 292 folgendes zu lesen: „Der Mann, welcher in der deutschen Literatur am rücksichtslosesten und konsequentesten den Egoismus gepredigt hat, Max Stirner, befindet sich gegen Feuerbach in entschiedener Opposition. Stirner ging in seinem berüchtigten Werke „Der Einzige und sein Eigentum" (1845) so weit, jede sittliche Idee zu verwerfen. Alles, was irgendwie, sei es als äußere Gewalt, als Glaube, oder als bloßer Begriff sich über das Individuum und seine Willkür stellt, verwirft Stirner als hassenswerte Schranke seiner selbst. Schade, daß nicht zu diesem Buche — dem extremsten, das wir überhaupt kennen — ein zweiter, positiver Teil geschrieben wurde. Es wäre leichter möglich gewesen, als zur Schellingschen Philosophie; denn aus dem schrankenlosen Ich hinaus kann ich als meinen Willen und meine Vorstellung auch jede Art von Idealismus wieder erzeugen. Stirner betont in der Tat den Willen dermaßen, daß

Max Stirner bei F. A. Lange

er als Grundkraft des menſchlichen Weſens erſcheint. Er kann an Schopenhauer erinnern. — So hat alles ſeine Kehrſeite!" In dieſen wenigen Zeilen mußte Nietzſche, ſo ſoll man denken, betroffen werden von der Ankündigung einer radikalen Philoſophie, die alles auf ein unbegrenztes Ich-Bewußtſein und auf die Grundkraft des Willens abſtellte. Da nun Stirner nicht eigentlicher Materialiſt ſei, noch ſein Buch weiteren Einfluß erlangt habe, ſieht Lange davon ab, näher auf ihn einzugehen. Hat ſich nun Nietzſche mit dieſer Notiz zufrieden gegeben? Hat er nicht ſelber nach dem Buche gegriffen?

Nietzſches heimatliches Milieu

Sowohl Herr als Frau Profeſſor Overbeck glauben ſich zu dem öffentlichen Zeugnis berufen, Nietzſche habe nicht nur etwa durch Lange um Stirner bloß gewußt, er habe das Buch geleſen und eine nachhaltige Wirkung ſeines Inhaltes auf ſich zugelaſſen. Der heftige Widerſpruch, dem dieſe Behauptung früher und nun aufs neue („Zukunft" 1907, Nr. 24 vom 16. März) vom Nietzſche-Archiv her ausgeſetzt iſt, muß auf ſeine pſychologiſchen Gründe hin unterſucht werden. Frau Förſter ſchildert aus eigenſter Erfahrung das Milieu, aus dem Nietzſche hervorging (Biographie I, S. 24): „Es herrſchte wohl in der Tat ein wenig Kaſtengeiſt in unſerer, von engen Mauern umſchloſſenen altertümlichen Stadt, immerhin ein freundlicher und jedenfalls für wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Anregungen ſehr empfänglicher Geiſt. . . . Naumburg war eine ſtreng chriſtliche, konſervative und königlich geſinnte Stadt, eine Stütze des Thrones und des Altars, wenigſtens galt das im Superlativ von den Kreiſen, in denen wir verkehrten." Von Stirner dagegen erzählt uns der Retter ſeines Andenkens, John Henry Mackay (Max Stirner, ſein Leben und ſein Werk. Berlin 1898) für die Auffaſſung der erwähnten Geſellſchaftskreiſe die anſtößigſten, unerträglichſten Dinge: Trotz-

Stirners äußere Exiſtenz

dem Stirner beim Erſcheinen ſeines Buches bereits ein Jahr richtig verheiratet war, verſteifte er ſich doch auf die Widmung: „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt". Die aus Ehrlichkeit gleichgültig und nüchtern gehaltene Trauung wurde durch den Berliner Stadtklatſch zum blasphemiſchen Skandal aufgebauſcht; als der Geiſtliche eintrat, wurden die Karten beiſeite gelegt, nachdem der eine Trauzeuge, der in Hemdsärmeln daſaß, mit Mühe in ſeinen „ſchäbigen Alltagsrock" hineingenötigt worden war; die Braut erſchien ohne jeden Hochzeitsſchmuck, und es war keine Bibel zur Hand; als die Ringe gewechſelt werden ſollten, zog der andere

Trauzeuge, Bruno Bauer, um aus der Verlegenheit zu helfen, da keine da waren, seine längliche, gehäkelte Geldbörse aus der Tasche und zog die beiden Messingringe ab, übergab sie dem Prediger und meinte, sie könnten die Ehe ebensogut oder besser zusammenhalten als goldene. Zur Beschaffung größerer Mittel verlegte sich das Ehepaar im Sommer 1845 auf die Eröffnung einer Milchwirtschaft, eine spekulative Idee, die nur eben nicht sorgfältig genug vorbereitet und rationell genug durchgeführt wurde, um den Erfolg zu haben, den später Bolle erzielte. Stirner trennte sich dann nach dreijähriger Ehe von seiner Frau, die ihn nachher, durch schwere und abenteuerliche Schicksale zur bigotten Konvertitin geworden, vollkommen verleugnete — und verarmte gänzlich, so daß er sogar Darlehensgesuche in den Zeitungen veröffentlichte und als ein von den Gläubigern beunruhigter Chambre-Garnist und Wirtshausbesucher bis zu seinem Tode auf keinen grünen Zweig mehr kam; kümmerlich fristete er sein Leben als Agent von zufälligen Vermittelungsgeschäften, bis ihm der giftige Stich einer Fliege im fünfzigsten Jahre den Tod brachte (25. Juni 1856). Wenn nun auch Nietzsche wahrscheinlich an äußerer Bedürfnislosigkeit mit Stirner wetteifern konnte, so läßt sich doch sehr wohl denken, wie wenig ihm, der sich gelegentlich gern als Pharisäer der Legitimität in die Brust warf, ein bis ins Frivole ungeschminkter Lebenszuschnitt zusagen mochte wie der Stirners, der umgekehrt dem entgegengesetzten Hange unterlag, mit seinem Cynismus zu kokettieren. Nietzsche brauchte auch die damals noch kaum bekannten Lebensumstände Stirners gar nicht zu kennen; am Buche konnte er sich klar genug werden, wes Geistes Kind Stirner in diesen Dingen war. Deswegen mag Nietzsche die Bekanntschaft mit Stirner hinterher als ein gesellschaftliches Pudendum erschienen sein, das es ängstlich zu vertuschen galt. Soweit die Beschränkung einer Verwandtschaft zwischen beiden sich in diesen Grenzen hält, mag sie für zulässig gelten; wie aber Fachphilosophen wie A. Riehl und H. Lichtenberger auf dieser äußerlichen Grundlage eine auffallende Berührung in der Gedankenwelt Nietzsches mit der Stirners in Abrede stellen können, bleibt sonderbar. Hier handelt es sich doch nur um Sentiments, nicht um Gründe. Über die psychologischen Anstände, zwischen Nietzsche und Stirner eine seelische Ähnlichkeit vorzuschützen, hat sich Peter Gast in einem Briefe an Overbeck (vom 8. Februar 1899) aufs beste vernehmen lassen: „Von Hoheit entdecke ich in Stirner äußerst wenig. Seine Denkweise wirkt bei der

Nietzsche als Pharisäer der Legitimität

Niedrigkeit der Intereſſenſphäre, in der ſich ſeine Selbſtſucht bewegt, oft widerlich. Wie anders Nietzſches Betonung des Selbſt! Sie gilt nur für Leute wie Beethoven, Rubens, Alexander — für andere nicht. Bei Stirner dagegen bewegen wir uns auf dem flachſten Terrain alltäglicher Intereſſen: Bürger, Ehegatte, Konkurrenz, tauſend Taler, Bratengeruch, Präſident, Provinzialrechte uſw."

Außer zu Adolf Baumgartner und Frau Overbeck hat Nietzſche zu niemandem, der ihm ſonſt nahe ſtand, Stirners Erwähnung getan. Er hat das Buch ſeinem Schüler empfohlen, es aber ſelbſt unter ſeinen Büchern nicht beſeſſen und es auf der Basler Bibliothek nie entliehen. Er muß es im Anſchluß an das Studium Langes in den Jahren 1865—69 noch in Bonn oder Leipzig beſorgt haben; er kann dann ſpäter wieder, zwiſchen 1874 und 1878, durch Rée in deſſen vorübergehenden Beſitz gekommen ſein. Wer weiß — dum tacet, clamat! Nietzſche tat ſich heimlich etwas darauf zu gute, ein großer Verſchweiger zu ſein und zwar gerade dann, wenn es niemand ahnte; ſein Selbſtgeſtändnis in dieſer Hinſicht lautet (Biographie II, S. 369): „Ich ſelber war immer ſehr ſchweigſam über alle meine Hauptſachen, ohne daß es doch ſo ſchien." Außerdem bleibt der Neugier ein reizvoller Ausweg offen. Herr Prof. Karl Joël ſtellte mir den Geſichtspunkt zur Verfügung, daß Hans von Bülow ein begeiſterter Anhänger Stirners geweſen ſei und in ſeiner berühmten Proteſtrede, in der er Ende März 1892 in der Philharmonie die Eroika an Bismarck umwidmete, den Namen Stirner öffentlich ausſprach. Weil die Beziehungen Nietzſches zu Stirner nun einmal ſo ſehr Streitfrage geworden ſind, daß alle Berührungen, deren man habhaft zu werden vermag, aufzuzeigen als biographiſche Verpflichtung erſcheint, ſo iſt hier der Möglichkeit nachzugehen, inwiefern Hans von Bülow Mittelsperſon zwiſchen Stirner und Nietzſche, die er beide perſönlich gekannt hat, hätte geweſen ſein können. Am 28. Dezember 1854 ſchrieb Bülow an Frau Jeſſie Lauſſot (Geſammelte Briefe und Schriften von Hans von Bülow, Band 3, S. 316): „Von jenem reſpektvollen Kultus des Allgemeingeiſtes, des Ganzen, des Gottes, „l'humanité" einiger pantheiſtiſcher franzöſiſcher Sozialiſten und des frühern Feuerbach bin ich, nicht auf Verſtandes-, ſondern auf Gefühlswegen, allmählich zurückgekommen. Ja, ich geſtehe es offen, ich haſſe dieſen idealen Polizeigott ebenſo wie — ohne Vergleich — Voltaire den nazareniſchen verfolgt hat. Meines jetzigen Glaubens bin

Hans von Bülow als Verehrer Stirners

ich Individualiſt, und wenn dies mein Handeln nicht überall beſtätigt, ſo bin ich doch in meinen theoretiſchen Bewegungen um ſo ſchroffer und glaubenseifriger. Ich bin überhaupt der Anſicht, daß wir den idealiſtiſchen Momenten in uns in der Praxis viel eher Rechnung tragen dürfen, als in der Theorie. Ein methodiſcher Idealismus wird brutal, ſchwerfällig, quantitativ und hebt ſich ſelbſt auf, wo er nicht bloß abſurd wird. Ich für meine Perſon bekenne alſo in der Theorie nur vor der Fraktion des „Allgemeingeiſtes" Reſpekt zu haben, zu der ich ſelbſt gehöre, ohne mich ihr erſt angeſchloſſen und untergeordnet zu haben." Wird hier Stirner nicht mit Namen genannt, ſo vierzig Jahre ſpäter, eben in jener Konzertrede (Band 3, S. 448), wo er die Menſchheit als Abſtraktion hinſtellt — ein Phantom, „das ein deutſcher Philoſoph, Max Stirner, zertrümmert hat", — ja die Menſchheit, mit ihrem Wahne der liberté, égalité, fraternité, dieſem böſen Irrtum der Hinz und Kunz. Nun beſuchte Bülow Nietzſche im Frühling 1872 flüchtig in Baſel und ſchwärmte für die „Geburt der Tragödie", beſonders für die dort vertretene Auffaſſung Wagners als eines Fortſetzers des griechiſchen Dramas. An Hillebrand ſchreibt er im Jahre 1874: „Nietzſches dritte Predigt ſei too thin, wie der Yankee ſagt, wenn auch nicht übel" (Band 6, S. 232). An Frau Cauſſot ſchreibt er im Jahre 1878, 22. Mai (Band 6, S. 504): „Gott, was iſt der Menſch abhängig von „Menſchlichem, Nebenmenſchlichem, Mockmenſchlichem"! A propos, das Buch von Nietzſche iſt doch gut, ſtellenweiſe ſogar ſehr gut. Möge mein neuliches voreiliges Urteil — der Titel ſcheine gerechtfertigt — Dich von der Bekanntſchaft damit nicht abſchrecken." Ganz in der letzten Zeit hat Bülow mit Nietzſche beſonders auch als Kritiker von Wagner und Bayreuth gerechnet (Biographie II, 851, 577); früher aber, jedenfalls noch in den ſiebziger Jahren, wollte Bülow Nietzſche, wie Rohde auch, nicht aus dem Kreiſe Wagner-Schopenhauer heraustreten ſehen. Es iſt alſo kaum anzunehmen, daß Bülow bei jener einen Begegnung im Jahr 1872 bei Nietzſche für Stirner Propaganda gemacht habe. Da aber Bülow damals Nietzſche anfragte, „ob er mir ſeine Überſetzung von Leopardi, das Reſultat ſeiner italieniſchen Mußeſtunden widmen dürfe" (Briefe II, 305), ſo wäre ja auch nicht ausgeſchloſſen, daß Bülow Nietzſche von Stirner erzählt hat als ſeinem eigenen ganz privaten Eigentum, und das wäre dann allerdings bei dem Reſpekt Nietzſches vor Bülows Intelligenz ein Sporn mehr geweſen. Es muß aber nach wie vor

Bülows Beſuch bei Nietzſche

als äußerste Wahrscheinlichkeit gelten, daß Nietzsche Stirner bereits als Student gelesen hatte. Ein nicht zu übersehendes Zeugnis dafür hat ein Schweizer, der in den neunziger Jahren verstorbene Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, Théophile Droz, in der ersten Novembernummer des Jahrgangs 1894 der „Semaine litéraire" abgelegt. Es heißt da (in der Übersetzung von Pfenninger, „Zürcher Post", 9. November 1900): „Es sind 28 Jahre her, daß ich Nietzsche kennen lernte, als wir zu Bonn gleichzeitig die Vorlesungen von Ritschl und Otto Jahn besuchten. Schon damals hatte er um sich einen kleinen Kreis junger Leute, die er durch seine paradoxen Ideen und sein wunderbares Talent, die langen und oft langweiligen Abhandlungen unserer Lehrer in prächtige Aphorismen zusammenzufassen, an sich zog. Es ist möglich, daß ein Buch, von dem man dazumal als von einer Neuheit sprach, auf den Geist Nietzsches einen bestimmenden Einfluß übte. Es war „Der Einzige und sein Eigentum" von Max Stirner, ein Evangelium des rücksichtslosesten Individualismus, des geistigen und gesellschaftlichen Anarchismus ohne Schranken."

Nietzsche und die französischen Moralisten

Die Anknüpfung mit den französischen Moralisten fällt auch vor die Basler Zeit. Am 24. November 1868 schrieb ihm Rohde über de La Rochefoucauld (Briefe II, 99/100): „Dieser Tage las ich La Rochefoucaulds Réflexions et maximes; auch ein Pessimist, aber kein ethisch anregender; er kitzelt nur den Witz mit den tausend, stets pikant garnierten Wendungen der einen Behauptung, daß der Egoismus alles bestimme. Auch das Mitleid sogar: und hier faßt man den schwachen Punkt des Mannes. Wie die im jüdischen Theismus aufgenährte und befangene Mehrzahl, kennt auch er zwischen den Individuen keinen andern Zusammenhang, als den die Drähte der Puppen in der Hand des Alten da oben finden, der sich zum Scherz dieses klägliche Schauspiel der Welt und der Menschengeschichte aufführt. Da ist denn freilich die Möglichkeit jeder auf die Einheit des Alls basierten Empfindungen unerklärlich: denn allerdings können wir nur Homogenes lieben, und diesem Standpunkt ist eben jede Puppe absolut nur sich homogen. — So machte das opus einen widerlichen Eindruck auf mich." Dieses abschätzige Urteil Rohdes, das als nicht zu übersehende Spur auf seinen späteren Skeptizismus deutet, scheint auf Nietzsche fast als Anregung gewirkt zu haben; jedenfalls teilte er es nicht. Er wünschte sich 1869 und 1870 La Rochefoucauld, Vauvenargues und La

Bruyère von seiner Schwester zu Weihnachten; Frau Wagner schenkte ihm die schöne Ausgabe von Montaigne; etwa ein Jahr später besaß er auch Stendhals Promenades dans Rome (Biographie II, 20). Mitte der siebziger Jahre bezeichnete Frau Cosima Wagner der Schwester Nietzsche als einen perfekten Kenner dieser alten Franzosen (Biographie II, 271). Er hat wohl ihr Studium durch die ersten Basler Jahre nebenher mitgehen lassen. Rasch ging das, da er sie sich im Urtext aneignete, nicht; denn Nietzsche hat niemals eine lebende fremde Sprache auch nur annähernd beherrscht; darüber darf man sich durch die geistreich eingestreuten englischen, italienischen und französischen Brocken nicht täuschen lassen. Die spielende Erlernung einer andern als der Muttersprache ist überhaupt niemals Sache tief veranlagter, auf den Grund gehender Naturen; es ist nicht zufällig, daß Kinder und Oberkellner in dieser Leichtigkeit hervorstechen. In Basel hat Nietzsche mit einem Theologie-Studenten, dem Sohne eines Hauses, in dem er viel verkehrte, Französisch getrieben; dabei ging es noch recht anfängermäßig zu; das Wörterbuch mußte nicht nur ausnahmsweise herhalten. Nietzsche hat es sogar im Französischen nie so weit gebracht, daß er einen Text glatt herunterlesen oder gar einem vorgelesenen mühelos folgen konnte. Von ihm wichtigen Stücken bat er sich gerne für ihn angefertigte Übersetzungen der Freunde aus. Overbeck, der bis zu seinem vierzehnten Jahre nur Französisch gesprochen hatte, übertrug ihm gelegentlich aus dem Stegreif französische Sachen mündlich; Frau Overbeck, Gersdorff, Frau Marie Baumgartner und andere griffen für ihn zur Feder. Entwürfe, daß sich Nietzsche in einer lebenden fremden Sprache etwa zur Beantwortung von Briefen versucht hätte, liegen meines Wissens öffentlich nicht vor. Er selbst schreibt an Hans von Bülow (2. Januar 1875, Briefe III, 362/63): „Ich selber nämlich verstehe gar zu wenig Italienisch und bin überhaupt, obschon Philologe, doch leider gar kein Sprachmensch; die deutsche Sprache wird mir sauer genug." Unter den Zuschriften an Overbeck ist eine Postkarte in vortrefflichem Latein abgefaßt.

Seine mäßige Begabung für fremde Sprachen

Endlich ist daran zu erinnern, daß sich Nietzsche natürlich nicht nur durch Denker hat befruchten lassen. Vor allem ist da Hölderlins zu gedenken. Er schreibt Rohde am 3. September 1869 (Briefe I, 165/66): „Immer wenn ich mich zum Briefschreiben an Dich niedersetze, fällt mir das Wort Hölderlins, meines Lieblings aus der Gymnasialzeit, ein „denn liebend gibt der Sterbliche vom

Nietzsche und Hölderlin

Besten!" Mit siebzehn Jahren schreibt er zu Schulpforta einen deutschen Aufsatz, der dem eigenen Lieblingsdichter zu gelten hatte und für uns heute mehr als einen wertvollen Fingerzeig enthält (Biographie I, 309—312): „Unklares Gerede, mitunter Tollhäuslergedanken, heftige Aussprüche gegen Deutschland, Vergötterung der Heidenwelt, bald Naturalismus, bald Pantheismus, bald Polytheismus, wirr durcheinander" — das faßt er als den gegen Hölderlin sich richtenden Tadel zusammen und verlegt Hölderlins Bedeutung über die auch von den Gegnern unangefochtene metrische Kunst hinaus vor allem in den Gedankengehalt seiner nichtlyrischen Bruchstücke: „So kennst Du denn also nicht den Empedokles, dieses so bedeutungsvolle dramatische Fragment, in dessen schwermütigen Tönen die Zukunft des unglücklichen Dichters, das Grab eines jahrelangen Irrsinns, hindurchklingt, aber nicht, wie Du meinst, in unklarem Gerede, sondern in der reinsten sophokleischen Sprache und in einer unendlichen Fülle von tiefsinnigen Gedanken . . auch im Hyperion schleudert er scharfe und schneidende Worte gegen das deutsche „Barbarentum". Dennoch ist dieser Abscheu vor der Wirklichkeit mit der größten Vaterlandsliebe vereinbar, die Hölderlin auch wirklich in hohem Grade besaß. Aber er haßte in dem Deutschen den bloßen Fachmenschen, den Philister. — In dem nicht vollendeten Trauerspiel „Empedokles" entfaltet uns der Dichter seine eigene Natur. Empedokles' Tod ist ein Tod aus Götterstolz, aus Menschenverachtung, aus Erdensattheit und Pantheismus. Das ganze Werk hat mich immer beim Lesen ganz besonders erschüttert; es lebt eine göttliche Hoheit in diesem Empedokles. Im Hyperion hingegen, ob er gleich von verklärendem Schimmer umflossen scheint, ist alles unbefriedigt und unerfüllt; die Gestalten, die der Dichter hervorzaubert, sind „Luftbilder, die in Tönen, Heimweh weckend, uns umklingen, uns entzücken, aber auch unbefriedigte Sehnsucht erwecken". Nirgends aber auch offenbart sich die Sehnsucht nach Griechenland in reineren Klängen als hier; nirgends auch tritt die Seelenverwandtschaft Hölderlins mit Schiller und Hegel, seinem vertrauten Freund, deutlicher hervor." So wie Hölderlin den sizilischen Dichterphilosophen sah, „allein und ohne Götter", „nichts anderes denn seine Seele fühlend", dabei „leicht zerstörber", so war — sagt Adolf Bartels (Geschichte der Deutschen Literatur, Leipzig 1902, Band II, 81) — Nietzsche wirklich. Am meisten in die Augen springt wohl die Verwandtschaft zwischen Hölderlin und Nietzsche mit jener Anklage

Hölderlins Anklage gegen die Deutschen

gegen die Deutſchen aus dem Hyperion, auf die Nietzſche in der oben angeführten Stelle (Biographie I, 311) hindeutet: „Es iſt ein herbes Wort und dennoch ſag ich's, weil es Wahrheit iſt: ich kann kein Volk mir denken, das zerriſſener wäre wie die Deutſchen. Handwerker ſiehſt du, aber keine Menſchen, Denker, aber keine Menſchen, Prieſter, aber keine Menſchen, Herren und Knechte, Jungen und geſetzte Leute, aber keine Menſchen — iſt das nicht, wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerſtückelt untereinanderliegen, indeſſen das vergoſſene Lebensblut im Sande zerrinnt?"

Wilhelm Jordan als Entwicklungsdichter

An mehr nebenſächlichen Anklängen an andere Dichter und Denker iſt des weiteren kein Mangel, ſobald man im allgemeinen Nietzſches Begriff vom Übermenſchen auf die Spur zu kommen ſucht. Das Wort ſelbſt übernahm er von Goethe; der Gedanke jedoch lag geradezu in der Luft. Wilhelm Jordan, der Freund Stirners, fühlte ſich als Weltanſchauungsdichter und hatte bereits in ſeinem dreibändigen Myſterium „Demiurgos" (1854), ohne noch Darwins Werk über die Entſtehung der Arten zu kennen, einzelne Züge der Entwicklungslehre, die La Marck noch nicht gekannt hatte, vorweg genommen, vor allem die Einſicht, der ſtärkſte Anſporn zur Entwicklung ſeien Kampf und Not. Im Jahre 1860 öffnet ihm Darwins unterdeſſen erſchienenes Buch die Augen über die Richtigkeit ſeiner Ahnung; der Drang nach Selbſtbehauptung führt über Lebensfreude, Kraftbewußtſein und Weltbehagen hinaus ſogar zur Verherrlichung des Schmerzes:

Und am Rand der Vernichtung noch ruhig genießend,
Das Leben zu lieben mit all ſeinem Leide.

Alexander Tille iſt den Spuren der Entwicklungstheorie innerhalb Jordans Dichtung nachgegangen in ſeinem Buche „Von Darwin bis Nietzſche" (Leipzig 1895, S. 154—162). Jordans „Andachten" ſind 1879 erſchienen; in ihnen finden wir Verſe wie dieſe:

„Die Erlöſung Gottes auf Erden."
Ja, Gott ward, die Welt vom Böſen
Loszuringen, Fleiſch und Bein;
Doch der Menſch muß Gott erlöſen
Und aus Neid und Not befrein.

oder:

Wer neues denkt, ein Wort dafür geſtaltet,
Hat eine Windung mehr hineingefaltet
Ins Schädelmark, wenn ſeines Volkes Mund
Nachſprechen lernt den nachgedachten Fund.

Erzücht' ein Kraut, verbeſſer' ein Gerät,
Du hebſt damit der Menſchen Majeſtät;
Um ein Geringes mehre, was wir haben,
Du hilfſt ſie ſteigern, göttlicher begaben.

Der Übermenſch bei Jordan

Aber bereits in den Nibelungen jubelt Krimhild im Bewußtſein, den furchtloſeſten Gatten ihr eigen zu nennen:

„Wir erzeugen in Züchten die Erben der Zukunft,
Das Maß der Menſchheit mit unſerer Minne
Steigernd und ſtärkend, daß demutsvoll ſtaunend
Vor unſeren Enkeln ſich beuge der Erdkreis.
Sie ſollen noch herrſchen mit wachſender Hoheit
Und edler Güte, wann die Götter vergangen."

Jordan hat ſich nicht geſcheut, zu Anfang der neunziger Jahre Nietzſche des Diebſtahls an ſeinen eigenen Gedanken zu beſchuldigen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung: „Seine ſtärkſten Drucker hat er unverkennbar m i r geſtohlen!"

Ariſtokratismus und Senſualismus

Ein weiterer Berührungspunkt wäre die Übereinſtimmung Nietzſches mit Renan in Hinſicht auf den ihnen gemeinſamen Gegenſatz zur Demokratie. Zu wiederholten Malen hat der franzöſiſche Denker die Meinung ausgeſprochen, daß die Menſchheit durch das Aufkommen einer unwiſſenden und barbariſchen Volksherrſchaft in ihrem Wachstum plötzlich aufgehalten werden könnte, und die Befreiung von dem jetzigen verhängnisvollen Ideal erhofft durch einen antinihiliſtiſchen Meſſias, der der Erde ihre Beſtimmung und dem Menſchen ſeine Hoffnungen zurückgibt. Zur Zeit der Kantſtudien, die er als Student im Frühjahr 1868 in Leipzig betrieb, hat er ſich auch die Lektüre von Czolbes beiden Schriften vorgemerkt „Neue Darſtellung des Senſualismus" und „Die Grenzen und der Urſprung der menſchlichen Erkenntnis" (Biographie I, 367). Dort fand Nietzſche den Gedanken vertreten, überſinnlich und unklar ſeien ein und dasſelbe; nur aus ſinnlichen Wahrnehmungen dürfen deutlich vorſtellbare oder anſchauliche Begriffe, Urteile und Schlüſſe gebildet werden, und jeder Schluß auf etwas nicht Vorſtellbares iſt abzuweiſen; die Zufriedenheit mit der natürlichen Welt hat den tiefſten Grund der neuen Weltanſchauung zu bilden; ſie iſt geradezu moraliſche Verpflichtung oder Ehrenſache. Auch mit Eduard von Hartmann hat ſich Nietzſche ſchon vor 1870 beſchäftigt; ſehr lehrreich, weil ein Beweis, daß Nietzſche auch aus ihm unangenehmen Büchern Nutzen zu ziehen pflegte, iſt der Austauſch über Hartmann zwiſchen ihm und Rohde; Rohde ſchreibt ihm von Rom,

5. November 1869 (Briefe II, S. 176): „Haſt Du etwa E. von Hartmanns ‚Philoſophie des Unbewußten‘ geleſen? Plündert Schopenhauer, ſchimpft aber auf ihn: ſetzt dem Willen, tuend als gebäre er ihn ſoeben, zwei blinde Augen ein, einen unbewußten Intellekt, womit das Ganze zu einer Art Maulwurf wird. Lange ſchauerliche Wüſten ſcholaſtiſcher Leere durchziehen das Buch; hat man aber den Ärger über die Frechheit gegenüber Sch. allmählich verwunden, ſo lieſt man vieles mit großem Anteil. Dumm iſt die ſogenannte naturwiſſenſchaftliche Methode darin.“ Darauf antwortete Nietzſche wenige Tage ſpäter (Baſel, 11. November 1869, Briefe II, S. 178): „Über Hartmann mit Dir einmündig und einmütig. Doch leſe ich ihn viel, weil er die ſchönſten Kenntniſſe hat und mitunter in das uralte Nornenlied vom fluchwürdigen Daſein kräftig einzuſtimmen weiß. Es iſt ein ganz gebrechlicher kontrakter Mann — mit etwas Bosheit, ſcheint mir; hie und da auch kleinlich, und jedenfalls undankbar. Und das iſt für mich ein Halt in der Ethik und der ethiſchen Beurteilung von Menſchen und Tieren.“ — Ganz ähnlich ſteht es mit Nietzſches Studium der Schriften von Eugen Dühring, beſonders des Buches „Wert des Lebens“, das den Begriff des modernen Europäers enthält. In dem Bedürfnis, ſeine philoſophiſchen Grundanſchauungen zu revidieren, nimmt er ſich vor (Biographie II, S. 193), „Dühring als den Verſuch einer Beſeitigung Schopenhauers durchzuſtudieren, um zu ſehen, was ich an Schopenhauer habe, was nicht. Hinterdrein noch einmal Schopenhauer zu leſen.“ Er exzerpiert Dührings Buch auf nicht weniger als dreißig Folioſeiten und unterbricht dabei den Gedankengang des Autors durch Zwiſchenrufe und Ausführungen. Dies geſchah im Herbſt 1875; Dühring war alſo einer von denen, die er gründlich vornahm. Vorgemerkt war er ſchon ſeit 1868, wo die Jüngerſchaft zu Schopenhauer ihn nach Geiſtesverwandten umſehen ließ; er ſchrieb damals an von Gersdorff (Briefe I, S. 97): „Übrigens gehört auch Spielhagen zu denen, mit welchen ich ein perſönliches Verhältnis wünſche. Nun, vielleicht gibt ſich in Berlin einmal eine Annäherung. Ich wundere mich, daß Du nicht einmal dem ausgezeichneten Manne einen Beſuch abſtatteſt. Wir müſſen uns unſre philoſophiſchen Freunde etwas zuſammenſuchen. Auch Bahnſen, der Verfaſſer der ‚charakteriologiſchen Studien‘ ſteht auf der Liſte. Da iſt ja auch Eugen Dühring in Berlin, der immer ſchöne Kollegien geleſen hat, z. B. über Schopenhauer und Byron, über Peſſimismus uſw.

Dührings moderner Europäer

Endlich ist dort wohl auch Frauenstädt, der Protagonist des Kultus, aufzutreiben." — Übrigens hat Nietzsche auch auf die eine oder andere aufgestöberte Beziehung Zeit und Mühe verwendet, ohne entsprechend zu empfangen. So hat er mit Overbeck sich öfter über den moralphilosophischen Scholastiker African von Spir unterhalten, der als pensionierter russischer Marineoffizier dreiundfünfzigjährig 1890 in Genf verstorben ist. Das Studium dieses Schriftstellers scheint ihm ähnlich wie der Austausch mit seinem Freunde Romundt dazu gedient zu haben, sich für seinen Wegzug von aller Metaphysik vor Übereilungen zu bewahren; es liegt hier im kleinen auch wieder eine jener geistigen Rückversicherungen vor, die für Nietzsches intellektuelle Gewissenhaftigkeit zeugen. Mitte April 1875 verbrachte Nietzsche einen Abend „mit Herrn Cook, dem Freunde Proudhons: es war toll — — viel Geheimnisvolles". (Briefe I, S. 313.) — Eine derartige zufällige Begegnung wird für Nietzsche gleich irgendwie zum starken Impulse. Alles persönlich Vermittelte erweckte ihm ein günstiges Vorurteil, selbst wenn das Erlebnis an sich unliebsam war: „Der treffliche Emerson, welchen ich mit in Bergün hatte, ist mir samt meiner vollen Reisetasche gestohlen worden: das schöne Exemplar vom Ringe des Nibelungen mit Wagners Widmung war auch dabei."

Metaphysische Rückendeckung und Gelegenheitsbekanntschaften

Mit allem dem mag soviel als erwiesen gelten, wie notwendig uns ein von fachkundiger Hand geschriebenes Buch über Nietzsches philosophische Bildung wäre. Einen methodischen Anlauf dazu, allerdings nur in dem unausreichenden Rahmen einer Skizze, nimmt August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, S. 24—28) und betont besonders das Verhältnis einmal zu den griechischen Philosophen und sodann zu den Kritikern der Aufklärungszeit, besonders auch zu Lichtenberg, von dem er z. B. noch im vierten Zarathustra Einzelzüge zum „Eselsfest" entlehnt hat. Der vollständige Mangel auch nur eines Versuches, Nietzsches Voraussetzungen als Denker systematisch zu untersuchen, reicht allein schon hin, um den Erinnerungen der Schwester die Anerkennung als Biographie zu versagen. Es soll so aussehen, als hätte er es eigentlich überhaupt nicht nötig gehabt, sich von irgendwoher beschenken zu lassen, während Nietzsche doch gerade als Philosoph der rechte Gelehrte geblieben ist in seinem unermüdlichen Fleiße, nur ja nichts zu übersehen. Die beinahe zahllosen Beeinflussungen, die er auf sich zugelassen hat, von allen Seiten ins Licht zu setzen und besonders auch die verschiedenen Abstufungen

und Artunterschiede an dieser Abhängigkeit herauszustellen, wäre eine dankbare Aufgabe. Ein unersättlicher Empfänger, der aber dann zum unermüdlichen Schöpfer wird— das ist das Geheimnis. Anders sind weder Kant noch Goethe noch Schopenhauer groß geworden. Die größten Genies sind auch die größten Freibeuter — das ist nun einmal nicht anders. Irgendwoher hat es jeder. Es kommt einzig und allein auf die Intensität der Aneignung an — daß das Fremde vom Eigenen so verschlungen werde, bis man mit Goethe sagen kann: Was in meinem Buche steht, ist mein!

Der Inbegriff von Nietzsches Lebenswerk

s gilt zum Schluß zu kommen mit Nietzsches Werdezeit. So reich er sich auch hat beleihen lassen, ein Kern ist da, der stammt von ihm selber, ein Anfang und ein Inbegriff, über den er, stofflich gemessen, niemals hinausgekommen ist. Stellen wir aus seinem ersten Buche, der „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", das Wichtigste zusammen, so haben wir ein Bild von seiner eigenen philosophischen Physiognomie. Nietzsche ist Philosoph unter dem Vorbehalt, daß er vor allen Dingen Mensch, das heißt ein Kind des Schicksals ist; deshalb richtet er zu der Philosophie als theoretischer Erkenntnis ihren Gegensatz auf, die tragische Erkenntnis. Die Theorie, sagt er sich, stößt an der Peripherie des Wissens an die Grenze, hinter der die Heimat des Mythus anhebt. Alles, was wir jetzt Kultur, Bildung, Zivilisation nennen, wird einmal vor dem untrüglichen Richter zu erscheinen haben, der den Griechen Dionysos hieß. Dabei darf von diesem Fundamente aller Existenz, von dem dionysischen Untergrunde der Welt, genau nur so viel dem menschlichen Individuum ins Bewußtsein treten, als von dem apollinischen Element in ihm, der bändigenden Verklärungskraft wieder überwunden werden kann. Dionysos ist das Prinzip der Subjektivität, die Vergötterung dieses Prinzips, die Erhebung zur allgemeinen Geltung. Aber so gut der Revolutionär seine Machtbegierde durch den Staatsstreich vollendet, so gut kann sich das Subjektive mit seiner eigenen Empfindungssubstanz so anfüllen, daß es objektiv wird. Dionysos ist eine erhabene Ausflucht, instinktiv hervorgegangen aus dem nur lyrischen Vergnügen bei dem Schöpferdrang, eine universal geschlossene, nicht mehr individuelle befangene Welt aus sich heraus zu setzen. Der Lyriker ist zuerst als dionysischer Künstler mit dem Ureinen eins geworden. Das Ich des Lyrikers tönt also aus dem Abgrund des

Die dionysische Künstlerschaft des Lyrikers

Seins: ſeine „Subjektivität“ iſt eine Eingebung der neueren Äſthetik. Im Grunde iſt das äſthetiſche Phänomen einfach; man habe nur die Fähigkeit, fortwährend ein lebendiges Spiel zu ſehen und immerfort von Geiſterſcharen umringt zu leben; man fühle nur den Trieb, ſich ſelbſt zu verwandeln und aus andern Leibern und Seelen herauszureden, ſo iſt man Dramatiker. Der ſubjektive Künſtler iſt ein ſchlechter Künſtler, da die Höhe der Kunſt Beſiegung des Subjektiven, Erlöſung von „Ich“ und Stillſchweigen jedes individuellen Willens bedeutet. Der „Lyriker“ als Künſtler iſt daher das Problem, das die Äſthetik vor allem zu löſen hätte: wie nämlich derjenige, der nach der Erfahrung aller Zeiten immer „ich“ ſagt und die ganze chromatiſche Tonleiter ſeiner Leidenſchaften und Begehrungen vor uns abſingt — wie gerade dieſer Archilochus durch den Schrei ſeines Haſſes und Hohnes, durch die trunkenen Ausſprüche ſeiner Begierden als Künſtler beſtehen kann neben Homer. Darin liegt das Antihomeriſche des Lyrikers, daß er die Sprache aufs ſtärkſte anſpannt, um der Wirkung der Muſik möglichſt nahe zu kommen. Ob das griechiſche Vorbild von uns nachgeſtaltet werden kann, daran hängt die Möglichkeit einer neuen deutſchen Kultur. Glaube niemand, daß der deutſche Geiſt ſeine mythiſche Heimat auf immer verloren habe, wenn er ſo deutlich noch die Vogelſtimmen verſteht, die von jener Heimat erzählen. Das tragiſche Myſterium liegt in den Verwandlungen des Dionyſos beſchloſſen: „Dieſem kommenden dritten Dionyſos erſcholl der brauſende Jubelgeſang der Epopten“. Und die ewige Trauer der Demeter weicht der Freude, als man ihr ſagt, daß ſie den Dionyſos noch einmal gebären könne. Für Nietzſche konnte eben die tragiſche Auffaſſung einer ſchimmernden Serenität nicht entbehren. Er ſagt in einem der Entwürfe (Nachlaßband IX, S. 167) zum Abſchnitt „die homeriſche Heiterkeit“: „Homer iſt nicht heiter, Homer iſt wahr. Die Tragödie erreicht mitunter die ſatte Heiterkeit.“

Die Geburt der Tragödie das Programm

Entwirft man ſich ein Bild von dem Philoſophen, der die oben ausgeſprochene Geſinnung in ſich verkörpert, ſo kann man auf den Kopf zuſagen, es iſt Nietzſche, wie wir ihn aus ſeinem Geſamtwerke kennen, der ganze Nietzſche ohne irgend eine Lücke von Belang, denn ſogar die ewige Wiederkunft iſt hier ſchon in einem erſten Anklange vorhanden. Und doch iſt die obige Zuſammenſtellung ausſchließlich aus Gedanken von Nietzſches erſtem Buche meiſtens in wörtlicher Anlehnung erfolgt. Dieſe bereits ange-

deutete Tatsache, daß Nietzsches Anfang zugleich ein lückenloses Programm für das nachfolgende Werk, muß noch einmal mit allem Nachdruck festgestellt werden, da nur bei ihrer vollen Würdigung der Ansatz zu einem richtigen Verständnis Nietzsches mit Sicherheit und ohne Fehlgriff zu vollziehen ist. Es ist deshalb von Wert, hier an den deutlichen Fingerzeig zu erinnern, den der erste Herausgeber des Archivs, Fritz Kögel, in seiner Einleitung zu den Nachlaßbänden erteilt hat; er sagt da in der ersten Ausgabe des IX. Bandes (Naumburg 1896, S. 31 und 32): „Die sogenannte erste Periode ist kein Anfang. Die „Geburt der Tragödie", das Erstlingswerk, mit dem Nietzsche am Beginn seines 28. Lebensjahres hervortritt, ist das Endglied einer langen Entwicklung und eine langsam gereifte Frucht. Nietzsche ist eine polyphone Natur, in der verschiedenartige, scheinbar feindliche Begabungen sich zusammengefunden haben. Und so wachsen Wissenschaft, Kunst und Philosophie immer inniger in ihm zusammen, bis sie in der „Geburt der Tragödie" einen Centauren hervorbringen, das heißt: ein Werk, das einer einzelnen einseitigen Begabung unerreichbar gewesen wäre. Diese Polyphonie verschiedener in kühner und reicher Harmonie zusammenklingender Begabungen ist eine Grundtatsache nicht bloß für die erste Zeit, sondern für Nietzsches ganze Entwicklung. Es ist wieder der Künstler, der Philosoph und der wissenschaftliche Mensch, inzwischen in mehreren Verwandlungen umgeformt, die gemeinsam einen andern noch seltsameren Centauren höchster Art, den ‚Zarathustra', hervorbringen." Der Grundgedanke, den hier Kögel vertritt, ist nicht anzufechten; indessen liegt die Sache doch nicht so einfach. Bei Nietzsche ist auch sein Anfang nichts weniger als primitiv, sondern sehr kompliziert. Es ist deshalb die Kritik eines Gelehrtenurteils, wie sie August Horneffer (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller S. 72) gibt, hier ebenfalls noch anzuführen: „Die Geburt der Tragödie, die zeitlich aber nicht sachlich vor die unzeitgemäßen Betrachtungen gehört, hat einer von denen, die Bücher über Nietzsche schreiben, als ein vollendet gestaltetes Bauwerk bezeichnet. Er kann weder sie noch die Vorarbeiten und nachgelassenen Entwürfe zu ihr genau gelesen haben. Nietzsche hatte zunächst eine rein historische Untersuchung über das attische Drama vor, dessen ungewisse Entstehung, mächtige Entwicklung und rascher Untergang ihn auf das lebhafteste interessierten; dann aber fand oder glaubte er zu finden, daß Schopenhauers und Wagners ästhetische Ideen

Licht über dieſe Fragen verbreiteten; daraufhin verſuchte er eine philoſophiſche Ausdeutung der hiſtoriſchen Phänomene, kam dabei auf eigen metaphyſiſch-äſthetiſche Wege, die ihn von der anfänglichen Abſicht weit fortführten, und dachte an ein allgemeines Werk über die Tragödie, in dem das Hiſtoriſche nur beiſpielsweiſe vorkommen ſollte; er kam vom Problem des Tragiſchen auf das Problem des tragiſchen Menſchen und wollte ſeine Gedanken über dasſelbe in einem Drama verkörpern; dann aber näherte er ſich wieder dem Hiſtoriſchen, wollte es aber als Folie einer Verherrlichung der Wagnerſchen Kunſt verwenden, und ſo ging es fort. Was nach all dieſem Verſuchen und Planen ſchließlich fertig gemacht und herausgegeben wurde, iſt ein Torſo, weiter nichts. Keine der Abſichten iſt vollſtändig durchgeführt worden. Noch während der letzten Redaktion nahm der Autor wichtige Partien heraus; an mehreren Stellen ſtößt man auf die Spuren großer Zuſammenhänge, die im Nebel bleiben und eine einheitliche Geſtaltung des Werkes nicht haben zuſtande kommen laſſen. Dies ſeltſame Erſtlingswerk wies ins Ungeheure und vermochte das Nächſte nicht zu beherrſchen und zur vollen Klarheit zu bringen. Erſt ſpäter ſah Nietzſche deutlich, welch großen Entdeckungen er damals auf der Spur war; in der Vorrede des Jahres 1886 und in einer wertvolleren Selbſtkritik über dies Buch aus dem Jahre 1888 deutet er darauf hin." Nietzſche war mit dreißig Jahren ſubſtanziell fertig; eine Grenzerweiterung, einen Gebietszuwachs hat das Reich, das er damals beſaß, überhaupt nicht mehr erfahren. Sein erſter Schritt in die Öffentlichkeit iſt mit der Thronbeſteigung eines jungen Fürſten zu vergleichen, der nach ſeiner Herrſchermacht bereits genau ſoviel zu gebieten hat, als nach einer zwanzigjährigen Regierung, und doch wird er dann erſt eigentlich von ſeiner Herrſchaft Beſitz ergriffen haben, wenn er ſeine Herrſchaft nach allen Seiten hin geübt hat und ſich in der Beſchaffenheit ſeines Gebietes auskennt."

Nietzſches Frühreife und ihre Überwindung

Für einen ſo nahen und einſichtigen Freund, wie Overbeck es ihm in jenen Jahren der Zimmernachbarſchaft geweſen iſt, konnte denn auch niemals ein Zweifel an der genialiſchen Veranlagung Nietzſches aufkommen; die Beſorgniſſe und Befürchtungen richteten ſich einzig darauf, ob der fürſtlich ausgeſtattete Götterliebling vermögen werde, ſeines Reichtums Herr zu werden. Iſt Nietzſche auch, laut dem nachdrücklichen Zeugnis ſeiner Schweſter, durchaus kein Wunderkind geweſen, da er nach regelmäßigem Schul-

gang ziemlich spät, gerade mit zwanzig Jahren, zur Universität abging (Biographie II, S. 899), — so bilden doch die darauffolgenden persönlichen und akademischen Erfolge seiner zwanziger Jahre, die ebenbürtige Freundschaft mit dem um reichlich ein Menschenalter älteren Wagner und die Bestallung mit einem philologischen Lehrauftrag von der Kollegbank weg ohne Doktorexamen eine so fabelhafte Ausnahme, daß eine außergewöhnliche Frühreife unmöglich in Abrede gestellt werden kann. Overbeck, der wie niemand sonst Zeuge war von dem zauberhaften Aufspringen verborgener Quellen, kennt eine Sorge um Nietzsche nur in der einen Hinsicht, daß er sich allerdings oft genug zur bangen Frage veranlaßt sah: wird er es durchhalten? Da ist schon jetzt die Versicherung am Platze: Nietzsche hat Overbeck nicht enttäuscht, er hat ihn vielmehr über Erwarten für seine Hoffnungen belohnt. Er erweckte seine Bewunderung und Ehrfurcht vor seinen Gaben vor allem durch die Weise ihrer Anwendung, durch das, was er mit Hilfe dieser Gaben aus sich gemacht hat. Overbeck hat gesagt: „An Nietzsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreife überwunden hat." Wie ein Echo darauf tönt Nietzsches eigenes, späteres Geständnis (Sprüche und Sentenzen, S. 245): „Das Recht zu meinen eigenen Werten — woher nahm ich das? Aus den Rechten aller alten Werte und den Grenzen dieser Werte!"

Zweiter Abſchnitt des zweiten Teils

Nietzſches Loslöſung vom Lehramte

(Der Denker)

Unter den vordeutenden Stellen aus der „Geburt der Tragödie", durch die wir uns ſoeben Nietzſches künftige Geiſtesgeſtalt haben vorwegſpiegeln laſſen, haben wir eine uns bis hieher aufgeſpart, in der Nietzſche auf ganz beſonders hellſichtige Art ſein im Schopenhauerſchen Sinne ſo zu nennendes Principium individuationis wachruft: „Apollo", heißt es da (S. 36 der erſten Ausgabe), „zeigt uns mit erhabenen Gebärden, wie die ganze Welt der Qual nötig iſt, damit durch ſie der einzelne zur Erzeugung der erlöſenden Viſion gedrängt werde und dann, ins Anſchauen derſelben verſunken, ruhig auf ſeinem ſchwankenden Kahne, inmitten des Meeres, ſitze." Weit mehr als durch alle menſchlichen Einflüſſe ſeiner Freunde und ſeiner Gegner iſt Nietzſche der geworden, der er iſt und bleiben wird durch eine unperſönliche blinde Schickſalsmacht: ſeine Krankheit. Soviel er ſelbſt darüber nachgegrübelt hat und ſoviel ſeither darüber öffentlich verhandelt worden iſt und wohl noch werden wird, ſo ſcheint es doch wohl bei dem Urteil hervorragender Ärzte bleiben zu ſollen, eine genaue Krankengeſchichte Nietzſches zu ſchreiben werde niemandem gelingen, da die Anfänge des Leidens nicht völlig klargeſtellt ſeien. (Biographie II, S. 922.) Dieſes Halbdunkel, in das vielleicht der hauptſächlichſte Erreger von Nietzſches Entwicklung nun alſo auf immerdar verſponnen bleiben muß, trägt noch dazu bei, den fataliſtiſchen, ſchickſalsmäßigen Charakter ſeiner geſtörten Geſundheit zu ſteigern. Deshalb können auch genaue diagnoſtiſche Befunde deſto eher entbehrt werden, weil ſie ja doch hinter der Bedeutung, die Nietzſche ſeinen Leiden beimaß, als unweſentlich zurückzutreten hätten. An ſeiner Krankheit, mehr als ſonſt an einem Widerſtande, hat Nietzſche ſich ſein Schickſal zurechtgelegt.

Nietzſches Krankheit

Von Anfang an erſchien auch ſolchen, die ohne nähere Ahnung und Kenntnis von Nietzſches Seelenkämpfen mit ihm nur den

Zuſammenhang zwiſchen Geſundheit und Geiſt

nachbarlichen und kollegialen Alltagsverkehr pflegten, seine schwache Gesundheit in einem Zusammenhang zu stehen mit geistigen Anfechtungen. Für eine Darstellung, wie die vorliegende erschien es wünschenswert, auch an unscheinbaren biographischen Kleinigkeiten nicht achtlos vorüber zu gehen; gerade in Basel konnte sich, weil es der einzige einigermaßen bleibende Aufenthalt Nietzsches unter Menschen gewesen ist, ein konstantes Bild von Nietzsche als einem Leidenden ausprägen. Es ist dabei festzustellen, daß nicht die leiseste peinliche Spur haften geblieben ist: Nietzsche litt an Migräne und an den Augen; er ging umher — mühsam, schlecht aussehend, mit einer blauen Schutzbrille; man wußte, daß er das Tageslicht nicht ertragen könne und schloß für ihn die Fensterläden; man wußte, daß ihm lautes Sprechen unerträglich war und unterhielt sich mit ihm lieber nur flüsternd; man wunderte sich, daß ein so überfeinerter Empfinder plötzlich eine Vorliebe für abstoßende Dinge verraten konnte, etwa für große dicke Kröten, die verschlucken zu müssen er gelegentlich träumte, ja die er selber zu fangen und anzufassen vermochte; man kam vielleicht auch dahinter, daß die tadellose Exaktheit in seiner Kleidung weniger auf ein harmloses Wohlgefallen an sich selbst zurückzuführen sei, als daß darin sich eine aus einem geheimen, quälenden Ekel entspringende Befleckungsfurcht äußere. Aber selbst derartige Absonderlichkeiten fielen nie aus dem Rahmen heraus, schwollen nie zu etwas Auffallendem an. Nietzsche war zart und kränklich: also umgab man ihn mit Teilnahme und Schonung, erkundigte sich nach ihm, half ihm wo zu helfen war und ließ sich seine Pflege angelegen sein. Nach dieser Hinsicht war Nietzsche in Basel aufs beste aufgehoben; er war, auch wenn seine Schwester nicht zugegen war, doch immer im Bereiche nicht nur freundschaftlicher Zuvorkommenheit, sondern auch sanfter Frauenhilfe. Seine medizinischen Spezialkollegen hielten sich ihm zu eingehender und hingebender Verfügung bereit. Der Augenkliniker Schieß überwachte seine Kurzsichtigkeit und Sehschwäche (Biographie II, S. 199, 274, 905): Nietzsche vermerkt einmal eine Besserung mit den Worten: „Vielleicht dank einer Stirnsalbe, die Schieß verordnet hat. Auch schmupfe ich un peu.“ Der Oberarzt für innere Krankheiten, Immermann, „kurierte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwarte immer Bluterbrechen. Ich mußte vierzehn Tage lang Höllensteinauflösung einnehmen, es half nichts. Jetzt gibt er mir täglich zweimal außerordentlich große Dosen von Chinin“ —

Nietzsches Pflege in Basel

dann ſagte er zu Nietzſche, „er experimentiere nun einmal auf Nerven, da das vorige Mittel nichts beſſerte; helfe dies nichts, würde etwas Neues verſucht. Da es mir nun immer ſchlecht geht und zumal die Säurenbildung gräßlich mich bedrängt, und alles, mit Ausnahme des zarteſten Fleiſches, ſich in Säure verwandelt, ſo bin ich wenigſtens bereits überzeugt, daß die Nervenhypotheſe falſch iſt; der Kopfſchmerz bei Migräne iſt übrigens halbſeitig, meiner nicht wie Du weißt. Die Quälerei in und über beiden Augen iſt groß. Gott helfe Immermann, dann wird er auch mir helfen. Inzwiſchen — dubito.“ Dies ſind zwei verſchiedene Ausſagen mit nicht einmal einer Monatsfriſt als Abſtand voneinander. (Briefe I, S. 322 und 326, Juni und 7. Juli 1875.) Ein halbes Jahr ſpäter lautet Nietzſches Selbſtdiagnoſe: „Ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernſten Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch dieſe Zentralwirkung ſo zu leiden hatten. Nun werden mehrſtündige Eiskappen, Übergießungen auf dem Kopf frühmorgens, auf Immermanns Rat angewendet, und es geht nach einer Woche von gänzlicher Erſchlaffung und ſchmerzhafter Zerquältheit, wieder etwas beſſer.“ (Briefe I, S. 363.) Nur im Hinblick auf Nietzſches Ende iſt hier beizufügen, daß damals der Profeſſor der Pſychiatrie als Beiſtand niemals in Betracht kam; die Diagnoſe auf clavis oder globus hystericus ſtand nicht in Frage, und die Therapie durch Hypnoſe entwickelte ſich ja wohl erſt in den neunziger Jahren. Nietzſche war inſofern ein etwas ſelbſtgefährlicher Patient, als er, wie aus ſeinen Schriften hervorgeht, „ernſtlich nach einer ärztlichen Auffaſſung der menſchlichen Dinge rang“ (Möbius 72), und nun dieſe ſeine Wißbegierde rückſichtslos auf ſich ſelber anwendete; ſeiner geiſtigen Selbſtzerfleiſchung entſpricht die unheilvolle Leidenſchaft, an ſich ſelbſt, ärztlicher als der Arzt, zu kurieren und herumzudoktern. Overbeck ſchreibt zu jenem kritiſchen Sommer 1875: „Wie ſehr haben mich Nietzſches damalige Medikaſtereien beunruhigt! Gerade zu Wyl, von dem ich mir übrigens immer nur erzählen ließ, vermochte ich, dem ſelbſt im Frühjahr 1875 eine offenbar glücklich angebrachte Karlsbader Kur für eine Reihe von Jahren ernſtlich half, nicht das geringſte Vertrauen zu faſſen. Auf Nietzſches Ofen ſtanden in Baſel allerhand Mixturen, mit denen er ſich ſelbſt behandelte.“ Den Verlauf der äußeren Symptome in der Basler Zeit hat J. P. Möbius unter ſorgfältiger Zuſammenſtellung der in Betracht fallenden Zeugniſſe und Selbſt-

Nietzſches „Medikaſtereien“

aussagen dargestellt in dem jedenfalls verdienstlichen Kapitel über Nietzsches Migräne, das sich von den Folgerungen seiner Hypothese über die progressive Paralyse Nietzsches noch freihält (Möbius, „Über das Pathologische bei Nietzsche", 1902, S. 39—50).

Da dafür zu halten war, Beobachtungen des kranken Nietzsche durch einen unbefangenen Laien könnten eine natürliche, unübertriebene Auffassung von Nietzsches Krankheit fördern, bat ich Herrn Prof. Julius Piccard, mir seine aus nächster Nähe empfangenen Eindrücke zu überlassen und gebe nun seine Aufzeichnung um so lieber in der Fassung wieder, in der sie mir überreicht wird, als sich damit für ihren Verfasser unwillkürlich eine Ehrenrettung Overbecks verband.

Nietzsche als Leidender

Erinnerungen von Prof. Julius Piccard

Ich bin anfangs 1869 nach Basel berufen worden und Ende desselben Jahres dahin gezogen; ich gehöre somit zu den wenigen noch lebenden ersten Kollegen Nietzsches und Overbecks; dazu wohnte ich die ersten Jahre in drei verschiedenen Wohnungen des Schützengrabens in unmittelbarer Nähe der beiden. Als Chemiker verfolgte ich zwar andere Ziele als der Philologe und der Theologe; doch in mindestens einem Punkte empfanden Nietzsche und ich gegenseitige Sympathie im eigentlichen Sinne des Wortes: wir waren beide leidend. Darum war er in Gesundheitsfragen mit mir weniger zurückhaltend als mit gesunden Freunden, die ihn in dieser Beziehung weniger gut verstehen konnten. Unterm 25. März 1871 schrieb er mir von Lugano: „Lieber und werter Herr Kollege, Sie haben mich durch Ihren Brief wahrhaft überrascht: wie selten habe ich ein so reines Zeichen der Teilnahme erhalten! Der ganze Tag nahm ein freundliches Gesicht an, der mit dem Empfang dieses Briefes begonnen war. Seien Sie überzeugt, daß ich so einen Zug, wie diesen, nie vergessen kann. — Zugleich war es der erste Tag, den ich mit dem trefflichen Heusler zusammen in Lugano verlebte. Durch ihn bin ich wieder über die Baseler Zustände unterrichtet, ja wir bekommen jetzt täglich die Baseler Zeitung hierher. Ich hoffe in der Mitte des nächsten Monats wieder dort einzutreffen und mit Beginn des Mai in die alte berufsmäßige Tätigkeit einzutreten. Daß Sie selbst dieses ganze lange Winterhalbjahr ohne längere Störungen ausgehalten haben, da-

zu in einem, wie mir ſcheint, nicht ganz ungefährlichen Klima — hat mich ſehr gefreut und gibt mir die beſten Hoffnungen für die völlige Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit. Der Sommer iſt in Baſel recht erträglich und warm; ich kann heute das Wort „Wärme" nicht ohne Sehnſucht ſchreiben. Denn der ſchöne See iſt ganz mit kaltem dichtem Nebel überhängt, und graues Mißvergnügen breitet ſich über das Hotel und ſeine ſehr vom Wetter abhängigen Bewohner . . . ."

Baſels „nicht ganz ungefährliches" Klima

Der rückſichtsloſeſte aller Philoſophen war als Menſch von einer rührenden Herzensgüte und Feinfühligkeit. Es hieße aber blind ſein, nicht einzuſehen, daß dieſe Feinfühligkeit damals ſchon etwas ins Krankhafte überging. Ungefähr um dieſelbe Zeit waren wir beide — die einzigen Fremden — an einem Familienabend beim Ratsherrn Viſcher-Bilfinger eingeladen. Nietzſche trug am Klavier ein von ihm komponiertes Stück vor, das etwas befremdend ausfiel. Auf dem Heimweg fragte er mich, was man davon gehalten. Ich antwortete verbindlich, fragte jedoch nach der Bedeutung eines wiederholten Staccato, das mir und wohl andern etwas eigentümlich erſchienen war. „Aber, Piccard! Sie haben nicht verſtanden, daß dies die Sterne am Himmel während eines Nachtſpaziergangs waren?" und der arme Mann wurde ſo traurig, daß er mich tief dauerte. Man wird ſich eines ähnlichen Vorganges bei Wagner in Klein-Tribſchen erinnern.

Ein anderes Mal, an dem jährlichen Rektoratsbankett, hatte jemand einen Toaſt auf die Akademiſche Geſellſchaft gebracht und nebenbei bemerkt, daß — da nicht jedermann Fachgelehrter ſein könne — es notwendig auch Bildungsphiliſter geben müſſe. Das kurz vorher von Nietzſche geprägte Schlagwort war vollkommen in ſeinem Sinne angebracht. Er ſtand auf und ging. Als ich ihm bald darauf nach Hauſe folgte, lag er auf dem Ruhebett ganz außer ſich; im dunklen Zimmer hatten ſeine Augen einen unheimlichen Glanz. Als ich ihn beruhigen wollte, ſtarrte er mich an: „Aber Piccard, haben Sie denn nicht gehört, wie ſie ſich alle über mich luſtig gemacht haben?" Es klang wie ein Anflug von Verfolgungswahn.

Nietzſches Empfindlichkeit

Etwas ſpäter, als er zu einem Aufenthalt in Montreux dorthin verreiſte, empfahl ich ihm ſehr, von dort aus einen Abſtecher nach Lauſanne zu machen und namentlich die Kathedrale zu beſichtigen. Er verſprach es mir und hielt ſein Verſprechen, aber wie? Aus ſeiner Beſchreibung habe ich den Weg wieder

konſtruiert, den er in etwa zwei Stunden gemacht: vom Bahnhof ging er öſtlich um die Stadt herum, am Zuchthaus vorbei nach dem Dorf Chailly, und kehrte immer irrend, über die Vuachère ſchließlich nach dem Bahnhof zurück, knapp zur Abfahrt ſeines Zuges, ohne auch nur eine Spur der eigentlichen Stadt, geſchweige denn die Kathedrale geſehen zu haben. „Aber warum haben Sie niemanden nach dem Weg gefragt?" Kindlich beſchämt erwiderte er mir: „Wiſſen Sie, Piccard, man hätte mich ausgelacht!" Dieſelbe übergroße Senſibilität, die ſich mit der Zeit nur geſteigert hat!

„Man hätte mich ausgelacht!"

Zum letztenmal, im Frühjahr 1883, nachdem er Baſel längſt verlaſſen, beſuchte ich ihn mit meiner Frau in Genua. Er war immer der gute, liebenswürdige, treuherzige Menſch von ehedem, aber noch leidender. Er ſaß einſam in einem leeren Zimmer, in deſſen Mitte ſein Koffer aufgeſchlagen lag. Seine letzte Reiſe nach Sizilien ſei jämmerlich geweſen, klagte er traurig und reſigniert; gegenwärtig lege er ſein jährliches Ei, damit meinte er ein Buch; aber, fügte er noch trauriger hinzu: „Sie werden es totſchweigen", unter dem ſchmerzlich ausgeſtoßenen ſie meinte er offenbar ſeine Feinde. Große Bewunderung und tiefes Mitleid empfand ich für den mutigen Kämpfer und das unglückliche Opfer einer Idee.

Eigentliche Feinde hatte er keine, der gute arme Nietzſche; freilich Freunde hatte er bald keine mehr, er, der ſo viele gehabt hatte. Die treueſten hatte er nach und nach, wie J. J. Rouſſeau, durch ſeine Sonderlichkeiten abgeſtoßen, zuletzt Rohde, ſogar Fräulein von Meyſenbug.

Nicht doch, einer war ihm trotz allem treu geblieben, der nach dem traurigen Zuſammenbruch ſofort nach Turin eilte, um zu retten, was noch zu retten war; einer, der während der qual- und jammervollen Reiſe nach Baſel nicht eine Minute von ſeiner Seite wich und alles Menſchenmögliche leiſtete.

Und dieſer eine? das iſt gerade derjenige, gegen welchen die Pfeile der Neu-Nietzſcheaner ſich richten, heute wo beide Freunde im Tode vereint ſind. Das iſt der treue Overbeck, der mit ſchwarzem Undank belohnt wird. Hätte das Nietzſche erlebt, der durch ſeine Herzensgüte, durch ſein kindliches Gemüt, durch ſeine abſolute Wahrheitsliebe wahrhaft groß war, ſo wäre es ihm, der ſo viele Enttäuſchungen erlebte, die ſchmerzlichſte aller Enttäuſchungen geweſen.

„Der treue Overbeck!"

Auch wer nicht in der Lage iſt, Nietzſches Lebenswerk ſachliche Sympathie entgegenzubringen, muß aus rein menſchlicher Ehrenhaftigkeit bekennen: der Kampf, den er focht, war heldenmütig. Das Gehirn iſt am Zerſpringen, die Schläfe pocht heiß und heftig, er wankt und ſchwankt; aber er richtet ſich wieder auf, um einen neuen Gedanken zu verfolgen, bis er ihn gefaßt, geknetet und geknechtet in eine Form gepreßt, die ſo ſchön iſt als der Gedanke ſelbſt. Er ſchreit vor Luſt und Schmerz, er leidet wie ein Märtyrer, der auf dem Scheiterhaufen die Flamme immer höher lodern ſieht, bis ſie ihn erreicht. Er empfindet himmliſches Glück und Höllenqual zugleich. Er geht hoffnungslos und doch willig in den Tod für eine Idee, von der er ſelbſt zweifelt, ob ſie ihn und ſeine Mitmenſchen erlöſen kann. Es iſt von ergreifender Tragik.

Die Krankheit als Befreiung

Die Krankheit hat Nietzſche gehindert — iſt die begreifliche Folgerung aller Fernſtehenden. Jedoch iſt gewiſſermaßen das Gegenteil wahr. In dieſem Punkte waren die Freunde unter ſich einig. Die Krankheit hat Nietzſche als Denker wohl gelähmt, aber auch aufgeſtachelt und angefeuert. Peter Gaſt, der von jetzt ab als weiterer Gewährsmann hinzutritt, hat dies in bemerkenswerter Weiſe ausgeſprochen (Vorrede zur 2. Auflage von „Menſchliches Allzumenſchliches" 1894 S. XI): „Sein Grundwille drängte zu unausgeſetztem Wachstum, zur Höherentwicklung und Machtausbreitung: — die Verhältniſſe aber, in die ſich Nietzſche aus anerzogener Selbſtverkennung begeben hatte, ſein Amt, ſeine Philologie, ſeine Herold-Stellung zu Schopenhauer und Wagner, waren Hemmungen ſeines Wachstums. Auf die Dauer wäre dieſer Zuſtand unhaltbar geweſen. Es mußte zur Entſcheidung kommen, *wer* unterliegen ſolle: ob der Weltenrichter in Nietzſche, oder der Dienende in ihm. Hier übernahm nun die *Natur*, was Nietzſche damals mit Bewußtſein ſchwerlich ſelbſt getan haben würde: ſie bereitete den Weg zu ſeiner *Befreiung*. Das Mittel hiezu war grauſam genug: ſie machte Nietzſche krank und immer kränker. Das Gefühl des Ungenügens, des Sich-unnütz-Vergeudens verdüſterte ihn, ergriff allmählich ſein ganzes Nervenſyſtem und rief endlich jene häufig auftretenden Kopfſchmerzen hervor, derentwegen er den ſchon erwähnten Urlaub auf ein Jahr nehmen mußte und derentwegen er ſchließlich zum Aufgeben ſeiner Profeſſur (Oſtern 1879) ſich genötigt

ist — Wenn Nietzsche den Menschen seines Ranges die Be
freiung vom Verbrecherischen, die Loslösung aus falschen Bin
dungen, das Nein den eigenen Weg zu gehen lehrte, so tat er dies al
einer, der die meisten, um nicht zu sagen die schlimmsten Erfah
rungen auf diesem Gebiete hat, — aber auch die erprobtesten
Erfahrungen. Denn läßt sich Peter Gast zu der Behauptung ver
leiten, Nietzsche ist im Laufe der Jahre gesund. Denn ist nic
Nietzsche ist nicht gesund, sondern doch wohl unheilbar krank
gewesen. Das Rätsel ist, daß er manchmal so gesunden schien

Nietzsche hat sich in doppelter Hinsicht auf sein Krankheit einge
lassen gelernt. Nicht nur habe die Krankheit ihm die Augen ge
öffnet für die Hintergründe des Lebens, sie habe ihm auch seine
Kräfte bekannt an der gesunde Vermögen seiner Vitalität.
Er selbst bezeichnet das unvergleichliche in einem von seine
Schriften angekündigten Buche, das Ecce homo Biographie I
gilt: „Wenn in Menschen, die ein unsterbrechener dreitägige
Erbrechen zum mühseligen Selbst-Erbrechen mit sich bring
bekannt in die Dialektiker-Klasse par excellence und dachte Dinge
schlechthin durch, zu denen ich in geänderten Verhältnissen nic
Muskeln, nicht raffinieren, nicht kalt genug bin. Meine Lese
werden vielleicht vermuten, ich in Dialektik als Décadence-Sym
tom bekannt; z. B. im allerbekanntesten Fall: im Fall des Sokra
tes. Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halb
betäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heu
gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufig
keit ich mir erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mei
Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatiere
können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelt
hatte, erklärte: „Nein, mein Herr, Ihre Nerven sind's nicht, ich selb
bin nur nervös." Schlechterdings unnachweisbar irgend eine loka
Entartung: kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr au
immer als Folge der Verarmutserschöpfung, die tiefste Schwäche de
gesamten Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerde
zuweilen nur gefährlich annähernd nur Folge, nicht ursächlich
so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkra
wieder zugenommen hat.

Nun ist also Nietzsches Krankheit von ärztlicher und sog
psychiatrischer Seite zum Gegenstand einer monographischen B
handlung gemacht worden durch Paul Julius Möbius „Üb
das Pathologische bei Nietzsche". Wiesbaden 1902 als XV

Heft der Löwenfeld-Kurellaſchen Sammlung „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens"). Frau Förſter-Nietzſche hat (Biographie II, 898) dieſe anſcheinend fachmänniſche Darſtellung als einen „jämmerlichen, wahrhaft dilettantiſchen Verſuch" bezeichnet, der „nichts als Verwirrung geſtiftet" habe; „denn er gründet ſich nicht auf die Zeugniſſe von Ärzten und Freunden, die meinen Bruder wirklich bis zu dieſem traurigen Ereignis gekannt und behandelt haben, ſondern auf unbewieſene Hypotheſen und auf Nachrichten, die aus einem wahren Moraſt von Neid, Bosheit und Unwiſſenheit zu ſtammen ſcheinen". An dieſer Kritik iſt von vornherein ſoviel zuzugeben, daß Möbius allerdings nicht ſtreng innerhalb der Grenzen ſeiner pſychiatriſchen Fachkenntniſſe geblieben iſt, ſondern ſich auf Folgerungen und Schlüſſe allgemeiner Art hinauswagte, aus denen eine ſchwer zu verhehlende, tief gewurzelte Antipathie gegen Nietzſche ſpricht. Overbeck iſt an der Möbiusſchen Schrift nicht nur als aufmerkſamer Leſer beteiligt geweſen, ſondern auch als angebliche Quelle und zwar in einem Punkte, gegen den beſonders nachdrücklich ſich ſicherzuſtellen ihm vor allem gelegen ſein mußte[30]. Wenn er nun freilich auch nicht in der Lage war, Möbius unbedingten Beifall zu ſpenden, ſo konnte ihn doch nichts davon abhalten, die von Möbius dargebotenen Geſichtspunkte einer ärztlichen Betrachtungsweiſe ernſt zu nehmen und die Erinnerung an eigene mannigfache Eindrücke mit dem Maßſtabe des Fachmannes zu meſſen. Im folgenden ſind einige Gedanken aus der Möbiusſchen Unterſuchung herausgegriffen und in das Licht gerückt, in dem ſie dem Urteile Overbecks erſchienen ſind.

Anfangs kommt Möbius (S. 11) auf Nietzſches ſlaviſche Abkunft zu ſprechen und erinnert an Heinrich von Treitſchke, deſſen Natur in manchen Beziehungen an die Nietzſches gemahne, wozu Overbeck aus reiflichſter Erfahrung anmerkt: „Weit überwog die Verſchiedenheit." Wenn Möbius dann (S. 13) Nietzſche einen „unglücklichen genialen Menſchen" nennt, ſo nahm er damit Overbeck das Wort von den Lippen oder ſprach ihm vielmehr aus der Seele; hat doch Overbeck ſelbſt die Quinteſſenz ſeines Nietzſcheerlebniſſes nicht anders zuſammenzufaſſen gewußt, als daß er Nietzſche „einen außerordentlichen, auch im Tragen von Unglück außerordentlichen Menſchen" hieß („Chriſtlichkeit", Einleitung zur 2. Auflage, Leipzig 1903, S. 13). In dem Brief an Möbius nach Empfang des Buches hebt er, trotz den zu erheben-

Nietzſche der unglückliche geniale Menſch

den unmißverſtändlichen Vorbehalten den „überraſchenden Einklang“ zwiſchen manchem Punkte in Möbius' Auffaſſungen des Nietzſcheſchen Naturells mit ſeiner eigenen großenteils auf ganz anderem Wege gewonnenen Freundeserfahrung hervor und fährt dann (14. Juli 1902) fort: „Was ich ſchon 1879 wußte — in welchem Jahre die urſprünglichen Bedingungen meines intimen Verkehres mit Nietzſche durch örtliches Auseinandergehen ihr Ende fanden — von Nietzſches Belaſtung mit Krankheit nicht nur, ſondern auch von den grellen Kontraſten, die ſeine geiſtige Konſtitution bildeten, machte für mich aus ihm einen ſozuſagen „unmöglichen“ Menſchen, deſſen Amlebenbleiben mir nur durch den wahrhaft heldenhaften Kampf verſtändlich war, den er ſelbſt gegen die Natur zu führen hatte. Er war für mich das „unglückliche Genie“, als das Sie ihn am allgemeinſten charakteriſieren zu können meinen, dies nun aber nicht in dem Sinne nur, in dem Abnormität und disharmoniſche oder ungleichmäßige Entwicklung urſprünglicher Anlagen Genies gemeinhin zum Unglück gereichen, ſondern ſo, daß das Unglück dabei den Charakter einer völligen über das Menſchenmaß hinausgehenden Heilloſigkeit annimmt, die das Individuum hoffnungslos niederſchlägt, und zwar war mir Nietzſche zur bezeichneten Zeit ſo gegenwärtig, weniger auf Grund eigener Beobachtung des an und mit ihm Erlebten, als vor allem auf Grund der Beleuchtung, die er mit der ihm eigenen Hellſichtigkeit über ſich auf dieſes Erlebte ſelbſt werfen konnte. Denn ſprach er ſelbſt von ſeinen Gaben und Defekten, ſo konnte es leicht geſchehen, daß man in einen Abgrund oder in ein unentwirrbares Labyrinth zu ſchauen meinte und die Gefahren, die man ohnehin für ihn aus der Maßloſigkeit oder wie Sie auch ſagen „Wütigkeit“ ſeines Naturells beſorgt erwachſen ſah, vollends deſperat erſchienen. Das ſind Eindrücke, die Sie in mir wieder aufgeregt haben, wenn ich, von Ihnen über die Erſcheinungsform der Paralyſe, die Nietzſche den Reſt gegeben hat, belehrt, nun in Nietzſche vollends vor allem den namenlos unglücklichen Menſchen vor mir ſehe, dem in einem ihm auferlegten und für ihn ohnehin faſt unbeſtehbaren Kampfe die unentbehrlichen Waffen dafür, die er beſaß und auch anzuwenden nicht unterließ, gewaltſam geraubt wurden und dem nun gar nichts übrig blieb, als zu erliegen. Was half alles, was er auf dem Wege zu ſeinem Ziele ſchon erlitten hatte, als er paralytiſch wurde! Er litt nicht weniger — und wenn die Hypotheſe der Herkunft ſeiner Migräne aus

Die „Wütigkeit“ ſeines Naturells

ſeiner Paralyſe adoptiert wird, noch vielmehr, doch nun auch jeder Ausſicht beraubt, zum erſtrebten Ziele zu gelangen. Bei dieſer Erwägung verwirrt ſich mir das Verſtändnis für die von Ihnen gemachte Unterſcheidung einer in Nietzſche ſelbſt begründeten, doch nur fakultativen Annäherung an den Wahnſinn und einer „exogenen" Herkunft des über ihn ſchließlich Herr gewordenen Wahnſinns. Iſt dieſe Unterſcheidung auch wirklich ſtreng noch aufrecht zu erhalten, wenn das, was als Gefahr ſchon von Anfang an daſteht, am Ende unzweideutig eingetroffen iſt?"

Des weiteren war Overbeck der Meinung, daß man den gewiß nicht zu leugnenden Hang zur Depreſſion und das Überwiegen der Traurigkeit in Nietzſches Temperament doch nicht ſo einſeitig auffaſſen dürfe, wie dies bei Möbius (S. 17) der Fall ſei. Wie dort von Nietzſches Mangel an Humor die Rede ſei, fand Overbeck ſehr verſtändnislos. Man darf Nietzſches Troſtloſigkeit und ſeine Selbſtbezeichnung als „profondement triste" nicht übertreiben. Zugegeben, daß es einen frieren kann, wenn Nietzſche, immer hoch geſpannt und feierlich, zur Ausnahme einmal den Prophetenmantel abwirft und heiter ſein will. Daß er „wenig" Humor beſeſſen habe, darf man ſchon nicht ſagen; denn die Quantität war hier wohl nicht ſo ſehr im Spiel als das Unglückliche in der Miſchung des Temperaments. „In früheren Jahren war Nietzſche gern gründlich heiter", erklärt Overbeck, „wie haben wir uns an Mark Twain amüſiert!" Und wie könnte ein humorloſer Menſch ſich über ſeine eigene körperliche Miſère mit ſolcher Überlegenheit hinwegſetzen, wie Nietzſche das (in den von Möbius, S. 42 f. zuſammengeſtellten Äußerungen) unbeſtreitbar gelang! Zu der Aufzählung von Nietzſches Begabungslücken (bei Möbius, S. 17—21) beſtätigt Overbeck gewiſſe Mängel in Nietzſches ſonſt ſo hoch entwickeltem Sprachſinn: „Nietzſche hatte in der Tat, was er auch als Stiliſt geweſen ſein mag, auffallend geringes Sprachtalent. Seine Sprechweiſe war auch ganz und gar nicht durch die Form feſſelnd und intereſſant, höchſtens durch den Kontraſt der formalen Schlichtheit mit dem Inhalt." Overbeck fand es auch richtig, daß Möbius (S. 19) von dem frühreifen verſchwiegenen Knaben ſprach und in Nietzſche einen Philoſophen mit vorwiegend moraliſtiſcher Begabung erblickte. Daß aber in den Basler Jahren, als die Kulturphantaſien ihm die Hauptſache ſind, bei Nietzſche alles auf das Praktiſche hinausgelaufen ſei, kann Overbeck nicht unbedingt beſtätigen; wie wäre ſonſt das Studium Spirs und das Verhältnis

Der Hang zur Depreſſion

Die Lücken in ſeiner Begabung

zu Bernoulli zu erklären, wenn nicht aus dem ehrlichen Bestreben, auch in der Erkenntnislehre sattelfest zu werden. Die schwächste Seite von Nietzsches Philosophie scheint Overbeck berührt mit dem Möbiusschen Satz S. 20: „Zu den Philosophen ersten Ranges wird man ihn nicht rechnen können, schon deshalb nicht, weil er nicht aus zweiter Hand philosophiert, das heißt die Meinungen anderer bekämpft, statt sich direkt an die Wirklichkeit zu wenden." Aber auch Möbius kann nicht umhin anzuerkennen, „daß Nietzsche ein wirklicher Philosoph war, das heißt einer, den die Natur, nicht irgend eine Behörde oder sonst etwas dazu gemacht hatte".

Nach der Begabung bespricht Möbius Nietzsches Charakter. Dabei wendet sich Overbeck als seiner Erfahrung entsprechend besonders über die Abfertigung Theobald Zieglers, der Friedrich Nietzsche, Berlin 1900, S. 104 Nietzsche Grausamkeit und Perversität zutraut: hiergegen richtet sich Möbius S. 22: „Ein gewisser Grad von Grausamkeit gehört zum normalen Menschen, denn dieser ist von Haus aus ein gewaltsames, höchst gefährliches Tier. Vollkommenes Fehlen von Grausamkeit ergibt eine Weichheit, die abnorm ist. Nietzsche hatte sicher eher zu wenig als zu viel gegenüber dem Normalquantum der Grausamkeit. Das Wenige, was er hatte, verbrauchte er als Schriftsteller in der Polemik. Daß seine Verherrlichung der Kraftmenschen, des Raubtiers im Menschen, der blonden Bestie und so weiter auf eigene Grausamkeit deute, glaube ich ganz und gar nicht. Im Gegenteile, er pries, was ihm fehlte, wie zum Beispiel auch C. F. Meyer die Gewaltmenschen verherrlichte und das Gegenteil davon war. Daß er dabei übertrieb, oft geradezu in widerlicher Weise übertrieb, das lag nun einmal an seiner Neigung zum Superlativ überhaupt, zum anderen an dem Wunsche, die Leute aufzureizen, durch krasse Ansprüche zu ärgern. Auch das, was manche Leute von Nietzsches sadistischen Neigungen erzählt haben, halte ich für ganz verfehlt: gelegentliche Phantasiesprünge, hinter denen nichts steckt."

Zu Nietzsches weder grausam noch perverse

Nietzsches „fester Wille" verdiente im Gegensatz zur Zartheit seiner seelischen Veranlagung noch stärker hervorgehoben zu werden: Overbeck bezeugt: „Nietzsche hat mir abwechselnd den Eindruck des willensstärksten Menschen und eines ungewöhnlich willensschwachen gemacht." Daß Nietzsche stolz, beifallslieb, eitel war — sein maßloser Ehrgeiz, der Drang überall etwas Besonderes zu sein, der Stachel des Wettkampfs, das alles galt auch Overbeck als die Grundmotive seines Handelns. Ebenso sah er

Zu Nietzsches Ehrgeiz

in der Maßlosigkeit das eigentlich Krankhafte in Nietzsches geistiger Beschaffenheit, ja sein eigentliches Stigma, erzeugt durch den nicht zu schlichtenden Widerstreit seiner Gefühlsüberschwänglichkeit mit seinem Drang zur Kritik. Zum Beispiel konnte der Vierundzwanzigjährige an Deussen schreiben: „Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können, wie steht es mit Dir?" Hiezu merkt Overbeck an: „Dergleichen hat jedermann, der mit Nietzsche dauernd und intim verkehrte, mehrfach zu erleben gar nicht umhin gekonnt, und doch kaum je und unwiederbringlich nur einen komischen Eindruck davongetragen; dieser Eindruck schwand selbst fast auf komische Weise." Wohl hat die Kritik in Nietzsche den Empfindungsüberschwang mehrfach lahm zu legen vermocht; im ganzen aber war das Auszeichnende an ihm sein unbeschränktes Idealisierungsvermögen, der Trieb zur Überschätzung über alle Grenzen hinaus. Und wenn Deussen (Erinnerungen, S. 80) Nietzsche eine im tiefsten Innern unruhige bestandlose Natur nennt, die es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben, so darf als die deutliche Kehrseite davon Nietzsches leidenschaftliche Bewunderung für das „Tenax propositi" des Horaz nicht übersehen werden.

In Nietzsches Bild gehört sein Bedürfnis nach Freundschaft. „Was Möbius (S. 26 f.) über Nietzsches Verhältnis zu Männer- und Frauenverkehr sagte", meint Overbeck, „würde er gewiß nur entschiedener ausgesprochen haben, wenn er ihn gekannt hätte. Nietzsche ist kein Weiberfeind gewesen; Damenverkehr war ihm ganz angenehm; mittlerer, nicht durch Freundschaft oder ein Pietätsverhältnis gehobener Männerverkehr war ihm zuwider." Sicher war Nietzsche unsinnlich veranlagt; die geistigen Triebe überwogen bei weitem[31]. Dies prägt sich in seiner Begabung aus: die Stimmungskünste Musik und Poesie waren seine Welt, während er für Plastik, Mechanik und gar Mathematik schlecht begabt war. Den Zwiespalt zwischen dichterischer und philosophischer Anlage hat er furchtbar schwer in sich empfunden; er war zeitweise davon wie zerrissen. Aber nur komme man nicht mit der Modekrankheit und heiße ihn einen Neurastheniker! Nietzsche war gar nicht nervenschwach. Er war höchst impressionabel, hatte aber, sobald es darauf ankam, Nerven wie Stricke. Sein Temperament bestand am ehesten in einer sanguinisch-cholerischen Mischung; freilich vermochte ihn das nicht vor der Melancholie zu retten bei den Talenten, wie er sie nun einmal ins Leben mitnahm.

Nietzsches unsinnliche Veranlagung

Es war überhaupt für Kierkegaard ein Akt einer losen Reflexion, solche Entscheidungen auszudrücken. Der Pessimismus machte ihn traurig, und der Optimismus machte ihn nicht froh. Der primäre psychologische Antrieb Kierkegaards war also eine Mischung der Stimmung, aus der Melancholie und der Frivolität einen Lebensstil synthetisch machen. Es handelt sich dabei alles in allem um einen Typus der Depression. Kierkegaard selbst hat sich nie ganz zu verständlichen Klarheit der Konzeption durchgerungen. Es wäre daher für einen soziologischen Darsteller des Psychologischen bei Kierkegaard der Versuch gewesen, die Einheit von Leben und gedanklicher Entwicklung in Kierkegaards Leben zum Ausgang einer soziologischen Interpretation von Kierkegaards Charakter zu machen. Eine Entscheidung war da zwar in ja deshalb in Ansätzen und Resultaten vorhanden, und Kierkegaard in seinem schriftstellerischen Lebenswerk hatte einen Trieb in der Richtung dieser Lösung, indem gerade der Gegensatz großgeschrieben, wo er ja nur in Licht des Widersprechens und Wahrhaftigkeit begründet. Die soziale Grundlage ist dieses Verfahren ist, bewegt sich gegen Schluß: Kierkegaard hat die existentiellen Subjektivität möglich zu machen. Nur ist war bei Kierkegaard das Verhältnis zu Regine Olsen, das eine existentiellen, tödlichen Charakter hatte, zum Zeichen und Untergang für eine war den Verlust es bei Regine eingetretenen gewissen Kapitalverlust ersetzte, durch den alle verbundenen Schulden und Ansprüche an anderen gelöst werden konnten. Diese existentielle Bedeutungsfülle, dieser Sinn und Inhalt seines ganzen Kierkegaards eigentliches Gut. Nur wenn man diesen existentiellen Gesichtspunkt herausschält, ist der Weg zu einer wissenschaftlichen Erfassung einer Psychologie eröffnet gegeben. Mögen hier nur die letzte Gelegenheit, einen in manchen Einzelheiten für heutige Menschheit die Worte einfügen und gewiß zu sein.

Zum Verständnis der existentiellen Methode

Zum Schluß sei es auf einen Mangel dieser Arbeit verwiesen und den vielleicht jeder empfindet. Was er (S. 34) gegen Kierkegaards Auseinandersetzung mit dem modernen „irreligiösen Individualismus" oder „ästhetischen Intellektualismus" sagt, das ja wenn für nichts zu gelten, daß es der einen derartigen Fehlerklärung entscheidenden Weg in die Gegenwart erfolgt. Das Gefährliche von Kierkegaards Kritik ist eben, daß sie nicht beson-

deres Unglück und äußerer Zufall ins Spiel kam. Je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, desto mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle. Dies ist Möbius' eigene Aussage und bei ihr hätte er stehen bleiben sollen (S. 48). Aber er begnügt sich nicht mit dem Standpunkt des Pathologen, der nur nach der Gesundheit des natürlichen, sinnlichen Denkorganismus fragt; er fühlt sich eben nun einmal als Zeitdoktor und spürt, da er sich vor allem in dieser Orakeleigenschaft für befragt hält, die Verpflichtung, den Individualismus an Nietzsche als „Zeitkrankheit" herauszupräparieren. Da es dabei um seine vorurteilslose Ruhe geschehen ist, ist es auch um seine Autorität geschehen. Das Schlimme an dem Buche von Möbius ist seine Zweideutigkeit. Wohl betrachtet er im richtigen Ansatz der beiden Hälften zuerst den „ursprünglichen Nietzsche" (S. 1—36) und dann erst die Krankheit (S. 39—106) — verwirrt und widerspricht sich jedoch alsbald selbst, indem er die Sache eben doch auf den Kopf stellt, weil schon der ursprüngliche Nietzsche auch der Kranke ist, statt, wie es einzig der Wahrheit entspricht, der Gesunde. So sehr läßt Möbius sich durch ein populäres philosophisches Vorurteil das Konzept seiner medizinischen Betrachtungsweise verrücken, daß bei ihm bisweilen Nietzsches Schicksal sich im letzten Grunde gar nicht aus Krankheit, sondern aus seinem Rationalismus, aus seiner Preisgebung aller Metaphysik zu ergeben scheint (S. 21, 33, 72, 73 und 84). Also nicht der Bazill, sondern die Irrlehre hat Nietzsches Wahnsinn verschuldet! Man sieht: der Herr Doktor fällt aus der Rolle und vertauscht den Sezierkittel mit dem Talar!

Der Zirkel zwischen Arbeit und Schmerzanfall

Darüber dürfen auch die gelegentlichen Anwandlungen von Milde und Toleranz bei Möbius nicht täuschen, wenn er zum Beispiel (S. 104) gegen die kriminalistische Einschätzung anstößiger Stellen Einsprache erhebt. Zu Recht besteht leider, daß Möbius über Nietzsche zuguterletzt als Pfaffe urteilt. Und wäre es nur um des einen Satzes willen (S. 68): „Gewissermaßen ist es ein Trost, daß der häßlichste Zug im Bilde Nietzsches, seine gassenjungenhaften Schmähungen christlicher Lehren und Einrichtungen, ganz der Gehirnkrankheit schuld gegeben werden kann. Gewiß kann man ein Gegner des Christentums sein, aber niemand wird das, was seinen Eltern und der Mehrzahl der ehrenhaften Leute heilig war, mit Kot bewerfen, wenn er nicht ein Lump oder ein Gehirnkranker ist." Hinter diese Stelle hat Overbeck geschrieben:

Nietzsche gegen das Christentum zur Verzweiflung getrieben

„Ein seltsam fanatischer Satz! Niemand braucht sich vom Christentum mißhandeln zu lassen, und ein gegen das Christentum zur Verzweiflung Getriebener — als sein Opfer — ist als sein Beschimpfer stets gerechtfertigt und unterliegt keineswegs unausweichlich der Verurteilung als Lump oder Gehirnkranker. Das Urteil gegen das Christentum ist theoretisch freigegeben, nicht aber praktisch, nämlich nur so, daß eine gewisse Form des Urteils vorbehalten und ausgenommen wird." Und nun gar der Schlußsatz von Möbius' Arbeit (S. 106): „Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, daß das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mißtrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker!" Wäre statt dieser Predigt des Mißtrauens es nicht richtiger gewesen, das gebildete Publikum in demjenigen seiner Instinkte zu bestärken, der seine Wahrheitsliebe auf Nietzsche hinwiese? Da Möbius in seinem Urteil so sehr über die Grenzen seines Faches hinausgreift, sollte er eigentlich nicht mehr als Fachmann aufgerufen werden dürfen, wie dies zum Beispiel W. Weygandt tut (Münchner medizinische Wochenschrift 1904, zweite Hälfte, S. 2305): „Jedes Lob des großartigen Buchs ist überflüssig. Freuen sollten wir uns dieses Besitzes und vor allem als Ärzte Protest einlegen gegen die Anmaßung von Laien, die immer noch Nietzsches Krankheit als Folge des übermäßigen Gebrauchs von Arzneimitteln ansahen." Dies ist vor allem gegen die Kundgebungen von Nietzsches Schwester gerichtet, die am ausführlichsten in der Biographie II, XXXVI. Kapitel, S. 898—924, jenen unbestreitbaren Grundstock von Gesundheit in Nietzsches Natur übertreibt, Nietzsches Krankheit nach Art der Naturheiltheorie auf Medizinsiechtum hinausspielen und die Diagnose der Irrenärzte auf „eine atypische Form der Paralyse" als absurd hinstellen will, weil eine Paralyse, die durchaus nicht die Kennzeichen dieser Krankheit trug, dann also nicht Paralyse gewesen sein könne (S. 922): „Ein durch Überanstrengung der Augen und Kopfnerven übermüdeter Geist konnte starken Schlafmitteln gegenüber nicht mehr den früheren Widerstand leisten und wurde deshalb durch deren Gebrauch gelähmt (S. 924)."

„Die atypische Paralyse"

Mit Vorsicht ist auch jene Partie im Buche von Frau Lou Andreas-Salomé (Friedrich Nietzsche in seinen Werken, Wien 1894) aufzunehmen, die sich als Rückblick auf Nietzsches sogenannte erste Periode darbietet (S. 87): „Mit seiner innern und äußern Loslösung von dem Wagnertum und der Philosophie Schopenhauers fällt Nietzsches schwerstes körperliches Leiden zusammen. So lebte

er damals, körperlich wie geiſtig, unter Stürmen und Schmerzen, die ihn in die Nähe ‚leiblichen wie ſeeliſchen Todes' brachten. Seine Krankheit war zum Ausbruch gekommen in den Jahren geſteigertſter Produktivität, allzu vielſeitiger und aufreibender Beſchäftigung mit wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, philoſophiſchen Problemen, mit der geiſtigen Bewegung der Gegenwart, der Kunſt Wagners und mit der Muſik ſelbſt. Wenn er ſich am gegeſundeſten und rüſtigſten, in der Vollkraft ſeiner Leiſtungsfähigkeit fühlte, dann kam er ſtets der Krankheit am nächſten; und die Zeiten unfreiwilliger Muße und Ruhe waren es, die ihm immer wieder Erholung brachten und die Kataſtrophe noch aufhielten." Danach ſieht es aus, als hätte die zunehmende Verſchlechterung in Nietzſches Geſundheitszuſtand in der zweiten Hälfte der ſiebziger Jahre ſeeliſche Urſachen gehabt, als wäre ſie auf Rückſchläge etwa gar der Reue oder Zerknirſchung zurückzuführen, die für Nietzſche ſeine allmähliche Abkehr von den Jugendautoritäten zur Folge gehabt hätte. Dies widerſpricht dem wahren Sachverhalt durchaus. Overbeck nennt dieſe Darſtellung (in einer Anmerkung zu der oben erwähnten Stelle): „Reflexionen und Konſtruktionen, die Nietzſches Geiſt ganz zuwider ſind und an ſich die Vorſtellung eigentlich intimen Verkehrs und Gedankenaustauſches mit ihm ausſchließen."

Die nichtſeeliſche Urſache der Krankheit

Frau Andreas irrt aber nur in der Akzentgebung, ſozuſagen im jambiſchen ſtatt im trochäiſchen Tonfall der beiden Silben, die Nietzſches Weſen ausmachen und die doch auch ſie erkennt und genau auseinander hält: Geſundheit und Krankheit. Sie betont dieſe, während unbedingt der eigentliche Sinn in Nietzſches Leben auf jener ruht; ſie ſpricht von dem pathologiſchen Zuge ſeiner „Übergeſundheit", die regelmäßig in Krankheitszuſtände auszumünden pflegte; und doch muß ſie ſelber zugeben (S. 88): „Aus ihnen rang er ſich aber mit der zähen Kraft ſeiner ungeheuern Natur ſtets wieder zur Geſundheit durch." Damit wird ſelbſt Frau Andreas zur Zeugin dafür, daß Nietzſche in der grundbildenden Wurzelſchicht ſeines Weſens von unangetaſteter Geſundheit geblieben iſt. Soweit ſind wir nun doch ſchon, die Pſyche Nietzſches als pathologiſches Problem, als das ſie durch ſein Ende im Wahnſinn auch dem erſten beſten Philiſter erſcheint, zwar gelten zu laſſen, aber doch auch nicht mehr zu überſchätzen. Für jede ernſte, in die Tiefe dringende Erfaſſung Nietzſches ſchrumpft dieſes ſcheinbare Haupt- und Staatsfaktum ſeines Lebens, daß er

Der unangetaſtete Geſundheitsreſt

verrückt wurde, beinahe zu etwas Belangloſem zuſammen. Treffender kann man das nicht ſagen, als Auguſt Horneffer (Nietzſche als Moraliſt und Schriftſteller, Jena 1906, S. 104—106): „Pſychologiſch intereſſant macht den pathologiſchen Fall weniger das Ende, das Nietzſche genommen hat, als der künſtleriſche und philoſophiſche (formale und ſachliche) Charakter, den ſeine Erzeugniſſe haben, und zwar alle, nicht nur die letzten. Nietzſches Pſyche zeigt von Anfang an pathologiſche Züge, neben Zügen von Stärke und Größe. Eine eingehende Analyſe ſeiner abnormen Erſcheinungen zu geben, ihre Wirkung auf Richtung und Art ſeines Denkens und damit auf Gehalt und Form ſeiner Arbeit zu unterſuchen, wäre von höchſtem Wert für die Beurteilung Nietzſches ſowohl wie anderer verwandter Erſcheinungen. Die imperatoriſchen Urteile, die Möbius über den Philoſophen und den Künſtler fällt, würde man gern entbehren, ſie zeigen deutlicher als wünſchenswert iſt, daß er ſeinem Patienten nicht gewachſen iſt. Alle Hauptmomente ſeines Charakters, die in den letzten Jahren ſichtbar werden, ſind von Hauſe aus vorhanden, freilich unentwickelt und undeutlich; aber ſolange die ganze Perſönlichkeit unfertig und von pädagogiſchen Einflüſſen abhängig iſt, wie ſollen ihre Eigentümlichkeiten klar hervortreten? Nietzſche hat erſt im Jahre 1881 oder 1882 die Schule verlaſſen und ſich ſelbſtändig gemacht; kein Wunder, daß ſich erſt von dieſer Zeit ab ſein Charakter rückhaltlos offenbart. Ich warte darauf, daß ein Arzt dieſe Frage prüft, der den modernen Dingen näher ſteht, als Möbius, der zu überſehen vermag, was die Entartung ohne jede Mitwirkung einer Pſychoſe hervorbringen kann. Erfreulicherweiſe mehren ſich die Anzeichen, daß die Pſychiatrie der weiteren und unvergleichlich wichtigeren Aufgabe inne wird, die ihr geſtellt iſt. Sie ſoll verſuchen, die Beziehungen zwiſchen der Kultur (als dem Inbegriff alles höheren Strebens der Menſchheit) und der Entartung (als dem Inbegriff aller lebenswidrigen Erſcheinungen) aufzuzeigen. Man hüte ſich, voreilige Schlüſſe zu ziehen, und zu glauben, daß mit einer Diagnoſe: epileptiſch oder: hyſteriſch, alles getan ſei. Gerade Nietzſche iſt ein Typus, den man ſich nicht entgehen laſſen dürfte. Bei ihm tritt beſonders klar hervor, daß gewiſſe Entartungsformen mit außerordentlichen Leiſtungen in einer Art von Wechſelwirkung zu ſtehen ſcheinen, daß Degeneration nicht nur nimmt und verringert, ſondern auch gibt und erhöht, ſo daß ſie wertvoll, ja für die Kultur vielleicht un-

Nietzſche als Beiſpiel der Entartung ohne Pſychoſe

entbehrlich wäre." Eine ſolche Auffaſſung nähme dann auch dem höhniſchen Hinweis bei Möbius (S. 50) allen verletzenden Stachel, Dionyſos ſei eigentlich der Gott der Hyſterie: „Les nerveux se recherchent! Den Patron der Hyſterie alſo wählte ſich Nietzſche, ohne es zu ahnen, zu ſeinem Heiligen."

Der Übergang vom Erzieher zum Denker

Seine Krankheit war es alſo, was Nietzſche zu einem äußerſten Grade von Selbſtbeſinnung betrieb. Die erſte Äußerung dieſes inneren Wandels war der entſchloſſene Bruch mit dem Erzieherideal, in deſſen Bann ſich nicht nur ſeine amtliche, ſondern auch ſeine freie ſchriftſtelleriſche Tätigkeit bisher vollzogen hatte. Es kam ihm zum Bewußtſein, daß die Leidenſchaft auch des ſelbſtändigen und unabhängigen Pädagogen ſtets gebunden ſein werde an den Hinweis auf Vorbilder und Muſter; darin aber empfand er eine unüberwindliche Schranke der perſönlichen Freiheit. Wer als Herold zur Verehrung und Nacheiferung einer großen Perſönlichkeit auffordert, macht aus ſich einen Parteigänger und begibt ſich damit des Rechtes auf Entfaltung ſeiner eigenen ſchöpferiſchen Fähigkeiten. Da heißt es denn zur rechten Zeit halt machen. Mag man ſich immerhin einem Philoſophen, einem Dichter ans Herz werfen, eine zeitlang Frondienſte tun und ſich ſelbſt verleugnen, dann gilt es, ſeine Farben, ſeine Pinſel, ſeine Leinwand zu finden, damit man zwar noch lange nicht Meiſter in der Lebenskunſt, aber wenigſtens Herr in der eigenen Werkſtatt werde. (Der Wanderer und ſein Schatten. Aph. 266 und 267): „Es gibt keine Erzieher. — Nur von Selbſt-Erziehung ſollte man als Denker reden. Die Jugend-Erziehung durch andere iſt entweder ein Experiment an einem noch Unerkannten, Unerkennbaren vollzogen, oder eine grundſätzliche Nivellierung, um das neue Weſen, welches es auch ſei, den Gewohnheiten und Sitten, welche herrſchen, gemäß zu machen: in beiden Fällen alſo etwas, das des Denkers unwürdig iſt, das Werk der Eltern und Lehrer, welche einer der verwegenen Ehrlichen nos ennemis naturels genannt hat. — Eines Tages, wenn man längſt, nach der Meinung der Welt, erzogen iſt, entdeckt man ſich ſelber: da beginnt die Aufgabe des Denkers; jetzt iſt es Zeit, ihn zu Hilfe zu rufen — nicht als einen Erzieher, ſondern als einen Selbſt-Erzogenen, der Erfahrung hat."

Die Entfremdung von Wagner

Das erſte belangreiche Ergebnis ſeiner kritiſchen Klarſichtigkeit war die Entfremdung von Wagner. Faſt zwei Jahre, vom Auguſt 1874 bis zum Juli 1876 hatten ſich Wagner und Nietzſche nicht wiedergeſehen; nach den häufigen, intimen Begegnungen der früheren fünf Jahre ſchon etwas wie ein Vorbote, um ſo mehr als in der Zwiſchenzeit, im Auguſt 1875, alle Freunde aus Nietzſches Kreis ſich in Bayreuth einfanden. Overbeck hatte, wegen eines Magenübels für das Sommerſemeſter beurlaubt, in Karlsbad die Kur gebraucht und Gersdorff ihm dahin gemeldet: „Zum 22. Mai hatte ich an Wagner geſchrieben, und bekam vor kurzem ganz wider Erwarten einen wunderbar herzlichen und humoriſtiſchen Brief; auf der Außenſeite des Bogens ſtand: ‚An Herrn Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus ab Hohenheim.‘ Es geht in Bayreuth ziemlich gut, den Kindern ‚übermütig gut‘, wie Wagner ſich ausdrückt. Zu Siegfrieds geſtrigem Geburtstag, dem Tage, da es ſechs Jahre her ſind, daß Nietzſche zum erſtenmal in Tribſchen wohnte, ſchickte ich einen ganz kleinen Kugelhopf an das Geburtstagskind. Wie wir uns in Bayreuth wohl vorkommen werden, wenn's im myſtiſchen Abgrund zu tönen anfängt! Ich habe gar keine Vorſtellung von ſo etwas: denn wenn man ſich die Menſchen anſieht, die rings herum leben, wenn man die Zeitungen lieſt und erfährt, was die Mächtigen der Erde ſich für Feſte geben und für triviales Zeug ſchwatzen (ſelbſt wenn einer dabei iſt, der Gedichte macht wie der ſchwediſche Oskar), dann möchte man Bayreuth für eine Fata Morgana halten.“ Am 23. November 1875 ſchreibt er wieder: „Wenn ich ans nächſte Jahr denke, ſo laſſe ich mir einſtweilen an der Vorſtellung genügen, wie Sie rüſtig und ohne Beläſtigung von den Strahlen der Hundstags-Sonne den Theaterberg mit uns erklimmen, vor dem myſtiſchen Abgrunde ſitzen und im Licht höherer Vollkommenheit das noch einmal erleben, wovon uns ſo herrliche Ahnungen aufgingen. Zugleich ſehe ich neben Wagners großem Schreibtiſch an der Stelle, wo damals Schurés Buch lag, die zweite Abteilung Ihrer Studien liegen, von neugierigen Händen betaſtet. Und Wagner wird Ihnen freundlich auf die Schulter klopfen und ſich freuen, daß die Theologie ſo brav aushält. Rohde und Nietzſche daneben und ich dahinter — das ſind ſo die beſten, freilich etwas ausſchweifenden Wünſche. Leider muß ich ſagen ausſchweifend: denn was ſoll aus den beiden Freunden werden, wenn es mit ihnen beim alten

bleibt? Nietzsches letzter Brief hat mich sehr bekümmert: denn er drückte seine große Abspannung selbst in der Handschrift aus und das am Anfang des Semesters und noch dazu eines Wintersemesters! Könnte ich ihm nur einen Teil der Muße verschaffen, die ein Hohenheimer Direktor hat oder ein Lehrer, der hier jahraus jahrein denselben Gegenstand in vier- bis sechsstündigem Kolleg vorträgt. Ich fürchte das Septennat wird nicht innegehalten werden können, wenn nicht große Erleichterungen im Amte beschafft werden .... (Schopenhauer im deutschen Reichstag neben Hartmann als Atheist denunziert! Zu viel Ehre!)." — Des weiteren schreibt Gersdorff an Overbeck Mitte Januar 1876, der damals soeben das Rektorat der Universität angetreten hatte: „Sie hatten mir über Nietzsche nichts Erfreuliches geschrieben, und obgleich kurz zuvor von ihm ein ruhiger und deshalb beruhigender Brief an mich angekommen war, so glaubte ich doch Ihren Angaben und sehe leider, daß ich darin nicht unrecht tat. Denn was ich heute von ihm selbst erfahre, ist im höchsten Grade beunruhigend und unheimlich. Er ist selbst von dem Unheimlichen seines Leidens überzeugt und hat die ernstesten Befürchtungen. Nun weiß ich, wie sehr der Arme, Weltgeplagte unter den Stimmungen leidet, die ihn beherrschen und wie sehr deutlich dann sein brieflicher Ausdruck diese Stimmungen wiedergibt; allein in diesem Falle kommt es mir nach den gemachten Schilderungen vor, als ob sein Leiden doch ernstester Art wäre, und ich bitte Sie herzlichst, mir Ihre Meinung und womöglich auch die seiner Schwester, die ihn als Pflegerin doch genau beobachten kann, sowie endlich die Immermanns mitzuteilen. — Daß Nietzsche das Pädagogium für jetzt los ist, freut mich und sehe ich darin Ihren wohltätigen Einfluß und dringenden Zuspruch endlich zu einer Wirkung gekommen. Aber was ist damit im ganzen geholfen! Völliges Pausieren und Ausruhen auf sechs Monate erscheint mir unter solchen Umständen als das einzig Richtige, und ich kann immer nicht begreifen, warum nicht ernstlich daran gedacht wird. Die Behörde in Basel wird doch soviel Einsicht haben, ihm den Urlaub nicht zu verweigern, sie weiß doch, wie gewissenhaft er seinen Amtspflichten obliegt. Also es ist nur Nietzsche selbst, den man gründlichst zu bearbeiten hätte, daß er endlich einmal an sich denkt. Aber Sie wissen ja das alles besser als ich, und ich weiß, daß Sie es nicht an Zureden und guten Rat fehlen lassen. Was nützt mir meine gute Gesundheit, wenn ich dem Armen damit nicht helfen kann, was

Gersdorff über Nietzsches Befinden

„Sechs Monate ausruhen"

ſind alle Pläne und Sorgen für die Zukunft wert, ſolange ich dieſe Sorge um unſern Freund nicht los werde. —"

Der Oſterurlaub 1876 am Genferſee

Bereits ein halbes Jahr zuvor hatte Nietzſche die gemeinſame Wohnung am Schützengraben verlaſſen und mit ſeiner Schweſter zuſammen unweit davon eine eigene Haushaltung eingerichtet, hauptſächlich in der Erwägung, auf dieſe Weiſe die für ihn ſo wichtige diätmäßige Ernährung ſorgfältig durchführen zu können. Schon im Sommer 1875 hatten die Geſchwiſter aus Anlaß von Overbecks Vakanz zuſammen gewirtſchaftet, indem er in Overbecks Zimmer überſiedelte und Fräulein Nietzſche die Räumlichkeiten des Bruders bezog. Nun war alſo bereits faſt ein Jahr lang an ausgeſuchter Pflege das Mögliche geſchehen, und Nietzſches Befinden hatte ſich eigentlich nur verſchlimmert, zum Teil in Depreſſionszuſtände von noch nicht dageweſener Heftigkeit. Zum Glück konnte es von Gersdorff möglich machen, Nietzſches Wunſch zu entſprechen und die Oſterferien mit dieſem am Genferſee zuzubringen. Auf der Rückreiſe über Baſel traf er Overbeck, der ſich kurz zuvor verlobt hatte, nicht zu Hauſe und hinterließ ihm folgendes Billet: „Baumannshöhle, im Zimmer des rector magnificus. Mittwoch, den 29. März, abends. Mein lieber Overbeck, durch Frau Baumann wurde ich auf das freundlichſte in Ihrem und ihrem Hauſe aufgenommen und fand als Willkomm Ihren Brief vor. Haben Sie herzlichſten Dank für dieſen Ihren freundlichen Gruß. Könnte ich Ihnen nur Beſſeres von unſerem armen Freunde ſagen! Aber leider hat ſich wenig verändert. Seine Kräfte waren in manchen Tagen ſo erſtarkt, daß er fünf Stunden gehen konnte, aber plötzlich traten, wenn auch viel ſeltener als früher, die leidigen Kopfſchmerzen ein. Sie hingen wohl auch mit dem Wetter zuſammen und pflegen dem Föhn zu folgen, aber es mögen noch viele andere Urſachen mitwirken, von denen jedenfalls das denkende, grübelnde, oft leider Grillen fangende Gehirn die Haupturſache iſt. Nietzſche wird nicht wie neugeboren zurückkommen; ein ſo altes Übel kann durch einen kurzen Aufenthalt an einem andern Ort nicht gehoben werden, und wenn er auch noch vierzehn Tage irgendwo anders hingeht, ſo wird es ſchwerlich viel beſſer werden. Meine Überzeugung iſt die, daß er im nächſten Semeſter ſich mit Univerſität und Pädagogium zugleich eine unerträgliche Laſt aufbürdet, die er über lang oder kurz ganz wie zu Weihnachten ſich wird abnehmen laſſen müſſen. Heute, als ich abreiſte, fehlte nicht viel, ſo wäre Nietzſche mit mir zurückgekehrt:

denn das ſcheußliche Wetter, dem kein Menſch traut, verhinderte die Fremden, die unſere zweiſame Penſion beſuchen wollten, zu kommen, und Nietzſche ſelbſt fürchtet mit Recht nichts mehr als die Einſamkeit und ſeine Gedanken. Ich riet ihm, nach Genf zu gehen, wo er Senger kennt, dieſem zu ſchreiben und es dort unter Menſchen einige Zeit zu verſuchen. Aber leider verhinderten Kopfſchmerzen ihn zu reiſen, und ich habe ihn mit Bekümmernis allein als Gefangenen bei Chillon zurücklaſſen müſſen. Wir müſſen darauf gefaßt ſein, daß er eines Tages und zwar bald nach Baſel zurückkehrt. Und was dann! Es iſt wirklich troſtlos: Ein Arzt ohne Kopf und ein Kopf ohne Arzt; der ſich ſeine Heilmethode ſelber zurechtlegen muß, ohne daß etwas dabei herauskommt. Und Bayreuth: Die Wahrſcheinlichkeit nimmt ab, daß Nietzſche dahin wird kommen können. Über die drei Wochen, die wir zuſammen verlebten, dürfen Sie beruhigt ſein. Mehrere und luſtigere Geſellſchaft hätte auch nichts gebeſſert. Gute Lektüre, gute Geſpräche, gutes Eſſen und viel Spaziergänge bei jedem Wetter — das war unſer Leben. Soviel heute. Genießen Sie das Glück bräutlicher Ferien und ſeien Sie herzlichſt bedankt und gegrüßt von Ihrem C. v. Gersdorff." — In dieſem Sommer 1876 kam auch endlich die vierte Unzeitgemäße Betrachtung zuſtande, die er ſchon im Herbſt zuvor faſt fertiggeſtellt hatte, aber in dem ſchon aufklaffenden innern Zwieſpalt nicht zu veröffentlichen gedachte. Freundliche Erkundigungen Wagners, der natürlich von dieſem Vorhaben Nietzſches nichts ahnte, ließen die Erinnerungen an alte Zeiten und damit verbunden ein warmes Glücksgefühl wieder lebendig werden, ſo daß er die Veröffentlichung als Feſtſchrift für die bevorſtehende Bühnenweihe dann doch beſchloß.

„Der Gefangene von Chillon"

Im Winterſemeſter 1875/76 hatten ſich in Baſel zwei junge Muſiker immatrikuliert, um bei Nietzſche und damit in Verbindung auch bei Jakob Burckhardt und Overbeck Vorleſungen zu hören, Heinrich Köſelitz und Paul Widemann, beide aus Overbecks Adoptivheimat, dem Königreich Sachſen ſtammend. Aus der Lektüre ſeiner Schriften waren ſie Nietzſches Verehrer geworden; der Verleger Schmeitzner, mit Widemann befreundet, war mittelbar die Urſache für die Anknüpfung dieſer in Nietzſches ſpäterem Leben ſo bedeutungsvollen Beziehung. Mit Widemann blieb es beim reſpektvollen Zuhörerverhältnis; bei Gaſt wuchs jedoch bald die Jüngerſchaft daraus hervor. In einem Feuilleton der „Neuen Freien Preſſe" vom 6. und 7. Auguſt 1907 hat Ludwig von

Peter Gaſt und Paul Widemann

Scheffler, ein Schüler Jakob Burckhardts, einen vorzüglichen Beitrag zur Kenntnis Nietzſches und ſeines Schülers Peter Gaſt gegeben: „Ich befand mich eines Tages (1876) vor dem kleinen Auditorium, welches einige in der Nähe ſtehende Studenten auf mein Befragen mir als dasjenige Nietzſches bezeichneten. Es lag ein ſonderbarer Ton in ihrer Ausſprache des an Ziſchlauten reichen Namens. Etwas wie Befremden über meine Frage, wie Spott, wie leiſer Hohn. Das reizte mich. Die Zeit des Kollegiums hatte überdies begonnen. Ich trat ein. Ein Stübchen eher, denn ein Hörſaal, und anſtatt der Zuhörer ein junger Mann gegen das Fenſter gelehnt, deſſen Tracht keinen Berufsſtudenten verriet. Das dunkle Habit vielmehr der Leipziger Konſervatoriſten! Der ſchwarze Rock mit den langen, langen Schößen! . . . Ich war geſpannt, das Geſicht zu der eigentümlichen Geſtalt zu erblicken. Allein, der Jüngling kehrte mir nach wie vor den Rücken, ganz in das Schauſpiel vor ihm vertieft. Ich muß hinzufügen, daß der Rhein in jenem Frühjahr mit einer ſeiner furchtbarſten Überſchwemmungen wütete. Seine Fluten wirbelten in den dem Ufer naheliegenden Straßen! Unzählige Trümmerſtücke wälzte er in ſeinem Strome mit fort. Und nicht nur die alte, maleriſche Brücke, die einzige damals noch, geriet durch den beſtändigen Anprall ins Schwanken, auch das Univerſitätsgebäude, ſo unmittelbar aus dem Fluſſe aufſteigend, ſtand in Gefahr, den Grund zu verlieren. So war der junge Mann durch die aufregende Fenſterausſicht ganz gefeſſelt, als ich ihn mit einem lauten Räuſpern aus ſeinem Alleinſein weckte.“ Es war Heinrich Köſelitz, Peter Gaſt, wie er ſich auf Nietzſches Rat umnannte: „Ein anderer Richard Wagner! Nur jung, ‚en beau‘ wie man ſagt. Nicht nur der Schnitt des Wangenbartes ahmte korrekt den ‚Meiſter‘ nach, auch Naſe, Stirne, Kinn waren wie auf den Kopf des großen Muſikers geformt.“ Nur fehlt dieſem Porträt das es von Wagner unterſcheidende Merkmal: die wallende Künſtlermähne. Auch die geiſtige Silhouette an Peter Gaſts Jüngergeſtalt kommt bei Scheffler ſcharf geſchnitten zur Geltung: „Vor allem wollte mir das mangelnde Nationalgefühl (mein Vater war als einer der Heerführer aus dem großen Kriege heimgekehrt!) und der oft ans Kleinliche grenzende Haß gegen alles Kirchliche an Köſelitz nicht behagen. Ich war jung und trug noch jene Lyrik der Stimmung im Innern, die ſich an der Geſchichte, an den ſchönen altertümlichen Bauten des ‚goldenen Baſel‘ er-

Peter Gaſt als Hörer des Platokollegs

Peter Gaſt's geiſtige Silhouette

wärmte. Es tat mir wohl, im altehrwürdigen Münſter mein Auge an den herrlichen Wölbungen auf und ab gleiten zu laſſen, und ich genoß den Zauber der Stunde, wenn abends, im anſtoßenden Kreuzgange, mein Blick auf den ſchimmernden Rhein und den warmdunklen Schwarzwald darüber ſich verlor. Überraſchte mich Köſelitz einmal bei ſolchem Wandeln, ſo war ich ſicher, nichts als Schimpfen und Schelten auf dieſe ‚pfäffiſche Kunſt‘ zu hören. Schon die ‚rote Inquiſitionsfarbe!‘ des Münſters (ſeine herrlichen, im Purpur oft erglühenden Sandſteinquadern!) ſtach meinem Begleiter unangenehm in die Augen. Den ‚nüchternen‘ Hallenbau im Innern fand er wert, der Tempel der ‚Geiſtig Armen‘ zu ſein. Überhaupt ſah er nichts als Abſtraktes, Philiſterhaftes in dem gotiſchen Weſen. . . . Ich hatte für ſolche Angriffe nur erſtaunte große Augen. Sollte das ‚Ecrasez l'infâme!‘ dieſes ‚Nieder mit der Kirche!‘ wirklich ſolche Früchte im Nietzſcheſchen Dunſtkreiſe gezeitigt haben?! Daß dem nicht ſo war, daß Nietzſche im perſönlichen Verkehr wenigſtens niemals ſolcher Agitation ſich bediente, ſollte ich bald bei erfreulicher Gelegenheit erfahren. Denn der Profeſſor lud mich zu ſich ein. Ja, einmal bin ich bei Nietzſche zum Nachmittagstee geweſen!“

Gaſt als Parteigänger Bayreuths

Peter Gaſt war damals noch päpſtlicher als der Papſt und konnte ſpäter ein ſo ſcharfſichtiger Beurteiler des Wagnerſchen Epigonentums wohl nur werden, weil er im Ungeſtüm ſeiner Jugend ſo rückhaltlos mit dabei geweſen war. In Baſel trug er geradezu ſeine Haut feil für ſeine damalige Überzeugung. Overbeck, der die amtliche Seite der Sache als Prorektor mit erlebte, kam gelegentlich auf den temperamentvollen, aber unüberlegten Genieſtreich zu reden, an den von Scheffler mit den Worten erinnert: „War es doch auch mir ſchon zu Ohren gekommen, daß Peter Gaſt als immatrikulierter Student einen offiziellen Verweis wegen einer muſikaliſchen Zeitungskritik vom Rektor der Univerſität erhalten hatte. Selmar Bagge [der Direktor der Basler Muſikſchule], war darin von ihm [wohl im Muſikaliſchen Wochenblatt] wegen ſeines ‚rückſtändigen‘ Geſchmackes heftig angegriffen worden! Und nun zog der Groll über die erfahrene Zurechtweiſung noch einmal wie eine Wetterwolke in den Worten des jungen ‚Wagerianers‘ an uns vorüber. Selbſtverſtändlich, daß ſich Köſelitz hierbei der Zuſtimmung Nietzſches ſicher wußte. Aber gerade deſſen Haltung

hierbei bewunderte ich. Ein Schütteln mit dem Kopfe, eine beſchwichtigende Handbewegung war alles, womit er den Redeeifer ſeines Jüngers zu dämpfen ſuchte. Erſt als Köſelitz zu perſönlich wurde und mit dem gehaßten ‚Bache‘ (ſo ſprach er in unſerer Mundart den Namen des braven Gothaners konſequent aus!) auch einige einflußreiche Patrizier für das ‚niedrige Niveau‘ des Basler Kunſtverſtändniſſes verantwortlich machte, griff er mit längeren Sätzen ein. Er wandte ſich dabei zu mir und gab mir das Ganze wie eine liebenswürdige Erklärung, daß der Pietismus der Basler Geſellſchaft (vor dreißig Jahren!) allerdings daran ſchuld ſei, wenn die Konzerte hier noch ſtets einen ſtreng konſervativen Charakter trügen. Freilich ſei die Muſik andererſeits das einzige künſtleriſche Intereſſe, welches dieſer konventionellen Strenggläubigkeit übrig geblieben. Ins Theater die Töchter des Hauſes zu ſchicken, war verpönt! Dafür ſei jedoch erſt kürzlich ein Konzertſaal gebaut worden, wie er zweckentſprechender, prächtiger in ganz Deutſchland nicht zu finden. Aber nur ‚klaſſiſche Muſik‘ käme darin zu Gehör. . . . ‚Doch warum ſprechen wir von etwas, das wir (er lächelt zu Köſelitz hinüber) doch nicht ändern können. Erzählen Sie uns lieber von der bildenden Kunſt. . . . Was macht Burckhardt auf Sie für einen Eindruck?‘ — Im Urteile über Muſik und ihre Pflege im damaligen Baſel überſchaute Nietzſche ſeinen Muſikjünger dank dem ihm eigenen weltmänniſchen Zuge, während Köſelitz entweder ſchwieg oder dann eine eigene Meinung ausſprach. Auch andere Leute hat Peter Gaſt in Baſel durch ſein keckes Abſprechen über die einheimiſche Architektur und Muſikalität verblüfft, wobei die Betreffenden freilich manchmal zweifelten, ob es ihm damit wirklich ernſt war und er ſie nicht vielmehr auf ſchalkhafte Weiſe prüfen wollte. Sein Auftreten und ſeine Erſcheinung weckten ungeteilte Sympathie. In ſeinen Augen lag eine träumeriſche Lebenskraft; er beſaß eine etwas unbehilfliche aber ſehr anziehende Art, zu grüßen; die Ausatmung, die dabei erfolgte, hatte etwas geſund Derbes. Nietzſche war durchaus nicht der einzige, der damals an Peter Gaſt geglaubt hat. Und gerade deshalb iſt es als eine weitere unter den mancherlei merkwürdigen Fügungen in Nietzſches Leben zu betrachten, daß er damals dieſen feinfühligen und hochintelligenten Jüngling dauernd an ſich zu feſſeln vermochte. Frau Förſter-Nietzſche nennt (Biographie II, S. 239) „mit Rührung und Dankbarkeit den Namen Peter Gaſts,

Gaſts Adeptennatur

des einzigen persönlichen Jüngers meines Bruders, der ihm in seiner schlimmsten Vereinsamung in treuer Verehrung zur Seite gestanden hat und auf den steilsten Pfaden der Erkenntnis mit wärmster Begeisterung gefolgt ist".

Wie bisher Baron Gersdorff an schreiberischer Handreichung ab und zu Dienste geleistet hatte, kam fortan Köselitz für diesen dem Augenkranken unentbehrlichen Beistand auf. — Zuerst schrieb er die vierte Unzeitgemäße ins Reine. Professor Schieß fand den Zustand von Nietzsches Sehkraft noch schlimmer als früher und erklärte die Notwendigkeit, sich nach einem ständigen Schreiber umzusehen. Die Aufopferung des jungen Musikers mußte um so willkommener sein, als er über eine prachtvolle Handschrift verfügte. Als Lohn für seine Hingabe wurde ihm freilich auch das Glück zu teil, von nun an als ebenbürtiges Mitglied diesem geistvollen Kreise angehören zu dürfen. Die Freunde taten ihr möglichstes, um sich für ihn noch in den Besitz vakanter Patronatscheine zu setzen und ihm so den Besuch der ersten Bayreuther Spiele zu ermöglichen. Nachdem schon mit Rohde korrespondiert worden war, schreibt Gersdorff an Overbeck die Zusage: „Wollen Sie dem trefflichen jungen Manne dies mitteilen. Was die Wohnung betrifft, so sagen Sie, bitte, Herrn Köselitz, daß es sich ganz von selbst verstände, daß er in dem von mir gemieteten zweiten Zimmer als mein Gast wohnen könne und daß ich ihn bäte, das ohne Scheu anzunehmen. Was ich neuestens über Bayreuth weiß, entstammt der lithographierten Korrespondenz, welche allerhand gute Dinge in ziemlich trivialen Worten erzählt und sich besonders mit der Maschinerie befaßt. Überhaupt dürfte es sich empfehlen, wenn die Zeitungskorrespondenten Techniker vom Fach wären, sich mehr um die Gasflammen, Dampfmaschinen, Kondensatoren, kurz um den ganzen Brantischen Zauberapparat und gar nicht um das Dramatische und Musikalische kümmerten. Dann würde weniger Unsinn geschrieben."

Gast mit Nietzsches Freunden in Bayreuth

Für Gersdorffs joviale Liebenswürdigkeit spricht auch die Aufmerksamkeit, die er sich zu Overbecks Hochzeit ausgedacht hatte, nach seiner eigenen Beschreibung „ein buntes Hochzeitskinkerlitzchen, dessen Urheber Sie unschwer erraten werden. Möchte es Ihnen als ein kleines Monumentum amicitiae (hoffentlich steuerfrei und unversehrt) so freundlich entgegenlachen, wie mir die Erinnerungen und die guten ernst-heiteren Tage und Stunden, die ich mit Ihnen in Basel und Bayreuth verlebte, und die in dilettanten-

Ein Freundschafts-Angebinde

haſter Form und Farbe allegoriſch angedeutet auf dem Rande des Tellerchens gepinſelt zu ſehen ſind. Sie werden in harmloſen Anſpielungen verſtehen, die jede Lunette in bezug auf den Namen enthält, deſſen Anfangsbuchſtaben ſchwarz auf gelb in den Täfelchen verzeichnet ſind. Das Ganze iſt der Kreis Ihrer Freunde, links der Zwillingsbruder im Kampf mit dem Weltdrachen, der geflügelte Engelskopf als Sinnbild der Idee für Wagner, für mich Henne und Fruchtſchalen (ins Gemeine überſetzt Leutnant der Landwehr und Landwirt), Romundt als Unkenphiloſoph und in den beiden Beſtien noch deutlicher in ſeiner verzweifelten Stimmung illuſtriert und Rohde mit einem Semperiſchen Bildchen als klaſſiſcher Philologe verzeichnet. Treitſchke durfte nicht fehlen, wenn er uns auch fremd iſt. Ich fand kein anderes Symbol als den freilich heraldiſch unrichtig gefärbten Reichsadler, der ſich zwar ein wenig fremdartig unter ſo unpolitiſchen Dingen ausnimmt, aber in der Farbe wenigſtens zu dem ihm gegenüberſtehenden Symbol der Liebe paßt.“ Nietzſche gratuliert Gersdorff zum Overbeckſchen Kunſtwerk, „an dem ich eine Freude gehabt habe, wie ich ſie mir kaum zutraute. Durch Geiſt, Witz und Zartheit des Gedankens haſt Du alles, was Overbeck ſonſt bekommen hat, aus dem Felde geſchlagen, davon bin ich überzeugt. Es iſt eine ganz vornehme Schenkung, eine Art Adelsdiplom der Freundſchaft.“ (Briefe I, S. 381.)

Nietzſches letzter Aufenthalt in Bayreuth

Unterdeſſen ging den Freunden Numero IV zu. „Endlich einmal wieder ein Feſttag!“ quittiert Gersdorff den Empfang. „Wie ein Verſchmachtender ſtürzte ich den ganzen Trank dieſer ergreifenden Weiherede auf einmal herunter. Es wird einem wohl und wehe dabei zumute. Auf Wiederſehen in Walhalla! Und daß keiner fehle!“ Inwiefern die anbrechenden Feſttage den Teilnehmern des Nietzſcheſchen Kreiſes Erfüllung und wie weit Enttäuſchung brachten, findet man im 15. Kapitel der Biographie anſchaulich geſchildert. Als an ein ſchönes Beiſpiel, wie Nietzſche unliebſame Situationen erſt ſcheinbar willenlos erduldete und dann aber plötzlich mit einem kühnen Freiheitsimpulſe durchbrach, ſoll hier nur an ſeinen zehntägigen Abſtecher in den Böhmerwald mitten aus der Bayreuther Verpflichtung heraus erinnert ſein. Dort in den Wäldern von Klingenbrunn ſchrieb er die „Pflugſchar“ auf, das erſte Behältnis ſeines innern Umſchlages, die Keimſchrift, aus der um Jahre ſpäter „Menſchliches, Allzumenſchliches“ hervorgegangen iſt. Als er, mit der geſteigerten Empfind-

lichkeit des Produktiven, in die geräuſchvolle Umgebung zurückkehrte, fing er mit dem mißtrauiſchen Eifer des noch nicht als ſolchen erkannten Neuerers und Abtrünnigen ſeine eigenen Anhänger auf die Stichhaltigkeit ihrer Treue zu ſichten an. Einen der ihm ergebenen Muſiker nahm er in ein peinliches Verhör und überhäufte ihn mit unleidlichen Vorwürfen. „Sie ſind klug", ſo etwa beſchuldigte er ihn, „offenbar ſehr klug, und beſonders ſcheint Ihnen das Beſtreben eigen zu ſein, andere Menſchen unverſehens zu Brücken für Ihre Zwecke zu machen. Wenn Sie dabei Glück haben, beweiſt das noch gar nicht das Gegenteil. Erinnern Sie ſich bloß an die Eidechſen bei Chamfort — les lézards qui à ramper n'ont gagné que de perdre leur queue! In dieſer Klugheit ſind Sie denn auch ſo klug, eine Geſinnung zu haben und ehrlich zu ſein und hangen denn auch mit ſolcher Geſinnung an der Sache Wagners, weil ſie du jour iſt. Sie werden niemals in den Kreis der näheren Freunde Wagners Einlaß erhalten, denn dieſes Mißtrauen geht Ihnen überall nach. Liſzt iſt empört über Sie, desgleichen Hans von Bülow." — Der alſo Überraſchte verſuchte zunächſt die mit untergelaufenen notoriſchen Mißverſtändniſſe zu beſeitigen; im übrigen hielt ihn die inſtinktive Rückſicht auf Nietzſches Geſundheitszuſtand von einer perſönlich heftigen Erwiderung ab. Er rief aber Zeugen auf und machte geltend, daß er niemals nach etwas anderem getrachtet habe als harmlos, das heißt: vor Not und materieller Gefahr geſchützt leben, um in ſolchem Leben ſeine höheren Fähigkeiten betätigen zu können, und nur die viel höhere und wohl auch nicht unheilige Angſt, vielleicht ohne Betätigung ſeines Beſſeren und Beſten durchs Leben gehen zu müſſen, habe ihn bisweilen in Unruhe und Fieber verſetzt, aber keineswegs die Sucht nach perſönlichen Vorteilen. Darauf verſetzte Nietzſche, wer zu ihm halte, wiſſe ſich frei auch von ſolchem äußeren, wenn auch berechtigten Ehrgeiz: „Wir wollen eigentlich nichts mehr, meine Stellung iſt in bezug auf Ehre keine, die zum Neide verlockt." Das bezog ſich darauf, daß der Muſiker im Begriffe ſtand, ſich an einem deutſchen Fürſtenhofe ein Hof- oder Kammerprädikat zu erſpielen, um nicht im Kleinverdienſt und Stundengeben zu erſticken. Er hielt das Nietzſche entgegen: „Solange ich als Metier mein Inſtrument ſpielen muß, habe ich dieſe Art Ehre durchaus nötig. Das iſt nicht wahr, daß Ihre Stellung und die Ihres Freundes Overbeck nichts Neidliches hat. Ordentlicher Profeſſor an einer Univerſität zu ſein, iſt in aller Augen,

Wagners Sache „du jour"

„Ordentlicher Professor an der Universität"

auch in meinen, immerhin das höchste Lehramt, das eine Nation zu vergeben hat. Ein Universitätslehrer kann sich mit dem Gefühl trösten, daß er nützt und einem wirklichen Bedürfnis dient. Ich aber lebe in dem Gefühl, einer Lüge zu dienen, der modernen Lüge des Unterrichts an Dilettanten, wobei nach meiner Überzeugung für die Musik blutwenig herauskommt. Und darüber geht dann verlustig, was man Wahres und vielleicht Großes wirken könnte. Gerät man darüber in Angst und streckt seine Hände wähnend und tastend bald nach der, bald nach jener Himmelsgegend, da mag es auch wohl so aussehen, als lasse man die Richtung, die man einschlägt, nicht von der Magnetnadel, sondern von der Windfahne bestimmen. Soll ich nun statt eines Künstlers von Ruf bloß ein provinzialer Musiklehrer sein, so ist das für einen Mann wie ich bin, nicht auszuhalten, diese soziale Stellung ist zu scheußlich und untergeordnet." — Daraufhin zuckte Nietzsche die Achseln: „In den Tagen von Bayreuth sollte man von Rechts wegen das private Saitenspiel zerschlagen. In dieser Zeit noch Virtuose!" — „Zugegeben, ein parfümierter Salonheld!" erwiderte der andere, „bei mir aber bitte ich nicht zu vergessen, daß ich Beethoven spielen kann, und der ist auch nach Bayreuth nicht überflüssig. So gehen Sie doch und raten Wilhelmi, er solle seine Geige an den Nagel hängen, wenn er in Bayreuth seine Stimme brav und schön gestrichen hat. Ich habe der Sache Wagner gar nicht in dem Sinne treu zu sein, wie man einer Sache treu bleibt, der man einmal beigetreten ist; ich bin völlig von innen heraus und mit natürlicher Notwendigkeit in diese Sache hineingewachsen, und wenn ich dem Zwange unterlegen bin, in letzter Zeit mich dafür nicht rühren zu können, so müßte ich doch alles, was ich von Natur bin, auf den Kopf stellen können, um ihr fremd oder untreu zu werden." — — — Dieses übrigens vorübergehende Zerwürfnis Nietzsches mit einem seiner Verehrer war hier zu erzählen, weil es zweierlei lehrreiche Einblicke in seinen Charakter eröffnet. Er konnte zweifellos zu weit gehen und sich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen. Aber sein Irrtum war von einer höchst merkwürdigen Art, eine Sünde der vollendeten Vornehmheit. Im Augenblick, wo er innerlich Wagner den Rücken kehrt, ereifert er sich gegen einen seiner Freunde aus dem Argwohn heraus, jener werde Wagner untreu werden. Wo der Plebejer unwillkürlich sich über den Bundesgenossen des eigenen Abfalls gefreut hätte, wacht Nietzsches Seele noch mit eifersüchtiger

Treue an Wagners Tür, durch die ihn sein Verstand und seine ehrliche Erkenntnis bereits über die Schwelle hinausgeführt hatte.

Nietzsches Gerechtigkeit gegen Wagner

Noch mehr als aus der Gelegenheitsschrift „Richard Wagner in Bayreuth" kommt Nietzsches Respekt und Verständnis für Wagner an den Tag in den nachgelassenen „Gedanken über Richard Wagner, Musik und Bayreuth" aus den Jahren 1874—1878. Alle Kritik an Wagners Stil und Tendenz lassen Nietzsche doch nicht blind sein an Wagners Größe, die ihm besonders im rhythmischen Sinn zu liegen schien. (Taschenausgabe Bd. 4, S. 432): „Die Anlage jedes Wagnerschen Dramas ist von einer Einfachheit, die noch größer ist als die der antiken Tragödie; und dabei ist die dramatische Spannung die höchste. Dies liegt in der Wirkung der großen Formen, ihrer Gegensätze, ihrer einfachen Bindungen, das ist das Antike an dem Bau dieser Dramen. Die Spannung beruht auf den Höhenverhältnissen der Leidenschaften, niemals auf dem Effekt des neuen und überraschenden Schauspiels. Ich wünschte mir den Grad von rhythmischer Augenbegabung, um über das ganze Nibelungenwerk in gleicher Weise hinschauen zu können, wie es in einzelnen Werken mir mitunter gelingt." Der Rückschlag in Nietzsche gegen Wagner machte sich, ohne diese Anerkennung der künstlerisch konstruktiven Vorzüge in Abrede zu stellen, vor allem auf psychologischem Gebiete geltend, und da nun die ungeheure Enttäuschung: „Ich will es nur gestehen: ich hatte gehofft, durch die Kunst könne den Deutschen das abgestandene Christentum völlig verleidet werden." (Nachlaß 1878, S. 31.) War somit Nietzsche an Wagners Kunst schließlich gescheitert, um für sich selbst frei und weise zu werden, so bleibt auch an diesem Abfall bewunderungswürdig die Art, wie er damals und bis zuletzt gerecht zu bleiben sich bemühte und dies zu sein bei aller Strenge oft inmitten der Leidenschaft fertig brachte. „Mir ist sehr lieb," sagte er zum Freiherrn von Seydlitz am 17. Juni 1878, als dieser ihm von einem Besuche in Wahnfried berichtete, „mir ist sehr lieb und erwünscht, daß einer meiner Freunde Wagner Gutes und Freundliches erweist: denn ich bin immer weniger imstande, ihm (so wie er nun einmal ist — ein alter unveränderlicher Mann) Freude zu machen. Dies tut mir wehe genug. . . Wüßte er übrigens was ich alles gegen seine Kunst und seine Ziele auf dem Herzen habe, er hielte mich für einen seiner ärgsten Feinde — was ich bekanntlich nicht bin. Ich beziehe mich dabei auf meine

Anſichten über Moral und Kunſt, die das Härteſte ſind, was mir der Wahrheitsſinn bis jetzt abgerungen hat."

Keinerlei „Bruch" mit Wagner

Zu einem äußeren Bruch mit Wagner kam es damals nicht. Vielmehr bewegten ſich für die nächſte Zukunft die Pläne in gleicher Richtung; beide hatten einen Winteraufenthalt in Süd-Italien ins Auge gefaßt, und es war mit der Möglichkeit zu rechnen, an einem ſchönen ruhigen Orte einen ungeſtörten Austauſch vor ſich zu haben. Wagner ſchrieb an Nietzſche zu Anfang des Feſtſpielſommers (Biographie II, S. 238): „Iſt dieſer Unſinn vorüber, ſo gedenke ich mich ellenlang auszuſtrecken, vermutlich in Italien, wo ich mich mit Weib und Kind auf einem amerikaniſchen Marſche zu wälzen beſchloſſen habe." Und Nietzſche ſchreibt an Gersdorff genau zur ſelben Zeit (26. Mai 1876, Briefe I, S. 236): „Daß ich vorhabe vom Oktober an auf ein Jahr nach Italien zu gehen, einer Einladung der beſten Freundin der Welt, Fräulein von Meyſenbug, folgend. Noch habe ich nicht die definitive Erlaubnis der Behörden dazu, aber ſie wird mir wahrſcheinlich zu teil werden, zumal ich aus freien Stücken (um ein ſo kleines Gemeinweſen nicht zu belaſten) auf meinen ganzen Gehalt für dieſe Zeitdauer verzichtet habe. Freiheit! Du glaubſt nicht, wie voll ich immer die Lungen nehme, wenn ich daran denke!" — Schon um die Oſterzeit hatte er ſich gegen Rohde enthuſiaſtiſch über Fräulein von Meyſenbug geäußert (Briefe II, S. 519): „Kennſt Du Longfellows Gedicht ‚Excelſior'? Und haſt Du die eben erſchienenen drei Bände ‚Memoiren einer Idealiſtin' geleſen? Ich bitte Dich ſehr darum, es zu tun. Es iſt das Leben unſerer herrlichen Freundin Fräulein von Meyſenbug, ein Spiegel für jeden tüchtigen Menſchen, in den man ebenſo beſchämt als ermutigt blickt: ich las lange Zeit nichts, was mich ſo innerlich umdrehte und der Geſundheit näher brachte. Wir haben ja Verſchiedenes dieſen Winter zu tragen gehabt, aber was mir ſo wohltat, wird auch Dir wohltun, bei aller Verſchiedenheit der Naturen und der Leiden. Overbeck hat es ſeiner Braut vorgeleſen: nach jeder Sitzung, erzählte er, ſeien ſie in neue Begeiſterung und Ergriffenheit ausgebrochen. Es iſt etwas von der höchſten caritas darin."

Der Winter in Sorrent

So kam es zu dem Winter in Sorrent. Der eine der Begleiter war Rée. Er ſchrieb an Overbeck von ſeinem väterlichen Gute Stibbe bei Tütz in Weſtpreußen am 21. Juni 1876: „Lieber Herr Profeſſor! Sie müſſen mir erlauben, Sie durch einen Brief zu inkommodieren, obgleich wohl Kunſt und Leben ſie gerade in die-

ſer Zeit aufs höchſte beſchäftigen mögen, — die Kunſt durch die Proben in Bayreuth, und das Leben durch ihre bevorſtehende Verheiratung. Ich will alſo kurz ſein. Schon vor ziemlich langer Zeit ſchrieb ich an Nietzſche, und da er bis heute nicht geantwortet hat, ſo fürchte ich, daß er krank ſein möchte, oder, wie ich hoffe, durch Bayreuth beſchäftigt. Bitte, haben Sie die Güte, mir mitzuteilen, wie es bei Ihnen ſteht. Ich ſelbſt rücke mit meiner Arbeit nur langſam vor; der Teufel mag wiſſen, was ſchließlich daraus wird!" Dieſe Anfrage an Overbeck war wohl der erſte Anſtoß zur Übereinkunft für den Sorrentiner Winter. Nietzſches anderer Gefährte wurde ein blutjunger Student der Rechte, Albert Brenner aus Baſel, „ein ſehr fähiger und früh gereifter (weil früh leidender) Schüler", wie ihn Nietzſche ſchon das Jahr zuvor nannte. (Briefe I, S. 341.) Deſſen Privatbriefe bilden eine wertvolle Quelle für jene Zeit.

Eine Nichtenttäuſchung in Nietzſches Leben

Es geht aus dieſen ſpontanen Zeugniſſen hervor, daß Nietzſche ſeinen Traum von einem klöſterlichen Zuſammenleben, wenn auch nur ein halbes Jahr lang, verwirklicht ſah. Von dieſer Zeit an hat er einen Rang- und Graduntерſchied gemacht zwiſchen philoſophiſchen und ſozuſagen profanen Geiſtern; von dieſer Zeit an datiert auch bei ihm der Anſatz zu einer neuen Kaſtenordnung, die, ſelber noch weit entfernt von dem Kontraſt zwiſchen Herren- und Sklavenmoral, doch ſchon zwiſchen Zwangsarbeit und Freiarbeit unterſchied und dem ſozialiſtiſchen Begriff des idealen Arbeiters den individualiſtiſchen des idealen Müßiggängers entgegenſtellte. (Menſchliches, Allzumenſchliches I, Aph. 282—291.) Es beweiſt gar nichts gegen das vollkommene Gelingen der Tage in Sorrent, wenn Nietzſches Schweſter nun hinterher einſchränkende und bedauernde Äußerungen über jene Zeit aus ſeinem Munde bekannt gibt (Briefe III, S. 528—533). Es liegt hier eine der wenigen feſten Erfahrungen in Nietzſches Leben vor, die nicht gleichbedeutend war mit einer Enttäuſchung und geſcheiterten Hoffnung. Wohl war für ihn ſelbſt ein Erlebnis, das ihm geſtattet hätte wunſchlos zu ſein, durch die Intenſität ſeiner darüber hinausſtürmenden Empfindung alsbald ausgelaugt, um, ſoviel Mark daran war, in Erkenntnisſtoff umgeſetzt zu werden; Nietzſche kam es da auf die eine oder andere Undankbarkeit nicht an, da er ja nie ſich zufriedengeben durfte, unendlich und grenzenlos wie ſein Sinn gerichtet war. Aber er, den das Gefühl der Einſamkeit ſpäter beinahe oder vielleicht auch mehr als nur

beinahe umbrachte, hat doch die Möglichkeit einer „Vereinigung freier Geister" einmal ausprobieren können — eine Seltenheit, wenn man bedenkt, wie wenig sonst das Leben seine weltfremden Pläne bestätigte.

Albert Brenner über den Winter in Sorrent 1876/1877

Mitteilungen aus Briefen an seine Familie[82]

Genua, Freitag abends, 20. Oktober 1876

Meine Lieben!

Reise über Genua, Livorno und Neapel

Heute um vier Uhr bin ich müde hier angekommen, habe aber dennoch ein bißchen herumspaziert in den abendlichen italiänischen Gassen und durch sie mein Heimweh gemildert. Von Turin aus fuhr ich mit einer liebenswürdigen jungen Bürgerfamilie aus Genua, und mit zwei edlen jungen Soldaten. Ich bin froh, gleich solche gute Italiänerseelen getroffen zu haben.

Ich traf also Nietzschen in Genf im Hotel de la Poste. Abends 9 Uhr reisten wir weg: Rée kam nicht mit. Er reiste erst diesen Morgen fort und kommt hierher nachts zwölf.

Morgen werden wir per Schiff nach Neapel, wenn die See nicht gar zu hoch geht.

Heute morgen (Samstag)

Gestern war ich so müde, daß es nicht mehr mit Schreiben ging. . . . Heute werden wir wohl wegreisen, wenn Nietzsche nicht noch zu sehr Kopfweh hat . . .

Postkarte mit Poststempel von Livorno, 24. Okt. 1876:

Nur in Eile. Bin in Livorno mit Schiff gelandet; fahren weiter nach Neapel. Schwerer Kopf und müde vom Schaukeln.

Neapel, 26. Okt. 1876

Meine Lieben!

Von Livorno habe ich eine Karte in aller Eile mit Bleistift geschrieben. Ob sie wohl angekommen ist? Die Seefahrt von Genua bis Neapel lief prachtvoll und billig ab. Denkt Euch, nur 45 Frs. 2. Kl. von Genua—Neapel, sehr gutes Essen mit einbegriffen. Am letzten Tage war etwas Sturm. Einer und eine nach den andern

verſchwanden vom Mittagstiſche; zuletzt blieben nur noch der Kapitän, Steuermann, ein Italiäner und ich. Auch Nietzſche hielt lange aus. Ich habe kein bißchen Seekrankheit empfunden; nur hatte ich Schwindel, als ich beim Eſſen aufrecht ſitzen mußte und das Schiff auf und ab ging. Um 1 Uhr geſtern nachts (Mittwoch) kamen wir im Hafen an, und waren töricht genug noch nach Neapel zu wollen, ſtatt im Schiffe zu bleiben. So kamen wir denn in eine enge Barke, die 4 Hafenleute ruderten. Es war ſo ziemlich ſtichdunkel, nirgends ein Laut mehr, nur hie und da einige unverſtändliche Worte der verdächtigen Ruderer. Ich fing an Geſpenſter zu ſehen und hielt meinen Dolch gezückt unter dem Bravomantel, den Zylinder auf dem Haupte, deſſen Eleganz ich in die Tiefe des Hafens verwünſchte. An einem ganz abgelegenen Häfchen, wo kaum mehr Licht ſchien, landeten wir. Einige Strandſoldaten kamen, die Räubern gleich ſahen und ein Trinkgeld verlangten. Sodann teilten ſich die 4 Ruderer in unſere zwei Gepäcke und zogen die öde Straße entlang nach dem Chiatamone, pension allemande, wohin wir wollten. Nietzſche, Rée und ich mußten die Gepäckträger beaufſichtigen: ſie liefen in einer Diſtanz von etwa 20 bis 30 Schritte entfernt voneinander. Ich dachte kaum, daß ſie uns richtig führten, ſondern daß wir in irgend eine abgelegene boutique entführt würden — ich hatte aber dabei wirklich mehr Neugier als Angſt, auch ſtille Ergebung — da aber mein Mantel etwas räuberartig flatterte, wir alle auch doch etwas hohläugig und hergenommen, alſo immerhin unheimlich ausſahen, ſo kamen wir glücklich an.

Fräulein von Meyſenbug

Frl. v. Meyſenbug iſt hier. Sie hat für alles aufs beſte mit vieler Anſtrengung geſorgt. Morgen gehen wir nach Sorrent, das wir nun doch wählten. Sie läßt Euch aufs herzlichſte und angelegentlichſte grüßen; das Wiederſehen war ſehr ſchön. . . .

Wir ſind etwas in Neapel herumgefahren. . . .

In Genua mußten wir 3 Nächte bleiben. Ich habe aber nichts von Genua geſehen: wir waren alle ganz erbärmlich müde . . .

Sorrento, 1. Nov. 1876

Meine Lieben!

Vor wenigen Tagen ſind wir alle hier eingezogen. Ich ſchrieb Euch nicht ſogleich am erſten Tage, da ich mich doch zuerſt auch umſehen wollte. — Wir haben noch an demſelben Abend, da ich Euch den Brief von Neapel aus ſandte, eine Wagenfahrt um

ganz Neapel herum beim prächtigsten Abendscheine gemacht! und da allerdings ward Neapel ein Wunder. — Den andern Tag fuhren wir bis Castellamare bei sehr schönem Wetter, und von dort mit einem Wagen in $1^1/_2$ Stunden nach Sorrent immer der Straße entlang, welche gerade über dem Meere läuft und vor der Sonne bis Mittag durch die hohen, überhängenden Felsen geschützt ist.

Hier fanden wir das von Frl. v. Meysenbug gemietete Haus. Wir wohnen etwas abseits von Sorrent, in dem Teile, in welchem nur Gärten und Villen und Gärtnerhäuser liegen. Dieser ganze Teil ist wie ein Kloster. Die Gassen sind eng und werden durch zu beiden Seiten fortlaufende doppelt mannshohe Mauern gebildet, über welche sich Orangenbäume, Zypressen, Feigenbäume und Traubengirlanden erheben und den blauen Streif Himmel recht schön einfassen. Da die wenigen Häuser meistens innerhalb der Mauern liegen, so kommt man sich wie in einem Labyrinthe vor. Es sind richtige Mauleselgänge.

Sorrent selbst ist eine Viertelstunde lang. Mitten in der Stadt bei der „Piazza" liegt eine Brücke, die über eine tiefe romantische Schlucht führt. Eine kleine Marine liegt unten in dem Städtchen. Es scheint auch Aristokratie hier zu wohnen. Das wird man wohl alles nach und nach sehen.

Villa Rubinacci

Wir selbst wohnen in einer „Villa Rubinacci". Die eine Seite geht auf das volle Meer, Insel Ischia, Neapel und Vesuv. Dies alles kann man den ganzen Tag in jeder Beleuchtung sehen. Auf der andern Seite sehen wir in eben einen solchen engen Maulesselweg. Ein kleiner Orangenhain trennt uns vom Meere: vom Haine aus muß man noch beinahe senkrecht hinuntersteigen, da Sorrent auf einem Felsen liegt.

. . . Heute ist gerade Festtag und zugleich der erste Herbsttag, obschon noch alles grün ist und bleibt und noch keine Strohteppiche gelegt sind. Meine Fenster sind offen, während ich dies schreibe.

Wir haben zwei große Terrassen, die auf das Meer und die Berge gehen. Das Haus ist jedoch nicht nur verhältnismäßig, sondern überhaupt billig; nicht elegant: solche Villen haben z. B. nicht so gute Tapeten wie wir zu Hause, den Boden von glaciertem Stein und Terrassen hat jedes Bauernhaus.

Um 8 Uhr trinken Nietzsche, Dr. Rée und ich den Kaffee. Um 1 Uhr essen wir und dann wieder um 7 Uhr und gehen zeitig zu Bette. Bis zum Städtchen haben wir eine kleine Viertelstunde;

ich gehe alle Tage 2—3 mal hin: dadurch sieht man einen nicht immer für einen Fremden an, es bildet sich eine Art Vertraulichkeit und Heimischsein . . .

Sorrento, 11. Nov. 1876

. . . . Wagners sind vor 4 Tagen nach Rom gereist; wir waren etwa ein halbdutzendmal bei ihnen zu Gaste. Sie waren also alle hier mit ihren Kindern. Wagner war sehr vergnügt, spielte mit seinen Kindern und freute sich der schönen Gegend. Zusammensein mit Wagner

. . . Hier ist es nun auch kalt. Doch gehe ich jeden Morgen ans Meer, und nachmittags wenigstens 2—3 Stunden spazieren mit Nietzsche. Nietzsche befindet sich nicht besonders gut. Viel Kopfweh und Unwohlsein. Doch diktiert er mir jeden Tag eine Stunde. . . .

Einstweilen ist hier noch alles ausgestorben. Was Bedeutenderes ist, ist nach Neapel und kommt im Januar oder Februar wieder zurück. Doch mache ich mich in Sorrent bekannt: die Sprache hier ist für den Anfang etwas schwierig. . . .

Sorrento, Sonntag. November 1876

Meine Lieben!

Ich komme eben von einem Ausfluge auf die Felshöhen von Sorrent zurück. Um 5 Uhr geht hier die Sonne fort. Die letzten Tage, so etwa acht Tage, regnete es mit Ausnahme weniger Stunden jeden Tag. Die Goldorangen werden immer goldener. Vor drei Tagen sind unsere Koffer, alle und alles in gutem Zustande, hier angekommen. Daß es so lange dauerte, schadete nichts. Wir haben dadurch gesehen, daß man immer viel zu viel mitnimmt auf Reisen und mit sehr wenigem auskommen kann.

Die Lebensweise ist noch immer dieselbe: Morgens 7½ Frühstück, 9—10 diktiert Nietzsche (aber keine neue Schrift), 10—11 Spaziergang, 11—12 Pandekten. Bis 3 Uhr Mittagessen mit Siesta. Bis 5 Uhr spazieren, oder wenn es regnet, arbeiten. . . . Die klösterliche Lebensweise

Sorrent, 4. Dezember 1876

. . . Um eines beneide ich Euch in Basel, nämlich um Eure Uhren. Vor allem geht hier in Sorrent keine einzige und die Sorrentiner selbst sind zu träge, ihre Taschenuhren aufzuziehen. Wenn wir vier endlich einmal unsere Uhren nach einer Zeit gerichtet

haben — etwa nachdem ein Bote expreß in Neapel nachgeſchaut hat —, ſo zeigt des andern Tags jede unſerer Uhren wenigſtens 10 Minuten Unterſchied von den andern, ſo daß es unmöglich iſt, klug zu werden, weſſen Uhr vor oder nach geht.

In Pandekten und Inſtitutionen rücke ich täglich mit vermehrtem Intereſſe weiter.

Jetzt ziehen Pfifferari herum mit ihren Dudelſäcken. Sie werden in jedes Haus gebeten, um vor dem Marienbilde des Hauſes eine Meſſe zu ſpielen, wofür ſie Geld und Speiſe bekommen. Nachts ſtehen dann alle auf der Piazza vor das öffentliche Muttergottesbild und pfeifen ihr gratis eine Dankmeſſe. Wenn dennoch einer der Umſtehenden ihnen etwas gibt, ſo nehmen ſie das für eine ganz beſondere Gnade des Himmels an und weiſen ſie nicht ab.

Wir leben hier wie in einem Kloſter.

Nietzſches, Dr. Rées und mein Zimmer ſtoßen aneinander. Jeden Morgen gegen 6½ Uhr ſtehe ich auf. Dies verdanke ich Nietzſchen, der mich auftreibt. Freilich würde ich es einem von Euch Dreien ebenſo gut zu verdanken haben, aber da ich Euch fern bin, ſo iſt es doch gut, wenn ſo jemand da iſt. Das macht wohl auch viel aus, daß ich mich geſünder fühle und daß wir zu Dreien aufſtehen, ſpazieren gehen und frühſtücken. Zuſammen geht alles viel beſſer, und in einer Kaſerne hält man wohl aus, was allein zu tun unerträglich wäre. . . .

Nietzſches gutes Beiſpiel

Sorrento, 19. Dezember 1876

. . . . Letzte Woche machten Nietzſche und ich jeden Vormittag einen Lauf von 3 Stunden, und zwar keinen geringern, als über die hohen Berge hinter Sorrent an den Golf von Salerno. Die Landſchaft iſt dort ganz anders: Sonnenſchein, das Meer blauer, mildere Lüfte, weiße und rote mauriſche Häuſer, ägyptiſche Menſchen und

„Falter fliegen im Sonnenſtrahl".

Heute iſt es warm. Ich habe noch keinen Tag die Fenſter geſchloſſen gehabt. Wir waren von dem Laufen doch etwas ſehr angeſtrengt und unterlaſſen es jetzt, da die Häuſer anfangen zu kalt zu werden.

Sonſt arbeite ich täglich mein Penſum ab. . . .

Letzten Mittwoch war ich an einem ſchönen Kirchenfeſt im nächſten Dorfe für alle ſchwangeren Frauen. Sogar von Neapel

kamen sie in ihren Karossen. Den ganzen Tag hindurch war herrliche Kirchenmusik und Gesang: 8—11 und 2—6. Das hinderte natürlich nicht, daß in den Seitengängen gepredigt wurde und die Menge aus- und einströmte. . . .

Hier ist alles Bettler und Dieb. Die Wäscherin, wenn ich ihr nicht wie ein Polizeidiener auf die Finger sehe, betrügt mich, wo sie kann, und ist teurer wie in Rom.

Abends liest Dr. Rée vor. Er hat bereits Vorlesungen über Geschichte (nachgeschriebene) von Jak. Burckhardt und Thukydides gelesen. Jetzt lesen wir Platos Gesetze, von denen ich manches für mein Jus lernen kann. . . . Rée's Abendvorlesungen

Sorrent, 27. Dez., Mittwoch 1876

. . . . Ihr wißt, daß am 21. Dez. mein Geburtstag war. Nun habe ich das Amt, jeden Mittag zu verkünden, am Tische: „Heute ist (z. B.) Montag, der 23. Nov. 1876." Ich verkündete also auch am 21. Dez. Jahr und Datum, ohne daran zu denken, daß mein Geburtstag sei. Nach dem Essen klopft es. Frl. v. M. schließt die Fensterläden, daß es stichdunkel wird. Wir alle sind erstaunt und fragen: „Was ist? Mein Gott!" Da öffnet sich aber die Türe, ein Lichtstrahl fällt auf uns, in welchem Trina hereintritt, eine von brennenden Kerzen umkränzte Torte leicht und elastisch auf der einen Hand vor sich her tragend. — Nun war alles klar! Für uns drei Herren war es eine Überraschung. Wir zählten die Kerzen: es waren 20 (zwanzig). Der Kuchen war sehr gut. — Das war doch sehr hübsch von Frl. v. Meysenbug.

Die Situation hier hat eigentlich viel Komisches. Wir drei haben unsere Zimmer also nebeneinander. Aber wenn die andern hinaus wollen, müssen sie durch mein Zimmer, wenn ich aber auf den Abtritt will, muß ich durch die der beiden andern. Jedes von den Zimmern hat wenigstens 4 (vier) Türen, die schlecht schließen.

Morgens $6^1/_4$ Uhr ist es noch ganz still im und um das Haus; nur die Türen zittern im Winde. $6^1/_2$ Uhr läutet es in der Kapelle neben uns in kläglichem Jammertone. Bald darauf ruft eine Stimme: Die Morgenstunde

„Freund Brenner!"

Keine Antwort. Totenstille. Die Jammerglocke wimmert von neuem. Stille. Nach einigen Minuten:

„Freund Brenner!"

Kleine Stille. Dann als Antwort „oh, oh, oh — — —" Wieder Stille. Noch einmal laut:

„Freund Brenner!"

Peinliche Stille. „Was!? Ja! ich stehe auf!!"

Zu gleicher Zeit knallt es im dritten Zimmer von einem Streichhölzchen: Dr. Rée sieht auf die Uhr und verkündet laut die Zeit. Bald hört man in Nietzsches Zimmer das Platschen von Wassergüssen, und in den andern zwei Zimmern antwortet es in langen, aufeinanderfolgenden Echos.

Nach einer halben Stunden kommt der Barbier zu Dr. Rée und Nietzsche. Wir erwarten täglich, daß er einen Erstickungsanfall bekommt; denn jeder Versuch, seiner Redseligkeit nur ein bißchen zu genügen, scheitert an der gänzlichen Sprachunkenntnis seiner Kunden. Er kann sich durch nichts Luft machen, als die Worte buon' giorno und bell' tempo oggi, ah, cattivo tempo. Diese drei Worte sagt er denn auch unverhältnismäßig oft hintereinander. So z. B. wenn er Rée bei der Nase nimmt, um die Oberlippe zu rasieren, fällt ihm eine Geschichte bei, die er erzählen möchte; zu gleicher Zeit fällt ihm aber bei, daß er nicht verstanden wird. Die verhaltene Geschichte würgt ihn, er wird rot im Gesichte und befreit sich durch drei- oder viermaliges „buon' giorno", indem er weiter rasiert usw. usw. So vergeht die erste halbe Stunde jedes Morgens auf die nämliche Weise.

Weihnachten

Am Christabend steigen wir drei nichts ahnend in den zweiten Stock, den Salon, zur gewohnten Lesestunde. Wie wir die Türe öffnen, ist das Zimmer in einen Garten verwandelt, in welchem Lampions hängen. Und nun finden wir gar auf einem Tische Geschenke. Rée erhielt einen sehr schön geschnitzten Spiegel — Nietzsche eine feine seidene Sorrentiner Hauskappe und einen Fächer — und ich einen schönen seidenen Regenschirm mit [einem] Verse.

Heute ist es kalt. Die Bettler sind alle in ihren warmen Höhlen und die „Piazza" steht entvölkert, ein Spielfeld des Windes. Ich ging aber doch in die Berge und gelangte auf abschüssigen, steinigen Pfaden in ein kleines, einsames Felsental. Zu beiden Seiten stehen schroffe, rötliche Felsen, zwischen welchen ein Wasser in unzähligen kleinen Fällen über Felsblöcke stürzt. Auf den Felsen stehen zarte Olivenbäume, welche ein Sonnenstrahl gerade glitzern machte. Wölkchen jagten eilig über den Streifen blauen Himmels. Dürre Blätter flogen wie Vögel im Winde zwischen den

Felswänden hin und her. Und nun hörte ich gar noch einen Mädchenschrei von oben, und ein feines blau-weißes Tuch flatterte hinunter, von Winden sorgsam über das Wasser getragen und gerade zu meinen Füßen. Ich legte es an sichtbarer Stelle nieder und einen Stein darauf, damit es nicht fortfliege . . . .

Sorrent, 30. Januar 1877

. . . . Nun zur Beantwortung Deiner Fragen: Das Menu

Morgens 8. Uhr. Dr. Rée, Nietzsche und ich zum Frühstück, bestehend aus

Kaffee und Milch, weiches Ei, Brot und Butter.

Mittags 1 Uhr. Alle vier zu

1. Suppe.
2. Zwischenplatte aus Klößen oder Koteletten oder Fisch oder Makkaroni oder Hirn und Leber immer mit Salat.
3. Rind- oder Kalbsbraten oder Hühner, Gans . . . . [unleserlich], Huhn, Truthahn mit Kartoffeln und Rüben oder Blumenkohl.
4. Feigen und Äpfel.
5. Ausnahmsweise jeden Donnerstag und Sonntag noch ein Kuchen.

Nachts 7 Uhr.

Fleischbrühe mit Ei, Schinken, Risotto oder Polenta mit Fleisch, zuck. Pfannkuchen aus Reis oder Gries oder Mehl oder Gelatine oder Orangensalat an Malagasauce. Dann Tee.

Hie und da auch zu besonderer Feier:

Punsch.

Diese Dinge kehren also täglich zu bestimmter Stunde wieder.

Thermometer gibt es hier nicht. Aber ich glaube, wenn es ganz kalt ist, so ist es 4° über 0.

An Weihnacht hatten wir keinen Tannenbaum, aber drei bekränzte Orangenbäume mit Lichtern.

So geht alles hier in den Mauleselwegen seinen stillen Gang . . . Die Lektüre des neuen Testamentes
Wenn mir Tante Lotti ein deutsches altes Neues Testament (nicht Alt und Neues Testament) unter Kreuzband schicken könnte, wäre ich froh . . . .

Sorrent, 4. März 1877

Meine Lieben, ich schreibe diesen Brief mit eiskalten Fingern und Nase, die einzigen, welche unbedeckt sind. Es ist in den letzten zwei Tagen unerhört kalt geworden: Wind, Schnee, Sturm, Eis.

Doch wird morgen ſchon nichts mehr von allem da ſein. Das Wetter ändert raſch. Aber ihr ſolltet die Sorrentiner ſehen! Ich verſichere Euch, wir Nordländer werden uns nie einen ſo recht vollen Begriff von dem Bilde eines frierenden Menſchen machen können, ohne einen Italiäner im Winter geſehen zu haben. Es ſchauert alles an ihm, das Geſicht zittert ſo, daß man nichts erkennen kann und die Augen gleichſam im Geſichte herumlaufen und ein bärtiges Geſicht ganz Bart wird, wie ein Kreiſel mit roten Pünktchen, raſch gedreht, ganz rot erſcheint. Die Bettler laſſen ſich nicht mehr von den anſtändigen Menſchen unterſcheiden: alle ſtehen gleich da, zitternd und mitleiderregend und murmeln etwas mit dem Munde, wahrſcheinlich um den Zähnen warm zu machen. Der Wind iſt ſo ſcharf, daß die Landſchaft meinen Augen wie ein gemaltes Eisblumenbild erſcheint . . . .

Wir ſitzen um das Kamin und ich habe das Geſchäft, mit einem großen Fächer die Rauchwolken zurückzudrängen, wenn gerade ein Windſtoß ſich in das Kaminloch verirrt.

Die Erbauung der Ungläubigen

Dr. Rée lieſt nun ſchon das fünfte Geſchichtsbuch (Rankes Geſchichte der Päpſte) vor. Im Neuen Teſtament ſind wir ſchon bald mit Matthäus fertig. Wir ſind immer von neuem gerührt. Das Neue Teſtament hat wohl ſelten Ungläubigen ſo viel Freude und Erbauung gegeben. Wir wundern uns auch über den trefflichen Unterricht, den man in der Religion erhält: denn für uns alle kommt nichts Neues darin vor. So wird es wohl allen andern auch gehen.

Ich habe ſchon etwas vorausgeleſen und vergleiche einzelne Kapitel der verſchiedenen Evangeliſten miteinander. Ich möchte Euch fragen, ob Ihr nicht auch findet, daß S. Lucas weitaus am beſten erzählt, Matthäus am kindlichſten und Johannes die Erzählung beinahe ganz ſein läßt und nur die Lehre gibt; oder aber, wenn er erzählt, ſo klingt es wie ein Gedicht. Z. B. hat kein anderer ein ſo ausführliches Gebet am Ölberg wie Johannes. Dann ſind ſchon die Anfänge der Evangeliſten charakteriſtiſch. Markus fällt mir bis dahin nicht beſonders auf.

. . . . Letzthin waren wir in Pompei, das nur 1½ Stunden entfernt iſt. Man bedauert, daß die Häuſer nicht mehr ſo hübſch bemalt und mit Säulen verziert ſind wie damals. Die Malereien ſind außerordentlich hübſch; ungefähr ſo wie man jetzt malt: vollendete Technik. Die Pinſelſtriche Böcklins (und z. B. die Kompoſition der Fresken im Muſeum) haben uns ſehr ähnlich geſchie-

Die pompejaniſchen Wandgemälde und Böcklin

nen. Noch vieles ſchön erhalten. Keine ſo ſchaurige Stimmung wie in einer deutſchen Ruine, mehr elegiſch. In einem dunklen Keller noch das Gerippe eines Toten, bei dem viele Geldtruhen gefunden wurden. Wohl ein Geizhals. Machte Eindruck.

Auf der Höhe in einer Halle noch eine alte Gewandſtatue einer Prieſterin, welche melancholiſch über die Trümmerſtadt auf das Meer ſchaut.

Die Landſchaft hier gleichſam nur in Bildern, d. h. man ſieht ſie nur ſtückweiſe, entweder von zwei alten Säulen eingerahmt, oder durch irgend eine Öffnung eines alten Hauſes, was natürlich immer überraſchend und nachdrücklicher wirkt.

. . . Dies nur ſtückweiſe, wenn Ihr Euch ein ungefähres Bild machen könnt oder etwas von jener Stimmung Euch überkommt, die einen dort fortwährend begleitet, ſo wäre es mir lieb.

Auf dem Heimwege gräulicher Sturm; die Wellen beſpritzten uns; wir mußten den Wagen aus dem Kot heben und ſtoßen. Wir waren alle wie die toten Pompeianer in unſere grauen Schale wie in Lava eingehüllt. Dann hallten wieder in Zimmern oder auf den Altanen die abgemeſſenen Schläge deutlicher und nachdenkend auf und ab gehender Menſchen, bis die Kälte kam . . . .

Brenners Novelle in der „Deutſchen Rundſchau"

[In dem folgenden, vom 21. März 1877 datierten Briefe teilt Brenner ſeinem Onkel mit, er habe einige Novellen geſchrieben, bittet aber, dieſe Nachricht ſtreng geheim zu halten.]

. . . . Zudem habe ich unter falſchem Namen geſchrieben und außer Frau Gonzaga [Marcheſa Guerrieri-Gonzaga] und denen hier, welchen ich einiges vorgeleſen habe und denen es außerordentlich gefallen hat, weiß Gott Lob und Dank niemand etwas von dieſer Literarerei . . . .

Ich werde in 12—14 Tagen nach Rom müſſen . . . .

Dr. Rée reiſt auch mit mir weg. Bald wohl auch Nietzſche. Die Kompagnie löſt ſich auf . . . .

Sorrent, 2. April 1877

. . . . Alſo Nachricht von Rodenberg ſelbſt, der alſo die Novelle „Das Bild" von A. Nilſon in die „Rundſchau" aufnimmt. Es iſt eines der erſten Blätter, und ich kann von Glück ſagen, daß es dort gleich iſt aufgenommen worden. [Im 10. Heft des 3. Jahrganges der „Deutſchen Rundſchau" [Juli 1877] iſt die Novelle unter dem geänderten Titel „Das flammende Herz" erſchienen.]

Er [Rodenberg] ſpricht von Überſetzung: ich habe nämlich die ganze Geſchichte im Tone der Spanier geſchrieben, auch alles ſo eingekleidet, daß es wie eine Überſetzung klingt. Aber es iſt natürlich alles meine eigene Erfindung. Man kann in ganz Spanien umſonſt darnach ſuchen. Doch wiſſen er und Homberger [H. Homberger, ſ. Z. in Rom, damals Mitredakteur der Preußiſchen gelehrten Jahrbücher in Berlin. Wie aus einer Bemerkung im vorhergehenden Briefe Brenners erſichtlich, hatte ſich H. für deſſen literariſche Tätigkeit ſehr intereſſiert] es jetzt natürlich, daß es eine vollkommene Originalarbeit iſt . . . .

Nietzſche als Bruder vom gemeinſamen Leben

Die Hoffnungen, die Nietzſche auf den Aufenthalt in Sorrent geſetzt hatte, waren in Erfüllung gegangen. „Wir alle haben ein Haus zuſammen und alle höheren Intereſſen überdies gemeinſam: Es wird eine Art Kloſter für freiere Geiſter", hat er im Herbſt kurz vor der Abreiſe an ſeinen neuen Bayreuther Freund, den Freiherrn Reinhold von Seydlitz geſchrieben und fortgefahren: „Dann kehre ich nach Baſel zurück, es ſei denn, daß ich irgendwo mein Kloſter, ich meine die ‚Schule der Erzieher' (wo dieſe ſich ſelbſt erziehen) in höherem Stile aufbaue." (Briefe I, S. 385.) — Der Traum von dem außerchriſtlichen Freigeiſterkloſter, der gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen während eines Sommeraufenthaltes in Flims auch ſeine greifbarſte Geſtalt angenommen hatte (Biographie II, S. 117 f.), verwirklichte ſich aber ſpäter nie mehr; deſto wichtiger waren die Tage von Sorrent für Nietzſche, weil er dort in zwangloſer Weiſe und ohne vorbedachte Organiſation eben doch ſo etwas wie eine freie Brüderſchaft vom gemeinſamen Leben zur Wirklichkeit werden ſah. Rée ſchreibt darüber an Overbeck (Sorrento, 10. Februar 1877): „. . . . Zuvor einiges über Sorrent und ſeine Bewohner, da Nietzſche, wie er mir ſagte, ziemlich lange nicht nach Baſel geſchrieben hat. Der Aufenthalt hier, mit ſeiner See- und Gebirgsluft, ſeiner Ruhe, ſeiner Abweſenheit geiſtiger Tätigkeit hat Nietzſche ſehr wohl getan. Seit Ende Dezember bis heute ſind nur zwei ſchlimme Tage geweſen, ſonſt recht gute, oder wenigſtens keine ſchlechten. Allerdings iſt das Leben auch ſehr gut eingerichtet: viel Schlaf, etwas Vorleſen, gutes Eſſen, Spazierengehen wechſeln miteinander ab. In der letzten Zeit hat freilich das eine Auge, welches bis jetzt noch erträglich ſah, plötzlich eine Veränderung zum ſchlechten erlitten.

Doch meint Nietzsche selbst, daß es ein vorübergehender Zustand sei, was auch die Meinung Schieß's ist, dem er deshalb geschrieben hatte. Hoffen wir! Die Temperatur ist hier so milde, daß ich seit drei Wochen Meerbäder nehme, und man durch wollenes Unterzeug sich mehr gegen die Hitze, als gegen die Kälte zu schützen sucht. Wir alle leiden schon jetzt in Antezipation der Sehnsucht, welche uns ergreifen wird, wenn Deutschlands trüber Himmel wieder über uns hängt. Jedenfalls kein schlimmer Zustand, dessen Nichtsein man fürchtet! . . . ." Ende März reisten Rée und Brenner nordwärts, dagegen hatte sich Baron von Seydlitz mit seiner Frau in der Nähe niedergelassen und war Nietzsche sehr nahe gekommen, wie sich aus den zahlreichen und sehr herzlichen Briefen ergibt, die der damals sonst sehr Schreibkarge in den Jahren 1877/78 an ihn gerichtet hat.

Was war nun die Frucht von Sorrent für Nietzsche? Wir wissen es: „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister." Overbeck war offenbar der einzige von Nietzsches bisher nächsten Freunden, der nach der Lektüre nicht befremdet und bestürzt war. Burckhardts Lob über „das souveräne Buch" war sicher mit Ironie vermischt und wollte verstanden sein: „Das Buch, das sich souverän vorkommt" (Möbius, S. 52). Von den zwei Seelen, die in Nietzsches Brust wohnten, hatte bis jetzt das Theologenblut, das zum Dithyrambus drängte, überwogen. Dieses war es auch gewesen, was Nietzsches ersten Berufsjahren den Stempel eines universalen Erzieherwillens aufgedrückt hatte. Nun kam auf einmal das Gegenteil von Gläubigkeit, nun kam die Kritik bei ihm ans Ruder, und auch der Form nach wurde das langatmige, von einem gewissen Kanzelton getragene Pathos plötzlich abgelöst durch den Sekkostil des Aphorismus. Wer aber darin eine so tiefgreifende Wandlung sah, von getäuschten Hoffnungen sprach und den Verfasser der ersten fünf Schriften nicht wiederzuerkennen meinte, nun — der bewies eben nur, daß er sich bis dahin noch gar nicht die Mühe gegeben hatte, Nietzsche, den ganzen Nietzsche sich rund herum anzusehen. Nur Overbeck war nicht überrascht; er hatte es nicht anders erwartet, als daß nun auch das Kritikerblut in Nietzsche sich regen würde, das ihm, dem zünftigen Theologen, von jeher ungemein sympathischer gewesen war, als eben Nietzsches Pfarrertemperament. Er gehörte also gar nicht mit zu den Erschreckten; ganz abgesehen davon, daß er durch seinen täglichen Umgang mit Nietzsche während fünf Jah-

Nietzsches angebliche Sinnesänderung

Sein ursprünglicher Drang zum Radikalismus

ren viel zu gut auf den Umschlag vorbereitet war, brachte ihm „Menschliches, Allzumenschliches" Nietzsche persönlich näher; die Neigung, als Denker möglichst reinen Tisch zu machen, kann, so verstohlen sie auch vorhanden war, für einen halbwegs einsichtigen Gefährten von Anfang an nicht zu verkennen gewesen sein. Schon in Nietzsches Studentenpapieren finden sich Gedanken vom rücksichtslosesten Radikalismus (Biographie I, S. 351): „Das Ding, was die Philosophen Charakter nennen, ist eine unheilbare Krankheit. Eine imperative Ethik ist eine solche, welche mit Krankheitssymptomen zu tun hat. An dieser Grenze wird die praktische Ethik häßlich, ja konsequente Menschenquälerei." Der konsequente, vor nichts zurückschreckende Radikalismus ist es denn sicher auch gewesen, was ihm insgeheim an Stirner so sehr imponierte. Schon vor Basel wußte er genau, daß energisches Weiterfragen das naive Zutrauen zersetzte (Biographie I, S. 340): „Grenzenlos wie früher das Vertrauen, ist jetzt das Mißtrauen, und sittlich erscheint jetzt der Zweifel, wie es früher der Glaube war. Durch die Skepsis untergraben wir die Tradition, durch die Konsequenzen der Skepsis treiben wir die versteckte Wahrheit aus ihrer Höhle, und finden vielleicht, daß die Tradition recht hatte, obwohl sie auf tönernen Füßen stand. Ein Hegelianer also würde etwa sagen, daß wir die Wahrheit durch die Negation der Negation zu ermitteln suchen." So denkt und schreibt Nietzsche bereits 1867 bis 1868; sein Skeptizismus ist also zu der Zeit, da er an seiner Besinnung in die Erscheinung tritt, seit mindestens einem Jahrzehnt in ihm vorbereitet.

Es war daher nicht von ungefähr, daß ihm der Verkehr mit Rée von nun an so viel wert wurde. Es war zwischen beiden ein Austausch auf gleichem Fuße. Rée schrieb Nietzsche als Widmung in sein Buch über den Ursprung der moralischen Empfindungen: „Dem Vater dieser Schrift dankbarst deren Mutter". Nietzsche hinwiederum überreichte Rée „Menschliches, Allzumenschliches" mit dem Geständnis: „Ihnen gehört's, — den andern wird's geschenkt!" und fügte sogar hinzu: „Alle meine Freunde sind jetzt einmütig, daß mein Buch von Ihnen geschrieben sei und herstamme: weshalb ich zu dieser neuen Vaterschaft gratuliere! Es lebe der Réealismus!" (L. Andreas-Salomé, S. 119.) Es muß in diesem Zusammenhange die doch etwas gar zu systematisch betriebene Diskreditierung Rées durch Nietzsches Schwester festgestellt werden; sie schreibt in den Erläuterungen zum Briefwechsel

„Es lebe der Réealismus!"

mit Fräulein von Meyſenbug (1905, S. 529): „Beſonders fiel ihm Dr. Paul Rée, trotz ſeiner wahrhaft rührenden Liebenswürdigkeit gegen ihn, auf die Dauer etwas ſchwer. Daß zum Beiſpiel Rée öfter annahm, er wäre mit ihm gleicher Anſicht, und dies auch ganz unbefangen gegen Malvida ausſprach, machte ihn zuweilen ungeduldig, oder, wie er ſich ausdrückte, ‚es verdroß ihn‘ . . . . Schon die Annahme, daß Rée glaubte, in einem Teil der Meinungen mit meinem Bruder übereinzuſtimmen, ſtellte die Höflichkeit des letzteren auf eine allzuſtarke Probe, noch dazu Malvida dieſer Anſicht Glauben zu ſchenken ſchien. Daß Rée nicht begriff, daß ein Gedanke, von meinem Bruder ausgeſprochen, ganz andere Hintergründe und unendlich weitere Horizonte hatte, als wenn er, den Worten nach, etwas Ähnliches behauptete, wirkte manchmal geradezu peinlich auf das zarte Empfinden meines Bruders.“ Soll hier auf Grund angeblicher Ausſagen von Nietzſche ſelbſt jede Geſinnungsverwandtſchaft Nietzſches mit Rée in Abrede geſtellt werden, ſo iſt Frau Förſter in der Einleitung zum dritten Bande der Taſchenausgabe um ein weiteres Mittel nicht verlegen, Einflüſſe Rées auf Nietzſche überhaupt auf ein Hirngeſpinnſt von Nietzſches Umgebung zurückzuführen (S. XXXIX): „Der Grund zu dieſer ſeltſamen Idee iſt ein rührend menſchlicher: wir fanden nämlich die neuen Anſichten im ‚Menſchlichen, Allzumenſchlichen‘ eigentlich unſympathiſch (alles Neue iſt unbequem). Daß nun ein ſo geliebtes Weſen nicht von ſelbſt auf ſo unangenehme Dinge gekommen ſei, ſchien uns ein tröſtlicher Gedanke, und ſo gaben wir im ſtillen Dr. Rée die Schuld — gerade wie man es täglich auf der Straße beobachten kann. Wenn ein Kind irgend etwas Unrechtes getan hat, ſo bricht die gereizte Mutter wie eine Löwin hervor und beſchuldigt den böſen Nachbarsjungen der Verführung dazu. So wurde der arme Dr. Rée, der das wirklich nicht verdient hatte, zum ‚böſen Nachbarsjungen‘. Auch Richard Wagner trug zu dieſer Verwirrung bei; er hatte von Anfang an eine Abneigung gegen Dr. Rée gehabt und ſchon in Sorrent zu meinem Bruder warnend geſagt: ‚An dem werden Sie nichts Gutes erleben.‘ Nun fand er ſeine Ahnung beſtätigt und ſprach dies auch anderen gegenüber aus. So bemächtigten ſich die Antiſemiten dieſes Gedankens: Dr. Rée wurde zum böſen ſemitiſchen Prinzip, das den ariſchen treuherzigen Schwärmer Nietzſche zu ſpitzfindigen Reden verführt hatte.“ In der Tat hat man Nietzſche in Bayreuth den freundſchaftlichen Umgang und

Die Antipathie von Nietzſches Umgebung gegen Rée

wiſſenſchaftlichen Austauſch mit einem Juden als ſolchen ſchwer verdacht. Einige Jahre ſpäter wurde dies Overbeck durch Peter Gaſt ausdrücklich beſtätigt (aus Venedig, den 12. Mai 1880): „Wie weit dieſe (antiſemitiſchen) Inſinuationen gehen können, bezeugt auch die Auslegung des Verhältniſſes zwiſchen Nietzſche und Rée von ſeiten Richard Wagners, um welche Auslegung Sie, verehrter Herr Profeſſor, wohl wiſſen? Dieſe Art kleinſtädtiſcher Naivität hätte ich Wagnern wahrhaftig nicht zugetraut. Schmeitzner hat vor einem oder zwei Jahren Wagners Anſicht von ihm ſelbſt in Bayreuth gehört; Schmeitzner ſchrieb mir damals, daß Wagner, in der Manier der deutſchen Reformations-Polemiker, zu ihm ſagte: „Es gibt Wanzen, es gibt Läuſe. Gut, ſie ſind da. Aber die brennt man aus. Die Leute, die das nicht tun, ſind Schweine! (wörtlich).“ Die Tatſache der antiſemitiſchen Antipathie des Wagnerſchen Kreiſes gegen Rée ſucht nun Frau Förſter dahin zu drehen, als hätte es Rée nur dieſer ihm angedichteten Eigenſchaft des willkommenen Sündenbockes zuzuſchreiben, wenn ihm überhaupt ein Einfluß auf Nietzſches Entwicklung zugeſprochen wird. Ohne das konfeſſionelle Kainszeichen hätte überhaupt in Nietzſches Biographie kein Hahn nach dem Dr Rée zu krähen; jetzt verdankte er es wenigſtens ſeinem Judentume, daß man ihm immerhin eine verderbliche Wirkung auf Nietzſche in die Schuhe ſchiebe!

Durch derartige Winkelzüge wird vor allem der unwahre Schein geſchaffen, als ſei mit einer Anerkennung der Befruchtung Nietzſches durch Rée notwendig auch Blindheit gegen die durchgreifenden Talentunterſchiede bei den beiden Freunden verbunden. Frau Andreas, in ihrer Eigenſchaft als gemeinſame Freundin, hat mit jeder nur wünſchenswerten Deutlichkeit die vergleichende Charakteriſtik durchgeführt (auf S. 120—122 ihres Buches): „Bei der Frage nach dem Wert ſchied ſich die geiſtige Eigenart der Freunde. So hörte der eine da auf, wo der andere anfing. Rée, als Denker von ſchroffer Einſeitigkeit, ließ ſich durch ſolche Fragen nicht beeinfluſſen; ihm ging der künſtleriſche, philoſophiſche, religiöſe Geiſtesreichtum Nietzſches ganz ab, dagegen war er von beiden der ſchärfere Kopf .... Während für Nietzſche die leidenſchaftliche Verſchmelzung des Gedankenlebens mit dem geſamten Innenleben charakteriſtiſch war, bildete einen Grundzug von Rées geiſtigem Weſen die ſchroffe und bis zum äußerſten gehende Scheidung von Denken und Empfinden. Nietzſches Genialität ent-

Die Frage nach dem Wert

ſprang dem lebensvollen Feuer hinter ſeinen Gedanken, welche ſie in einem ſo herrlichen Lichte ausſtrahlen ließ, wie ſie es auf dem Wege der logiſchen Einſicht allein nicht hätten gewinnen können; Rées Geiſtesſtärke beruhte auf der kalten Unbeeinflußbarkeit des Logiſchen durch das Pſychiſche, auf der Schärfe und klaren Strenge ſeines wiſſenſchaftlichen Denkens. Seine Gefahr lag in der Einſeitigkeit und Abgeſchloſſenheit dieſes Denkens, in einem Mangel an jener weitgehenden und feinen Witterung, die mehr Verſtändnis als Verſtand verlangt; Nietzſches Gefahr lag gerade in ſeiner unbegrenzten Anempfindungsfähigkeit und der Abhängigkeit ſeiner Verſtandeseinſichten von allen Regungen und Erregungen ſeines Gemüts. Selbſt da, wo ſeine jeweilige Denkweiſe momentan mit geheimen Wünſchen und Herzenstrieben in Widerſpruch zu geraten ſchien, ſchöpfte er doch ſeine höchſte Erkenntniskraft aus dem wilden Kampf und Widerſtreit mit ſolchen Wünſchen und Trieben. Rées Geiſtesart hingegen ſchien ſelbſt dann noch jede Beteiligung des Gemütslebens an Erkenntnisfragen auszuſchließen, wenn einmal das Erkenntnisreſultat ſeinem individuellen Empfinden entſprach. Denn der Denker in ihm blickte überlegen und fremd auf den Menſchen in ihm herab und ſaugte demſelben dadurch gewiſſermaßen einen Teil ſeiner Energie aus, und mit der Energie den Egoismus. An deſſen Stelle gab es in dieſem Charakter nichts als eine tiefe, lautere, unbegrenzte Güte des Weſens, deren Äußerungen in einem intereſſanten und ergreifenden Gegenſatz ſtanden zu der kalten Nüchternheit und Härte ſeines Denkens. Nietzſche aber beſaß umgekehrt jene hochfliegende Selbſtliebe, die ſich ſelbſt ſo lange in ihre Erkenntnisideale hinein verlegt, bis ſie ſich faſt mit ihnen verwechſelt und der Welt mit der Begeiſterung des Apoſtels und Bekehrers gegenübertritt. — So lag hinter aller theoretiſcher Übereinſtimmung der Freunde eine um ſo tiefere Verſchiedenheit des Empfindens unter der Gedankenhülle verborgen. Was durchaus der natürliche Ausdruck der geiſtigen Eigenart des einen war, war für den andern der volle Gegenſatz der ſeinigen; aber eben darum beiden dasſelbe Ideal. Nietzſche ſchätzte und überſchätzte an Rée, was ihm ſelbſt am ſchwerſten fiel, weil eben für ihn in einem ſolchen Selbſtzwang wieder die innere Bedeutung ſeiner Wandlung lag: „Mein lieber Freund und Vollender!“ nennt er ihn deshalb in einem Briefe, „wie ſollte ich es auch aushalten, ohne von Zeit zu Zeit meine eigene Natur gleichſam in einem gereinigten Metall und

„Mein lieber Freund und Vollender“

in einer erhöhtern Form zu ſehen, — ich, der ich ſelber Bruchſtück — — — bin und durch ſelten, ſelten gute Minuten in das beſſere Land hinausſchaue, wo die ganzen und vollſtändigen Naturen wandeln!“ — Aber dieſe von ſich ſelbſt abſehende Hingebung iſt nur der Weg, auf dem er ſich innerhalb einer neuen Weltanſchauung zu einem eigenen neuen Selbſt durchringt.“

Dieſes erſte Wort über die innere Beziehung Nietzſches zu Rée wird wohl auch für das letzte zu gelten haben. Nietzſche war nach der Enttäuſchung von Bayreuth im Sommer 1876 wirklich wieder zum Anfänger geworden. Mit ſeinem großartigen Erzieherenthuſiasmus war es nichts geweſen; er mußte von vorne anfangen und tat es nun nicht mehr als Herold und Autoritätenverkündiger; er ſchritt über die Vorbilder hinaus und wurde „Selbſtkenner — Selbſthenker“. Als was für ein Ferment erwies ſich da der intime Umgang mit Rée! Es war eine ſtärkſte Doſe Gegengift gegen ſein ganzes bisheriges Denken und Wollen. Gierig ſetzte er dieſen Giftbecher an die durſtenden Lippen, im Vertrauen auf den Reichtum ſeiner Natur, der ihn alsbald wieder mit Gegeninſtinkten vor der Vergiftung ſchützte. Sein Umzug vom Erzieher zum Kritiker war nur ſcheinbar ein Umſturz ins Extrem; die notwendige Rückendeckung ſtellte ſich ganz von ſelber ein. Der Beweis dafür iſt erbracht durch jene Mitteilung Brenners, die vier Freigeiſter in Sorrent hätten das Neue Teſtament in ihrer Abendlektüre einem ernſthaften und eingehenden Studium unterzogen. Die Nachwirkung dieſer Beſchäftigung in Nietzſche war nachhaltig. Als er nach Ablauf ſeines Urlaubs in Baſel den erſten Beſuch bei Overbeck machte, ſagte er zu Frau Profeſſor Overbeck und zwar mit einem eigentümlichen Geſichtsausdruck: „Wiſſen Sie, was wir in Sorrent getrieben haben? Wir haben das Neue Teſtament ſtudiert.“ Die Bibel war in den Plan der regelmäßigen Lektüre für die letzten Monate aufgenommen und zwar nicht etwa kühl und gegenſtändlich bekrittelt, vielmehr mit Pietät und Rührung genoſſen worden. Man mag das bei feingebildeten Menſchen für ſelbſtverſtändlich halten und weiter nichts dahinter glauben finden zu müſſen. Tatſächlich aber iſt dieſes flüchtige Zeugnis ja nicht zu überſehen; ohne es irgendwie zu übertreiben, beſitzen wir in ihm nun eine Handhabe zu Folgerungen von nicht zu unterſchätzender Tragweite. Ließe man ſich einſeitig aus Peter Gaſts Einleitung zu „Menſchliches, Allzumenſchliches“ (2. Auflage, 1894) zu der Annahme beſtimmen, Nietzſche habe in Sorrent, zum

„Selbſtkenner — Selbſthenker!“

erſten Mal ſein eigener Herr und Meiſter, ſtürmiſch den Typus „Freigeiſt" ohne Reſt umfangen, ſo hätte man damit den innern Trieb von Nietzſches philoſophierendem Weſen verkannt. Dieſer Trieb war gewiß nicht irgendwie zweideutig oder wankelmütig im Sinne einer nicht ganz lauteren Wahrhaftigkeit, aber er war auch nicht einheitlich geſchloſſen im Sinne eines ausſchließlichen rückſichtsloſen Bekenntniſſes. Das wäre gegen die allumfaſſende Beſchaffenheit von Nietzſches Denkweiſe geweſen, auf die er ſich nicht wenig zugute tat: Nur ja ein Ding nicht nach der Seite beurteilen, mit der es ihn zufällig gerade anſchaute, ſondern dann rund darum herum gehen und nicht ruhen, bis man alle Gegenſeiten ebenſo in Augenſchein genommen hat — das war Nietzſches eigentliche Erkenntnismethode; für ihn hatte nicht jedes Ding zwei Seiten, ſondern drei, vier und fünf. So wurde er der Seelenziſelierer und pſychologiſche Filigrankünſtler, als der er unvergleichlich iſt. Und wenn er ſich ſo gerne als den großen Jaſager hinſtellt, ſo hat er dazu gewiß alles Recht; aber auch bei ſeinem lauten Ja klingen die Ober- und Untertöne des Gegenteiles mit hinein. Darf es uns daher verwundern, daß gerade in der Zeit, wo er als Freigeiſt Poſto faßte, er ſich insgeheim mit dem Chriſtentum in Kontakt ſetzte? Das iſt ein Geſichtspunkt, der in dieſer Periode noch kein durchgreifendes Motiv ſeiner Beurteilung zu bilden hat, der aber hier ſchon ins Auge zu faſſen iſt, weil er für die Zarathuſtra-Zeit zu ausſchlagender Bedeutung erwächſt.

Die Bibel als Rückendeckung

Nietzſches Stellung zur Religion iſt an und für ſich klar; aber eben dieſe Klarheit iſt bei ihm, in Übereinſtimmung mit ſeinem eigenen vielſpältigen, von Hall und Widerhall erfüllten Weſen, etwas ſehr Kompliziertes. Man muß die Beſtandteile einzeln vorweiſen, bis man das Ganze beiſammen hat. Nietzſche als Religionsfeind iſt ſchon wieder eine Folgerung, eine abgeleitete Stufe; für eine gerechte Einſchätzung deſſen, der ſich ſchließlich gewaltſam zum „Antichriſten" ſteigerte, iſt ſeine urſprüngliche Gleichgültigkeit gegen die Religion der neutralſte Ausgangspunkt. Vielleicht läßt ſich auch dieſe natürliche Indifferenz nicht klipp und klar behaupten, ſeine Schweſter jedenfalls beſtreitet ſie für die Knabenzeit — aber der Wahrheit am nächſten wird man wohl mit der Behauptung kommen, von ſich aus hätte ſich ſeine Leidenſchaft weder für noch wider die Religion in Kämpfe verſtrickt. Erſt als er bei den andern die Religion als eine Hemmung für die ihm wichtigen Botſchaften vorfand, begann er in ihr etwas zu

Nietzſche als „Religionsfeind"

sehen, das ihm ein Leides antue. Nur auf diesem gebrochenen, mittelbaren Wege ist er zum feindlichen Aufmarsch gegen die Religion gedrängt worden. Niemand hat dafür einen offeneren Blick besessen, als Overbeck. Er, seinem Berufe nach der sachliche Zergliederer des historischen Christentums, das auch Nietzsches Konflikte mit der Religion überhaupt herbeiführen sollte!

Overbeck über Nietzsches Atheismus

Der menschenmögliche Atheismus

Nietzsche hat gesagt: Gott ist tot! und das ist etwas anderes als: Gott ist nicht! d. h. er kann nicht sein, ist nicht, wird nicht sein und ist nie gewesen! Vielmehr: Er ist gewesen! Und dies ist wenigstens der allein menschenmögliche Atheismus, die einzig für Menschen mögliche, ihnen allein zugängliche Form des Atheismus. Die andere Form wäre die übermenschliche, und wie Nietzsche zu dieser stand, steht dahin und hängt vollkommen an der Zweideutigkeit seines Übermenschenbegriffes. Ein Bekenntnis Nietzsches zu dieser übermenschlichen Form des Atheismus gibt es auf jeden Fall nicht, und von ihr läßt sich allerdings behaupten, daß es sie gar nicht geben kann, wenigstens nicht in seinen zurechnungsfähigen Tagen. Mit dieser Ausführung will ich aber meinerseits nichts weiter tun, als einen Tatbestand konstatieren und Sophisten überlassen auf Grund dieses Tatbestandes zu ergotieren und sich damit auf den Boden des absoluten Streits, ob Gott ist oder nicht, zu versetzen. Ich selbst meine in der Sache nur: Gottes Dasein, wie es mit ihm steht, geht uns Menschen nichts an! und wüßte nur mit der atheistischen Formel Nietzsches überhaupt etwas anzufangen, die ich eben die menschenmögliche genannt habe. Unter uns Menschen kann es sich, das Vorurteil einer Religion natürlich vorbehalten, immer nur um die Frage selbst handeln: ob Gott ist! nicht um ihren Inhalt —: Ist uns die Frage gegeben? — nicht: Ist uns Gott gegeben? wovon jenes ebenso augenscheinlich ist wie dieses nicht ist. Aus meinem persönlichen Verhältnis mit Nietzsche kann ich nur soviel sagen: Nie hatte ich von ihm den Eindruck, als ob er etwas darüber zu sagen hatte, ob Gott sei oder nicht, aber es steht für mich auch dahin, ob er selbst jemals etwas darüber zu sagen gemeint hat.

Nietzsches religiöse Gleichgültigkeit

Um bei Nietzsche ein in irgend einer Periode seines Lebens dagewesenes ernstes Verhältnis zum Christentum anzunehmen, gibt

es nächst dem Zeugnis seiner Schwester keinen andern Anlaß, als die gewaltsame Art, mit der er sich schließlich davon lossagt, und das ist freilich ein weit ernsteres Indizium als jenes Zeugnis. Denn es erinnert in der Tat an das Zerreißen der Ketten des einmal gefesselt gewesenen Sklaven. Und doch kann ich auch besagte Lossagung nur für ein trügerisches Symptom einer in Nietzsche jemals lebendig gewesenen Religiosität halten. Zu deutlich sprechen die großen sein Leben beherrschenden Züge dagegen. Ernstlich religiös ist er stets ebensowenig wie ich gewesen, nur daß sich bei mir der Konflikt mit der Religion, meinem ganzen, ungleich gelasseneren, meinetwegen indolenteren Temperament gemäß, weit ruhiger, meinetwegen uninteressanter abgespielt hat. „Ich bin nicht eine Stunde meines Lebens Christ gewesen: ich betrachte alles, was ich als Christentum gesehen habe, als eine verächtliche Zweideutigkeit des Wortes, eine wirkliche Feigheit vor allen Mächten, die sonst herrschen." (Wille zur Macht, Aph. 164.) Eine charakteristische Nietzschesche Übertreibung, die niemand ernst nehmen wird, der Nietzsche zu lesen versteht, sich auf den Unterschied der Sprachen versteht, die er in seinen verschiedenen Perioden gesprochen hat. So erschien er sich selbst in seinem Verhältnis zum Christentum in einer letzten Periode seiner Auseinandersetzung damit, und in dieser ist er so subjektiv wahr, wie nur etwas sein kann. Unwahr wird es nur, wenn es so verstanden wird, daß er stets derselbe dezidierte Unchrist gewesen ist, der er zuletzt war. Eben das war er nicht, mag er auch nie ein ernster Christ gewesen sein.

Die Kritik am Christentum

So unvollkommen die Form ist, in der Nietzsches Meinungen in der hinterlassenen Gestalt seines „Der Wille zur Macht" ist, sind doch namentlich seine Ausführungen zur Geschichte des Christentums (Aph. 99) insbesondere zur historischen Auffassung des Urchristentums (Aph. 100) nicht nur für das bessere Verständnis seiner Meinungen sehr förderlich, sondern überhaupt für das historische Verständnis des Christentums sehr bedeutend. Seine Auffassung des Christentums als „Reaktion der kleinen Leute" (Aph. 115) weiß Nietzsche sehr tief zu begründen aus seiner Auffassung des Urchristentums als der Denkweise der in der großen römischen Welt gedrückten kleinen Gemeinschaften der jüdischen Diaspora, wonach das Urchristentum „ein Mittel (irdisch oder menschlich) glücklich zu sein" gewesen ist, wie es eben für diese Kreise paßte (Aph. 102.) Dabei ist es sehr interessant zu beob-

achten, mit wem ſich Nietzſche hier gegenwärtig begegnet. Mit gewiſſen Koryphäen der modernen Theologie wie Harnack, nur daß dieſe eben anbeten, was Nietzſche verabſcheut. Auch ſind die Nietzſcheſchen Ausführungen und ihr hiſtoriſches Ernſtmachen mit der jüdiſchen Herkunft des Chriſtentums ſehr wichtig für die Rektifikation der Schopenhauerſchen Verirrungen bei ſeiner Verbuddhiſierung des Chriſtentums. Das Erfreulichſte und Geſundeſte am Antichriſtentum Nietzſches iſt die Gründlichkeit und Unumwundenheit der Empfindung, wie tief die Neuzeit den Forderungen des Urchriſtentums entfremdet iſt, in der er z. B. auf den evangeliſchen „Rat" zu „werden wie die Kinder" ausrufen kann „o wie fern wir von dieſer pſychologiſchen Naivetät ſind". (Aph. 120.) In ſeiner Kritik des Gegenwartchriſtentums unterſcheidet Nietzſche ein doppeltes Chriſtentum, ein „noch nötiges" (nämlich zum Brechen der „Wüſtheit" und „Roheit" unter Menſchen) und ein „nicht nötiges, ſondern ſchädliches", wobei es, um ſeiner Herkunft aus Dekadentenkreiſen zu genügen, die Dekadents aller Art unter Menſchen der Gegenwart an ſich zieht und verführt. (Aph. 140.) [Aphorismennummern zitiert nach dem XV. Bande Klein-Oktav.]

Kultur, nicht Religion

Nietzſche hat darum mit der Religion nichts zu tun, weil er mit der Kultur ſo viel zu tun hat, welche der viel weitere, die Religion als eine der menſchlichen Kulturmächte in ſich ſchließende Begriff iſt. Nietzſche ſieht bei ſeinem auf das Ganze der Kultur gerichteten Blick auf das einzelne darin nicht, und eben darum auch auf die Religion nicht, mag er ſcheinbar noch ſo viel ſich mit ihr zu tun machen, von ihr reden. Sie iſt ihm an ſich Nebenſache, vollſtändig Nebenſache und iſt als ſolche beſonders hervorragend, unter den vielen Einzelbegriffen der großen Begriffskreiſe in der Welt, groß oder klein, nicht um Nietzſches willen, ſondern lediglich nach einer Schätzung, zu der man den Maßſtab ſonſtwoher, nicht von Nietzſche, entnimmt. Die Religion an und für ſich überſieht Nietzſche, ſie geht ihn gar nichts an. Gerade weil Nietzſche, wie er ſchon oft genannt worden iſt, Kulturreformator iſt (wie etwa Rouſſeau), iſt er nur in ſo uneigentlichem Sinne Religionsreformator. Die Kultur erkennt Nietzſche im Ringen mit dem Nihilismus als ein Seiendes noch an, ganz und gar nicht die Religion, zu deren Vernichtung er ſich ausdrücklich bekennt. Nur ein Geſchlecht, das ſich gegen die Religion indifferent verhält, wie z. B. das jetzige kultivierte Menſchengeſchlecht, das die

Religion ebensogut brauchen als ganz entbehren kann, kann Nietzsche als Religionsreformator akzeptieren. Denn in seiner Hand ist Religion nur ein Spielwerk. So hat er es denn auch insbesondere mit dem Christentum gehalten. Und da unsere Gegenwart selbst es überhaupt hier nicht anders hält, konnte auch seine Bedeutung als Kulturreformator sich so weit in die Kreise der Theologen erstrecken.

Nietzsche und die Theologie

Von Kaftan höre ich, er sei jetzt so weit mit Nietzsche, daß er ihn für einen der besten Erzieher zur Theologie erklärt. Für das Parasitenwesen der Theologie ist sein Urteil allerdings charakteristisch [33]). So hat es die Theologie stets gemacht und sich weiter geholfen, indem sie sich an das ihr Fremdartige heranwarf und davon lebte, so insbesondere an die Wissenschaft. An der hat sie überhaupt ihre Parasitentalente entwickelt, und immer bewiesen, daß sie auch mit dem dezidiertest Irreligiösen auskommt. Wählerisch darf ja der Parasit überhaupt nicht sein, er muß verzehren, was ihm vorgesetzt wird, es kommt ihm nur auf einen gedeckten Tisch an. Und an diesem kommt es ihm gar nicht darauf an, ob ihm, was ihm vorgesetzt wird, schmeckt, sondern nur darauf, ob es andern schmeckt, wie er es aber verträgt und wie es ihm bekömmt. Die Kirche hat aber auch hier einen guten Magen, sie hat schon manches vertragen und mag in dieser Hinsicht wohl auch nicht so bald dazu gebracht werden, an sich zu verzweifeln, ebensowenig wie der „Teufel in der Not". Mit einer Speise wie Nietzsche mag sie denn auch nach wie vor nach nichts weiter fragen, als nach ihrer allgemeinen Beliebtheit. Besteht diese, so kann es niemanden, der sie kennt, erstaunen, sie sich mit an den Tisch setzen zu sehen. „Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein — dies Mittel blieb zurück, die Menschen zu veredeln" — dieses Wort Nietzsches (XII, S. 375) sollte billigerweise allen Theologen den Geschmack an Nietzsche verderben, zumal den „modernen", welche Religion und Christentum mit Vorliebe unter dem Gesichtspunkt des Machtmittels, des Mittels zur Weltherrschaft betrachten und schätzen, allerdings in schroffstem Widerspruch zu dem innersten Geist des Christentums.

Ein Theologe Nietzsches Freund

Es wird immer seine Schwierigkeiten haben, die Persönlichkeit eines wissenschaftlichen Theologen, die aus ihrer ehemaligen religiösen Gebundenheit in die völlige Freiheit des Geistes hinausgetreten ist, auf ihr Kulturvolumen abzuschätzen. Nietzsche selbst

ſpricht gelegentlich von Rätſelgeſtalten unter den Geiſtlichen; für andere vorurteilsfreie Leute ſchließt es eine beſondere Art von Lob in ſich, wenn ſie von einem verpfuſchten Theologen reden, und es bleibt ein geiſtreiches Wort, daß es eine eigene Sache um geweſene Theologen ſei, weil ſie immer wieder an den verlaſſenen Käfig zurückeilten, um von außen ſeine Stäbe zu betaſten. Darin iſt der geiſtliche Beruf mit dem Soldatenberuf vergleichbar; beide ſtellen an ſich etwas wie einen Gegenſatz zu einem freien künſtleriſchen Erleben dar; bei beiden liegt der Hauptakzent in der gehorſamen Bildung des Willens, in einer Beſchneidung der perſönlichen Freiheit. Dies ſcheint identiſch zu ſein mit dem Verzicht auf die höhere Teilnahme an individuellen Entwicklungsmöglichkeiten. Wenn nur dann beide nicht ſichtbar den Segen einer ſtraffen Zucht zur Schau trügen! Jeder Kenner jedenfalls des königlich preußiſchen Offizierkorps weiß, was für intellektuelle Kräfte in ihm in Friedenszeiten brach liegen. Desgleichen findet ſich in der evangeliſchen Geiſtlichkeit jenſeits ihrer Handwerksübung ein Ausbund ſeeliſcher und gemütlicher Fähigkeiten aufgeſtapelt, die auch bei ausgedehnter dogmatiſcher Weitherzigkeit doch nie völlig frei und für künſtleriſche oder philoſophiſche Betätigung verwendbar werden. Kamaſchendienſt und Kanzelpredigt ſtellen Grenzen dar mit einem ſchließlichen Entweder-oder für jeden rückhaltlos ehrlichen Verſuch eines individuellen Sichauslebens. Deshalb iſt die Verwunderung unerläßlich über Nietzſches intime Freundſchaft für einen Theologen von Beruf, und es bedarf daher näherer Erwägung über Overbecks wirkliche Geſinnung; wir dürfen es uns nicht verdrießen laſſen, genauer nachzuſpüren, weß Geiſtes Kind er eigentlich war. Nietzſches Schweſter ſpricht von einer völligen Verſchiedenheit der beiden Naturen und von Overbecks Unfähigkeit, Nietzſches Problemen dasjenige Intereſſe entgegenzubringen, das dieſer von ſeinen wirklichen Freunden verlangt. (Biographie II, S. 828.)

Theologie als Wiſſenſchaft

Dem iſt zunächſt eine ſummariſche Überſchau über Overbecks Stellung in ſeiner Wiſſenſchaft entgegenzuſetzen. Die Theologie nimmt im Betrieb der deutſchen Univerſitäten bis auf den heutigen Tag die Ehre der älteſten und ehrwürdigſten Fakultät vorweg, und wenn auch die Studenten der andern Gebiete am Biertiſch ihren theologiſchen Kommilitonen die Unwiſſenſchaftlichkeit ihres Studiums vorzuhalten pflegen und im Lehrkörper ſelbſt ein ähnliches Scheelſehen der weltlichen Profeſſoren auf die hoch-

würdigen Kollegen, als seien diese für die heutigen Ansprüche nicht voll zu nehmen, an der Mode sein dürfte, so ist doch auch heute noch die faktische Gleichberechtigung der theologischen Fakultäten nicht im mindesten eingeschränkt, ja gerade heute scheint die historische Gelehrsamkeit ihrer Vertreter ihnen den alten Vortritt aufs neue und zwar auf Grund anerkannter Verdienstlichkeit gesichert zu haben; man braucht nur an Namen von wissenschaftlichem Weltruf wie Julius Wellhausen und Adolf Harnack zu erinnern. Die Theologie hatte eben in der Aufklärung mit der allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung Schritt gehalten; jetzt vor hundert Jahren hat ein umfassender, enzyklopädistischer Geist — Schleiermacher — ihr Ansehen auf eine so angestaunte Höhe erhoben, wie nur sonst eine der Berühmtheiten von der neugegründeten Universität Berlin ihr eigenes Wissensgebiet. Dann hat, jetzt vor siebzig Jahren, ums Jahr 1835 der kritische Gärungsprozeß die drei historischen Disziplinen des Alten Testaments, des Neuen Testaments und der Kirchengeschichte aus der dogmatischen Zweckmäßigkeit des theologischen Lehrganzen herausgetrieben und einen unbequemen Gegensatz zwischen der methodischen Kritik und den praktischen Bedürfnissen der Kirchendiener und der Gemeinde herbeigeführt. Dieser Zwiespalt erhielt um die Mitte des Jahrhunderts feste Form durch den Einfluß der sogenannten Tübinger Schule. Über ihr Bestehen war Nietzsche natürlich schon vor der Bekanntschaft mit Overbeck unterrichtet und wäre es nur aus seinem philosophischen Leibbuche, Langes Geschichte des Materialismus, S. 292 f. gewesen. Ihr Haupt Chr. F. Baur starb am 2. Dezember 1860, dem Tage, da Overbecks Studienzeit mit seinem Kandidatenexamen ihren Abschluß fand. Overbeck ist sein persönlicher Schüler nie gewesen und hat ihn nie auch nur gesehen. Dennoch hatte er, wenn man auf die früher beliebte, jetzt freilich bereits etwas altmodisch anmutende Einrangierung Gewicht legt, in ihm gewissermaßen den jüngsten „Tübinger" zu erblicken, insofern die rein historische Auffassung des Urchristentums eine Hauptthese jener Schule war. Alle andern Vertreter haben sich jedoch grundsätzlich gehütet, die Anwendbarkeit der kritischen Forschung auf die praktischen Bedürfnisse über ihrem Wissensdrang aus den Augen zu verlieren.

Einzig in Overbecks Auffassung finden wir den Willen zur völligen Profanierung der in der bisherigen theologischen Gelehrsamkeit enthaltenen rein wissenschaftlichen Motive mit

Overbeck als Tübinger

kühnem Mute und lückenlos verkörpert. „So verstand ich die Sache überhaupt nicht", bekennt er in seinem Rückblick auf seinen Werdegang, „als ob es sich für jeden Adepten der Schule nur darum handle, die einzelnen Hauptthesen der Baurschen Konstruktion des Urchristentums möglichst heil durch die Welt zu bringen. Dafür schätzte ich doch den Schutz, den mir die Historiker grundsätzlich des Meisters selbst gegen ein so grobes Mißverständnis gewährten, zu hoch. In aller Schüchternheit zwar, immerhin doch auch in aller Bestimmtheit, hatte ich schon angefangen, mich zu fragen, ob jene Konstruktion auch nur in allen Fundamenten werde fortbestehen können .... Was von Begeisterung aus bloßen Büchern zu schöpfen ist, hatte ich zu Baur gefaßt, für meinen Gelehrtenberuf hatte ich an ihm ein Ideal. Aber ich dankte ihm noch mehr: eine nicht nur in meinen Lehrberuf einschlagende, sondern selbst weit über mich hinausreichende Aufgabe. Und dies zwar dank der Freiheit, die ich mir genommen über den kirchenhistorischen Horizont Baurs hinauszublicken. Denn mit keines andern Beistand als dem seinen hatte ich mir vorgenommen, ihm auf dem Gesamtgebiet der Geschichte der christlichen Kirche nachzutun, was er mir auf dem des Urchristentums vorgetan. Nicht deutlicher natürlich als man sich etwas derart so früh vorzunehmen pflegt, wenn man kein Genie ist, aber immerhin noch bestimmt genug, um davon erfüllt zu sein. Ich wußte freilich damals noch nicht, daß ich nach einer Arbeit mich streckte, die ich später profane Kirchengeschichte nannte." (Einleitung zur zweiten Ausgabe der „Christlichkeit", Leipzig 1903, S. 4—7.)

Der Gelehrte und der Denker

Man kann sich unschwer vorstellen, was für einen unvergleichlichen Impuls Overbeck für seine wissenschaftlichen Ziele von der geistigen Auseinandersetzung mit Nietzsche empfangen mußte. Er nennt es selbst „einen Einfluß so ganz unabsehbarer Art für seinen Gelehrtenberuf; es ist der stärkste derart, der mich aus meiner Wanderschaft durch das Leben und zwar nel mezzo del cammin getroffen." — Nicht freilich so, als ob er in Nietzsche vor allem ein Vorbild der Gelehrsamkeit gesehen hätte; hierin urteilt er sogar überraschend streng aus seiner rückhaltlosen Ehrlichkeit heraus: „Nietzsche ist als Gelehrter gar nicht ernst zu nehmen, als Denker gar sehr, und ich glaube, daß es eben daran hängt, daß ich, der ich mich als Gelehrten immer noch höher schätze als ihn, auch als solcher Gelehrter so außerordentlich viel von ihm gehabt habe." Für Nietzsches Verhältnis zur Philolo-

gie überhaupt bezeichnete Overbeck als besonders charakteristisch die Stelle aus dem Briefe an Rohde (Basel, 15. Januar 1870, Briefe II, S. 181 f.): „Ich gewinne immer mehr Liebe für das Hellenentum: man hat kein besseres Mittel, sich ihm zu nähern, als durch unermüdliche Fortbildung seines eigenen Persönchens. Der Grad, den ich jetzt erreicht habe, ist das beschämendste Eingeständnis meiner Unwissenheit. Die Philologenexistenz in irgend einer kritischen Bestrebung, aber tausend Meilen abseits vom Griechentum wird mir immer unmöglicher. Auch zweifle ich, ob ich je noch ein rechter Philologe werden könne: wenn ich es nicht nebenbei so zufällig erreiche, dann geht es nicht. Das Malheur nämlich ist: ich habe kein Muster und bin in der Gefahr des Narren auf eigene Hand. Mein nächster Plan ist, vier Jahre Kulturarbeit an mir, dann eine jahrelange Reise mit Dir vielleicht. Wir haben wirklich ein recht schweres Leben, die holde Unwissenheit an der Hand von Lehrern und Traditionen war so glücklich-sicher." Für ebenso lehrreich hielt Overbeck Nietzsches Ausdruck übermäßigen Erstaunens beim Empfang von Rohdes Roman (Briefe II, S. 525): „Aber eine große Verwunderung, mit Maulaufsperren verknüpft, muß ich noch los werden: was bist Du doch für ein sonderbarer Mensch! In diesen letzten Jahren, sowie sie für Dich leider waren, gerade dies Buch auszuarbeiten — das geht ganz einzig über meine Fassungskraft! (Beiläufig, auch über mein Talent, zu jeder Zeit: so etwas könnte ich nicht, wenn ich es auch können wollte.) Der philologische Dämon steckt Dir so im Leibe, daß ich mitunter vor seinem Wüten (in Scharfsinn und unbändiger Gelehrsamkeit) ordentlich schaudere. Ich weiß keinen Menschen, dem ich so etwas zutraute: und daß dieser Erzphilolog dabei noch ein Erzmensch und zwar mein Erzfreund ist, das ist wahrlich ein ungelöstes Rätsel, aber davon abgesehen eine gute Gabe Gottes!" — Diesen Äußerungen Nietzsches an Rohde hatte Overbeck eine Reihe ähnlich lautender, mündlich und brieflich an ihn gerichteter an die Seite zu stellen. Er zog daraus unwillkürlich den Schluß: wem das rein Handwerkliche an der Gelehrsamkeit so übermäßig imponiert, der ist nicht mit vom Metier. Nietzsche war zum Gelehrten verdorben, weil er zu etwas Höherem berufen war.

„Das Malheur ist: ich habe kein Muster"

Wird auch Nietzsche sein bestes Teil dazu beigetragen haben zu Overbecks Reinigung für eine höhere, philosophische Lebens-

Overbecks Gelehrsamkeit

auffaſſung, ſo iſt das nur immer aufs neue einem deſto tieferen Aufgehen in der Wiſſenſchaft zugute gekommen. Was Overbeck bis in die Sechzig hinein zuſammengearbeitet hat, methodiſch, ſitzfleiſchlich und zäh, davon gaben ſeine offiziellen Semeſtervorleſungen, ſo profund ſie uns vorkamen, kaum einen Begriff, ſeine paar wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen nur einen annähernden, den leidlichſten etwa noch eine mit drei oder vier Mann beſetzte Seminarübung über Euſeb oder Märtyrerakten. Eine regelrechte Ahnung von den unterirdiſchen Abgründen und dem vielſchachtigen, planvollen Ausbau dieſes Wiſſens erhielt erſt, wer gelegentlich das eine oder andere Blatt aus ſeinem dreifach angelegten, ſtreng alphabatiſch durchgeführten, in jedem einzelnen Punkte ſofort regiſtrierbaren, handſchriftlichen Sammelwerk zu Geſicht bekam, das viele Schäfte ſeiner Bibliothek füllte. Von ſeiner Hand geſchrieben waren auch die vielen Manuſkriptbände, die ſeit einem Menſchenalter unberührt irgendwo ein unterſtes Regal beſchwerten; ſeine einſt zum Privatgebrauch angefertigten Überſetzungen des ganzen Clemens, des ganzen Tertullian, eines guten Stückes Origenes und ſo manches andern. Außerdem ſtand, wohl ſein früheſtes Sammelunternehmen dieſer Art, in einem Winkel ſeines Studierzimmers ein Schränkchen mit vierundzwanzig Fächern, das auf ſchon gänzlich vergilbten Blättchen einen kleinen, ſelbſtangelegten Theſaurus der neuteſtamentlichen und patriſtiſchen Gräcität enthielt. In dergleichen beſtand des Pudels Kern an dem landläufigen Gerede, ja der Overbeck, das ſei ſo der richtige Bücherwurm; für ihn kam nie ein Schlußpunkt, wo er das Papier Papier ſein ließ und ſich in genialen Ausflügen gefiel; er hätte es ſich ſchwerlich zum Lob angerechnet, nachgeſagt zu bekommen, er brauche gar nicht mehr aufzuſchlagen, er zitiere auswendig. Er ſchlug vielmehr jedes einzelne Mal nach, das mußte alles ſeine feſte Ordnung haben, einen Schritt um den andern in peinlicher Genauigkeit. Über dieſe ſeine beiſpielloſe Gründlichkeit hat man die Naſe gerümpft, auf die Weiſe komme er natürlich nirgends hin — und gar: einen ſo umſtändlichen Herrn könnten ſie in Deutſchland nicht brauchen. Dennoch mußte man ihn gelten laſſen. Trotzdem er nur ſehr ſpärlich druckte und ſchließlich kein einziges wirkliches Buch zurückließ, iſt ſein Wort in der Fachdiskuſſion als erſtes gehört worden; was ihm ſeiner Zeit der im Aufſtieg begriffene, von ihm mit ehrlichen Hoffnungen begrüßte

Harnack an Anregung dankte, das deutet die eine oder andere Fußnote der Dogmengeschichte eben noch von ungefähr an, und so sind denn einige seiner fundamentalen Trouvaillen in den wissenschaftlichen Schulsack des heutigen Theologen übergegangen, nicht zum wenigsten die energische Kontrastsetzung zwischen der erst niedergeworfenen und dann auf den Thron erhobenen Verweltlichung in Gnostizismus und Kirche.

Nietzsche als Philologe

Dies, daß Overbeck immer mehr und Nietzsche immer weniger zum Gelehrten wurde, hat vielleicht in der Folgezeit das gute Einvernehmen zwischen ihnen in einige Mitleidenschaft gezogen. Da Nietzsche jedoch in seiner letzten Schaffensperiode alles, was er einst erst besessen und dann von sich gestoßen hatte, in dem Sinne wieder für sich in Anspruch zu nehmen pflegte, daß die andern und mit ihnen früher er selber von einer Sache den falschen Gebrauch gemacht hätten, von der er nun den richtigen übe — so wollte er auch nicht die Philologie dahinten lassen und hat in der Vorrede zur zweiten „Morgenröte" von seinem ehemaligen Berufe eine großartige Umdeutung sich zurechtgelegt: „Man ist nicht umsonst Philologe gewesen, man ist es vielleicht noch, das will sagen, ein Lehrer des langsamen Wesens: — endlich schreibt man auch langsam. . . . Philologie nämlich ist jene ehrwürdige Kunst, welche von ihrem Verehrer vor allem eins heischt, beiseite gehen, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden —, als eine Goldschmiedekunst und -kennerschaft des Wortes, die lauter feine vorsichtige Arbeit abzutun hat und nichts erreicht, wenn sie es nicht lento erreicht." Empfindungsunterschiede, soweit sie zwischen den beiden Freunden in Betracht kamen, mögen sich zumeist auf die äußere Formengebung bezogen haben, da allerdings in Hinsicht auf die schriftstellerische Ausdrucksweise sie sich von der ziemlich beträchtlichen Ähnlichkeit ihres Stiles zu der Zwillingszeit (I. Unzeitgemäße-Christlichkeit) im Laufe der Jahre weit voneinander entfernt haben. Der Satz des einen verklüngelte sich, der des anderen spitzte sich zu.

Overbecks Stil

Overbecks Stil ist gegen sein Alter hin geradezu zu einem Schibboleth für seine Veröffentlichungen gemacht worden. Ein junger Fachgenosse hielt es für nötig, ihn in einer Besprechung seines Programms von 1894 zu bitten, er möchte künftig seine profunde Gelehrsamkeit in der Sprache Goethes, Schillers und Lessings zum Ausdruck bringen, und wer gar mit Ansprüchen, die an der Lektüre moderner dekadenter Romane gebildet waren,

die Vor- und Nachwörter seiner neuen Christlichkeit beurteilte, der konnte nicht anders, als Overbeck unrecht tun. Tatsächlich hatte es mit seinem Stile eine merkwürdige Bewandtnis. Er hat das Deutsche erst im reiferen Knabenalter zu Französisch, Englisch und Russisch hinzugelernt, und was des näheren seine Buchsprache betrifft, so gab er zu, sich als Student über dem eindringenden Studium Schleiermachers seinen deutschen Stil angeeignet zu haben — was ausreichen dürfte, um von vornherein allerlei zu entschuldigen. Wo er dagegen unmittelbar zu sein hat, schreibt er frisch, ja ausgezeichnet. Die in diesem Bande enthaltenen Zitate aus seiner Feder beweisen doch wohl hinreichend, daß er sich als Briefsteller sehen lassen darf. Und er schrieb desto besser, je erregter er war. Sobald es sich jedoch um eine sachliche Darstellung handelte, stieg in ihm geradezu eine Scheu auf, Sachliches auf eine bestechende Weise zu behandeln. Sehr lehrreich hiefür ist eine Stelle aus der Vorrede zum ersten Bande seiner Studien: „Ich bin zwar weit davon entfernt, zu behaupten, daß die Studierstube die höchste Warte sei, von welcher man, ich sage nicht die Welt — denn die übersieht mit Ausnahme der Theologen niemand —, sondern die menschlichen Dinge übersehen kann. Aber ich sehe auch nicht ein, warum man von da aus nichts davon sehen soll, und der Ansicht der heute (1875!) zahlreichen Gelehrten bin ich jedenfalls nicht, welche meinen, daß sie mehr davon zu sehen bekommen, wenn sie sich halbwegs auf die Gasse stellen. Auch muß ich gestehen, daß ich von einer wahrhaft pharaonischen Verhärtung des Gemütes gegen den Schimmer der Redensart bin, von welcher heute so vieles von sich erklärt, es sei „für das Volk" bestimmt. Als ob irgend eine ernste, auch wissenschaftliche Arbeit für jemand anders bestimmt sein könnte, und als ob mehreren Arbeiten als nur sehr wenigen beschieden sein könnte, es in direkter Weise zu sein, ohne sich grober Demagogie schuldig zu machen. . . . Dagegen denkt manch einer unter den Gelehrten, reiche es bei ihm auch nicht zum Künstler aus, so doch jedenfalls zum Literaten, und ziert sein historisches Werk aus mit den pittoreskesten Schildereien von Städten und Landschaften, welche sein Auge nie erblickt hat, und intimen Charaktergemälden vom Apostel Paulus, von Nero und Seneca, wie wenn er je solche Menschen aus der Nähe gesehen hätte." Der angesehene Fachmann, der mit diesem Hiebe gemeint war, meldete sich bei seinem Kritiker; der Brief, der

Overbecks Duplik enthielt, gefiel Nietzsche so ausgezeichnet, daß er zu seinem Vergnügen eine eigenhändige Abschrift davon nahm. So pflegte denn Overbeck in seinen alten Tagen bei der ewigen Wiederkehr der Bekrittelung seines Stiles immer nur zu erwidern: „Dafür habe ich viel zu lange und zu genau mit Nietzsche verkehrt, um nicht ganz genau zu wissen, was an meinem Stile dran ist und was nicht." An Overbecks Ausdrucksweise wie übrigens schon an seiner Schrift sprang die unabhängige und rücksichtslose Selbständigkeit seiner Denkweise dem Leser entgegen; was für ein feiner Geist er dabei noch war, äußerte sich meist in überquer miteinfließenden Nebensätzen, die irgend einen mildernden Vorbehalt oder eine gütige Entschuldigung nicht unerörtert lassen konnten. Keine Ästhetik kann etwas daran ändern, daß ein Stil wie der Overbecks Seite für Seite den unerschöpflichen Reichtum seines Innenlebens wiederspiegelte.

Schulstil und Aphorismus

Weil wir es bei Overbeck und Nietzsche in so eminentem Sinne mit einer Geistesfreundschaft zu tun haben, dürfen wir es uns nicht verdrießen lassen, dem gegensätzlichen Stilempfinden der beiden in einige charakteristische Äußerungen hinein nachzugehen. Bei folgenden Aphorismen könnte Nietzsche Overbeck im Auge gehabt haben:

Menschliches Allzumenschliches I, Aph. 188: „Denker als Stilisten". Die meisten Denker schreiben schlecht, weil sie uns nicht nur ihre Gedanken, sondern auch das Denken der Gedanken mitteilen. — Menschliches Allzumenschliches II, Aph. 143: „Kunstgriff der Schwerfälligen". Der schwerfällige Denker wählt gewöhnlich die Geschwätzigkeit oder die Feierlichkeit zur Bundesgenossin: durch die erstere meint er sich Beweglichkeit und leichten Fuß anzueignen, durch die letztere erweckt er den Schein, als habe er seine Eigenschaft sich freiwillig beigelegt, in künstlerischer Absicht, zum Zweck der Würde, welche Langsamkeit der Bewegung fordert. — Die fröhliche Wissenschaft Aph. 102: „Ein Wort für Philologen". — Daß es Bücher gibt, so wertvolle und königliche, daß ganze Gelehrten-Geschlechter gut verwendet sind, wenn durch ihre Mühe diese Bücher rein erhalten und verständlich erhalten werden, — diesen Glauben immer wieder zu befestigen ist die Philologie da. Sie setzt voraus, daß es an jenen seltenen Menschen nicht fehlt (wenn man sie nicht gleich sieht), die so wertvolle Bücher wirklich zu benutzen wissen: — es werden wohl die sein, welche selber

ſolche Bücher machen oder machen könnten. — — Aber auch Overbeck wäre, ſo auf den Stil hin mit Nietzſche konfrontiert, die Antwort nicht ſchuldig geblieben. Mit Nietzſches Stil konnte er ſich, ſelbſt wenn dieſer auch mitten auf dem Wege zu den Liedſprüchen Zarathuſtras ſich befand, in ſeiner aphoriſtiſchen Weiterbildung nicht völlig befreunden. Für ihn blieb der würdigſte Stil ein- für allemal der, den er mit Nietzſche gemeinſam ſich einſt zum Vorbilde genommen — der Schopenhauerſche, das heißt alſo jedenfalls, ſofern es ſich um die Abfaſſung eines ganzen Buches handelte, der Stil des zuſammenhängenden Satzes und der langgeſponnenen Periode. Das war's aber gerade, wovon Nietzſche grundſätzlich hinwegſtrebte. Er ſpaltete vom Sprachſtamm fortan Splitter um Splitter ab und ſchnitzte daraus ſeine Pfeile. Overbeck hatte von vornherein gegen die Gattung des Aphorismus grundſätzliche Bedenken, die auch durch Nietzſches völlige Meiſterſchaft in der Handhabung ſeines neuen Inſtrumentes viel eher beſtätigt als verſcheucht wurden. Der Aphorismus über hundert und aberhundert Seiten beibehalten, fürchtete er, ſtumpft ſich ab; wenn Treffer neben Treffer ſitzt, werde doch eine gewiſſe Monotonie erzeugt, die der einzelne kurze Sinnſpruch ja gerade verhüten ſollte. Kürzeſte Prägungen in einer unabſehbaren Reihe vorgeführt wirken als Länge und ſomit Aphorismenbücher als Widerſpruch in ſich ſelbſt. Deswegen pflegte ſich Overbeck zu wundern, wie ſelbſt Nietzſche von Grund aus abgeneigte Akademiker ihn als Meiſter der Form ohne weiteres gelten ließen und nicht gerade an ſeinen Aphorismen mehr auszuſetzen fänden; denn ein ſo ſubtiler Geiſt Nietzſche geweſen ſei, habe doch ſelbſt er der Maſſe der Aphorismen nicht genügen können, die er in die Welt habe gehen laſſen; ihrer ſeien zu viele, und nicht nur, daß ſie nicht alle gleichen Wertes ſeien, es fehle ſelbſt das Matte und faſt Geringe darunter nicht ganz. Aber ſelbſt mit ſolchen Vorbehalten war Overbeck weit davon entfernt, über den Aphorismus ein grundſätzliches Verdikt zu fällen, etwa wie Möbius, der geradezu ſagt (S. 250): „Für einen Feulletoniſten mag der Aphorismus recht gut ſein, für einen ernſthaften Denker, dem nichts mehr am Herzen liegen muß, als der Zuſammenhang ſeiner Gedanken, und der auf Stiliſtenkunſtſtücke nichts gibt, taugt er gar nichts. Wohl jeder wird die Erfahrung gemacht haben, daß man auf Reiſen, wo die früheren Zuſammenhänge geſtört ſind und durch den Wechſel immer neue Anregungen gegeben wer-

Aphorismenbücher ein Widerſpruch in ſich ſelbſt

den, ganz unwillkürlich zur Aphorismenbildung kommt, daß die äußere Unstetigkeit die innere mit sich bringt. Nietzsche war schon, ehe er seinen festen Wohnsitz aufgab, gewöhnt, in Bädern und Sommerfrischen auf die Gedankenjagd zu gehen; natürlich mußte später das desultorische Wesen mehr und mehr überhand nehmen." Diese Erklärung verlegt viel zu oberflächlich den Hang zum Aphorismus in die äußere Unrast von Nietzsches Leben; Overbeck ging darin weiter, für ihn war Nietzsche geradezu eine aphoristische Natur, die sich kaum einen beständigeren Ausdruck zu schaffen vermocht hätte, selbst wenn er zeitlebens an der Scholle klebte. Der eigentliche Grund seiner Unruhe lag für Nietzsche in seinem nicht zu bändigenden Ehrgeiz, der ihn immer über sich selbst hinaus trieb und ihn auf jedem Standpunkt, wo immer er einen solchen auch eingenommen haben mochte, bereits auch schon seine Blicke weiter werfen ließ. „Er hatte", fährt Overbeck fort, „für jeden Standpunkt nur Aphorismeninteresse und war von keinem andern Drang beseelt als dem, jedesmal die betreffende Ansicht oder Auffassung möglichst rasch und kräftig abzustecken, um weiter zu eilen. Er nahm das Ganze nur zu hastig und gierig „ernst". In dieser ganzen Denkweise steckte aber bei Nietzsche der „Ernst" seiner Denkweise. Das ihm vorschwebende Ziel war seiner Denkerphantasie am wenigsten problematisch; nur ließ es ihm für jede Station seines Denkens keine weitere Ruhe, als die für Aphorismen hinreichende." Die Stiltrübung fällt weder dem Aphorismus als solchem zur Last, noch der zu großen Häufigkeit des Gebrauches durch Nietzsche; vielmehr entstand der Zwiespalt dadurch, daß er den Aphorismus sozusagen strapazierte, ihm mehr zumutete, als er hergeben konnte, indem es seinem Denken tatsächlich an großlinig ausgreifenden Zusammenhängen nicht fehlte, er aber statt auch im Ausdruck der gezogenen, durchgehaltenen Linie sich zu bedienen immer nur punktierte und strichelte. August Horneffer versteht diese Antinomie in Nietzsches Denken deutlich herauszustellen (S. 61/62): „Bei Nietzsche erhebt sich insofern ein Widerspruch, als er kein reiner Aphoristiker ist, sondern in den häufigeren Fällen etwas anderes im Auge hat. Zwar hat er eine Anzahl echter Aphorismen geschaffen, die auf sich selbst beruhen und, wie es Aphorismen sollen, eine Beziehung zu andern Gedanken zwar gestatten, aber nicht fordern; die meisten seiner einzeln stehenden Gedanken jedoch sind nur scheinbare Aphorismen, in Wahrheit Ausschnitte, Augenblicksbilder aus einem größe-

Nietzsche eine aphoristische Natur

Der Aphorismus kein Ausdrucksmittel für Zusammenhänge

ren Zuſammenhang, den man ergänzen muß. Nietzſche wollte dieſen Zuſammenhang geben, er hoffte, wenn ein ſchöpferiſcher Moment ihn einen Gedanken erbeuten ließ, denſelben ſpäter einem Ganzen als Glied einverleiben zu können. Der Moment aber war ſo ſtark, daß er ſich eine künſtleriſche Ausbildung ſeines ſpezifiſchen Gehalts erzwang, und die dauernde Stimmung, die das erſtrebte Ganze einheitlich und mit Zuſammenfaſſung aller Einzelſtimmungen hätte geſtalten können, kam überhaupt nicht. So gab Nietzſche Bruchſtücke, rundete aber die Bruchſtücke ab. Hierin offenbart ſich Schwäche. Denn wenn man eine Reihe von Gedanken zuſammenſehen und zuſammenſchließen will, muß man über ihnen ſtehen, Nietzſche aber ſtand in der Regel unter ihnen und erhob ſich nur in Momenten zu der Höhe, die die Geſtaltung eines einzelnen erforderte. Es fehlte ihm die Kraft der Vergegenwärtigung im großen Sinne."

Nietzſche hat den Aphorismus nie überwunden

Die (Biographie I, 337/38) mitgeteilten Aphorismen aus der Studienzeit (1867—1869) beweiſen, wie ſehr dieſe Schreibart Nietzſche von allem Anfang an im Blute lag. Er wollte den Aphorismus überwinden; aber in ſeinen durchkomponierten Aufſätzen, ſowohl den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" als der „Genealogie der Moral" zerfällt der Inhalt in aphoriſtiſche Bruchteile; oft ſcheint der Unterſchied nur in der Äußerlichkeit zu liegen, daß kein Abſchnitt auf neuer Linie eintritt; die Fuge des fehlenden Übergangs, der ſprunghaft einſetzenden unvermittelten Inhaltserneuerung iſt vorhanden. Es gereicht Overbecks Ernſt und Scharfſinn zur hohen Ehre, daß er ſich über dieſe keineswegs durchſichtigen Verumſtändungen eine grundſätzliche Überſchau zu erwerben vermochte, trotzdem er ſo dicht vor der Aktualität ſtand, daß eine die Reſultate der ſpäteren Forſchung vorausnehmende Perſpektive kaum denkbar war.

Overbecks und Rohdes Verlobungen 1876

Gerade in jenen geſundheitlich für Nietzſche ſchlimmen Winter 1875/76 war Overbecks Verlobung mit Fräulein Ida Rothpletz, einer geborenen, aber in der Pfalz aufgewachſenen Schweizerin, gefallen. Dadurch hätte das jahrelange Zuſammenwohnen der beiden Freunde ſeinen Abſchluß gefunden, ſelbſt wenn Nietzſches Verſuche, eigene Haushaltung zu führen, ſowie ſein Sorrentiner Urlaub ſie nicht getrennt hätte. An Gersdorff ſchreibt Nietzſche aus allen Krankheitsnöten heraus am 24. Januar 1876 von dem „glücklichen" Overbeck. Und wie ſehr die Verlobung eines Freundes auf ihn zurückwirkte, zeigt ſein Glückwunſch an Rohde

vom 18. Juli 1876 (Briefe II, 530/32). In der Nacht nach Empfang der Anzeige entstand — „so geredet zu mir" — ein Gedicht, das mit nachträglichen Verbesserungen also lautet (Gedichte und Sprüche 1898 S. 46):

Es geht ein Wandrer durch die Nacht
Mit gutem Schritt;
Und krummes Tal und lange Höhn —
Er nimmt sie mit.
Die Nacht ist schön —
Er schreitet zu und steht nicht still,
Weiß nicht, wohin sein Weg noch will.

Da singt ein Vogel durch die Nacht:
„Ach Vogel, was hast du gemacht!
Was hemmst du meinen Sinn und Fuß
Und gießest süßen Herz-Verdruß
Ins Ohr mir, daß ich stehen muß
Und lauschen muß — —
Was lockst du mich mit Ton und Gruß?" —

Der gute Vogel schweigt und spricht:
„Nein, Wandrer, nein! Dich lock' ich nicht
Mit dem Getön —
Ein Weibchen lock' ich von den Höhn —
Was geht's dich an?
Allein ist mir die Nacht nicht schön.
Was geht's dich an? Denn du sollst gehn
Und nimmer, nimmer stille stehn!
Was stehst du noch?
Was tat mein Flötenlied dir an,
Du Wandersmann?"

Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was tat mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann!"

Nietzsches Junggesellenwohnung

Von Nietzsches Häuslichkeit beim ersten Zusammenwohnen mit seiner Schwester vermittelt L. v. Scheffler (Neue Freie Presse 1907, Nr. 15429) eine anmutige Vorstellung: „Nietzsche hatte damals am Spalentorweg seine Wohnung. Eine saubere Häuserreihe zieht sich hier, außerhalb des getürmten, malerischen Torbaues, an einer boulevardartigen Straße hin. Eines der schmucksten dieser nur zweistöckigen Gebäude wird mir als das Heim des Professors genannt. . . . In Nietzsches Salon nahmen weiche, große Fauteuils den Eintretenden einladend in Empfang. Sie trugen weiße Überzüge mit jenen reizenden Blumenmustern, wie sie die berühmten Cretonnefabriken Mühlhausens noch von der französischen Zeit her liefern. Veilchensträuße und junge Rosen! Und wenn man in solchen galanten Lehnstuhl halb eingesunken war,

fiel der Blick wiederum auf frische Blumen. In Gläsern, in Schalen auf den Tischen, in den Ecken, wetteifernd in ihrer diskreten Farbenmischung mit den Aquarellen an den Wänden! Duftig und zart alles! Wie auch das einströmende Licht des Tages seinen Leuchtglanz an den leicht verhüllten Fenstern brach. So konnte man wähnen, nicht bei einem Professor, sondern bei einer lieben Freundin zu Gaste geladen zu sein. Und aus dieser Empfindung wurde man auch nicht gerissen, sobald der Wohllaut der sympathischen Stimme Nietzsches die Stille des Raumes unterbrach. Der Professor machte selbst die Honneurs und servierte den Tee mit einem Lächeln, das über das starre Gesicht wie ein Sonnenstrahl glitt. Trotzdem blieb etwas Gezwungenes in seinem geselligen Entgegenkommen." Auf andere Besucher machte jenes helle und reinliche Wohnzimmer doch nicht einen so überlegen abgestimmten Eindruck; die Mullvorhänge mit den blauen Schleifchen gaben ihm einen gewissen deutsch-spießbürgerlichen oder altjüngferlichen Anstrich. Dies nur beiläufig als weiterer Beleg, wie Nietzsche in seinem aufrichtigen Trieb nach einer künstlerischen Lebensbetätigung auch in allem Äußern doch der letzten entscheidenden Sicherheit ermangelte.

Jakob Burckhardt als Junggeselle

Es darf hier daran erinnert werden, wie völlig entgegengesetzt der andere erlauchte Junggeselle, den Basel damals gleichzeitig mit Nietzsche beherbergte, sich mit den Schwierigkeiten einer selbständigen, hausfrauenlosen Haushaltung abfand. Jakob Burckhardts Gewährung von Gastfreiheit in seiner Gelehrtenmönchszelle hat auch Scheffler in Gegensatz gestellt zu der bescheidenen Eleganz bei Nietzsche; erst mußte das mit Büchern überhäufte ausgediente Sofa teilweise abgepackt werden, damit wenigstens der Hausherr darauf Platz finden konnte; ihm gegenüber improvisierte sich der Besuch eine Sitzgelegenheit auf einer Säule aufeinander geschichteter Drucksachen. Wie wenig aber diese Abwesenheit von Komfort der Gemütlichkeit Eintrag tat, die sich bei jener mehr formellen Teestunde Nietzsches nicht recht hatte einstellen wollen, geht aus der kernigen Schilderung Heinrich Gelzers über einen Empfang bei Jakob Burckhardt hervor (Zeitschrift für Kulturgeschichte VII, S. 28/29): „Burckhardt hatte die Gewohnheit, jüngere Freunde auf Spaziergänge mitzunehmen oder sie abends zu sich zu laden. Man war dann immer mit ihm allein. Es waren meist schwere Sitzungen. Um neun Uhr stieg man in seine Eremitenklause im Hause eines Bäckers mit einer

geradezu lebensgefährlichen Treppe hinauf. Man kam in eine schmucklose Studentenbude. Der erste Kunstkenner Europas besaß keine stilvolle Zimmereinrichtung, wie jetzt jede gebildete und ästhetisch empfindsame Seele. Uns Jüngern imponierte aber gerade das am meisten, daß dieses schöngeistige, kulturgesättigte Genie so absolut frei von allen Bedürfnissen der Außenwelt war, wie die antiken Philosophen und die heiligen Asketen der mittelalterlichen Kirche — das völlig ideale Erhabensein über alle irdischen Genüsse gilt, wenn von einem, von diesem großen Toten. Auf dem Tische war eine Batterie schweren aber guten Rotweins aufgepflanzt. Dazu rauchte man Burckhardts eben nicht hochfeines Kraut. Darin war er ein echter Bürger seines vielgeliebten Italiens, daß ihm jeder Stengel recht war, wenn er nur Luft hatte. Und nun begann der Diskurs, bei dem er selbstverständlich der fast ausschließlich Gebende war. Regelmäßig ging es bis über Mitternacht, oft bis zwei oder drei Uhr."

Nietzsches grundsätzliche Stellung zur Ehe

Gerade der Genuß eines eigenen einfachen Haushaltes: „ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufreizende Ehrsucht oder Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester, wodurch alles um mich herum so ganz Nietzschisch ist und sonderbar beruhigt wird," (Briefe I, S. 361) — rückten ihm im Zusammenhang mit dem Brautstande seines langjährigen Hausgenossen Overbeck die grundsätzliche Erwägung, ob jemand wie er zu heiraten habe oder nicht, besonders nahe. Er vertraut sich hierüber Gersdorff an (Briefe I, S. 374, 378): „In der Hauptsache habe ich aber so viel erkannt: das einzige, was die Menschen aller Art wahrhaft anerkennen und dem sie sich beugen, ist die hochsinnige Tat. Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkommodation! Man kann den *großen* Erfolg nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte. — Mit einer Nutzanwendung für Dich, mein geliebter Freund: ich bitte Dich inständig, mancherlei *nicht* zu berücksichtigen, was ich Dir in schwächeren Stunden in betreff Deiner Verehelichung sagte. Um keinen Preis eine Konventionsehe! (wie es alle mir bis jetzt von Dir genannten und Dir von andern proponierten Ehen sind). Wir wollen in diesem Punkte der Reinheit des Charakters ja nicht wankend werden! Zehntausendmal lieber immer allein bleiben — das ist jetzt meine

Losung in dieser Sache." — „Geheiratet wird nicht; zuletzt hasse ich die Beschränkung und die Einflechtung in die ganze „zivilisierte" Ordnung der Dinge so sehr, daß schwerlich irgend ein Weib freisinnig genug ist, um mir zu folgen."

Erinnerungen von Frau Ida Overbeck

Nietzsches Gestalt und Umgangsform

Ich lernte Nietzsche im Sommer 1870 im Maderanertal kennen, ganz zufällig und flüchtig. Er machte den Eindruck eines sehr in sich gekehrten, etwas leidenden Menschen. Er wich der Begegnung und dem Gespräche eher aus; kam es aber dazu, so frappierte die Herzlichkeit und der Ernst, die er entwickelte und dem Gegenüber entgegen zu tragen schien. Man fühlte sich sogleich aufgefordert ihm etwas mitzuteilen, das einem selbst wichtig war. Es wurde musiziert, wir spielten ihm die vierhändigen Liebeswalzer von Brahms vor und Beethoven Opus 26. Er hörte aufmerksam zu und gab das Wagnersche Preislied aus den Meistersingern dagegen. Er trug es frei vor und schien nach der gehörten Aufführung, nicht nach dem studierten Klavierauszuge zu reproduzieren. In späteren Jahren hörte ich es von ihm wieder, ganz auf dieselbe Art. Er besaß keinerlei Virtuosität, spielte fast hart und eckig, suchte die Töne in der Erinnerung und dann auf den Tasten. Ich hatte in Nietzsches Nähe das Gefühl eines Rätsels, eines Geheimnisses. Etwas wie mädchenhafter Natürlichkeit begegnete er mit einer gewissen Feierlichkeit, deren Rückschlag bescheidener Humor und Übermut waren. Ich sehe ihn noch die Waldwege gehen, rüstig, aber doch den Weg suchend, was seinem Gang ein gewisses ungeschicktes, unfreies Gepräge gab. Ja, er war sicherlich Schulmeister und man hätte wohl gerne etwas Näheres von ihm gewußt. Schon damals, später noch vielmehr, fielen mir Nietzsches Hände auf. Sie hatten künstlerische Form; Spiel und Energie der Nerven drückte sich in ihnen aus, er hielt sie oft in leise sich andeutender runder Gebogenheit ohne irgend welche Absicht. Nietzsches Haltung war liebenswürdig, konnte sogar einen Anflug von Weiblichkeit haben. Ein zufälliger Blick auf die Hände verriet einen neuen Zug. Nietzsches Nägel hatten eigentümliche Bildung, sie waren gewölbt, an den Spitzen sich senkend, man dachte an einen der hochfliegenden Vögel droben im blauen Himmel. Nach einigen Tagen des sich Vermeidens,

der Gespräche und Beobachtung, traf die Nachricht ein vom Siege bei Wörth. Da kam ein neuer, patriotischer Ton auf, und Nietzsche verschwand, um sich dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Ich konnte Nietzsche nicht vergessen; ich hatte die Empfindung, mit ihm sei Bedeutendes an mir vorübergegangen. Später verschaffte ich mir die Geburt der Tragödie, und nach und nach die Unzeitgemäßen. Wie außerordentlich vertiefte sich der empfangene Eindruck! Ich kannte damals erst wenig von Wagnerischer Kunst, die aufgestellte Analogie zwischen griechischer Tragödie und dem Werke des Meisters war mir ganz unverständlich. Aber die tiefe Auffassung und Durchführung der Elemente der griechischen Kunst, die Einführung in die griechische Tragödie berauschten mich förmlich. Also dessen war der Schulmeister im Maderanertal wirklich fähig! An zwei Menschen erfuhr ich, wie eindrucksvoll Nietzsche wirkte. Zuerst an Theodor Kirchner, der als selbstgestaltender Künstler einigermaßen überlegen und doch bezwungen von diesem jungen Gelehrten sprach, der der Kunst Wege weisen wolle. Später an Frau Henriette Feuerbach, der während eines Basler Aufenthaltes Nietzsche vorgestellt worden war und die in ihm sogleich die bedeutende Persönlichkeit gesehen.

Seine nachhaltige Wirkung auf andere

Wenige Jahre darauf lernte ich meinen Mann kennen und verheiratete mich im Sommer 1876 nach Basel. Nach und nach verkehrte Nietzsche bei uns um so häufiger, als er allen sonstigen Verkehr, den er früher gepflegt hatte, hatte aufgeben müssen. Eine meiner ersten Erinnerungen ist eine Begegnung mit ihm auf der Straße. Er erzählte von einem Aufsatze Renans über mittelalterliche Kunst, den er eben gelesen habe und versuchte sein Talent der Belehrung an mir. Er deutete und drängte so geschickt, daß er mir richtig das Wort „Barock des Christentums" in den Mund legte, darauf in übermütiges, lautes Lachen ausbrach und versicherte: so etwas sei eigentlich in ihm: ein überladenes, sich selbst aufhebendes Religionsbedürfnis. Ich war enorm verwundert und enttäuscht, ich wollte es nicht haben, daß Nietzsche etwas anderes sein könne als ein Grieche und vollkommen natürlich freier Mensch. Damals konnte Nietzsche etwas von der Beweglichkeit entfalten, deren Abwesenheit mir im Maderanertal aufgefallen war. Er sah schlecht und erkannte kaum jemand auf der Straße. So sah ich ihn denn das eine oder andere Mal wirklich kühn einherschreiten, sicherlich nicht von kleinen Gedanken erfüllt. Der dauernde Verkehr erstreckte sich über

„Barock des Christentums"

Nietzsche als Gast

die Jahre 1876/79. Später (1880—1883) wohnte Nietzsche mehrmals bei uns. Leider durfte ich meine hausfraulichen Talente nur wenig vor ihm ausbreiten. Er aß lieber für sich und kam wohl stundenlang; aber das einzige, was er genießen mochte, war ein leicht gebrauter Tee mit ein paar englischen Cakes. Da saß er denn auf der Chaiselongue in meines Mannes Stube oder auf einem gewissen Sessel in der Wohnstube, mit dem Rücken nach dem weißen Ofen zu, den Blick nach meinem ihm gegenüber sitzenden Manne und auf dunkle Vorhänge zu gerichtet. Er selbst sprach leise, mit wenig Gesten, so sprachen auch wir, allen Lärm innerhalb und außerhalb der Türen vermeidend. Später, wenn er bei uns wohnte, befand er sich oft schlecht. Kräftige Brühen durften bereitet werden, mußte er zu Bett bleiben. Ging es aber gut, so saßen wir fröhlich miteinander bei Tische, und es konnte ein gutes Gericht geben. Auch an kleinen Wanderungen nahm ich teil, hinaus nach dem Neubad oder zum Heinrichsgarten an der Binningerstraße, wo Nietzsche höchst bescheiden einquartiert war und mit den einfachen Leuten im Hause gute Nachbarschaft hielt. In den zwei kleinen Stuben hat er dann freilich so viel gelitten, daß es uns angst und bange um ihn ward. So vertrauensvoll Nietzsche war, seinen kleinen Konfitürenschrank schloß er doch immer ab; der Gedanke, es könnten ihm da gelegentlich vorhandene schmutzige Kinderhändchen oder größere darüber geraten, war ihm peinlich. Wenn er unsern Tee lobte und trank, gedachte er auch oft der schönen frischen Eier, die ihm der Heinrichsgarten lieferte. Nietzsche konnte in einer Weise dankbar rühmen, daß einem das Herz weich wurde. Dies Häuschen, vor dem zwei mächtige Pappeln standen, verschwand mit diesen vor einigen Jahren, als die Zufahrt der Bahn von St. Ludwig nach Basel verlegt wurde. Mein Mann und ich gingen noch einmal in wehmütiger Erinnerung an ihm vorüber, ehe es zum Opfer fiel.

In seinen Briefen an meinen Mann hat sich Nietzsche nur wenig über seine Gedankenwelt geäußert, das war eben noch mündlich geschehen. Da ist viel geredet worden; all sein Moralisieren ist in der Eulerstraße, wo wir wohnten, laut geworden, sein Umbildenwollen von Gut und Böse, auf einer neuen Schätzung des Lebens beruhend, Urteile über Christentum und Schriftsteller — ich allein weiß genug und bin doch nur in bescheidener Weise dabei beteiligt gewesen. Kaum war Nietzsche im Zimmer, so legte er los und sann dann genießend über Rede und Gegenrede nach.

Von bildender Kunſt im engeren Sinne — Architektur, Malerei, Skulptur — ſprach er ſo gut wie nie, das exiſtierte kaum für ihn: Muſik und Sprache war ſeine Welt; nicht Sprachen, ſondern ſeine Sprache, von der er nicht einmal immer wünſchte, daß ſie deutſch ſei[34]. Ich kann ſagen, daß Nietzſche, im mündlichen Zuſammenſein mehr Andeutungen wie Ausführungen ſeiner Gedanken gab, ſehr aufmerkſam horchte und zu ſich nahm. Er verſtand zu hören und aufzunehmen, aber gab ſich nie ganz oder deutlich. Es war ihm ein Bedürfnis, ſich zwiſchen Verborgenem zu halten; es war kein eigentliches Mißtrauen gegen andere, es war mehr Mißtrauen gegen ſich und die Aufnahme, die er fände. Er war überaus empfindlich darin, hinterher konnte ihn etwas bis zur Wut reizen. Die Stelle im Zarathuſtra iſt ſo wahr: „Habt Ihr den Einſiedler verletzt, ſo tötet ihn auch noch!" Nietzſche war ſo leicht umzuwerfen. Es beſchäftigte ihn damals das Problem einer neuen Moral. Mein Mann las aus dem Stegreif überſetzend Sainte-Beuveſche Aufſätze vor, da kam Nietzſche auf ſeine Franzoſen zu ſprechen. La Bruyère, der ihm als Mann der untergeordneten geſellſchaftlichen Stellung und einer daraus entſpringenden Gedrücktheit nicht angenehm war. La Rochefoucauld, den er um ſeiner Geſchloſſenheit, ſeines ſtrengen Prinzips willen liebte, der Mann der Leidenſchaft und Vornehmheit, dem die Welt nichts ſchuldig blieb. Vauvenargues war ihm unſympathiſch. Es griff ihn an, was er über deſſen frühes Siechtum und frühen Tod hörte, ſein liebenswürdiger Stoizismus ſtieß ihn ab. Bei Fontenelle empfand er den Reiz reiner, kühler, in aller Weite und Höhe ſich haltender Geiſtigkeit, verbunden mit der Sicherheit des weltmänniſchen Verkehrs. Er liebte das Zeitalter Ludwigs XIV. und haßte die Revolution. Er nahm es Chamfort übel, ſich in den Umgang mit Revolutionsmännern gebracht zu haben, und wollte nicht, daß ſein eigener Name mit dem Chamforts zuſammen je genannt werde. Nietzſche rechnete ſich damals zu der Geſellſchaft jener ariſtokratiſchen Moraliſten, und litt ſchon in dieſen Jahren, da er bei uns verkehrte, ſehr darunter, daß er ſo wenig gekannt und geleſen ſei. Er hoffte nach jeder Veröffentlichung begeiſterte Zuſprache zu erhalten, als ein aufgehendes Geſtirn in der Öffentlichkeit begrüßt zu werden, Anhänger und Jünger zu finden.

Unter den klaſſiſchen Moraliſten

An begeiſterter Anerkennung fehlte es ihm auch wahrlich nicht, aber ſein Ehrgeiz war auf viel allgemeineren höheren Einfluß

Nietzſches Ehrgeiz

gerichtet. Ganz deutlich konnte die Art seines Ehrgeizes erst werden, nachdem sich seine Ziele in ihm selbst vollkommen verdeutlicht hatten. Er war oft sehr gequält, und ich war Zeugin dieser seiner Qualen, über die er sich bei uns aussprach. Wir suchten ihn auf alle Weise zu trösten, auf die Zukunft zu verweisen, und es tat ihm wenigstens wohl, zu sehen, daß wir an seinen Leiden teilnahmen. Einmal gelang mir dies besonders gut, und ich vergesse nie die dankbare Bewegung, in die er darüber geriet. Ich las ihm als für ihn geltend eine Stelle aus Wahrheit und Dichtung vor, da Goethe bei Gelegenheit seines „Werther" sich über Autor und Publikum also ausspricht: „Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzusehr gewahr, daß Autoren und Publikum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden seien, hatte er schon längst eingesehen: denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung gibt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urteil drucken lassen, ganz komisch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich sein könnte."

Er kam nicht einmal, — und er kam jede Woche mehrmals, — ohne von dem zu erzählen, was er gerade trieb. Ich erinnere mich besonders Byronscher Tagebücher, die er uns brachte, er erzählte von Shelley, seiner dichterischen Art, von der Freigeisterei dieser Dichter und dem cant, der sie verfolgte. Er erzählte von den englischen Philosophen, von Hobbes, Berkeley, Hume.

Nietzsche und Stirner

Einmal, als mein Mann ausgegangen war, unterhielt er sich mit mir ein Weilchen und nannte zwei besondere Käuze, die ihn eben beschäftigten und aus denen er Verwandtschaft mit sich herauslese. Er war wie immer, wenn er sich innerer Beziehungen bewußt wurde, sehr gehoben und glücklich. Einige Zeit darauf sah er Klinger bei uns liegen. Stirner hatte mein Mann auf der Bibliothek nicht gefunden. „Ach", sagte er, „da habe ich mich

in Klinger ſchön getäuſcht. Das war ein Philiſter, nein, mit dem fühle ich mich nicht verwandt; aber Stirner, ja der!" Dabei ging ein feierlicher Zug über ſein Geſicht. Während ich mit Spannung in ſeine Züge blickte, veränderten ſich dieſe wieder, er machte etwas wie eine ſcheuchende, abwehrende Bewegung mit der Hand und ſagte flüſternd: „Nun habe ich es Ihnen doch geſagt, und ich wollte nicht davon ſprechen. Vergeſſen Sie es wieder. Man wird von einem Plagiat reden, aber Sie werden das nicht tun, das weiß ich." Nietzſche hatte vor dem Herbſt 1874 ſeinem Schüler Baumgartner Stirners Werk als das Kühnſte und Konſequenteſte ſeit Hobbes bezeichnet. Es iſt durchaus Nietzſches Art gemäß, daß er ſich ſchon ſo früh mit Stirner in ſympathiſcher Weiſe beſchäftigt haben könnte. Gegen Schopenhauer kann ſich ſeine Natur bereits erhoben haben, als er die Unzeitgemäße ſchrieb, ſo gut wie er ſich von Wagner bereits abgewendet hatte, als er „Richard Wagner in Bayreuth" veröffentlichte. Den Inhalt der Schopenhauerſchen Lehre hat Nietzſche nie vertreten, ſo verwickelt er auch mit einigem darin war. Was ihm ja an ſeinen Verehrten imponierte, war immer die ſtarke Perſönlichkeit, der er aus ſeinem Kern heraus etwas Ähnliches entgegenzuſetzen hoffte. Dieſer Kern führte ihn aber ganz andere Wege. Daß uns Nietzſche und Stirner ſo unendlich verſchieden vorkommen und es tatſächlich ſind, ſpringt in die Augen! Aber damit werden wir Nietzſche nicht gerecht und erweiſen ihm nicht diejenige Aufmerkſamkeit und Würdigung, die er ſich wünſcht und verlangen darf. Nietzſche hat Stirner innerlichſte Aufmerkſamkeit geſchenkt. Er iſt weder von ihm ausgegangen, noch iſt er bei ihm ſtehen geblieben; aber er hat ihn nicht gering geſchätzt, ſondern ihn als vorurteilsfreier Denker, der er ſo ſehr ſein konnte, eingeſchätzt und ſich ihm verwandt gefühlt. Es war der einfachſte Sinn für Tatſächlichkeit, der meinen Mann zu der Aufzeichnung bewog, daß Nietzſche Stirner gekannt habe. Stirner repräſentiert einen ganz beſtimmten Poſten bei Nietzſche, klein wenn man will und für Nietzſche doch groß und bedeutungsvoll wegen der Spärlichkeit dieſes Elements, dem er nun einmal nachging.

Lektüre Feuerbachs und Johnſons

Auch Ludwig Feuerbachſche Gedanken trug Nietzſche damals vor. Er verübelte Richard Wagner, ſich von Feuerbach zu Schopenhauer bekehrt zu haben. Nicht als ob er ſelbſt den umgekehrten Prozeß durchgemacht hätte; denn Feuerbach hatte längſt, vielleicht ſchon vor Schopenhauer, auf ihn gewirkt. Man leſe den „Gottesbegriff

als Gattungswesen des Menschen" und anderes; man wird, diese Aufsätze in Nietzsches Geist auffassend, begreifen, was deren Denkungsart seinem Übermenschen gegeben hat. Hier, mehr als aus aller naturwissenschaftlichen Begründung, sog dieser Nietzschesche Zentralgedanke seine Nahrung: Zurückführung des Übermenschlichen aus dem Gottesbegriff in den Menschen, in den Artbegriff, in das Individuum und damit einfache Setzung des Übermenschen getroffen, mit seinen eigenen Gedanken an ihn anknüpfe und frei von empfangener Anregung. Er teilte mir mit, daß er beim Lesen eines Schriftstellers, immer nur durch kurze Sätze getroffen, mit seinen eigenen Gedanken an ihn anknüpfe und auf derartig sich bietende vorhandene Pfeiler einen neuen Bau setze. So erwähnte er mehrmals des Moralisten Dr. Samuel Johnson, des englischen Zeitgenossen Voltaires, und als ich dessen poetische Satire The vanity of human wishes las, erinnerte ich mich, wie Nietzsche einmal den inneren Widerspruch des Genres bei Johnson hervorgehoben hatte: die tiefe, energische Bitterkeit in der Beurteilung, ja Verurteilung sittlicher Verhältnisse, welche sich vor sich selbst nicht in den Glauben an die Möglichkeit einer Veredelung dieser Verhältnisse oder in deren ruhigere Auffassung rettet, sondern in ein quietistisches religiöses Bekenntnis.

Gut und Böse außerhalb des Lustgefühls

Die Kantschen und Schopenhauerschen Grundlagen der Ethik wurden ihrem ganzen Stoffe nach von ihm besprochen, ohne daß die Namen der Philosophen dabei viel erwähnt wurden. Der Gedanke der Umwertung war in ihm lebendig. Zunächst versuchte er es damit auf psychologischem Wege. Er ging in sich und den vergangenen Geschlechtern den Gründen der Moral, der Wünschbarkeit oder Notwendigkeit dieses Triebes nach. Deutsche, englische, französische Philosophie prüfte er darauf hin. Es wird da immer von Gut und Böse geredet, sagte Nietzsche, aber das ist alles relativ. Gut kann böse werden, wenn es alt und verbraucht ist, wir müssen immer neu schaffen. Gut ist nichts, es muß das Edle erstrebt werden, das auch dem Bösen gerecht wird. Aus dem Guten kann das Böse hervorgehen und umgekehrt. Das Böse ist das eigentlich schaffende Prinzip. Alles ist gleichwertig, wenn es nur starke Menschen gibt, die sich durchsetzen. Eine Umwertung ist hier nicht vorhanden, insofern Nietzsche das Gute gut, das Böse böse sein läßt, er zeigt nur ihre Beziehungen zueinander. Kein Philosoph, kein Dichter verkennt die Macht der Leidenschaft. Aber bei Nietzsche ist es doch ein Besonderes. Nietzsche nahm eine

Tugendlehre übel, die mit Glück rechnet, einen Eudämonismus, der mit Wohl und Wehe rechnet. Das alles schien Nietzsche unehrlich und lag ihm weit ab vom Wege der Moral, die mit Glück und Unglück nichts zu schaffen habe, die sich nicht in Gutes und Böses scheiden dürfe. Er versuchte den Weg, das Gute als Schwäche, das Böse als Stärke zu charakterisieren, ihren einseitigen Charakter darzustellen, als der Dinge, die auseinander werden. Dabei blieb denn, da Christentum und Philosophie stets das Gute als höchsten Wert dargestellt hatten, eine Abneigung gegen das Altruistische im Blute, das er entgegen der bisherigen Gepflogenheit in Mißbräuchen und Entartungen zu zeichnen liebte, während er den Steigerungen des einfach Bösen ins Schlechte, ins Verabscheuungswürdige die Spitze abbrach und sie gewissermaßen leugnete. Für diese Steigerungen zog er eben die Guten heran, verlangte von ihnen Großmut, Edelmut, als Gleichsetzungen des Bösen, das sein Gutes und seine Notwendigkeit habe.

Im Jahre 1878/79 hat Nietzsche ausgesprochen, daß er keinen eigentlichen philosophischen Gedanken von sich aus habe, den Vorgängen der Revolution auf geistigem Gebiet aber nachdenke und zu dem Resultat gekommen sei, man könne, und so werde es eigentlich immer gemacht, durch festen Willen und hartnäckigen Fleiß das erreichen, was man sich vornehme, es müsse nur ein Gegensatz zum Geltenden festgehalten werden. Alle neuen Lehren enthielten eine Umdrehung einer oder mehrerer alten. Ich erinnere mich dieses Gespräches ganz genau, es war weder Scherz dabei noch sonst irgend eine Herausforderung. Ihm sei dieser Gedanke der Methode eigen. Er wollte wissen, was ich mir als Basis meines Verhaltens gegen andere vorstelle. Ich sagte: „Das Wohlwollen!“ Das Mitleid sei mir eine zu hochmütige Empfindung, deren niemand froh werde und daß es mir lächerlich schiene, wenn nun so einer mitleidig auf den andern herabschaue. Er seufzte auf und schien befriedigt. Tatsächlich hatte er sich das Mitleid (=Mitleiden) bereits für seine Methode zurechtgelegt, auch mit dem mir so unbedingt nötig scheinenden Zusatz von Hochmut. Das hatte Nietzsche die Jahre hindurch in sich verarbeitet, bis er es zu dem Schrei brachte: „Nur kein Mitleid, das kenne ich, das ist d é c a d e n c e.“

Der Gegensatz zum Geltenden.

Nietzsches Einführung in die Moral enthält gedanklich Persönliches, das Anlaß gibt, ihn konsequent und willkürlich zu nennen, wenn wir seiner Begründung der Mo-

ralität uns nicht in jedem Augenblick bewußt sind. Moral des Wohlwollens, wofür sich Nietzsche entschied und Moral des Mitleids fallen in ihrem Resultat nicht auseinander, aber die Empfindung, die Haltung des Ausübenden und Empfangenden ist eine andere. Das Individuum als solches bleibt gesicherter, selbst wo es sich materiell aufgibt. Es erscheint uns hart, irgendeine altruistische Moral mit dem Wort Sklavenmoral belegt zu sehen, um so mehr, als Nietzsches Art, sich auszudrücken, den Stempel der Verwandtschaft mit einer langen altruistischen Vergangenheit trägt. Auch kann ja nach Nietzsches freiester Auffassung die Moral keine andere sein, ob sie von Gott stammt oder rein menschlich ist. Wir dürfen also nicht vergessen, daß Nietzsches Natur ihn zur Begründung und Entfaltung echter Menschlichkeit trieb auf dem Wege des Kampfes gegen begriffliche Gestaltung dessen, was er weltgeschichtliche Vorurteile nennt. Die altruistische Moral findet dann im dritten Zarathustra ihr Gegenteil, wo das supreme Ich eifersüchtig auf seine Rechte hält. Mit dieser sehr ernsthaften Anschauung der Moral verband er nach seiner eigenen Äußerung den Begriff der landläufigen Tugend und der Heuchelei, die ihm durch Jugendeindrücke besonders nahe gerückt worden seien. Er sagte einmal, er habe die Moral eigentlich auf dem Strich, müsse aber, von sich selbst gezwungen, immer deren zu Grunde liegenden Beziehungen sich wieder zuwenden, bis er es nicht mehr aushalte und den Sprung ins Ästhetische mache. Dieser Sprung gab ihm große Erleichterung, das Gefühl mit der Moral *fertig* geworden zu sein, sie *umgewertet* zu haben. Er empfand dann alle Kräfte und Äußerungen des Menschenwillens als gleichwertig im großen Haushalte der Natur, als Leben und Wirklichkeit erzeugende Erscheinungen und bestätigt sich so selber seinen philosophischen Grundgedanken der Macht, den Gedanken, nach dem alles in Nietzsche hinstrebt. Er empfand dies sehr intensiv, im Überschwange und wurde dann immer zum Künstler; als solcher und als Begründer seiner Auffassung und Ziele nannte er, der Moralist, sich den Immoralisten. Es stehen im Zarathustra Stücke, die mir so hohen künstlerischen Wert zu haben scheinen, daß mir ist, als stünden sie überhaupt auf der Höhe aller Literatur. Es sind dies allerdings satirische Stücke.

Die landläufige Tugend

Zwei Jahre später sagte Nietzsche, er sei nun der Psychologie müde. Schon früher war er stets einer Wechselwirkung nachge-

gangen zwiſchen der Art ſeines Denkens und der Geſundheit ſeines Leibes. Das Problem zwiſchen Leib und Denken beſchäftigte ihn bei Pascal ſo ſehr. Schon 1878/79 ſprach er davon, daß die Abhängigkeit Pascals vom Chriſtentum ihn wohl könne zugrunde gerichtet haben. Im fünften Aphorismus des Antichriſt hat dieſe ſeine Meinung ihren höchſten Ausdruck gefunden und trägt nichts mehr vom früheren Gepräge an ſich. Nietzſches Gedanke ging von der Frageſtellung aus, ob Pascals Rückkehr zum Chriſtentum, nachdem er eine Zeitlang nur wiſſenſchaftlich gedacht hatte, Urſache oder Folge ſeiner zerrütteten Geſundheit geweſen ſei. Eine Parallele mit ſich ſelbſt lag ihm nahe und die Hoffnung, daß er durch die Art ſeines Denkens geſunden werde. Dieſe Meinung, daß er durch ſeine Philoſophie, die durchbrechende Natur in ihm, ſich geholfen habe, liegt mancher Äußerung von ihm zugrunde. Nietzſche fühlt ſich von ſeinem Leibe beherrſcht: große und kleine Vernunft, Selbſt und Ich, Leib und Geiſt. Das phyſiologiſch Wiſſenſchaftliche ſchwebte ihm dabei vor, das von Ärzten ſo vielfach Geſuchte und Erſtrebte, weshalb ja Rée noch Medizin ſtudierte und Nietzſche mit ihm an eine große Univerſität wollte. Er beklagte damals, daß er in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung ſo unwiſſend ſei und ſeine Zeit mit dem leeren Kram der Philologie vergeudet habe. Es war bei Nietzſche oft Beängſtigung und Einſeitigkeit des Denkens; er konnte ſich oft an einem erworbenen Schatze nicht freuen, wiewohl er ſich ihn nutzbar machte. Er meinte dann immer die Wahrheit und das zu Erſtrebende läge in anderer, beſtimmter Richtung, zu der er ſich neu angeregt fühlte. Aber ebenſo ſchnell verſchwand die Phantasmagorie des neuen Ausblicks, er war zu ruhiger Betrachtung, zum objektiven Ergebnis nicht eigentlich geſchaffen. Es iſt ganz ſicher, daß ein ſubjektives, körperliches und geiſtiges Lebensgefühl dem Inhalte deſſen, was man ſeine Moraliſierungskunſt nennt, die Form gegeben haben. Es war nichts Wohliges in Nietzſche, es waren unerträgliche Spannungen in ihm, denen Ausdruck zu geben ihn verlangte und für die er ſich in der griechiſchen und in der chriſtlichen Welt nach Entſprechendem umſah. Was Wunder, daß er dieſe in der chriſtlichen Welt ſehr viel mehr fand. Aber er hatte die griechiſche Welt ſtudiert, in ihr gelebt. Doch vertrug er dieſe Welt nicht, trotzdem er ihre Größe erkannt hatte und das Unbedingte, Sichere daran chriſtlichen Halbheiten und Schwerfälligkeiten vorzog. Er ſprach es oft aus, wie ſehr ihm chriſtliche Vor-

Das Problem der Leiblichkeit

Ungriechiſche Gefühlsart

ſtellungsweiſe und Gefühlsart eigentlich gepaßt habe, ſo ſehr, daß er beim Anhören des Parſifal meinen konnte, in der Jugend dieſe Art Muſik ſelbſt gemacht zu haben. Nietzſche war ſpäter weit mehr im Alten und Neuen Teſtament zu Hauſe als bei den Griechen, die er wohl zuletzt gar nicht mehr verſtand, ſondern immer nur in ihrer Beziehung auf das Chriſtentum und ihrer Wirkung auf ſein Körperlich-Seeliſches, — eine ganz abgezogene Art, die den Geſchmack am wirklich Griechiſchen verdirbt.

Bedürfnis der Myſtik

Nietzſches Griechentum ſcheiterte an deſſen Philoſophen. Dem myſtiſchen, künſtleriſch-ſchaffenden Prinzip, das er ſich bei ihnen entdeckt, blieb er treu, und um ſeinetwillen vernichtete er die ganze ſpätere Welt, der er menſchlich nahe ſtand. Es war recht eigentlich in ihm der Kampf zwiſchen äſthetiſch-künſtleriſcher Anſchauung und moraliſchem Bewußtſein entbrannt, und aus dieſem Kampf heraus, der für Nietzſches denkende und lebende Art Niederlagen und die glücklichſten Siege bedeutete, iſt er wohl zu verſtehen. Nietzſche war Dichter, Muſiker, Philoſoph, Pädagog, Philanthrop, wenn auch keineswegs Sozialiſt. Man denke ſich die Vielſeitigkeit der Anſprüche der eigenen Natur an ſich. Als Pädagog und Philanthrop war er entzückt, als er mich einmal mit Peſtalozzi beſchäftigt vorfand; als Philoſoph, da ich ihm ſagte, dies ganze humane Streben müſſe nun eben auf andere geiſtige Errungenſchaften gebaut werden. Vorwiegend war Nietzſche Eklektiker des Geiſtes mit künſtleriſcher Geſtaltungskraft und Sprachbegabung.

Nietzſches religiöſe Wirkungen

Ich meinte immer, daß Nietzſche, trotz aller Gegnerſchaft zum Chriſtentum, kein Feind der Religion ſei, ſo fern er ihr ſtand, und ſogar ſelbſt religiöſe Wirkungen hervorzubringen imſtande ſei. Der Übermenſch als Erſatz Gottes, die Lehre der Wiederkunft als Erſatz der Unſterblichkeit ſchienen mir allerdings keine ſehr tragkräftigen Schwärmereien. Selbſterhöhung — Wiederkehr des Gleichen! Nietzſche verlangt ja auch nie Glauben, es iſt nur eine ſolche Inbrunſt des Strebens nach Weltanſchauung in ihm. Man möchte doch ſein geliebtes Leben nur wieder leben, um es anders leben zu können, ein höheres Bewußtſein damit zu verbinden. Auch paſſen die beiden Vorſtellungen ſo ſchlecht zuſammen; es ſind nicht zwei verbundene, ſondern zwei ſich ablöſende Gedankenreihen in Nietzſche. Wie mein Mann ſagt, hat Nietzſche nie aufgehört, über den Sinn und Zweck des Lebens nachzudenken, er hat, dank ſeiner künſtleriſchen Begabung, die ſehr durch Prunk und

Farbe in die Sinne fällt und vielleicht manchem dadurch das Sinnenfällige der Religion ersetzt, einen sehr mannigfaltigen, hin und her geworfenen Gedankenschatz der Welt vermittelt. So anziehend seine Persönlichkeit war und ist, ich war oft durch das Gefühl bedrückt, daß er nicht bestimmt weiß und es daher nicht ratsam sei, lange bei Nietzsche lernen zu wollen.

Nietzsches Halbbefriedigungen

Nietzsches Bedürfnis der Sentimentalität ist gewiß. Sie ist ihm leider nur zu oft im Wege gestanden und hat ihm schlimme Halbbefriedigungen aufgenötigt. Sie hatte sich an der Anschauung der Freundschaft im Altertum erhoben und gekräftigt. Sie konnte für ihn als Lebenskünstler doch nicht von eigentlicher Bedeutung werden. Der Wille zur Freundschaft war bei ihm nicht stark genug, mehr war ihm am pathetischen Zustand gelegen. Er warf Rohde vor, daß er nicht wenigstens persönlich mitging und wirft später Overbeck vor, daß er nicht sachlich mitging. Lag im letzteren Falle wenigstens dazu eine Verpflichtung oder auch nur die Aussicht auf eine Annehmlichkeit vor, unter freien Geistern und Männern? Nietzsche sah gar nicht, wo er andern weh tat, die nicht herkömmliche Vorurteile hatten, oder nur selten. Die Vorurteile waren für ihn von so großer Wichtigkeit, daß er sie sogar achtete und Wert auf sie legte, um eine bedeutende Kampfposition gegen sie zu finden. Daraus sind manche seiner herrlichsten Stellen entstanden. Ein freier Mensch frägt sich: ist es der Mühe wert? Nietzsche fühlte in sich eine wunderbare Kraft der Satire. Auf der anderen Seite hatte er in seltener Weise das Bedürfnis der Güte und Schonung gegen andere. In einem Sommer, Anfang der 80er Jahre, da er uns besuchte, sprach er erschüttert davon, daß er sich noch ins Gefängnis bringen werde, worauf ich ganz heiter erwiderte: „Ach, Herr Professor, da besuchen wir Sie ganz gewiß." Er wurde sogleich ruhig und munter. Nietzsche war und blieb in sich unsicher, das ist die Ehrlichkeit seines Charakters und seines Verstandes. In der Güte und Nachsicht, die ihn wirklich geradezu anfielen, verwirrte er sich oft und geriet in innere Abhängigkeit, statt in Freiheit, geriet in Verzweiflung und Entrüstung, daß sein edles Streben — natürlich dessen Schwäche — durchkreuzt und ausgenützt werde. Und wenn dieser Kampf ausgewütet hatte, war er doch wieder bereit, in derselben Weise von vorne anzufangen. Nietzsche, der Verächter des Mitleids, experimentierte fortwährend damit. Er züchtete es sich noch mehr an, um es zu vivisezieren, es zu entdecken wie das Christentum und

Nietzsches ehrliche Unsicherheit

es dann der Menſchheit zu mißraten. Dabei ging aber Vorbildlichkeit verloren. Nietzſche weiß dann allzu oft nur, wie man es nicht machen ſoll, er iſt „voll eigner und fremder Falſchheit". „Meine Ziele, meine Ziele", konnte er dann verzweifelt ausrufen. Es entſtand Ekel daraus. Den ſachlichen Ekel an der Welt hatte Nietzſche nicht überwunden. „Die Welt, ſo wie ſie iſt im kleinen und im großen", ruft er im Kapitel ‚Der Geneſende' des dritten Zarathuſtra, „iſt ekelhaft." Und um dieſen Ekel zu betäuben, greift er, wie immer, wenn ihn eine Sache plagt, zu myſtiſch-künſtleriſcher Extaſe und befreit ſich ebenſo ſcheinbar, als die Welt des Guten und Böſen ihm eine ſcheinbare war.

Nietzſche war ein ſchwerkranker Mann, der ſich über die Gefährlichkeit ſeines Zuſtandes fortwährend in Illuſion hielt, um es auszuhalten. Er konnte ſich nicht leicht harmoniſch zuſammenfinden; denn alle Arbeit litt bei ihm die jähſten Unterbrechungen. Jede erzieheriſche Tätigkeit, nach der ihn manchmal großes Verlangen trug, war deshalb ausgeſchloſſen. Er litt wirklich am Kopfe. Kranke oder kränkliche Menſchen, deren Kopf frei iſt, können ſich immer noch etwas zumuten. Bei Nietzſche war alle paar Wochen die Erſchöpfung ſo vollkommen, daß alles unmöglich war. Man muß dieſes Leiden mit in die Wagſchale werfen.

Die „kurze Linie"

Es legte ihm geradezu die kurze Linie auf, während ihn nach der längſten verlangte. Wie oft glaubte er umlernen zu müſſen, nichts zu wiſſen, ſich reinigen zu müſſen, ſich unreinen Händen entwunden zu haben. Er lebte ſchließlich in der Einbildung nur noch mit der Größe zuſammen. An ſeinen Werken und Briefen feſſelt das ſtark Perſönliche eben doch mehr als die eigentliche Durchführung ſeiner Gedanken, ſoviele Gedanken auch Nietzſche gehabt hat. Zu ſeinen großen Unſicherheiten gehörte, daß er immer ſein Echo zu hören verlangte und ihm doch zugleich davor graute.

Was war nun eigentlich Nietzſches Sache? Er wollte die Moral hiſtoriſch faſſen und das Gewiſſen philoſophiſch umgeſtalten aus dem freien Individuum heraus, das der Stärke ſeines Willens ſeine Fähigkeiten und ſeine Leidenſchaften zuführt. Der dreifachen Begriffsreihe Hiſtorie, Theologie, Chriſtentum ſetzte er ſeinerſeits die Dreiheit entgegen: Leben, Philoſophie, freie Individualität. Nun denke man ſich die Fülle der Geſichtspunkte, die ſich da ergeben und die alle Nietzſche nachzudenken ſind. Nietzſche haßte alles begriffliche Syſtematiſieren, er wollte dem Leben ſelbſt ſeine Geheimniſſe ablauſchen und alles überſtrahlen, was eine ſo reiche

Vergangenheit dem Menſchen an Wohl und Wehe zugefügt hat. Es war hier allerdings ein Rieſenplan vorhanden. Nietzſches Seele war eine weit ſich ausdehnende Wunſchſeele, die alles mit der Inbrunſt der Liebe und der Verachtung zugleich an ſich drücken und verwandelt entlaſſen wollte. Und zwar nicht von außen betrachtend und kritiſierend, ſondern aus dem Kern des Lebens geſtaltend! Sein Kampf gegen Chriſtentum, bisherige Philoſophie und Moral haben einen weltgeſchichtlichen Charakter, und dieſer Charakter wendet ſich gegen Sünde, Erbſünde, Verdammnis der menſchlichen Eingeweide; gegen die Vernunft, die das Leben meiſtern und beſchränken wolle; gegen Unluſt, Leiden, Langeweile, Not als dem echter Moralität zugrunde liegenden Zuſtande, alles dies Formen der Lebensverneinung. Ein ſchlimmes Kapitel Schopenhauers hat bei Nietzſche beſonders ſtark gewirkt, der Gedanke, daß der Menſch nicht zur Mitfreude veranlagt ſei, nur auf dem Umwege früherer Teilnahme am Mißgeſchick, ſich am Wohlergehen eines andern wenigſtens vorübergehend intereſſieren könne; das Wohlergehen hingegen geeignet ſei, Neid zu erregen, woraus ſich der ſchon ſonſt verbürgte Schluß ziehen laſſe, daß Not der poſitive Zuſtand des Menſchengeſchlechts, Mitleid allein der wahre Grundtrieb echter Moralität ſein könne. Dagegen lehnte ſich Nietzſches Ekel auf, das empörte ihn. Verwies er das Glück als die Folge engbrüſtiger Tugend aus der Moral und redete dort einer ſtolzen Härte das Wort; bekämpfte er die Vernunft, von deren Vorhandenſein und Zurateziehen in ſeinem eigenen Leben die entſchiedenſten Zeugniſſe vorhanden ſind, gegen die ſich bei ihm aber der ſchärfſte, behendſte, wahrhaft dämoniſch gewordene Verſtand kehrte und ſich ſelbſt ſamt der Vernunft zur Selbſtzerfleiſchung zwang: — in der Dialektik der Affekte führte er die Luſt, die Begründerin des Wohlwollens und der Mitfreude, den dionyſiſchen Trieb, der zugleich Träger des Schmerzes und des Leidens iſt, als höchſten und letzten Grund- und Schaffenstrieb ein. Ihm, dem Gegner der Metaphyſik, erwachſen Ausblicke in das Weltganze. Götzendämmerung und Antichriſt, dieſe beiden vorhandenen Umwertungen, erheben ſich zu wahrem Hochgeſang ſchneidender Satire aller Lebensverneinung, auf Grund des dionyſiſchen Lebensgefühles, des Ja- und Amenſagens zu Leben und Realität. Wir müſſen erwarten, daß im Ecce homo der dionyſiſche Dithyrambus noch einmal voll erklinge und ausklinge. Ich erinnere mich, wie Nietzſche ſchon im

Sein Kampf gegen weltgeſchichtliche Poſitionen

Sein Hohn auf die Lebensverneinung

Anfang der 80er Jahre, wohl 1883, uns seine tiefe Freude aussprach, das Bewußtsein erlangt zu haben, seine Ja und seine Nein zusammenschließen zu können. Die Gewaltsamkeit, mit der er, „eine Linie, ein Ziel" suchend, in die Satire alles hineinpreßte und fast alles gering schätzte, was bis jetzt gedacht, gefühlt und gelebt wurde, fiel ihm nicht auf. Nichts verwirrt bei Nietzsche so sehr, wie dessen eigener Zwiespalt in der Behandlung von Historie und Leben. Er hebt Realität und Leben auf den Schild, verwirft Historie als Leben und Realität, verlangt historischen Sinn da, wo ihm Ansätze zu Realität gegeben schienen, macht dem Geist, der Vernunft den Krieg. Nietzsche ist in alledem sehr logisch, aber wir fühlen uns doch in unerträgliche Formeln eingezwängt. Schließlich verurteilt und erstickt dieser lebensfreudigste aller Denker eben doch Leben. Er will an der Grenzscheide zweier Alter stehen, wo das wirkliche Leben erst allgemein beginnt und die historische Verbildung ins Grab sinkt. Und das derselbe, der nichts von „wahren" Dingen wissen wollend, alles auf die Wirklichkeit abstellt und nun das wirkliche Leben wirklicher Menschen, weil sie sich in den verschiedensten Begriffsbildungen und Moralitätsvorstellungen herumschlugen, für nichts achtet. Er macht Ausnahmen, besonders zugunsten von Individuen. Kant gehört nicht zu ihnen, die Karikatur, die er von ihm gibt, fällt sehr auf. Dessen Einführung der Moral hat er sicherlich nicht alles entnommen, was ihr zu entnehmen war. Kant hat seinen kategorischen Imperativ nicht auf das einseitige Sollen gestellt, das Nietzsche ihm vorwirft und selbst nicht entbehren kann. Er führt uns vielmehr sachte durch die Reihen der Wollen — Können — Sollen, der Artbildung, die Nietzsche ja nicht unbekannt ist.

Seine Moral als Tragödienthema

Einmal sagte Nietzsche mit wahrer Leichenbittermiene — es war von Napoleon die Rede gewesen — es sei nun doch eben ein Elend, daß die Welt in wenig Starke und viele Schwache zerfalle, die diesen Starken zum Raube dienten. Ich sagte, vorstellen dürfen wir uns das nicht so, wiewohl es nicht zu leugnen ist, daß viele Menschen nicht zu ihrem persönlichen Rechte kommen durch Krieg, durch Krankheit, durch Unterdrückung. Es besitze ja aber auch der Unterdrückte die Fähigkeit, sich durch ein seelisches und materielles Wollen zu einer Herrschaft aufzuschwingen, von der ein aus erster Hand Herrschender nichts habe noch ahne, und könne in seiner Art sich des höchsten Glücksgefühls erfreuen. Nietzsche stimmte dem zu, rangierte aber natürlich alles um und

anders ein. Ein andermal war er tief gedrückt durch das Bewußtsein, daß er als kranker Mensch eben nicht zu den Starken gehöre, der Menschheit nicht das letzte Wort sagen könne; er sei von zu vielem ausgeschlossen, gewissermaßen ein Ausgestoßener. Dies war wirklich herzzerreißend. Wir lehnten ab, daß dies auseinander folge, und wiederum später versicherte er mich, welch hohen Glücksgefühls er fähig sei. Diese Gespräche fanden vor seinem Wegzuge von Basel statt. Nietzsche wollte durchaus den Gegensatz von Herren und Sklaven aufstellen, ein Tragödienthema, worauf es ja bei ihm immer eigentlich hinaus wollte.

Mechanistische Gleichheitshaspel

An der Tragik alles Lebenswillens hing Nietzsche fest. Er sagt den Pessimismus überwunden zu haben; doch Untergang und Vernichtung bleiben stehen. Er war tief erfüllt von der Unzulänglichkeit alles Gewordenen und Werdenden, jeden Begriff von Schuld leugnete er, er sah über das einzelne hinweg in den großen Ring des sich ewig Schaffenden, aber an diesem Ring mußte der Wurm der Wiederkehr alles Gleichen nagen. Das individualistische Prinzip war auf Gott Dionysos gestellt, auf tiefste Lust in Ewigkeit; der Tod, der das Leben selbst ist, konnte ihm nicht Untergang bedeuten, aber es gelang ihm nicht, sein individualistisches Prinzip in den ewigen Strom ewiger Verwandlung zurückzubilden. Der Ekel, Nietzsche als bestimmtes Individuum, stand immer wieder auf. Ein tragischer Zwang spricht aus Nietzsches Entschluß, alles wiederkehren zu lassen, höchste und letzte Selbstüberwindung. Er warf sich ihr selbst als Opfer in die Arme. Tragik ohne Schuld, als Verhängnis im dionysischen Mysterium. Ich erinnere mich, daß Nietzsche mehrmals danach fragte, was ich vom Sanctus Januarius hielt und mich zuletzt sagen ließ: auch darin sei Askese. Wahrscheinlich fragte er um des Wiederkunftsgedankens willen, der klar durchgeführt den zweitletzten Aphorismus bildet. Hier fand er sein Schwergewicht und blieb ja dem Sinne der Erde treu, wie er später im Zarathustra sagt. Diese mechanistische Gleichheitshaspel wehte mich aber kalt und leblos an. Ich begriff nicht, wie der Dichter der Selbststeigerung, der an Abstammungslehre und Selektionstheorie anknüpfende Philosoph des Übermenschen dazu kam. Ich dachte, das Geheimnis der Welt läge eher im Ungleichen aufgeschlossen, was durchaus nicht pessimistisch ist. Menschlich geredet: alle Möglichkeiten dürfen und sollen Wirklichkeiten werden, alles was in der Anlage vorhanden ist, drängt in die Erscheinung, das Leben; und zwar kunterbunt durch Mannigfaltig-

keit und ihre unabläſſige Miſchung und Zerteilung, ſo daß nie auch das Geringſte ſich wiederholen kann, ſich einander zugleich Freund und Feind, nah und fern iſt, Staunen, Wißbegier, Gefallen und Mißfallen nie fertig werden. Es hat nie zwei gleiche Menſchen gegeben, nie zwei gleiche Gedanken, kein Grashalm iſt wie der andere. Erde und Menſchen ſind gekommen und gehen. Warum ſoll die Zeit ewig ſein und die Kraft beſchränkt?

Nietzſches Reſpekt vor dem Gottesgedanken

Ich hatte Nietzſche ſchon früher geſagt, daß die chriſtliche Religion mir nicht Troſt und Erfüllung geben könne und ich den Gedanken und das Gefühl in mir trage, in allem der ganzen Menſchheit Los zu tragen. Ich wagte es auszuſprechen: der Gottesgedanke habe zu wenig realen Inhalt für mich. Er erwiderte gerührt: „Dies ſagen Sie nur, um mir beizuſpringen, geben Sie dieſen Gedanken nie auf! Sie haben ihn ſich ſelber unbewußt; denn ſo wie Sie ſind und ich Sie ſtets, auch jetzt wiederfinde, beherrſcht ein großer Gedanke Ihr Leben. Dieſer große Gedanke iſt der Gottesgedanke.“ Er ſchluckte mühevoll. Seine Züge waren ganz aufgewühlt, um darauf ſteinerne Ruhe anzunehmen. „Ich habe ihn aufgegeben, ich will Neues ſchaffen, ich will und darf nicht zurück. Ich werde an meinen Leidenſchaften zugrunde gehen, ſie werfen mich hin und her; ich falle fortwährend auseinander, aber es liegt mir nichts daran.“ Dies ſeine eigenen Worte vom Herbſt 1882! Solche Offenheiten hat uns Nietzſche geſpendet! Man kann ſich denken, wie ſchwer ich daran trug, und welchen Reſpekt ich vor ihm hatte und habe. Der Reichtum und das Unglück in dieſem ſo begabten Menſchen — ich empfinde es faſt wie eine Nichtswürdigkeit, über ihn von mir aus zu reden, dem ich ſo viel von meiner Selbſtändigkeit danke. Nietzſche iſt für mich eine gewaltige Schule geweſen, ohne daß ich eigentlich ſeine Schülerin war. Dazu war ich als Frau von 28—34 Jahren zu alt. Aber es war ein Kampf, in dem zu nehmen war. Er hat ſich mir tief eingeprägt, und jedes ſeiner Worte hat für mich ſeinen Sinn. Wie es im Zarathuſtra heißt: Ich gebe jedem das meine.

Sein Anſpruch abſoluter Einzigkeit

Der normale Menſch, ſo hoch begabt er auch iſt, findet immer die Nähe anderer. Nietzſche haßte den normalen Menſchen, weil er keiner ſein konnte, zu abſoluter Einzigkeit verurteilt war und erhob ſich über ihn im Gefühl der ſchweren Arbeit, die ihm ſeine Einzigkeit koſtete, und auch wohl im Gefühl ihres Raritätenwertes. Er war von Hauſe aus beſonders veranlagt und erzog ſich in dieſem Sinne. Nietzſches Glück und ſein Wunſch, für

die Ewigkeit zu werten, lagen für ihn unerreichbar in der Ferne; sein Schicksal aber lag in der Nähe und war die bedingte Einzigkeit seiner Natur. Wie könnte Nietzsches Werk je anders wirken, als das eines heroisch tragischen Menschen! Absolute Vorbildlichkeit war sein brennender Ehrgeiz in der Theorie, er ist jedenfalls ein ganz persönlich ausgebildetes Individuum und verbietet als solches niemand größer und glücklicher zu sein. Es ist für niemanden ein Vorwurf, wenn er Nietzsche abgelehnt hat auf Grund der Nietzscheschen Sache selbst. In dunklen Ausdrücken loben: Größe, Positives, geniale Tendenz — ist leblos. Lob ist überhaupt nichts, es muß geredet werden. Was hätte Nietzsche von Nietzsche, aber durch ihn und seine Probleme angeregt. Das bleibt ja einer sicheren Zukunft vorbehalten. Was hätte Nietzsche gemacht, wenn er sich selbst in einem andern gefunden hätte? Sich oder ihn umgebracht, er hätte es nicht ertragen! Aber es ist nicht wahr, daß Overbeck zu Nietzsches Sache glaubenlos stand und daß er ihn vollkommen abgelehnt hätte, wenn er ihn nicht persönlich gekannt hätte. Nur sah er in Nietzsche ein Stück Arbeit, keinen absoluten Höhepunkt, wie hoch er auch von ihm dachte. Er wollte ruhig die Kassette mit den Briefen 25 Jahre uneröffnet stehen lassen, ohne zu befürchten, daß der Inhalt veralte. Mein Mann hat viel mehr und Positiveres über Nietzsche zu sagen gehabt als jemals ein zünftiger „Nietzscheaner". So kleine, enge Leutchen suchen immer das Positive am närrischen Ort und wären imstande, hier Pfaffentum einzunisten. Sie sollen sich doch alle bitteren Empfindungen sparen, wenn die Komödie auch anders ausgeht, als sie erwarten und ihr Biedersinn vorschreiben möchte. Wer durch Nietzsches Welt gegangen ist, weiß wenigstens daher, wenn er es sonst nicht weiß, daß solch billiges Moralisieren ebenso töricht ist, wie eine Registrierung der Menschen auf hierarchischer Leiter. Mein Mann verstand Nietzsche aus eigener Arbeit der Seele und war wohl imstande, jeden Abdruck von Nietzsches Wesen zu respektieren. Es ist überflüssig danach zu fragen, ob er ihn geliebt und gewürdigt hat. Er hat alles für ihn getan, was in seiner Macht lag, und das war unendlich mehr, als Fanatiker und selbst kluge Leute ohne weiteres verstehen können.

Overbecks Verständnis für Nietzsche

Nietzsche als Dozenten und in seiner äußeren Erscheinung schildert Ludwig von Scheffler mit unvergleichlicher Anschaulichkeit: „Ich hatte nicht erwartet, daß der Professor, wie Burckhardt, im Feuer der Gedanken ins Zimmer hineinstürmen würde. Auch erfuhr ich es wohl schon, daß ein herausfordernder Ton beim Schriftsteller nicht stets seinem Benehmen als Privatmann entspricht. Eine solche Bescheidenheit aber, ja Demut fast des Auftretens war mir bei Nietzsche denn doch überraschend. Dazu eine eher kleine, als mittelgroße Gestalt. Der Kopf auf dem gedrungenen und doch zarten Körper tief in den Schultern. Und das Gesicht durch die schillernde Muschelbrille und den tief herabhängenden Lippenbart um jenen geistigen Ausdruck gebracht, der auch kurzgewachsenen Männern oft etwas Imponierendes verleiht. Und doch sprach nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen den äußeren Eindruck aus dieser ganzen Persönlichkeit. Da sah man nicht das kurzgeschorene Haar Jakob Burckhardts, nicht seine grobe Wäsche, nicht den ans Schäbige grenzenden, abgetragenen Anzug, wie er schlotternd an der kraftvollen Figur des lachenden Stoikers hing. Nein, Nietzsche hatte sich der Mode des Tages anbequemt. Er trug hellfarbige Pantalons, ein kurzes Jackett dazu, und um den Halskragen flatterte eine zierlich geknüpfte Kravatte, die ebenfalls in lichter Farbe gehalten war. Nicht als ob etwas Auffallendes mit dieser Toilette verbunden gewesen wäre. Nietzsche suchte wohl auch weniger den Dandy zu markieren — wann ist das auch dem deutschen Professor jemals gelungen?! — als er etwas Künstlerisches in seiner Erscheinung anstrebte. Dafür sprach auch das langgewachsene Haar, das freilich nicht in Locken, sondern nur in Strähnen das blasse Gesicht umrahmte. Wie weit entfernt jedoch von künstlerischer Ungebundenheit war, was dieses Mannes Art sonst bezeichnete! Schweren, fast müden Ganges trugen ihn die feinbeschuhten kleinen Füße zur Kathedra empor. Dann verschwand die Gestalt des Sitzenden bis zum Kopfe hinter der Brüstung. Der Professor nahm die Brille ab, und ich sah zum erstenmal seine Augen. Überaus kurzsichtige, stumpfe, durch eine Besonderheit nur befremdlich wirkende Augen! Denn während die überflutende dunkle Pupille überaus groß schon erschien, war sie trotzdem noch durch das Weiß des Augapfels nach den Lidern zu überragt. Das gab dem Blicke, wenn er im Profil

Nietzsches Auftreten im Kolleg

Nietzsches Augen und Stimme

erſchien, etwas Aufgeregtes, Grimmiges. Der falſche Ausdruck, den die Photographien Nietzſches zeigen! In der Tat hat das Auge des milden, gütigen Mannes nie dieſen Zug beſeſſen. Der Rhein rauſchte im Fortiſſimo des Orgeltons, und mir ward bange, wie die Stimme des Dozenten trotz der geſchloſſenen Fenſter ihn würde übertönen können. Aber das war nun eben das Erlebnis, was mich gefangen nahm, verwirrte: Nietzſche hatte eine Stimme! Nicht den Vollton des Redners, noch jene ſcharf artikulierte, im Grunde jedoch unwirkſame Modulation, wie ſie das Pathos manches Univerſitätslehrers charakteriſieren. Nietzſches Sprache, weich und ungekünſtelt, wie ſie ſich ſeinen Lippen entrang, hatte nur eines für ſich: ſie kam aus der Seele! Daher der ſtark ſympathiſche Zug, der ſich dem Hörer ſofort mitteilte, jene unwiderſtehliche Gewalt, die mir Vorſtellungen nahe führte, die, nur geleſen, zu dem heftigſten Widerſpruch mich würden gereizt haben. Und noch heute wirkt er in mir nach, der Zauber dieſer Stimme! er legt ſich mildernd, verklärend über die heterogenſten ſeiner Ausſprüche. Der kennt Nietzſche nur halb, der die deutende Melodie ſeines geſprochenen Wortes nicht erfahren."

Über Nietzſches Verhältnis zu Platon bemerkt Scheffler, der in dieſem Punkte dank ſeinen bei dem Logiker Karl Prantl erworbenen Vorkenntniſſen als ſachverſtändiger Beurteiler zu gelten hat: „So wie Nietzſche Platon darſtellte, waren die Dinge oft geradezu auf den Kopf geſtellt. Ein Beiſpiel davon iſt mir namentlich in Erinnerung geblieben. Das Bild von den Höhlenmenſchen und dem Philoſophen. Wer entſinnt ſich nicht aus Platons „Staate" des wunderlichen Vergleiches von der unterirdiſchen Wohnung der Vielen (Nietzſche macht ſpäter die „viel zu Vielen" daraus), die von allen Dingen zeitlebens nur die Schattenbilder erblicken, welche die wahren Vorgänge hoch über und hinter ihnen auf ihre Höhlenwand werfen. Nur der Philoſoph ſchwingt ſich aus dieſem Gefängniſſe hinaus und hinauf. Er dringt in die Gegend der Erkenntnis, in das Licht der Sonne! . . . Nietzſche zwängt, ganz gegen den Geiſt Platons, den Denker wieder in ſein Verließ hinein! Ich höre ſie noch, die befremdenden Worte: „Der Philoſoph lebt wie in einer Höhle. Er ſieht nichts und hört nichts. Er erblickt nur in der Weltflucht das Heil des Seins. . . ." Über Züge, die Nietzſche mit dem Grafen Auguſt von Platen teilt, äußert ſich Ludwig von Scheffler, wozu

Die viel zu Vielen bei Platon

Der „Exzeß von Reinheit" bei Platen und Nietzsche

er als Herausgeber der Platenschen Tagebücher besonders berufen erscheint: „Wie groß die Ähnlichkeit beider Männer in ihrer Gemütsanlage sei, war mir von jeher Überzeugung. Bei Platen sprechen dafür die alles sagenden Memoiren, bei Nietzsche hat mich das Leben, die Erfahrung selbst darüber belehrt! Und wie ich zu einer Zeit schon bei der Lektüre Nietzsches aushielt, wo alle Welt entrüstet an ihr vorüberging, an diesen „Widersprüchen, diesen Blasphemien, dieser Selbstüberhebung, die in der hochtönenden Sprache keine Grenze fand!" — so ist mir sein großes warmes Herz auch fernerhin der alleinige Erklärungsgrund für diese vermeintlichen oder wohl auch selbst von mir empfundenen Inkongruenzen geblieben. Ich fühlte, daß, wer von Anfang an mit seinem besten Empfinden sich vom Nächsten zurückgestoßen sieht, von Haus aus sozusagen „jenseits von Gut und Böse" steht. Er anerkennt keine „göttliche" oder „menschliche Ordnung der Dinge", die für ihn keinen Platz besitzt. Er empfindet nur sein Schicksal, gegen dessen Härte selbst sein bitterster Hohn wie ein unschuldiges Kinderwort berührt. Denn er ist allein!! . . . In diesem Sinne waren Platen und Nietzsche große Dulder! Aber Nietzsche war ebenso wie der Dichter ein Held, ein großer Kämpfer! Und darin lag mehr wohl noch die Anziehungskraft seiner Persönlichkeit, als in dem Glanze seines geistigen Wesens: er war eine tief ethische Natur! Aber diese Reinheit, ja dieser „Exzeß von Reinheit", wie Platen die verwandte Seelenstimmung mit Recht bei sich benennt, war eben — eine errungene! Sie wirkte in der Nähe Nietzsches wie ein stärkendes, alles ihr Fremde zugleich abwehrendes Arom. Ich habe Männer gekannt, die mit ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Geiste zweifelsohne faszinierender sich gaben. Einen ruhigeren und doch das Tiefste der Seele in uns aufrührenden Menschen sah ich nie!"

An dem Zusammentreffen von Schefflers mit Nietzsche ist von besonderem Belang, daß es als eines der frühesten Beispiele zu gelten hat für Nietzsches Ehrgeiz und Unfähigkeit zugleich, Adepten an sich zu ketten: „Einmal sollte ich mich in besonderster Lage ihm gegenüber befinden. Allein mit ihm Kolleg! Ja einmal hat er nur mir allein seinen Vortrag gehalten!! Köselitz war aus irgend einem Grunde nicht auf der Universität erschienen. Und auch ich hatte mich fürs Kolleg verspätet. Der Professor wartete schon in dem Hörsaale! Ich war höchst betroffen, ihn so zu sehen, und gefaßt auf eine empfindliche Be-

merkung. Statt deſſen wurde ich mit der größten Freundlichkeit, ja mit einer mir an ihm ganz neuen Heiterkeit empfangen. Er reichte mir lächelnd die Hand und ſchwang ſich dann elaſtiſcher denn je zum Katheder hinauf: Er habe es geahnt, daß wir heute nicht unſerer drei ſein würden. Darum wolle er auch nicht mit ſeinem gewohnten Vortrage fortfahren, ſondern mir ein philoſophiſches Intermezzo bieten. „Etwas" — er zog ein Manuſkript aus der Bruſttaſche und zauderte ein wenig mit der Stimme — „etwas, das ich Frau Wagner einmal vorgeleſen!" Ich ſteckte trotz der freien Basler Luft noch immer viel zu voll von akademiſchem Hochmut, als daß dieſe Erklärung mich nicht befremdet haben ſollte. Ein Kolleg von der Kathedra herab, das man einſt einer — Dame gehalten!? Und wäre dieſe auch eine Diva, Frau Coſima geweſen!? Ich nahm das ein wenig übel und fühlte mich in jene renitente Stimmung zurückverſetzt, mit der ich mir die erſten Vorleſungen Nietzſches verleidet hatte. Wie bald ſollte ich jedoch durch die Sache ſelbſt gefangen genommen werden! Nietzſche gab eine Art Einleitung zur platoniſchen Philoſophie. Er ließ die ſogenannten Vorplatoniker in einer Reihe feſſelnder Geſtalten an meinem innern Auge vorüberziehen. Da er ſie zugleich redend einführte, las er langſam, um ihre gedankentiefen Sätze um ſo eindringlicher in mein Gemüt zu ſenken. Wie eine ſchimmernde Wolke (und Nietzſche ſelbſt gebrauchte ſo gern das Bild der Wolken!) wälzte ſich das groß und prächtig dahin. Aber eines jener erhabenen Gebilde löſte ſich mit deutlicheren Umriſſen aus jenem zerfließenden Gewoge. Hier überkam auch die Stimme des Leſenden ein leichtes Beben, hier ſprach ſich ein innerſter Anteil an ſeinem Stoffe aus: Heraklit!! Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie Nietzſche ihn charakteriſierte. In ſeinem Nachlaſſe wird ſich auch, wo nicht jener Vortrag, ſo doch das über den Weiſen von Epheſos Geſagte wiederfinden. Mich aber überläuft ſtets ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an den ergreifenden Schluß der Vorleſung denke. Worte Heraklits! Sie faßten nach Nietzſche den innerſten Beweggrund des Denkens und Trachtens des joniſchen Philoſophen (und ſeines eigenen?) zuſammen. Er holte Atem, um den Satz auszuſprechen. Voll ertönte dann dieſer in dem Wohlklang des griechiſchen Urtextes. Tonloſer und doch verſtändlich in Deutſch. Nietzſche faltete dabei die Blätter ſeines Manuſkriptes zuſammen: „Ich ſuchte mich ſelbſt!!" Das Rauſchen des Rheins war wieder allein nur hörbar, als wir beide

Ein philoſophiſches Intermezzo über Heraklit

„Ich ſuchte mich ſelbſt!"

einige Augenblicke ergriffen schwiegen. Dann geschah jedoch ein Seltsames. Nietzsche hielt nicht, wie sonst, seine Stimmung in weiterem Stummsein fort, sondern erklärte mir munteren Tones, daß er mich in meine Wohnung begleiten werde. Er habe mit meinem Hauswirt, der sein Versicherungsbeamter sei, geschäftlich zu tun, und dann reize es ihn auch zu erfahren, wie es sich am „Blumenrain" lebe. So hieß nämlich das Stück Rheinufer am linksseitigen Brückenkopfe, wo ich wohnte. Ich war verdutzt über die gesteigerte Liebenswürdigkeit meines Begleiters, scherzte jedoch auch alsbald über den poetischen Namen jener Straße und bot Nietzsche sogar meinen Arm, als wir die Universität verlassen hatten. Denn sein tragikomisches Lamentieren über das schlechte Pflaster, das uns zur Rheinbrücke herabführte, war wirklich nur zu berechtigt. Ich suchte denn auch seine Aufmerksamkeit von den schmerzenden Füßen weg auf den Himmel über ihm zu lenken. Dickgeballte, weiße Sommerwolken zogen da am blauen Grunde langsam ihren Weg. „Wie Paul Veronese sie malt!" machte ich halb für ihn, halb für mich die Bemerkung. Nietzsche sah hinauf, blieb sinnend stehen; „und sie wandern!", fügte er dann auch wie im Selbstgespräch hinzu. Da aber ließ er plötzlich meinen Arm fahren, um ihn ebenso heftig mit beiden Händen wieder zu erfassen: „Ich reise bald. . . . Die Ferien stehen vor der Tür. . . . Kommen Sie mit mir?! Wollen wir die Wolken in Veroneses Heimat ziehen sehen?!" Ich war so betroffen über diese so unvermutete, dringende Einladung, daß ich zuerst kein Wort über die Lippen brachte. Dann schoß es mir blitzartig durch den Kopf, wie ich doch eigentlich gar kein Recht zu solcher Auszeichnung besäße. Wie „Peter Gast" hierbei zunächst in Frage käme und ich selbst (zum gemeinsamen Reisen gehört völligste Sympathie!) mich doch auch dem im übrigen verehrten Manne nicht so nahe verbunden fühlte. Ich senkte also verlegen den Blick und brachte eine ablehnende Entschuldigung hervor, die frostig genug geklungen haben mochte. Die Hände Nietzsches glitten auch alsbald von meinem Arme. Ich sah verwirrt zu ihm hinüber und fuhr zugleich zurück vor der Veränderung, die sich in seinen Zügen vollzogen hatte. Das war nicht mehr der mir bekannte Professor, nein, wie eine leblose Maske starrte mir das verzerrte Gesicht des Mannes entgegen! . . . Für Augenblicke nur! Denn der Professor wandte sich von mir weg. Er nahm schnell die gewohnte Miene an, und unter gleichgültigem, aber um so krampfhafterem

Auf der Spur nach einem Adepten

„Wie eine leblose Maske!"

Gespräche setzten wir den Weg bis zu meinem Hause fort. Was soll ich weiter berichten, was dann noch geschah? Nietzsche begleitete mich, wie er versprochen hatte, bis vor meine Zimmertür. Hier trat er jedoch nicht ein, verabschiedete sich vielmehr schnell, mich allein nur meinen Gedanken über das Vorgefallene überlassend. Ich fühlte, daß ich den edlen Mann ohne mein Wollen gekränkt und überhaupt eine große Torheit begangen habe. Denn welchen Gewinn mir eine Reise mit Nietzsche, einer so interessanten und, wie ich nun erfahren, auch warm empfindenden Persönlichkeit gebracht haben würde, begann ich erst jetzt zu meiner Beschämung mir klar zu machen. Im übrigen waren Skrupel damals noch nicht meine Sache." Es ist überaus bezeichnend und echt, wie Nietzsche diesen Jüngling an sich ziehen wollte und dieser ihn fahren ließ. Die Art, wie Scheffler dies erzählt, ist beste Nietzscheauffassung. Die leblose Maske! Auch hört man hier nichts von Nietzsches „schönen Augen"; diese Augen waren vielmehr etwas ganz anderes als schön! Wir haben hier wohl das erste ergreifende Beispiel von Nietzsches überhandnehmender Vereinsamung, die man fremder Schuld so wenig beimessen darf, als eigener Schuld; hier lag das tragisch Unüberbrückbare in Nietzsches Natur. So zog Nietzsche doch die Widerstrebenden an sich. Die persönliche Beziehung mußte sich gleich in eine allgemeinere, höhere Atmosphäre heben. Und da Nietzsche jung und anhangsbedürftig war, gab es immer viel menschliches Bedürfnis zu ersticken; doch vermochte Nietzsche schließlich immer auch solche Enttäuschungen nach der Selbstbefreiung hin zu wenden.

Die Tage seines Lehramtes in Basel erfüllten sich zusehends und damit die Zeit seiner wenigstens relativen Seßhaftigkeit, ehe er völlig zum „Fugitivus errans" wurde. Die Krankheit forderte seinen Rücktritt. Eine heftige Krisis, die ihn während der Osterferien in Genf überfiel, ließ ihn zusammenbrechen. „Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung des Freundes Overbeck, sogleich nach Basel zu kommen", erzählt die Schwester (Biographie II, S. 323). Der Abschied wurde ihm bewilligt. Das Vorwort zum 4. Bande der Taschenausgabe enthält den Schriftwechsel zwischen Nietzsche und der ihm vorgesetzten Erziehungsbehörde, mit dem sich seine Enthebung vom baselstädtischen Staatsdienste vollzog. Das (S. X) mitgeteilte Schreiben, das in sehr herzlichem

Nietzsches Amtsniederlegung

Tone „unſern wärmſten Dank für die treue Hingebung“ ausſpricht und offenbar von dem damaligen Vorſteher des Erziehungsdepartements Dr. Paul Speiſer erlaſſen war, begleitete die offizielle Verabſchiedung durch den Regierungspräſidenten, damals Oberſt Rudolf Falkner, in der Nietzſche neben dem Dank für die „ausgezeichnete Art, womit er ſeines Amtes gewaltet“, ein Ruhegehalt von jährlich eintauſend Franken für die nächſten ſechs Jahre bewilligt wurde. Nach Ablauf dieſer Friſt ließ man die ſtaatliche Penſion ſtillſchweigend weiter gehen. Außerdem ſorgte man für eine weitere feſte Jahreszubuße in der doppelten Höhe aus den Mitteln der akademiſchen Geſellſchaft und einer zu dem Zweck aufgebrachten Privatſammlung. Alles in allem wird die Nietzſche nach ſeiner Amtsniederlegung aus Baſel zugefloſſene Summe 50 000 Franken wohl überſtiegen haben. Über die äußere Lage, in die ſich Nietzſche von nun an zu finden hatte, teilt ſeine Schweſter mit (Biographie II, S. 480): „Mein Bruder hatte von Baſel eine Penſion von 3000 Franken und außerdem ungefähr 1000 Franken Zinſen von dem Reſt ſeines Vermögens, ſo daß er über viertauſend Franken verfügen konnte, ohne irgendwie auf den Ertrag ſeiner Schriften angewieſen zu ſein. Allerdings bedrückte ihn die Basler Penſion, von welcher er annahm, daß ſie ihm ungern gegeben würde, ſo daß er hier und da Pläne machte, ob er ſie nicht aufgeben könnte. . . . Es iſt dem Teuren erſpart geblieben, für den Lebensunterhalt ſchreiben zu müſſen.“ Hinter dieſen Satz hat Overbeck in ſein Exemplar geſchrieben: „Und eben das hat ihm niemand ſonſt als Baſel erſpart.“ — Overbeck hat immer eindringlich auf die ſchlichte, aber unumſtößliche Tatſache hingewieſen, daß Nietzſche der Hilfsbereitſchaft der Stadt die Möglichkeit einer weiteren, wenn auch nicht glänzenden, ſo doch auskömmlichen Exiſtenz verdanke.

Verſtändigung der Freunde durch Overbeck

Für Overbeck war Nietzſches Wegzug ein Riß in ſeine liebſten Erinnerungen, zumal die Sorge um den Freund in beſtändigem Wachſen begriffen war. Er ſchreibt an Treitſchke den 4. Mai 1879: „In dieſen Tagen habe ich nun einen rechten Kummer durch den Abſchied von meinem Freunde Nietzſche, durch welchen Baſel für uns gar traurig verödet. Der Zuſtand ſeines Kopfleidens iſt ſo hoffnungslos geworden, daß er ſeinen Abſchied genommen hat und wohl nur noch wenige Tage hier iſt. Seine Leiden ſind entſetzlich, wie ſie mir zumal in dieſen Tagen erſchienen ſind, verzweifelt.“ Von den Freunden zogen einige bei ihm Er-

kundigungen ein, ſo aus freien Stücken Gersdorff, weil er damals gerade mit Nietzſche die Fühlung verloren hatte. Er ſchreibt (19. Mai 79): „Von Schmeitzner habe ich erfahren, daß es Nietzſche ſo ſchlecht geht, daß er ſein Amt hat niederlegen müſſen. Es würde mir lieb ſein zu erfahren, wie es ſich damit verhält, wer ihn pflegt, wohin er gegangen iſt, und ob Frl. von Meyſenbug ſich etwa wieder mütterlich ſeiner angenommen hat. Außer allem Zuſammenhang mit der Welt höre ich nichts und möchte doch die Wahrheit wiſſen. Ich kann mich nicht direkt weder an Nietzſche, noch die Schweſter, noch die Meyſenbug wenden . . . vielleicht haben Sie die Güte, mir Aufſchluß über den wahren Sachverhalt zu geben, wenn Ihre Zeit es Ihnen erlaubt. Sie würden mir damit Freude machen: denn ich möchte wiſſen, ob ich irgend etwas tun kann, womit Nietzſches Lage erleichtert werden könnte." — Auch Rohde ſetzte ſich mit Overbeck ins Einvernehmen — „ernſtlich betrübt"; aber auch er war damals ohne briefliche Beziehungen mit Nietzſche, weshalb er es ebenfalls für richtiger hielt, ſich an Overbeck zu wenden: „Sagen Sie ihm doch gleich in meinem Namen, daß unter allen Wandlungen ſeines Schickſals und ſeiner Geſinnungen ich ganz gewiß ihm das treueſte Freundſchaftsgefühl bewahrt habe und ſtets unwandelbar bewahren werde."

Overbeck und Rohde über Menſchliches Allzumenſchliches I

Es ſtellte ſich bei dieſer Ausſprache zwiſchen Rohde und Overbeck heraus, daß dieſer in ſeiner Geſinnung für Nietzſche doch der Gläubigere war. Der erſte Band von „Menſchliches Allzumenſchliches" hatte Rohde in ein zum größten Teil ſchmerzliches Erſtaunen verſetzt; er fand den Titel verunglückt, und wie er im übrigen dachte, iſt aus dem, an demſelben Tage Nietzſche ſelbſt geſchriebenen Brief zu erſehen (Briefe II, S. 543/47). Von ſeinen zwieſpältigen Empfindungen läßt er Overbeck mehr den Zweifel und die Abneigung erkennen. Was alle Freunde — außer eben Overbeck — vor allem ſtutzig machte, war die Entdeckung eines für ihr Gefühl gänzlich neuen Nietzſche. Sie hatten von ihm noch erwartet, er werde nach wie vor ſeinen alten hohen Forderungen nachtrachten, die ſie ſelbſt an ihrer eigenen Perſon freilich immer ſchon für unausführbar ſchmerzlich und über ihre Kräfte gehend empfunden hatten; dennoch — und es iſt ſehr ehrenvoll für Nietzſche, daß ſie ſeine Abſicht peinlich überraſchte, er Nietzſche, glaubten ſie, würde Vorbild und Erfüller ſeiner eigenen Ideale werden; daß nun auch er gewiſſermaßen verſagt

zu haben schien, enttäuschte sie und stimmte sie traurig. Sie hatten das Gefühl, es sei auch Nietzsche selbst zu schwer geworden, alle Last jener höchsten Forderungen in einer „erhöhten" Praxis weiterzuschleppen, nun lasse er sich zurückfallen in jene sanften Wellenbewegungen der reinen Theorie, die er bis dahin wie ein lockendes Teufelswerk verflucht hatte; aber auf diese Weise es sich leicht machen, habe er nur gekonnt um den Preis des Hohngelächters auf seine eigenen einstigen Ideale.

Nietzsches „Réetum"

Hier tritt Dr. Paul Rée wieder auf den Plan. Einen Einfluß von ihm auf Nietzsches Wandlung anzunehmen, liegt nahe und bleibt das Natürlichste. Auch die Freunde meinten damals den Umschwung zurückführen zu müssen, auf den „geradezu unheimlichen Einfluß", den Rée mit seiner Sophistik auf die im Grund so ganz verschiedene Natur Nietzsches gehabt habe. Was besonders Rohde dabei intrigierte und peinigte, war der offenbar diabolische Haß, mit dem Nietzsche auf seinem eigenen Jugendideal herumtrete. Sehr belehrend ist, worin Rohde angesichts dieser Abkehr Nietzsches von der „Gesundheit" damals eine wahrhafte Heilung allein noch sehen zu können meinte: wenn Nietzsche sich nun mit anhaltender Arbeit den Griechen zuwenden wollte. Also dieses selbe Buch, von dem seine Schwester wörtlich sagt (Biographie II, S. 305): „In der neueren Philosophie meines Bruders war für das Christentum überhaupt kein Platz mehr" —, faßten die Freunde, Rohde voran, als ein Abfall vom Griechentum, als eine Untreue gegen das klassische Ideal auf. Alles, was Rohde sich selbst zu Nietzsches Verständnis einreden konnte, lief auf die Deutung hinaus, man habe in dem Buche den Niederschlag einer für Nietzsche unvermeidlichen Durchgangsperiode zu erblicken: „Ich hoffe, auch Wagners werden nach Überwindung und begreiflicher Bestürzung und Trauer einsehen, daß man hier ein Ergebnis eines in Nietzsches Innerm notwendigen Prozesses vor sich hat, den er selbst nicht hemmen konnte, aber dessen letztes Stadium dieses nicht sein kann. Dazu habe ich ein viel zu sicheres Vertrauen in die ungemeinen Kräfte unseres Freundes, die ihm in der beschränkten Einseitigkeit, die vielleicht Rées Natur voll entspricht, nicht verweilen lassen werden; seine mannigfaltigen Regungen werden sich gegenseitig korrigieren und balanzieren. So ist denn auch jetzt schon gar nicht zu leugnen, daß der neueste Prozeß in dem stärkeren Hervortreiben des rein intellektuellen Elements,

bei aller Einseitigkeit, mit der nun dieses wieder hervortritt, ein gewisses Korrektiv jenes „enthusiastischen Denkens" enthält, das nicht ohne viele Bedenklichkeiten war. Der eigentliche und echte Nietzsche wird und kann nicht verloren gehen, und damit will ich denn aufhören von diesem Buche zu reden, von dem man bei seinem ungeheuern Reichtum im übrigen das Verschiedenartigste sagen könnte und sollte."

Nietzsches „Freier Geist"

Es ist nicht zu viel gesagt: Nietzsches Freunde ergriffen mit Verlangen jede Handhabe, die sich ihnen bot, aus der durch das „Buch für freie Geister" angestifteten Verwirrung sich herauszuretten. Bereits das erste Heft des zweiten Bandes „Vermischte Meinungen und Sprüche" bot ihnen Gelegenheit dazu. Rohde verhehlte Overbeck seine Freude darüber nicht, daß Nietzsche auf seiner Kreisbahn, aus den ultraparadoxen Gegenden sich in diesem „Nachtrag" wieder bewährten und weniger übertrieben heißen oder kalten Zonen nähere: „Das Rectum ist weniger dogmatisch geworden, und das ist ein Glück: denn durch ein solches Festhalten an dogmatisch genommenen Paradoxen gewinnt man freilich die Möglichkeit, durch einfaches Durchfigurieren dieser Paradoxen in den Anhang auf alle möglichen Verhältnisse sehr leicht eine Reihe geistreich aussehender Sentenzen (die im Grund immer wesentlich dasselbe sagen) zu schmieden. Aber man verbaut sich doch dadurch selbst jede freie Aussicht in die Dinge und das Menschenleben: ich kann nicht finden, daß dabei der ‚freie Geist' besonders viel gewinnt. Von diesem Dogma aber nun scheint Nietzsche in dem neuesten Buche etwas zurückgekommen zu sein, er sieht freier um sich und gewinnt sein eigentümliches Wesen wieder, das er vorher offenbar durch forcierte Freigeisterei niederkämpfte. Ob es freilich recht ist, alle diese Wandlungen nun gleich vor dem Publikum zu vollziehen, ist zweifelhaft: ganz naturgemäß verliert, wer allen solchen Wegen folgt, das rechte Vertrauen zu einem Geiste, der mit solcher Virtuosität alle möglichen Standpunkte nach Belieben einnehmen kann, und sich dessen noch rühmt, was unsereiner als einen Mangel empfindet, nämlich der Freiheit von jenem Zwange, die Welt in einer ganz bestimmten Beleuchtung zu sehen, welcher vom Talent das Genie so gut wie freilich auch den Dummkopf unterscheidet. Immerhin, will man einmal ein ‚freier Geist' sein (ein wunderlicher, rein negativer, unfruchtbarer Begriff), so soll man dann auch keinerlei Dogmenzwang dulden: und Nietzsche hat, es

Nietzsches Neigung zum Dogmenmachen

ſcheint, den kalten Föhn des Réeismus nach dem heißen des Wagnertums ſchon zum großen Teil überwunden. Wie ſtark ſein Kopf gleichwohl zum Dogmenmachen neigt, habe ich recht an dem Einfluß des ‚Nachſommers' auf ihn geſehen. Das Stück (welches hierbei mit vielem Dank zurückkommt) hat mich und meine Frau ſehr intereſſiert. Das beſte Zeichen: man denkt mit Behagen und einem Gefühl von wohltuender Reinlichkeit und vornehmer Stille an das Buch, noch lange nach der Lektüre zurück. Der Nachgeſchmack aber iſt das beſte Kriterium eines Buches. Aber nun macht Nietzſche dieſe Art ſofort zur einzigen, die noch gelten ſoll; aus dem einen gelungenen Wurf wird ſofort eine Regel, nach der man nun alles fordern und beurteilen ſoll! Im ſpeziellen bezweifle ich ſehr, daß dieſe Art von Roman in vielen Exemplaren exiſtieren könne: wir wollen dankbar ſein, daß nur ein ſolcher Ausruhepunkt in der Hitze des Lebens und der Leidenſchaft gegeben iſt, aber nicht 1000 Ausruhepunkte, die leicht ſchrecklich langweilig werden könnten, fordern. Ich betrachte aber dieſen Fall für Nietzſche als typiſch: immer ſoll man ſich gleich zugunſten einer einzigen Art des Wiſſens, der Betrachtung des Lebens, an allen denkbaren andern den Appetit verderben!"

Nur Goethe ein „Freier"

Wo ſollte dann aber noch „Freiheit" des Geiſtes ſein? Rohde geſtand Overbeck: „Ich kenne nur einen ‚Freien' im Geiſte unter den ganz Großen: das iſt Goethe, und der iſt doch gewiß nur darum ſo frei, weil er alles an ſeiner Stelle gelten laſſen konnte und nicht weil er ſich die Freiheit genommen hätte, die eine Hälfte des Menſchenweſens zugunſten der andern Hälfte einfach als Unſinn wegzuwerfen!" Rohde verwahrte ſich ausdrücklich dagegen, daß er ſolches ſage, um Nietzſche zu tadeln. Freilich — die Stunde, auf die er damals noch hoffte, in der er ihm ſelbſt einmal ſein Herz gründlich ausſchütte, ſollte ihm nie mehr ſchlagen; einen Freundeszuſpruch, wie Nietzſche einen verlangte, konnte ihm Rohde ſpäter erſt recht nicht geben; denn keines der folgenden Bücher war danach geartet, jene Hoffnung auf Rückkehr und Mäßigung zu erfüllen — und das wäre doch die Hauptbedingung geweſen, um das erſchütterte Vertrauen von Freunden wie Wagner und Rohde wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Wagners Schmerz über Nietzſche

In Wagners Abwendung von Nietzſche war die verletzte Eitelkeit, mag ſie auch mitgeſpielt haben, keineswegs die ausſchlag-

gebende Urſache. Auch für Wagner lag der Grund des geheimen Grauens nach Nietzſches Buch vorwiegend in der Entdeckung der Maßloſigkeit, die ſich ihm darin offenbarte. Es iſt durchaus einſeitig, Wagners damaliges Verhalten einzig und allein aus deſſen öffentlicher Kundgebung zu beurteilen, dem Artikel: Publikum und Popularität, in dem Auguſtheft der Bayreuther Blätter (1878). Die große relativiſtiſche Reduktion, die ſich in „Menſchliches, Allzumenſchliches" vor allem durch die Leugnung des Begriffs Genie geltend machte, war ein Stoß ins Herz einer Organiſation wie es diejenige war, in der Wagners Lebenswerk vollendet vor der Welt daſtand. Mag man in jenem gereizten Artikel alſo getroſt die Bannbulle des Kunſtpapſtes ſehen — mehr war ſie nicht! Den wirklichen Blick in Wagners Herz erſchließen uns zwei Briefe voller Menſchlichkeit und ungeheuchelter Trauer über den Verluſt des jungen Freundes, der ſein beſter Herold geweſen war. Sie ſind an Overbeck gerichtet und lauten:

I

Mein geehrteſter Herr und Freund!

Sie haben mich durch Ihr gütiges Gedenken meines Geburtstages ganz beſonders erfreut. Haben Sie meinen herzlichſten Dank! Auch rührt es mich, daß Sie von Ihren Werbungen für Bayreuth in Baſel entſchuldigend ſprechen zu müſſen ſich gedrungen fühlten. In Baſel? — es iſt außerordentlich! Mein werteſter Freund, ich denke wohl, daß bedeutendere Intereſſen, als dieſe — ſo ſonderbar ausſehenden — Kunſt-Experiment-Intereſſen uns vereinigen!

Aus Ihren kurzen Andeutungen entnehme ich, daß unſer alter Freund Nietzſche ſich auch von Ihnen zurückgezogen erhält. Gewiß ſind ſehr auffällige Veränderungen mit ihm vorgegangen: wer ihn jedoch ſchon vor Jahren in ſeinen pſychiſchen Krämpfen beobachtete, durfte ſich faſt nur ſagen, daß eine längſt befürchtete Kataſtrophe nicht ganz unerwartet bei ihm eingetreten iſt. Ich habe für ihn die Freundſchaft bewahrt, ſein Buch — nachdem ich es beim Aufſchneiden durchblättert — nicht zu leſen, und möchte weiter nichts wünſchen und hoffen, als daß er mir dies dereinſt noch danke.

„Die Freundſchaft ſein Buch nicht zu leſen"

Mit der Bitte, meine Frau und mich Ihrer werten Gemahlin

beſtens zu empfehlen, verbleibe ich mit Freundſchaft und Hochſchätzung

Bayreuth, 24. Mai 1878

Ihr ergebener

Richard Wagner.

II

Hochgeehrter Freund!

Seien Sie verſichert, daß Ihr freundliches Mein-Gedenken an meinem letzten Geburtstage einen hochtröſtlichen Eindruck mir hinterlaſſen hat, von welchem Ihnen Kenntnis zu geben es mich ſeither immer gedrängt hat. Daß ich dies endlich — ſo ſpät! — heute ausführe, iſt — geſtehe ich es offen! — namentlich durch mein Gedenken an Nietzſche veranlaßt. Wie wäre es möglich, dieſen ſo gewaltſam von mir geſchiedenen Freund zu vergeſſen? Hatte ich auch ſtets ein Gefühl davon, daß Nietzſche bei ſeiner Vereinigung mit mir von einem geiſtigen Lebenskrampfe beherrſcht wurde, und mußte es mich nur wunderbar bedünken, daß dieſer Krampf in ihm ein ſo ſeelenvoll leuchtendes und wärmendes Feuer erzeugen konnte, wie es ſich aus ihm zum Staunen aller kundtat, und habe ich an der letzten Entſcheidung ſeines inneren Lebensprozeſſes mit wahrhaftem Entſetzen zu erſehen, wie ſtark und endlich unerträglich jener Krampf ihn bedrücken mußte — ſo muß ich endlich wohl auch erſehen, daß mit einem ſo gewaltſamen pſychiſchen Vorgange nach ſittlichen Annahmen gar nicht zu rechten iſt, und erſchüttertes Schweigen einzig übrig bleibt.

Das Krampfhafte in Nietzſches Vereinigung mit Wagner

Daß ich aber ſo gänzlich davon ausgeſchloſſen ſein ſoll, an Nietzſches Leben und Nöten teil zu nehmen, betrübt mich. Würde ich unbeſcheiden ſein, wenn ich Sie herzlich erſuchte, mir einige Nachricht über unſeren Freund zukommen zu laſſen? Ich wollte Sie nämlich in Wirklichkeit hierum angelegentlichſt erſucht haben.

Nochmals — oder faſt eigentlich: erſtmals, ſage ich Ihnen noch meinen ſehr tief gefühlten Dank für Ihren ſchönen Glückwunſch zu meinem letzten Geburtstage, und verbinde hiermit die Bitte meiner Frau, ſie Ihrer werteſten Gemahlin beſtens zu empfehlen, ſowie meine eigenen Wünſche für Ihr Wohlergehen freundlich anzunehmen.

Bayreuth, 19. Oktober 1879

Mit herzlicher Hochachtung

Ihr ergebenſter

Richard Wagner.

Die beiden Bände „Menſchliches, Allzumenſchliches“ haben ſchon für eine ungeheure Tat zu gelten. Die Aufnahme beim Erſcheinen und die flimmernde durch die Natur des Aphorismus verurſachte Art der Mitteilung verleiten uns auch noch heute, mehr einen Angriff und eine Kriegserklärung darin zu ſehen, als den doch bereits ſehr poſitiven Grundriß von etwas Neuem und Zukünftigem. Nietzſche ſelbſt hat im „Ecce homo“ (Biographie II, S. 296/97) ebenfalls den polemiſchen Charakter betont: „Das Denkmal einer Kriſis — es heißt ſich ein Buch für freie Geiſter: faſt jeder Satz darin drückt einen Sieg aus — es iſt der Krieg, aber der Krieg ohne Pulver und Dampf, ohne kriegeriſche Attitüden, ohne Pathos und verrenkte Gliedmaßen — das alles ſelbſt wäre noch ‚Idealismus‘. Ein Irrtum nach dem andern wird gelaſſen aufs Eis gelegt, das Ideal wird nicht widerlegt — es erfriert. — Hier zum Beiſpiel erfriert ‚das Genie‘: eine Ecke weiter erfriert ‚der Heilige‘; unter einem dicken Eiszapfen erfriert ‚der Held‘; am Schluß erfriert ‚der Glaube‘, die ſogenannte ‚Überzeugung‘, auch das ‚Mitleiden‘ kühlt ſich bedeutend ab, — faſt überall erfriert ‚das Ding an ſich‘... Legt Nietzſche in dieſem Apperçu das Hauptgewicht auf den Anti-Idealismus ſeiner neuen Verkündigung, ſo hat er ein Jahr zuvor (1887) in der ‚Genealogie der Moral‘ dasjenige Poſitive klar ins Licht gerückt, das in der Tat auch bei aller Zehn- und Zwölfſchneidigkeit von ‚Menſchliches, Allzumenſchliches‘ dieſem innewohnt; laut und deutlich ſpricht er ſich dort eine gemeinſame Wurzel ſeiner zentrifugal auseinanderſtrebenden Gedanken zu, ‚einen in der Tiefe gebietenden, immer beſtimmter redenden, immer Beſtimmteres verlangenden Grundwillen der Erkenntnis‘..... Mit der Notwendigkeit, mit der ein Baum ſeine Früchte trägt, wachſen aus uns unſere Gedanken, unſere Werke, unſere Ja's und Nein's und Wenn's und Ob's — verwandt und bezüglich alleſamt untereinander und Zeugniſſe eines Willens, einer Geſundheit, eines Erdreichs, einer Sonne.“

Nietzſches Durchbruch zum Anti-Idealismus

Der Grundwille der Erkenntnis

Es lohnt ſich ſchon die Mühe, dieſen „Grundwillen“ nicht als Sturmwidder bei der Breſchelegung zu denken, ſondern bereits aus „Menſchliches, Allzumenſchliches“ das Grundlegende, Ja-Sagende, Subſtanzielle herauszuhören. Stellen wir alſo in aller hier gebotenen Kürze eben jene „Zeugniſſe eines Willens, einer

Gesundheit, eines Erdreichs, einer Sonne" übersichtlich nebeneinander:

1. Der Mensch ist ein denkendes, erkennendes Wesen, aber — er muß mit seinem Stolz darüber sehr auf der Hut sein. Von „ewigen Tatsachen" wollen wir schon gar nicht reden; denn wir umfassen mit unsern geschichtlichen Erfahrungen höchstens einen Zeitraum von viertausend Jahren. Astrologen und Moralisten machen uns vor, der Sternenhimmel kreise um unser Herz als um seinen Mittelpunkt. Wir träumen den Traum einer zweiten wahren Welt, während es nur die eine Welt der Wirklichkeit gibt. Ein verwirrendes Glücksgefühl hebt der Wissenschaft die Deckel von den Töpfen. Die Welt hat kein Innen und kein Außen, und mit dem Scheine eines Dinges steht und fällt auch sein Wesen. Der Fortschritt zur Kultur wird also einstweilen im Skeptizismus zu suchen sein.

2. Der Mensch ist ein moralisches Wesen, aber — belügen wir die Bestie in uns nicht durch die Notlüge Moral, damit wir nicht von ihr zerrissen werden? Gut und Böse sind Kastenbegriffe. Wir kennen bis dahin drei Herrschaftsstufen der Vernunft: Zunächst, daß das Tier Mensch nützlich, zweckmäßig wird — sodann, daß er nach dem Prinzip der Ehre handelt — endlich, daß er zum Gesetzgeber der Meinungen für sich und andere wird. Wir müssen aber inne werden, daß der Fortschritt der Moral fortan nicht etwa an das unpersönliche, sondern gerade an das streng persönliche Handeln geknüpft ist. Noch ist das Persönliche in uns allen schlecht ausgebildet. Wir arbeiten für unsere Mitmenschen nur soweit, als wir unsern eigenen höchsten Vorteil in dieser Arbeit finden, nicht mehr, nicht weniger.

Wissenschaft und Moral

3. Der Mensch ist ein gemütvolles Wesen, aber — desto ansteckbarer ist er von unlauteren Lusterregern oder Schmerzstillern. Die Gefahr ist groß, sich mit Trostmitteln zu beschwichtigen, um den Preis, sein intellektuales Gewissen heillos zu beschmutzen. Selbst wenn sich die moderne Wissenschaft zum Ziele setzt: so wenig Schmerz wie möglich, so lange leben wie möglich — so wissen die Religionen derartige Seligkeitsverheißungen noch ganz anders zu übertrumpfen.

4. Der Mensch ist ein schöpferisches Wesen, aber — die Kunst macht dem Denker das Herz schwer; es widerstrebt uns, das Vollkommene uns als etwas Gewordenes vorzustellen; das Spiel mit dem Leben rächt sich durch den desto schmerzlicheren Alltag;

Religion und Kunst

die angebliche Inſpiration iſt der Erguß angeſtauter, aufgehäufter Beſitzmaſſen; das produktive Schaffen muß noch zu ſehr auf die natürliche Unwiſſenheit des Menſchen über ſein Inneres in Leib und Charakter Bezug nehmen, als daß es dem Maßſtab der Phyſiker und Philoſophen gewachſen wäre. Und dann erzeugt der Glaube an große, überlegene, fruchtbare Geiſter häufig noch einen ganz- oder halbreligiöſen Aberglauben.

5. Der Menſch iſt ein auf Kultur angelegtes Weſen, aber — wer eben Glück und Behagen vom Leben ernten will, der mag nur immer der höheren Kultur aus dem Wege gehen. Die höhere Kultur wird notwendig mißverſtanden. Ja Leute, die nur religiös ſind, verſtehen ſelbſt die Wiſſenſchaft als Suchen des religiöſen Gefühls. Weil Zeit zum Denken und Ruhe im Denken fehlt, ſo erwägt man abweiſende Anſichten nicht mehr: man begnügt ſich, ſie zu haſſen. Es iſt aber ein edel Ding um Muße und Müßiggehen. Der müßige Menſch iſt immer noch ein beſſerer Menſch als der tätige. Es gehört deshalb zu den notwendigen Korrekturen, welche man am Charakter der Menſchheit vornehmen muß, das beſchauliche Element im großen Maße zu verſtärken.

6. Der Menſch iſt ein geſelliges Weſen, aber — eine feine Seele bedrückt es, ſich jemandem zum Dank verpflichtet zu wiſſen. Indem wir uns ſelbſt erkennen und unſer Weſen ſelber als eine wandelnde Sphäre der Meinungen und Stimmungen anſehen und ſomit ein wenig geringſchätzen lernen, bringen wir uns wieder ins Gleichgewicht mit den übrigen. Übrigens iſt die Gabe, gute Freunde zu haben, in manchen Menſchen größer, als die Gabe, ein guter Freund zu ſein. Kultur und Freundſchaft

7. Der Menſch iſt ein liebendes Weſen, aber — der Freigeiſt wird immer aufatmen, wenn er ſich endlich entſchloſſen hat, jenes mutterhafte Sorgen und Bewachen, mit welchem die Frauen um ihn walten, von ſich abzuſchütteln. Man verliert immer durch den allzuvertraulichen Umgang mit Frauen und Freunden; mitunter verliert man die Perle ſeines Lebens dabei. Im allgemeinen werden die Wahrdenkenden, Wahrheit-Redenden der Gegenwart, gleich den wahrſagenden Vögeln des Altertums, es vorziehen müſſen, allein zu fliegen.

8. Der Menſch iſt ein politiſches Weſen, aber — auf dieſem Gebiete gilt, was Voltaire ſagt: „Quand la populace se mèle de raisonner, tout est perdu“. Eine höhere Kultur kann allein

dort entstehen, wo es zwei unterschiedene Kasten der Gesellschaft gibt, die der Arbeitenden und die der Müßigen, zu wahrer Muße Befähigten; oder mit stärkerem Ausdruck: die Kaste der Zwangsarbeit und die Kaste der Freiarbeit. Die Kaste der Müßigen ist die leidensfähigere, leidendere, ihr Behagen am Dasein ist geringer, ihre Aufgabe größer. Der Glaube an die unbedingte Autorität, an die endgültige Wahrheit schwindet selbst in Militärstaaten; in freieren Verhältnissen ordnet man sich nur auf Bedingungen unter, infolge gegenseitigen Vertrages, also mit allen Vorbehalten des Eigennutzes. Entgegen dem überhand nehmenden Verhängnis eines künstlichen Nationalismus soll man sich nur ungescheut als guten Europäer ausgeben und durch die Tat an der Verschmelzung der Nationen arbeiten, wobei die Deutschen durch ihre alte bewährte Eigenschaft, Dolmetscher und Vermittler der Völker zu sein, mitzuhelfen vermögen. Und nochmals gesagt: öffentliche Meinungen — private Faulheiten!

Ehe und Staat

9. Größe heißt: Richtung geben. Nur darauf kommt es an, daß einer die Richtung angibt, welcher dann so viele Zuflüsse folgen müssen; nicht darauf, ob er von Anbeginn arm oder reich begabt ist. Wir gehören einer Zeit an, deren Kultur in Gefahr ist, an den Mitteln der Kultur zugrunde zu gehen.

War nun Nietzsche selbst der Mann, Richtung zu geben? Besaß er die unwiderstehliche Stoßkraft aus einem Zentrum heraus? Hatte er jenen Grundwillen oder forderte er ihn nur?

Overbeck über Nietzsches eigentliche Natur

Nietzsches Streben nach Größe

Nietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch. Kein einziges seiner Talente, so reich begabt er war, sicherte ihm an sich die Größe. (Es sei denn das ungewöhnlichste dieser Talente, die Gabe der Seelenanalyse, die ihm denn auch selbst, da er sie vornehmlich an sich übte, so tödlich gefährlich wurde und ihn „entseelte", lange ehe er starb.) Selbst die Willensstärke war bei ihm nicht zu den exzessiven Dimensionen entwickelt, welche das Grunderfordernis natürlicher menschlicher Größe ist. Denn sich selbst zu behaupten und durchzusetzen, war ihm keineswegs überall leicht, und er hat vielleicht den „Willen zur Macht" mit solcher Beredsamkeit zum Ideal entwickelt, wie es nur einem möglich war, dem dieses Ideal so sehr als solches vorschwebte und in ihm

selbst nicht eigentlich Fleisch geworden war. Was ihn aber wirklich beherrschte und inne hatte, war das Bestreben nach Größe, der Ehrgeiz im Wettkampf des Lebens (worin er von mir so verschieden und vor mir so ausgezeichnet war), und mit diesem Bestreben als Stachel in sich hat er in der Tat auch den Willen in sich zu einer Gewalt entwickelt, die ihn schon für sich jedenfalls über menschlichen Durchschnitt erhob. Dennoch liegt für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, wenn ich auch zu dieser Empfindung nicht schon am ersten Tage unserer Begegnung gelangt bin, Anlaß zur Frage vor, ob er nicht schließlich lediglich das Produkt der Gewaltsamkeit, mit der er sich behandelte, gewesen ist. Er hatte mich schon ganz für sich „eingenommen", als ich eines Tages wieder auf die Elementarfrage zurückgeschleudert wurde, bei der, wie ich vermute, viele mit ihm angefangen haben, sei es im persönlichen Verkehr oder in dem mit seinen Schriften. Bald nach Erscheinen seiner „Geburt der Tragödie" hatte ein schon recht ältliches und halb wahnsinnig schon aussehendes Frauenzimmer aus Holstein, Frau Roaslie Nielsen, ihm anfangs in Briefen und durch Übersendung symbolischer Photographien, unter anderem eines Laokoonkopfes[35], mit einer Verfolgung zuzusetzen begonnen, die sich freilich schon von vornherein unheimlich genug anließ. Doch hatte es erst ihres persönlichen Erscheinens bei Nietzsche bedurft, um ihm einen unüberwindlichen Schrecken vor dieser Adeptin einzujagen, und ihn unter anderem endlich zu veranlassen, einen ihrer Besuche mit meiner Einwilligung, auf meinem Zimmer — es war an einem November- oder Dezembertage 1873 und noch die Zeit, da wir im selben Hause wohnten — und in meiner Gegenwart zu empfangen. Welche durch Unverhältnismäßigkeit ihrer Gewaltsamkeit lächerliche Szene führte Nietzsche da auf! Sie spielte sich fast ohne Worte in lauter mehr oder weniger grandiosen Gebärden ab, und schloß damit, daß Frau Nielsen, natürlich nicht von mir, — ich war stumm, nicht nur mit der Zunge — buchstäblich der Stuhl vor die Tür des Zimmers gestellt wurde. Die Frage, ob sich nicht eine Theaterszene vor mir abgespielt habe, lag mir nicht fern genug, um ganz auszubleiben, doch warf sie mich für den Moment sozusagen aus allen Himmeln meiner für Nietzsche schon gefaßten Gefühle heraus. So starken Eindrücken sofort Worte zu leihen, ist mir aber durchaus nicht gegeben, sie sind zunächst der Verarbeitung in mir besonders sicher. Das Resultat war denn auch in diesem

Nietzsches Gewaltsamkeit gegen sich selbst

Die Szene mit Frau N. N.

Falle, daß ich den Eindruck überwand, und als nun nach wenigen Tagen Frau Nielsen sich, trotz allem, was geschehen war, wieder meldete, entschloß ich mich, gegen sie, wieder für meinen guten Freund einzutreten. Da ich hier lediglich aus dem Gedächtnis erzählen muß, kann ich auch die Art, wie jene abermalige Meldung geschehen ist, nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Schlug Frau Nielsen Nietzschen eine neue Zusammenkunft in der Wohnung des Universitätspedells vor, oder rief sie selbst meine Vermittlung an und bin ich es gewesen, dem sie besagten Vorschlag machte — was mir, ungeachtet des Mangels jedes mir noch zurückgebliebenen schriftlichen Zeugnisses dafür, fast das Wahrscheinlichere ist — kurz, ich erschien im Pedellzimmer, um Nietzsche von der ihn nun arg plagenden Sache endgültig zu befreien und hatte mit der widrigen Exekution wenigstens Erfolg.

Aber dieser, schon früh in der Zeit meiner Freundschaft mit Nietzsche sich einstellende Anlaß, seine „Echtheit" in Frage zu stellen, blieb nicht der einzige. Der nächste, der mich hart auf die Probe stellte, war sein Verhältnis zu Fräulein Lou Salomé, weniger der aus nächster Nähe miterlebte Anfang dieses Verhältnisses im Frühjahr 1882, als das baldige und jähe Ende, welches es noch vor Schluß des Jahres fand, besonders nach dem nachträglichen und entsprechend unvollkommenen Einblick, den ich in dieses Ende bei meinem Besuch Nietzsches in Schuls bei Tarasp im Unterengadin im August 1883 erhielt, wo ich Nietzsche sich mit Gedanken an ein Duell mit Rée herumschlagend und im Zustand halb rasender Aufgebrachtheit gegen Frl. Salomé traf. Dazu kamen die schrecklichen Eindrücke, die ich im Januar 1889 in Turin hatte, als Nietzsche sich selbst nicht mehr im Zügel hatte und sich nun ungemeistert vor mir alles Wilde und Leidenschaftliche, was in ihm steckte, enthüllte, das nun über ihn Herr geworden war.

Nietzsches menschliche Echtheit

Dennoch und alledem zum Trotz, so sehr es mir Bedenken neben anderem auch darüber zurückgelassen hat, ob Nietzsche wirklich ein großer Mensch sein mag, was ich am allerwenigsten bezweifeln kann, ist die Echtheit des Menschentums, das er darstellte. Er war alles eher als ein Schauspieler, so sehr es bisweilen danach ausgesehen hat und was in ihm sich dargestellt hat, ist vor allem erlebt worden. Nietzsche hat sich allerdings sehr „theatralisch" entwickelt. Mit sich selbst spielend, hat er sozusagen eine Kulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schaustück dastand. Das kann aus

seinem Nachlaß jetzt jedermann erfahren. Wer ihm so nahe stand wie ich, konnte es „erleben"; das aber ist eben nicht leicht gewesen, und ich selbst bin als Zuschauer beim Schauspiel gar manchesmal deroutiert worden und gestolpert und habe nicht wenig Gelassenheit und Mühsal daran gewendet, um mich im Freundesglauben an Nietzsche zu behaupten. Es ist mir immer wieder im einzelnen gelungen, — den widrigen Erlebnissen folgten entgegengesetzte immer wieder zu dicht auf dem Fuße, — so daß ich nun doch auch im großen nichts als Freude davon habe, wie ich ihn zwar nicht „verstehe" — was aus mir nicht wohl angeht, — aber doch wirklich „erlebt" habe. Er ist ein Phänomen, vor dem ich mich immer wieder gebeugt habe und vor dem so getan zu haben ich auch heute nicht bedauere. Ich sage absichtlich „gebeugt" — denn mich über ihn zu erheben, gerade diese Abgeschmacktheit hat mir stets unendlich fern gelegen, nur daß ich sie nun auch als Abgeschmacktheit besser verstehe. Es hätte mein Verhältnis zu Nietzsche heillos verwickelt und mich selbst nur in heillose Verwirrung gestürzt, wenn ich ihr jemals erlegen wäre. Gerade in diesem Stück waren aber Nietzsche und ich Antipoden: er hat bis zum Extravaganten auf sich gehalten, ich habe es mit mir stets entgegengesetzt getan, und eben damit denke ich am allerwenigsten mich moralisch über ihn zu erheben. Ich glaube hier nur der glücklichere Mensch gewesen zu sein, gewiß nicht der bessere oder höhere.

Nietzsches Selbstüberwindung

Nietzsche war, wenn nicht in allen, so doch in vielen seiner Lebensgewohnheiten, insbesondere den sogenannt „täglichen", der „rangierteste" Mensch, den ich je gekannt habe. Diese „Rangiertheit" blickt besonders kräftig noch durch aus seiner Lebensführung in den Tagen, in denen er von sich als einem „fugitivus errans" redete und in welchen sie sich in gewissen Trümmern mit um so merkwürdigerer Zähigkeit behauptete. Allerdings habe ich aus diesen letzteren Tagen nur Eindrücke aus der Ferne, fast nur solche, die sich auf Briefe gründen, doch glaube ich auch aus diesen mit einer ziemlichen Zuversicht urteilen zu können und wäre es nur um ihrer großen Menge willen. Er hatte, wiewohl „Immoralist", ungewöhnlich und merkwürdig viel vom „Muster"-menschen. — An Nietzsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreife überwunden hat. Er hat darum nicht vorzeitig aufgehört zu wachsen. Das ging natürlich nicht ohne Gewaltsamkeit an, aber es ist nicht je-

dermanns Sache, Gewaltsamkeit gegen sich selbst zu üben. — Nietzsche fehlte es durchaus nicht an aggressivem Wesen. Nur kehrte es sich bei ihm, sich selbst etwa ausgenommen, nie gegen Personen, sondern stets gegen Dinge oder Ideen und auch seine „Morosität" entbehrte noch eines gewissen heiteren Habitus nicht. Immerhin gebe ich zu, daß insbesondere auch der Verkehr Nietzsches mit Männern es ist, der bei ihm am meisten den Schein des Unmännlichen hatte. Er wich Männern eher geradezu aus als daß er sie geschont hätte. Doch auch hier möchte ich beim besagten Scheine bleiben. — Nietzsche schreibt von sich: „Ich muß ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen." (XII, S. 224.) Nietzsche hatte, so wie ich ihn kennen gelernt habe, manche wenig „engelhafte" Eigenschaften. Und doch zweifle ich nicht im geringsten, daß an dem eben zitierten Ausspruch über sich selbst etwas ist. — Als seine „stärkste Eigenschaft" schätzte Nietzsche selbst „die Selbstüberwindung" (XII, S. 221). Er besaß sie bisweilen nicht mehr als sonst jemand, und doch im ganzen wirklich in ganz erstaunlichem Grade. — Nietzsche hatte alle ungewöhnlichen, für jeden ihm nahe gestellten Genossen verwöhnenden Reize eines Menschen, der beständig in einer Atmosphäre von Geist lebt. —

Nietzsches Morosität

Nietzsches Vornehmheit wird oft an ihm besonders gerühmt, und ich denke gewiß nicht daran, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Dennoch bekenne ich als sein Freund und aus meinen Freundschaftseindrücken unbedenklich, daß neben ihr die Affektation des Vornehmen eine der schwächsten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten war. — Nietzsche lachte gern einmal. Nietzsches Schriften, der Zarathustra zumal, bekunden eine Fülle von Humor. Und doch steckt in Nietzsches „Humorlosigkeit" etwas Richtiges. Nur war es nicht der Humor, der Nietzsche fehlte, wohl aber die Fähigkeit oder doch Leichtigkeit, ihm Leben zu verleihen und ihn, unwiderstehlich von seiner Wahrhaftigkeit überzeugend, aus sich heraus zu setzen. Denn das setzt die Gabe, sich selbst zu vergessen und „gehen zu lassen" unter allen Umständen voraus, keine besaß aber Nietzsche weniger als sie. Doch wer in jahrelangem, täglichem Verkehr mit dem noch nicht „überspannten" Nietzsche ihn zu beobachten oder vielmehr sich seiner zu erfreuen Gelegenheit gehabt hat wie ich, von dem begriffe ich kaum, wie er noch dazu käme, sich zu fragen, ob Nietzsche Humor, viel und echten Humor, besaß oder nicht. Denn so schwer es Nietzsche

Nietzsches Vornehmheit, Humor und Güte

ſtets geweſen ſein mag, ſich „gehen zu laſſen", damals als ich ihn kennen lernte, hatte er noch manche Stunde derart, die ſeinem Humor das Tor zum Licht und zum Leben weit öffnete und in der man ſich mit ihm ſo gut zu unterhalten vermochte, wie dies nur in der luſtigſten Zechgeſellſchaft geſchehen mag, wobei der Alkohol faſt nie im Spiele beim Gelage war. Später wird es freilich wohl ſo geſtanden haben, daß der Humor, den Nietzſche in ſich hatte, wenn überhaupt noch, nur in dem trüben Trümmerſtücke ſich zeigen konnte, den man „grimmen Humor" zu nennen pflegt. — Conrad Ferdinand Meyer läßt Fr. Kögel in einem mit ihm am 1. Oktober 1890 gehabten Geſpräche ſagen, er (Meyer) habe die Eigenſchaft, „die Menſchen, mit denen ich umgehe, nicht beſſer zu ſehen, als ſie ſind, ſondern ſchlechter. Ich ſehe in ſcharfen Zügen ihr Profil, ihr Skelett." Das wäre ein merkwürdiger Unterſchied von Nietzſche, der vielmehr die entgegengeſetzte, viel, viel ſeltenere Eigenſchaft hatte, ſeine Umgebung zu idealiſieren, mit allem wechſelnden Glücke, das man eben beim Idealiſieren erlebt.

Nietzſches einſeitige Genialität als Kritiker

Was ſeine Genialität im höchſten Sinne betrifft, ſo hat Nietzſche an ſie ſelbſt oder, kurz geſagt, an ſich ſelbſt nicht geglaubt. Ich habe darüber in meinem vertraulichen Verkehr mit ihm als Freund zu eindringliche Selbſtbekenntniſſe vernommen — wenigſtens in den Jahren, bevor er mit den höchſten Anſprüchen, die er an ſich machte, an die Öffentlichkeit getreten war, — als daß mir die ſpäteren äußerſten Extravaganzen ſeines Selbſtbewußtſeins nicht weit mehr als Zeugniſſe jenes Zweifels aufs Herz gefallen wären, denn als Zeugniſſe ſich meldenden Wahnſinns, wie ſie gemeinhin aufgefaßt werden mögen, ſeit das Publikum in der Lage iſt, von dieſem Ende Nietzſches aus überhaupt über ihn zurück- und wegzublicken. Auch jetzt gelten ſie mir, als was ſie mir beim erſten Anblick gegolten haben. Nietzſches Ausgang iſt keineswegs, wie ſeine Gegner meinen mögen, ein Argument gegen ſeine geniale Begabung, wenn auch vielleicht für die Schranken dieſer Begabung. Tragiſch ſcheint mir an dieſer nämlich allerdings ihre Einſeitigkeit. Nietzſche war ein Genie, aber das Geniale an ihm lag in ſeiner Begabung als Kritiker. Dieſer genialen kritiſchen Begabung hat er aber die gefährlichſte Anwendung gegeben, nämlich auf ſich, und damit in wahrhaft letaler Weiſe gegen ſich. Wer einer ſo genialen kritiſchen Begabung mit ſolcher Ausſchließlichkeit und Energie ſich ſelbſt zum Gegenſtand gab, wie er, mußte in Wahnſinn und Selbſtzerſtörung

enden. Ihm fehlte, was Menſchen wie Goethe und Schiller in ihrem großartigen „Bemühen um Veredelung der eigenen Perſönlichkeit" aufrecht erhalten hat, die gewaltige Begabung auch als Künſtler. Ich meine, daß Nietzſche ſelbſt in den herzbrechenden Selbſtbekenntniſſen, die ich ihn in einer Dämmerſtunde des Jahres 1873, als wir uns auf dem Sofa meines Zimmers unterhielten, ablegen hörte, nichts anderes im Sinne gehabt hat. Redete er auch damals nicht ſo deutlich und insbeſondere ohne andere als ſich zu nennen. Nietzſches Künſtlerbegabung iſt eine zu beſchränkt rhetoriſche geweſen. Auch das ſagte er damals nicht mit Worten, aber ſo deute ich mir ſeine damals kundgegebene Verzweiflung an ſich ſelbſt überhaupt.

Ueber den ſchwermütigen Ausklang von Nietzſches akademiſcher Tätigkeit in Baſel erzählt uns Scheffler eigen Erlebtes; er hatte nach Ablauf des Sommerſemeſters 1876 Wohnſitz in Freiburg genommen, wohin ſein Vater, ein hoher Militär, eben verſetzt worden war, und erſchien in Baſel nur noch, augenleidend wie er gleich Nietzſche war, zur Konſultation eines Spezialarztes und zur Vorbereitung ſeiner Doktorpromotion in Kunſtgeſchichte bei Jakob Burckhardt: „Da begegnete ich eines Tages Köſelitz wieder auf der Straße. Er war in ſeiner Freundlichkeit der alte, ja es kam mir ſogar vor, als ob ein noch herzlicherer Ton in ſeine Worte gekommen wäre. Daneben freilich erſchien er mir gedrückt, wie voll Sorge. Ich frug nach Nietzſche. Hier erfuhr ich denn, was auch mich beſtürzt machte. Es ſei ſeit den letzten Zeiten immer mehr bergab mit dem verehrten Manne gegangen. Seine Nerven ſeien ſo gereizt, daß er ſelbſt die Schweſter veranlaßt, ihn zu verlaſſen. Nun käme er, Köſelitz, wohl an die Reihe. Nietzſche wolle durchaus allein ſein, ja überhaupt von Baſel fort. „Und ſeine Vorleſungen?" „Er hält ſie noch, aber wie!" „Gehen wir ihn zu hören! Ich habe jetzt auch keine andere Gelegenheit, ihn zu ſehen, vielleicht zu ſprechen. . . ." Köſelitz folgte meinem Vorſchlag nur widerſtrebend. Da es aber um die Stunde war, wo Nietzſche ſein Kolleg hielt, machte er meinen Begleiter. Vorträge über die griechiſche Lyrik! Vier bis fünf kleine Muckerlein ſaßen vor Nietzſche auf den Bänken. Alſo wirklich einmal Hörer!" — Das iſt irreführend. Nietzſches offizielle Zuhörerliſte war ſtets ſo beſetzt wie ein klaſſiſcher Philologe in Baſel es erwarten

Das Kolleg über die griechiſche Lyrik

kann: SS. 1876 „Vorplatoniſche Philoſophen", 10 Zuhörer, „Platos Leben und Lehre" 19; im Seminar (Heſiod) 9. WS. 1878/79 in den „griechiſchen Lyrikern", 13 Zuhörer; im Seminar (Plato) 8. — Scheffler fährt fort: Und Nietzſche ſelbſt? Er war zum gewöhnlichen Schulmeiſter für dieſe Knäblein geworden! Nichts von der prophetiſchen Erhabenheit und Ruhe, mit der er zu uns einſt über den helleniſchen Peſſimismus geſprochen. Unruhig ſuchte auch er nur nach ſeinen Belegſtellen. Der Vortrag war fortwährend unterbrochen, gequält, kurz ſchlecht. Nur einmal traf uns ſein Auge mit freierem Ausdruck. Als er auf die ſchulmäßige Aneignung und Behandlung des Poetiſchen (wie Burckhardt!) als auf ein Erbübel unſerer Bildung ſchalt! . . . Mir aber ſchnitt es ins Herz, Nietzſche in ſolcher Rolle vor mir zu ſehen. Auch hatte ſich ſeine gewohnte Müdigkeit bis zu wahrer Erſchöpfung während der Vorleſung geſteigert. Er begrüßte mich nach derſelben auch nur zerſtreut und kurz. „Es iſt vielleicht ſeine letzte geweſen!" bemerkte Köſelitz, als Nietzſche den Hörſaal verlaſſen. Die letzte zum wenigſten war es, die ich von Nietzſche, dem Profeſſor, gehört! Denn die bevorſtehende Promovierung führte mich noch einmal nach Freiburg zurück. Dann reichte ich meine Diſſertation ein, beſtand auch bald darauf meine Prüfung und ſollte nun in der Univerſitätsaula meine Weihe als Humaniſt empfangen, die in der Renaiſſanceluft Baſels mir von beſonderem Eindrucke war. Das Bildnis des Äneas Sylvius Piccolomini, als ich meine Doktorrede hielt, mir zu Häupten! Und in der Korona vor mir — Jakob Burckhardt, der größte und echteſte Humaniſt, den die neuere Zeit geſehen! Als ich ſeinen Handſchlag, ſeine Umarmung nach der beendigten Zeremonie bewegt fühlte, ſchien mir nichts mehr an dem Glücke der Stunde zu fehlen. Oder doch noch etwas? Hatte ich ihn wirklich nicht bei der feierlichen Gelegenheit vermißt: ihn — Nietzſche?! Der Gedanke ihn aufzuſuchen, da er nicht gekommen, wurde mir zu ſo plötzlichem, feſtem Entſchluß, daß ich meine Erkundigungen nach ihm, die wie Abmahnungen klangen, nur halb erfaßte. Er wohne als völliger Einſiedler jetzt weit vor dem Tore. Mit der Univerſität habe er jetzt gar nichts mehr zu tun. Aber auch ſonſt fehle aller Zuſammenhang mit der Welt. Selbſt der letzte ſeiner Getreuen habe ihn inzwiſchen verlaſſen. . . . „Peter Gaſt"? fragte ich beklommen. Man beſtätigte es mir mit einem Kopfnicken." Nur war mit Gaſts Weggehen

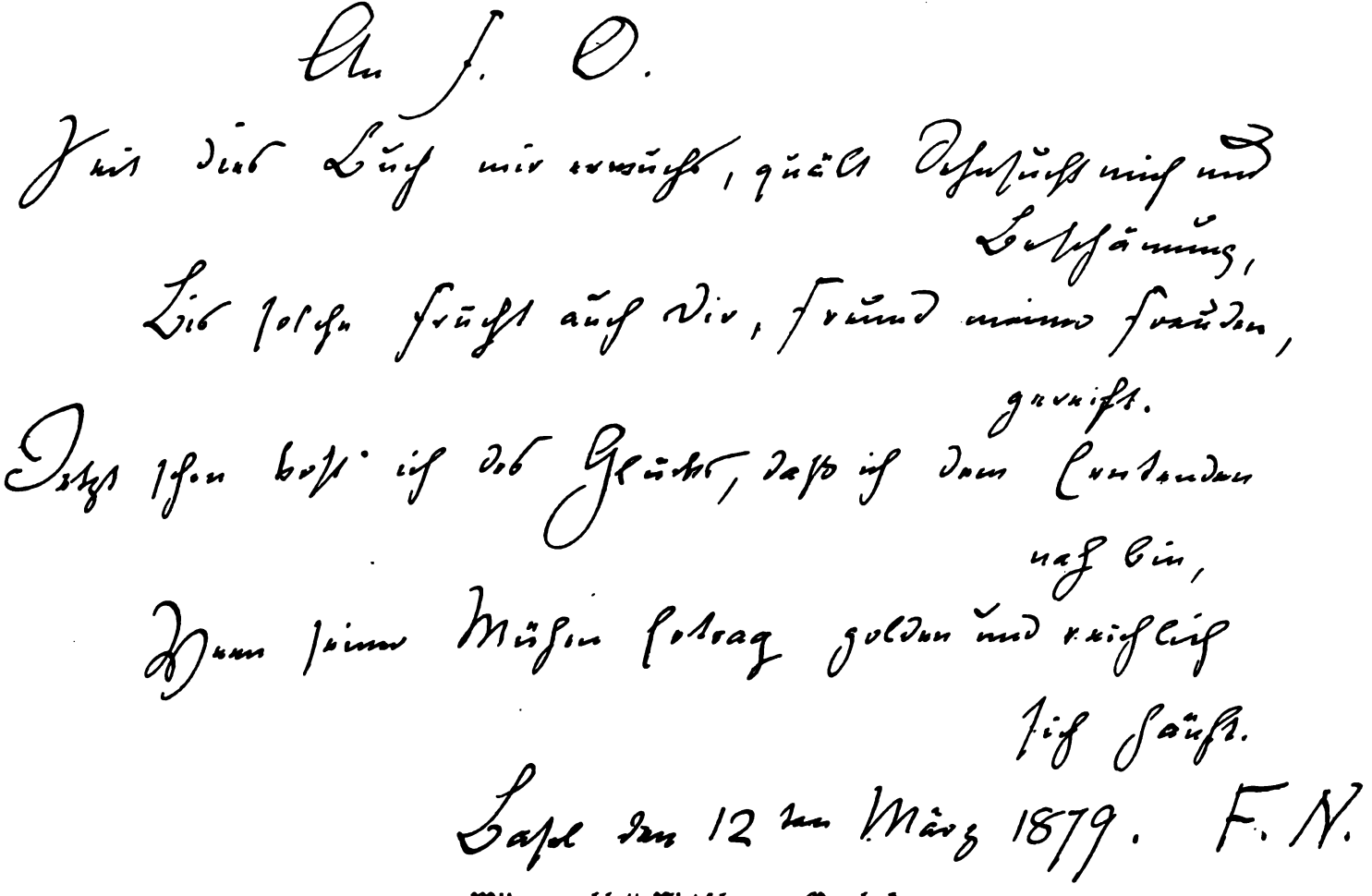
Die Erlahmung der Spannkraft als Lehrer

Der Schluß von Nietzſches Basler Aufenthalt

der letzte von Nietzsches Getreuen keineswegs geschieden: Overbecks waren da; bei ihnen ist Nietzsche während des letzten Basler Winters 1878/79 wie zu Hause gewesen. Überhaupt schöpft Scheffler seine Erinnerung an seinen vergeblichen Versuch zum Abschiednehmen, bei Nietzsche vorzusprechen, aus einem offenbar zu flüchtigen Eindruck. Er war, wie er erzählt, schon durch die äußeren Begleitumstände stark impressioniert: der Name „Bachlettenstraße" fährt ihm „wie ein Schauder durch die Glieder", der Anblick des Jura stimmt ihn nicht heiterer: „Diese langgezogenen, sargähnlichen Profile vollendeten nur zu sehr den trüben Eindruck der Landschaft." Die Straße nach Binningen (nicht Arlesheim), war keine Pappelallee, es standen nur zwei stämmige großbuschige Pappeln vor dem sauberen, durchaus nicht alten oder zerfallenen Häuschen, in dem Nietzsche wohnte — jedoch nicht im Erdgeschoß wohnte, sondern in zwei ganz netten Stuben der einzigen ersten Etage mit seinen eigenen Möbeln. Da das Häuschen niedrig war, war Nietzsche von der Straße aus am äußersten Fenster unter Umständen sichtbar. Oder sollte ihn Scheffler mit einem alten Mann verwechselt haben, der im Erdgeschoß hinter kleinen und schlechten Scheiben hauste, und dann angstvoll den Schritten des Davongehenden nachlauschte; auf Nietzsche träfe diese letztere Beobachtung kaum zu. Nietzsche selbst hat bei Overbecks einmal mit Entsetzen diesen Mann geschildert und die Befürchtung nicht verhehlt, er könnte, wenn ihn einmal jemand draußen aufsuchen wollte, mit ihm verwechselt werden.

Nietzsches Wegzug von Basel

— — „Seinen endlichen Abgang von Basel kann ich nur halb beklagen: wegen der traurigen Gründe, die ihn dazu nötigen; daß er nun vollere Muße gewinnt, sich allein auf *seine* Dinge zu konzentrieren, ist nur ein Glück für ihn. Was eigentlich an dem akademischen Dozieren daran ist, weiß ich ja auch genugsam: wenig genug: man tut sich selbst nie genug und verschwendet doch eine greuliche Arbeit an eine Herde von Menschenkindern, von denen neunundneunzig Hundertstel keinerlei Bemühung wert sind und der Hundertste uns nicht braucht. Aber was soll mit ihm ohne Vorleser werden? Daß er nicht in Basel bleiben mag, versteht man ja leicht; nach Naumburg wird er auch dauernd nicht wollen (vgl. Siebenkäs!) — was soll er nun für einen Ort wählen? Als *Mensch* wird es ihm nie ganz fehlen; denn er hat die seltene Gabe, seine Umgebung von sich aus zu steigern, so daß alles Beste in ihm heraustritt und funkelt," so schloß Rohde seinen Brief an



An J. O.

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solche Frucht auch Dir, Freund meiner Freuden, gereift.
Jetzt schon bost' ich des Glücks, daß ich dem Lentenden nah bin,
Wenn seiner Mühen Ertrag golden und reichlich sich häuft.

Basel den 12ten März 1879. F. N.

Widmungsblatt Nietzsches an Overbeck

Overbeck und fügte bei: „Für Sie ist dieser Verlust unersetzlich, so wenig Sie auch in letzter Zeit von ihm und namentlich so wenig freie Stunden Sie mit ihm und seinem Leiden gehabt haben werden."

Die Widmungsverse an Burckhardt

Und was hatte Nietzsche damals Overbeck zu sagen? Als er ihm in den Tagen des Abschiedes die eben erschienenen „Meinungen und Sprüche" überreichte und nach einem Worte der Freundschaft suchte, seine Gabe damit zu begleiten — was tat er? In einem seiner Notizbücher vom Jahre 1877/78 entwarf er eine Widmung für Jakob Burckhardt. Im Mai 1878 schrieb er fünf solcher poetischer Widmungen ins Reine. Bei einem Gespräche mit Nietzsches Schwester soll Jakob Burckhardt den Inhalt jener Zuschrift als allzu schmeichelhaft und nicht auf ihn passend abgelehnt haben, dies alles in bezug auf den ersten Band von „Menschliches, Allzumenschliches" und in dem bereits mehrfach veröffentlichten Wortlaut (Biographie II, S. 292 und Gesamtausgabe Band VIII):

„Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solch Gewächs Dir einst reicher und schöner erblüht.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Größeren nachgeh',
Wenn er des goldnen Ertrags eigener Ernten sich freut."

Hier spricht er es aus, vor einem Größeren zu stehen, vor einem Schaffenden, in dessen Spuren er selber ging; Nietzsche scheint damals der Meinung gewesen zu sein, Burckhardt werde der Welt demnächst ein neues Buch schenken. Ob Burckhardt diese Widmung abgelehnt hat, oder ob sie an ihn unterblieben ist, bleibe dahingestellt; Tatsache ist, daß Nietzsche hinterher diesen Spruch zum Abschiedsgruß an Overbeck bestimmte, ehe er von Basel schied[36]. Diese Zweitwidmung begleitete den eben herausgekommenen Band der „Verschiedenen Meinungen und Sprüche". Es lag keine Zurücksetzung darin; nicht eine halb ausgedrückte Frucht war es, was er ihm zudachte, — er hat sie aufs neue reifen lassen, so daß sie schöner wurde, als zuvor. Er nennt Overbeck „Freund meiner Freuden" — ein Prädikat, das Burckhardt nicht zugedacht gewesen war. Auch in Overbeck witterte er — wie sich ergab, ebenso mit Unrecht — den Verfasser eines künftigen großen Werkes und versicherte ihn des Mitglücks an der bevorstehenden Ernte. Seinen nächsten Freunden ist Overbeck nie als unproduktiv erschienen; auch Treitschke schrieb ihm schon 1864: „Wir wollen noch was Rechtes aus Dir herausschlagen" und be-

Die Zweitwidmung an Overbeck

merkte noch zwanzig Jahre später, er halte Overbecks liebevolle und bescheidene Natur „für zehnmal produktiver als Nietzsche“ (Basler Jahrbuch 1906, S. 187 u. 168). Nietzsches Freundschaftserwartung fand folgenden Ausdruck:

An F. O.

Seit dies Buch mir erwuchs, quält Sehnsucht mich und Beschämung,
Bis solche Frucht auch Dir, Freund meiner Freuden, gereift.
Jetzt schon kost' ich des Glücks, daß ich dem Erntenden nah bin,
Wenn seiner Mühen Ertrag golden und reichlich sich häuft.

Basel, den 12. März 1879. F. N.

Basel als Hemmung in Nietzsches Entwicklung

Beruhigen wir uns nun auch noch darüber, daß man von seinen Basler Jahren eigentlich doch nicht wie von einer halb verlorenen Zeit, in der er Unersetzliches versäumt habe, reden darf. Wenn irgendwo, so dürfen wir hier sein Rezept vom Amor fati in Anwendung bringen. Wie von ausnahmslos allen Dingen, die für ihn aus dem Bereich der Gleichgültigkeit herauswuchsen und sein wirkliches Interesse in Anspruch nahmen, läßt sich auch von seiner Basler Zeit ein Parallelismus das Dafür und Dawider aus seinen Aussprüchen völlig gleichwertig gegenüberstellen. Seine Schwester teilt uns mit (Biographie II, S. 327), er habe an den Rand einer Stelle bei Guyau, wo der verhängnisvolle Instinktfehler des Genies beklagt wird, seine Zeit mit unebenbürtigen Dienstleistungen zu verlieren, mit eigener Hand geschrieben: „So war meine eigene Existenz in Basel“. Wie sehr er aber gerade seine Professorentätigkeit in Basel wieder geschätzt hat, geht aus einer Äußerung hervor, die er zu einer Zeit getan hat, wo es sich für ihn darum handelte, seine Existenz in Basel gegen seinen Lebenstraum, das freigeistige Freundeskloster, wirklich einzutauschen (Biographie II, S. 119): „Ich preise Basel, weil es mir erlaubt, ruhig wie auf einem Landgütchen zu existieren. Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine.“ Mag er auch durch die Tatsache, daß er Philologe blieb, in der Tat nebenaus gegangen sein und sich unnötig zersplittert haben: warum hat er in Basel nicht Ernst damit gemacht, für seinen philologischen Lehrauftrag einen Ersatz zu suchen!

Schon sehr frühe hatte er sich in diesem Gedanken aufgeregt; schrieb er doch Rohde bereits im Februar 1871 (Briefe II, S. 221): „Große, noch nie dagewesene Transaktion, Transfiguration, Transsubstantiation!! — Wir haben vielleicht Aussicht, nächstes Semester zusammen zu verleben. Du als mein Nachfolger und

ich — als Univerſitätsphiloſoph!! — Teichmüller verläßt jetzt Baſel, um nach Dorpat zu gehen, und ich habe mich gemeldet und um ſeinen Lehrſtuhl beworben: mit der beſtimmten Erklärung, daß Du als mein Nachfolger nach Baſel in meine jetzige Stellung berufen wirſt." Darauf antwortet Rohde (S. 225): „Jedenfalls begrüße ich Deinen Entſchluß, von der ἱστορία zur σοφία überzugehen, freudigſt: ich denke, ſelbſt beatus Arthurus würde wohl zu ſolch einem „Philoſophieprofeſſor" gnädig gelächelt haben, der, von ſeinem Geiſt durchdrungen, der Welt die Wahrheit zurufen wird." Aber während Nietzſche in Tribſchen war, wurde der philoſophiſche Lehrſtuhl an Rudolf Eucken vergeben. Bei der nächſten Vakanz (1874) waren ſeine perſönlichen Freunde Max Heinze und Romundt in Frage. Das Jahr darauf, als Heinze nach Königsberg überſiedelte, ſcheint Nietzſche weitere Anſtrengung, ſich in den Beſitz des philoſophiſchen Ordinariats zu ſetzen, nicht mehr gemacht zu haben. Selbſt wenn es dazu einer kleinen Paſtintrigue bedurft hätte — Nietzſche war zur Zeit ſeiner „Unzeitgemäßen" in Baſel ſo verehrt und anerkannt, daß man ihm die heftigen Angriffe aus Deutſchland nichts anhaben ließ und alſo wohl auch auf ſeine Bitte um Verſetzung auf den philoſophiſchen Lehrſtuhl eingegangen wäre, wenn er ſelber dies richtig überlegt hätte — aber es blieb doch da bei ihm wie ſo oft beim Traume und zaghaft verſtohlenen Seitenblicken.

Der philoſophiſche Lehrſtuhl!

Zuzugeben iſt alſo, daß die zehn Jahre Philologie für ihn in der Tat eine Fußangel bedeuteten; daß aber auch für ihn, ſo gut wie für Overbeck die Profeſſorenexiſtenz in Baſel an und für ſich ein Aſyl und Schutzdach war. Die Vorteile waren gerade für einen ins Allgemeine ſtrebenden, über ſich hinaus wollenden Gelehrten in Baſel außerordentlich: nur die Wohltat der akademiſchen Organiſation als ſolcher und im übrigen keinerlei Patentheit oder Cliquenzwang. Und allein ſchon unter dem Geſichtspunkte der erhaltenen Anregung war die Gewohnheit der einträchtigen Dozentenſpaziergänge, gewöhnlich am Samstag Nachmittag nach Grenzach oder ſonſt in ein badiſches Weindorf hinaus, wahrlich nicht zu unterſchätzen; wirklich bedeutende Kollegen wie Jakob Burckhardt und Rütimeyer waren da dem zwangloſeſten Verkehre zugänglich — und ſelbſt wenn ſich Nietzſche aus Geſundheitsrückſichten die Teilnahme an dieſer intellektuellen Geſelligkeit mehr und mehr verſagen mußte, ſo war auch hierin Overbeck Mittelsperſon, hielt ihn dennoch auf dem Laufenden, hinterbrachte

Die Vorzüge des Basler Aufenthaltes für Nietzſche

ihm alles Geeignete, so daß Nietzsche auch als Kranker nicht leer ausging. Man schelte also Basel nicht; es gewährte ihm trotz allem für die Werdezeit einen sicheren Halt. Bekanntlich hatte er später seine „Basileophobie" auf die angeblich völlige Unbekömmlichkeit von Basels Klima zurückführen wollen; aber das war eine Schrulle. Oder wenn etwas daran ist, so müßte es durch einen ernsthaften hygienischen Nachweis belegt werden, während es sich einstweilen nur um Nietzsches eigene dilettantische Grübeleien handelt. Wo wäre Nietzsche, schwierig zu beherbergen wie er bei seiner brüchigen Gesundheit überhaupt war, besser aufgehoben gewesen als in Basel. Etwa in einer deutschen Großstadt oder einer deutschen Kleinstadt? Oder schon damals im Engadin? Oder schon damals in Italien? Er hat ja dann alles durchprobiert und es außer dem Sommer in Sils nirgends auf die Dauer ausgehalten. Da bilden denn doch die zehn Jahre Basels eine gewisse Stetigkeit; er verfügte wenigstens über einen Nachgeschmack von Seßhaftigkeit, der ihn überhaupt befähigte, aus der Erinnerung Hoffnung zu schöpfen, daß es auch mit ihm wieder einmal zu einer Stabilität der äußeren Erscheinung komme — eine Hoffnung, die sich zwar nicht mehr erfüllt hat, solange er gesund war, ihm aber doch mehr wie einmal seine sinkenden Lebenskräfte oben hielt. Und vor allem — ohne das Zusammenleben in Basel hätte die Freundschaft mit Overbeck niemals Zeit gefunden, so sichere Wurzeln zu schlagen, um dann so widerstandskräftig zu sein, wie sie es war. Was für eine Bedeutung dieses Freundschaftsverhältnis fast noch mehr als beim gemeinsamen Leben in der Entfernung für Nietzsche gewann, drückt sich in der Tatsache aus, daß beinah zweihundert Briefe von dem Overbeckschen Schatze der an ihn gerichteten Zuschriften Nietzsches in die Zeit nach der Amtsniederlegung fallen — bei Overbeck, das wußte er, fand er ein Ohr, gegen ihn konnte er sich aussprechen. Das hat er denn auch reichlich getan, und ohne Kenntnis dieser Briefe ist an einen einigermaßen dem Sachverhalt entsprechenden Einblick in die Zeit des Zarathustra und der Umwertung nicht zu denken. An andere schrieb er nicht oder dann aus künstlichen, unausgeglichenen Empfindungen heraus. Overbeck, hierin dem einzigen, gab er sich wie er war.

Nietzsches Anhänglichkeit an seine Professorenzeit

Nietzsche selbst hat auf die beiden Haupttatsachen seines Basler Aufenthaltes Gewicht gelegt, einmal daß er in einer deutschschweizerischen Universitätsstadt hatte leben können und daß er

Professor war. Er schrieb nach der Rückkehr von Sorrent von Lugano aus an Fräulein von Meysenbug (13. Mai 1877, Briefe III, S. 538): „In Chiasso entfernte sich mein Gepäck auf zwei verschiedenen Zügen voneinander, es war eine heillose Verwirrung, dazu noch Dogana. Selbst die beiden Schirme folgten entgegengesetzten Trieben. Da half ein guter Packträger, er sprach das erste Schweizerdeutsch; denken Sie, daß ich es mit einer gewissen Rührung hörte: ich merkte auf einmal, daß ich viel lieber unter Deutschschweizern lebe, als unter Deutschen. Der Mann sorgte so gut für mich, so väterlich lief er hin und her." Welchen Wert er seinen akademischen Titulaturen auch nach Jahr und Tag beimaß und zwar nicht etwa nur zu Nützlichkeitszwecken auf Reisen, sondern in unverminderter Wertschätzung des einst bekleideten gesellschaftlichen Ranges beweist die Namensunterschrift Nietzsches als „Professor Doktor" unter Briefen zum Beispiel an einen Mann wie Gottfried Keller, den er doch seinerseits auch nicht auf seinen Ehrendoktor hin anredete. (Briefe III, S. 211, 213, 217.) Das Urteil der Basler über ihn blieb ihm für alle Zukunft nichts weniger als gleichgültig. Er zeigte sich aufrichtig erfreut, so oft er später in Italien oder im Engadin auf frühere Bekannte aus der Basler Gesellschaft stieß. Er fand dann immer gleich den alten herzlichen Ton und vergaß kaum jemals eines dieser Wiedersehen in seinen Briefen an Overbeck zu erwähnen. Die Rückkehr nach Basel hat er trotz seiner schlechten gesundheitlichen Erfahrungen ab und zu wieder erwogen, wenigstens für kurze Zeit. Mit welcher Hochachtung und Liebe er an diejenigen Basler zurückdachte, denen er freundschaftlich nahegetreten war, bezeugt sein Beileidsschreiben an die Witwe seines Kollegen Prof. Wilhelm Vischer-Heusler (Briefe I, S. 473): „Es werden selten Männer so betrauert, wie Ihr ausgezeichneter Gemahl betrauert wird; von Menschen der verschiedensten Denkweisen und Bestrebungen, die aber alle einmütig in dem Wunsche sind, einen Nachruhm, wie er ihn hat, zu hinterlassen, als treue, uneigennützige, wohlwollend-wohltätige und unermüdliche Freunde alles Guten und Gerechten. Darf ich hinzufügen, daß mir persönlich ein Stück Leben und Vergangenheit mit ihm zu Grabe getragen wird, an welches ich gerne und mit vieler Dankbarkeit zurückzudenken habe: er gehörte zu den trefflichen Basler Kollegen, die mir, in einer Lebenszeit, wo man noch wenig Anspruch auf Vertrauen machen darf und sich im Grund erst zu „beweisen" hat, mit einem unbedingten Vertrauen

und hilfreich in Rat und Tat entgegengekommen sind, nach dem Vorbilde seines verehrungswürdigen und mir unvergeßlich teuren Vaters. Noch von meinem letzten Besuche, den ich in Basel machte (vor zwei Jahren, Sie selbst waren verreist —) habe ich den Eindruck jenes tiefen Vertrauens zurückbehalten, welches wir, ich darf es wohl sagen, zueinander hatten."

Nach der Lektüre der dritten unzeitgemäßen Betrachtung hatte ihn ein hochgestellter Richter durch einen verständnisreichen Brief überrascht; gleich diesem hochverdienten, gemütsvoll versonnenen Basler Herrn haben auch andere Männer der Stadt, die zeitweise mit ihm in täglicher Berührung waren, ihm eine gesteigerte Hochachtung vor seiner Person und seinem Charakter bewahrt. Gewiß sahen sie mit Bangen, wie es bei Nietzsche anfing zu übermenscheln; aber im Vertrauen, daß sich dereinst die Schlacke vom Silberblick des Metalls, aus dem er den neuen Menschen gießen wollte, scheiden werde, erhielten sie ihm ihre aufrichtige Zuneigung unvermindert. Auch Damen, die in den altererbten Anschauungen standen und sich tätig dem Dienste des von Nietzsche schließlich schonungslos angegriffenen Christenglaubens widmeten, haben sich durch seine „ganz abscheulichen" Ansichten die Verehrung für ihn nicht rauben lassen. Es sind einige reizende Anekdoten im Umlauf, wie man gelegentlich in alten Basler Häusern auf Erinnerungen an Nietzsche und Autographen seiner Hand pocht — zum erneuten Beweise, daß ein einmal empfangener lebendiger Eindruck jeder doktrinären Beurteilung Widerstand zu leisten vermag; gesunder Instinkt für Größe bewahrte diese human angelegten Naturen vor dem Obenaufkommen ordinärer Pöbelanwandlungen, wie sie sich Nietzsche seit jenem „Grenzboten"-Artikel aus den Kreisen der Bildung bis auf den heutigen Tag gefallen lassen muß[37].

„Das Pathos der Distanz"

Endlich wird auch ein im einzelnen nicht mehr nachweisbarer Stimmungsgehalt in Nietzsches Schaffen und damit die atmosphärische Gattung seines Lebenswerkes auf seinen Aufenthalt in Basel zurückzuführen sein. Wohl hat Nietzsche gelegentlich einzelne Vertreter des deutschen Adels zum näheren Umgang gehabt; in Basel aber hat er, gemeinsam mit Overbeck, den zähen Kampf aristokratischer Gesellschaftsinstinkte gegen eine kompakte Majorität intensiv mit erlebt. Die alte Ratsherrenregierung wurde durch eine überlaute Demokratenherrschaft verdrängt; der Freisinn öffnete sich die Pforten des Ratshauses und der Kirche. Damals waren nicht

wie heute die überlieferten Geſinnungen in eine flache, breiige Opportunität aufgeweicht; eine geſchloſſene, ihrer Würde ſtolz bewußte konſervative Minderheit ſtand noch auf dem Plan. Sie rekrutierte ſich vorwiegend aus denjenigen alteingeſeſſenen Stadtfamilien, deren Gaſtfreundſchaft Nietzſche und Overbeck genoſſen. Da konnten denn dieſe die Verwunderung einer etwas franzöſiſch firniſierten, dem Kerne nach jedoch aus urdeutſchen (alemanniſchen und burgundiſchen) Elementen ſich zuſammenſetzenden Kultur mit anſehen darüber, was dieſe phraſenreichen Eindringlinge eigentlich wollten und warum man das alte Baſel nicht einfach in Ruhe laſſe. Der Gegenſatz prägte ſich ſchon rein äußerlich aus: die Vorſtadt von St. Alban mit ihren Herrenhäuſern und Herrengärten bewahrte ihre ſtille und vornehme Ruhe. Für jeden, der Nietzſche und der Baſel kennt, fällt der Zweifel dahin: ſein ariſtokratiſcher Eifer und das, was er das „Pathos der Diſtanz" nennt, ſind Errungenſchaften ſeiner Basler Jahre. Zum Beweiſe, daß damit nicht zuviel geſagt iſt, mag dienen, was Heinrich Gelzer über Jakob Burckhardts konſervative politiſche Geſinnung zu erzählen weiß (S. 69): „Burckhardt war mit Leib und Seele, wie ein antiker Bürger, in ſeine Polis eingeſpannt; er fand, ich als Schweizer hätte (nach dem Tode W. Viſchers des Sohnes) nach Baſel, dem ich ſo vieles verdankte, zurückkehren müſſen. Trotzdem empfing er mich mit unverminderter Liebenswürdigkeit: „Ich begreife, daß Sie nicht zu uns zurück wollen. Das Baſel, das Sie wie ich liebten und an dem Sie hingen, war das Baſel des Bürgermeiſters Karl Felix Burckhardt und des Ratsherrn Wilhelm Viſcher. Aber das iſt leider dahin und verſchwunden. Ich gebe ja zu, daß früher auch nicht alles ideal war. Auch in der guten alten Zeit ſah's zuweilen bodenböſe aus. Damals wie heute gilt: providentia Dei et confusione hominum Helvetia regitur. Aber die confusio iſt bei uns bisweilen groß, anderswo freilich auch. Es ſieht trüb aus, daß Gott erbarm. Wir leben hier wie in einer eroberten Stadt. Es iſt eine Invaſion von Oſten her eingedrungen, wie in die Provinzen Rhätien und Vindelicien in den Tagen des hl. Severinus." Sein altes Baſel liebte Burckhardt zärtlich. Wir ſprachen einſt über rhodiſche Geſchichte und die dortige Ariſtokratie, welche Strabo, „Volksfreunde, wenn auch keine Demokraten" (*δημόφιλοι καίπερ οὐ δημοκρατούμενοι*) nennt. „Sehen Sie, ſagte er mir, ſo waren auch die alten Basler Regenten; das waren politiſche Köpfe und Volksfreunde." Das

führte er nun mit vielen Belegen aus. „Wenn nur die Jungen diesen ausgezeichneten politischen Sinn der Alten noch hätten," war sein stehender Refrain. Aber die gegenwärtige Entwicklung erfreut ihn nicht. Nicht feindlich, aber mit stiller Resignation stand er ihr gegenüber. Einmal fand er freilich, unsere heutige Schweiz erinnere an das verfallene Griechenland des Polybios." So wird denn Nietzsche seine entscheidenden sozialpolitischen Ansichten, die ihn nur mit einer Herrscherklasse und höchstens noch einem bürgerlichen Mittelstande rechnen ließen, nach den in Basel empfangenen Eindrücken gebildet haben.

Alles in allem: „Mein Basel lob ich mir" — dieser Spruch Nietzsches aus einem seiner Briefe drückt das Grundgefühl an seinem im einzelnen ja manchen Schwankungen ausgesetzten Urteil über seinen Basler Aufenthalt aus. Die Hochachtung vor Basel ist denn auch eine der letzten ganz klaren Gedanken gewesen, die seinem sich verwirrenden Bewußtsein noch zu entrinnen vermochten; in jenem verhängnisvollen Briefe an Jakob Burckhardt zu Anfang des Jahres 1889 aus Turin lautet die Nachschrift am Rande der ersten Seite:

„Sie können von diesem Brief jeden Gebrauch machen, der mich in der Achtung der Basler nicht herunterseţt."

Als erste Hälfte von Nietzsches Biographie läßt die Basler Amtszeit die beinahe mathematische Quadratur in Nietzsches Lebenschronologie deutlich erkennen. Der geistige Gehalt seiner damaligen Denkerarbeit, seinem Niveau nach das Gedankenfeld etwa der Schrift Renans La réforme intellectuelle et morale kaum überragend, ist noch auf anspruchslose Weise freidenkerisch und gestattet so der künftigen Schaffenshälfte die Möglichkeit eines neuen persönlichsten Überbaues. Mit dem Wegfall der äußeren Bindungen, mit dem Eintritt in die äußere Freiheit war für Nietzsche eine unentrinnbare Fesselung innerer Art verknüpft. Einer Selbstbestimmung, die nun erst zu beginnen schien, blieb in seiner philosophischen Entwicklung kein Raum frei. Sein Geist war ein- für allemal befangen, sein Wille ein- für allemal determiniert. Auch das folgende Dezennium zerfiel in zwei Lustren, wie das erste: in ein dithyrambisches und in ein kritisches. Aber diesen zweiten Weg ging er nun nicht mehr, er wurde getragen, — getragen vom Wurfe des Schicksales, über das er jedoch Herr blieb, indem er sein Verkünder wurde.

Nietzſches Schickſal

In den nun folgenden zehn Jahren, von 1879 bis 1889, vollendete ſich Nietzſches Schickſal, alles in allem genommen ein Schickſal ohnegleichen. Nun hatte er, was er ſchon ſeit langem und auch dann noch vielleicht viel zu ſpät als Grundbedingung für ſein Lebenswerk erkannt hatte: er lebte in völliger Freiheit; er war nun ſein eigener Herr und Meiſter. Da trat ſein Imperativ an ihn heran: „Werde was du biſt!“ Schon das kann ſtutzig machen; beim Eintritt in die Zeit der Reife ſollte die Forderung eher zu lauten haben: „Sei was du biſt!“ Um die Wirkung zu tun, zu der er ſich aufgerufen fühlte, bedurfte es einer ganzen Kraft; ſolange aber dabei ſeine eigene Entwicklung noch im Gange war, fraß ihm das an ſeiner Kraft. Handeln wollen und dabei noch ſuchen müſſen. — Das iſt Nietzſches Schickſal, — darin liegt, wie ſein Untergang, ſo auch ſein Aufgang beſchloſſen. Hätte er aufgehört zu ſuchen, er hätte ſich um ſein beſtes Teil gebracht. In klarer Vorausſicht des Zwieſpaltes dieſen vermeiden, vorzeitig abſchließen und nach Maßgabe der dann vorhandenen denkeriſchen Bilanz Organiſator und Agitator ſein, Glauben zerſtören, Glauben aufrichten — das wäre die Verſuchung geweſen, wenn wirklich ſein Ehrgeiz und ſeine Begierde nach Anerkennung ſeinen letzten Antrieb bedeuteten, wie man manchmal bei ihm meint annehmen zu müſſen. Er hätte dann ſeine Freiheit dazu benutzt, ſich in eine Einheit zu zwingen, ſyſtematiſch zu werden und den Anſprüchen an einen vollkommenen Philoſophen zu genügen: denn Philoſophie ſollte nun nach der endlichen Abſchüttelung ſeines Brotberufes, der Philologie, ſein Lebenselement werden, und da mußte er ſich doch ſagen: Groß werden, mächtig werden wollen hieße doch den Spuren der Vorgänger folgen, gleich Schopenhauer und Kant und all den früheren ſich nun auf den weltumſpannenden Ausdruck konzentrieren, ſich hinſetzen und ſich auf einen Plan feſtlegen, dann Band um Band ſchreiben, die alle unter ſich in ergänzender Beziehung zu ſtehen hatten gleich Gliedern an einem lebendigen, bewegungsfähigen Körper. Aber Nietzſche ſpürte: ſo Philoſoph zu

Nietzſches philoſophiſcher Trotz

sein, das vermochte er nicht; die volle Menschenwelt gleichmäßig, harmonisch unverzerrt in seinem Individualspiegel auffangen, das konnte er nicht. Und doch wollte er groß sein! Die Ausflucht, zu der er sich nun entschloß, war höchst verwegener, ja geradezu verzweifelter Natur. Nietzsche folgerte nicht: ich kann es nicht, ich will es aber können, wo ein Wille ist, ist ein Weg — was bis jetzt stets als Mittel zu Erreichung menschlicher Größe gegolten hatte. Vielmehr folgerte er: ich kann es nicht, also will ich es nicht — und doch wollte er hinauf und in die Größe empor. Den bis jetzt einzig als gangbar bekannten Weg verschmähte er. Es blieb ihm also nur übrig entweder klein zu bleiben — das Unerträgliche! — Oder auf eine ganz neue, von ihm zu entdeckende Art groß zu werden — das Unerhörte! (Dies ist schon im Kleinen und Formalen wahr, bei seinen Freunden in der Eulerstraße sprach er es mehr in sich hinein, wie zu Overbeck heraus, weshalb er den Aphorismus gewählt, weil er nur diesen könne, aber ihn dafür zum Stilgesetz machen wolle.) So entschloß er sich auf allen Punkten zu dieser titanentrotzigen Vermessenheit, und es ist klar, daß man von da an nun alles von ihm erwarten kann, nur nicht Planmäßigkeit, Harmonie, Ausruhen. Der Krampf, die Zuckung, der gewaltsam übersteigerte Stoß — das allein waren die Daseinsformen, in denen ein Leben sich noch abwickeln konnte wie das eines war, das auf sich zu nehmen er sich entschlossen hatte. Sehr früh schon war Nietzsche von der Ahnung erfüllt, was es heiße, mit Leib und Seele Philosoph zu sein; im Jahre 1873 bereits hat er dafür einen wundervollen Ausdruck gefunden (Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, Abschn. 8) „Heraklit war stolz: und wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, dann gibt es einen großen Stolz. Sein Wirken weist ihn nie auf ein „Publikum", auf den Beifall der Massen und den zujauchzenden Chorus der Zeitgenossen hin. Einsam die Straße zu ziehen gehört zum Wesen des Philosophen. Seine Begabung ist die seltenste, in einem gewissen Sinne unnatürlichste, dabei selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer seiner Selbstgenügsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere; und doch kann niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit aus-

Aus dem Unerträglichen ins Unerhörte

gebreiteten Fittichen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur."

Soweit es sich um Kenntnis der Menschen und Dinge außerhalb seiner selbst handelte, läßt seine Psychologie zu wünschen übrig; gelegentliche Urteile von ihm oder sein Benehmen in der einen oder andern Lebenslage machen uns von seiner allgemeinen Menschenkenntnis und Weltkunde nicht allzuhoch denken. Dafür hat er sich selbst auf das genaueste gekannt; ja zu einer bleibenden Bedeutung seiner philosophischen Arbeit ist es dadurch gekommen, daß er seine Person universal auffaßte, sie als „Fall", als „Typus", als Schulbeispiel nahm und behandelte. Nach der Amtsniederlegung tritt er in sein eigentliches Daseinselement ein, in die freie, rein nur auf Selbstbefehl und Selbstverantwortung abgestellte Existenz; er verhilft den Begriffen „Wanderer", „Einsiedler", „Müßiggänger" zu einer neuen Verkörperung. Er will nicht vorschnell fertig sein; er steht zu der Tatsache seiner unaufhörlichen Selbstentfaltung, und so lebt er denn ein Leben der „kurzen Gewohnheiten" („Fröhliche Wissenschaft" Aph. 295): „Ich liebe die kurzen Gewohnheiten und halte sie für das unschätzbare Mittel, viele Tatsachen und Zustände kennen zu lernen, und hinab bis auf den Grund ihrer Süßen und Bitterkeiten: . . Immer glaube ich, dies werde mich nun dauernd befriedigen . . Und eines Tages hat es seine Zeit gehabt . . Und schon wartet das Neue an der Türe, und ebenso mein Glaube — der unverwüstliche Tor und Weise! — dies Neue werde das Recht, das letzte Recht sein. So geht es mir mit Speisen, Gedanken, Menschen, Städten, Gedichten, Musiken, Lehren, Tagesordnungen, Lebensweisen. — Das Unerträglichste freilich, das eigentlich Fürchterliche, wäre mir ein Leben ganz ohne Gewohnheiten, ein Leben, das fortwährend die Improvisation verlangt: — dies wäre meine Verbannung und mein Sibirien".

Jetzt, hinterher wissen wir um seinen Wahnsinn in seiner letzten Lebensdekade. Das verpflichtet uns vor allem festzustellen, daß in den uns hier beschäftigenden zehn Jahren, in denen sich sein Schicksal erfüllte, der Wahn an seinem Leben noch keinen ausschlaggebenden Teil hatte, daß vielmehr diesem Leben in eminenter Weise ein Sinn innewohnte. Welches war dieser Sinn — das vor allem gilt es zu wissen. Nun — darüber sind wir doch schon klug geworden — der Sinn, der Nietzsches Leben beseelte und in seiner

Eigenſchaft als Seele alle die disparaten Beſtandteile ſeines Denkens zuſammenhielt, dieſer Sinn war nicht begrifflicher Natur; es war keine geklärte, in ſich zu völliger Verdeutlichung beruhigte Erkenntnis, nichts Abſtraktes, nichts Mathematiſches. Der Sinn von Nietzſches Leben war von animaliſcher Beſchaffenheit, eine erdenrüchige, unmittelbare Eigenſchaft — ein Vitaltrieb, ein Lebeinſtinkt. Dieſer „Grundwille", wie Nietzſche es ſelbſt nannte, iſt uns durch die Mitteilungen aus der Basler Zeit immerhin ſo geläufig geworden, daß wir verſuchen können ihn näher zu umſchreiben. Ein dämoniſcher Zwang, intenſiv zu erleben, gepaart mit dem Unvermögen, in denſelben Dimenſionen ſich vom Überſchwang zu befreien, eine ungeheure Subjektivität, ohne die entſprechende Erlöſung durch die objektivierende Geſtaltungsgabe, ein Lyrismus ohnegleichen, unerhört zum Al Fresco vergrößert — das war das Schickſalsgeſchenk der Götter an Friedrich Nietzſche. Bei einer ſolchen überſtrömenden Fülle des menſchlichen Teiles, in der künſtleriſchen Hälfte um das ebenbürtige Quantum der Befähigung verkürzt, ermangelte Nietzſches geiſtiger Geſamtorganismus der balanzierenden Proportion. Kein Aufwand von Willenskraft vermochte den Einklang herzuſtellen; die ihn erſt vorherrſchend auszeichnende Mäßigkeit ſeines Weſens wurde zunehmend von Stößen und Schwällen erſchüttert, ſo daß es um das Ebenmaß geſchehen war und Nietzſche ſchließlich buchſtäblich an Maßloſigkeit zugrunde ging. Seine Empfindung verbreitete ſich wohl über die Oberfläche der geſamten intelligibeln Welt, aber vorwiegend analytiſch, ätzend, zerſetzend; man kann wohl auch poſitiv ſagen, er habe überallhin ſeinen Samen ausgeſtreut, aber es war eine Saat der Drachenzähne; es wurde ein grauſiges Geſchäft, hier Ernte zu halten und Schnitter zu ſein. Nehmen wir die Gewaltſamkeit, die von nun an bei Nietzſche auf Schritt und Tritt in ſeinem Denken wie in ſeinem Leben zur Anwendung kommt, nicht als einen Mangel und Fehler, der, wäre er vermieden worden, einen normalen und natürlichen Aſpekt von Nietzſches Philoſophie nicht gehindert hätte — nehmen wir dieſe Gewaltſamkeit vielmehr als das, was ſie für Nietzſche wirklich war, als ſeine vitale Funktion, als ſein Atemholen, ſo beugen wir damit jedenfalls der Gefahr vor, Nietzſche einer von vornherein ungerechten Beurteilungsweiſe zu unterſtellen. Overbeck hat aus einer tiefen Intuition von Nietzſches Natur den Ausſpruch getan: „Der Nietzſcheſche Optimismus iſt nun einmal der eines Deſperado." Man hat daraus ab-

Der zum Al Fresco vergrößerte Lyrismus

Optimiſt aus Verzweiflung

ſprechendes Unverſtändnis herausgehört ſtatt die vollkommene Wahrheit. Ohne dieſe Deſperation, aus der heraus er einen beſtändigen Kampf ums Meſſer führte, wäre Nietzſche, ſo wie er nun einmal geworden und geweſen iſt, gar nicht vorſtellbar. Er iſt der ſchließlich unterliegende, aber gegen ſein Schickſal ſich bis auf den letzten Blutstropfen wehrende Denkerheld. Das einzige, was er zuguterletzt an ſich ernſt genommen hat, war dieſes ſein verzweifeltes Sich-zur-Wehr-ſetzen, und um dieſer Unabläſſigkeit willen iſt auch etwas ſo Großes daraus geworden, nämlich eine heilige Raſerei. Dadurch daß Nietzſche ſich nicht als Raſender gebärdete, ſondern ſchließlich Raſender wirklich war und dies als Ergebnis eines raſtloſen, ewigen Kämpfer- und Siegerdranges — das drückt ſeinem Charakter für alle Zeiten den Stempel auf und wird auch ſeine Verſetzung unter die Heroen des Menſchengeſchlechts herbeiführen. Denn mitten im hellen Tageslicht der Geſchichte, in einer zumal durch ſeinen Eifer endgültig entgötterten Zeit hat er uns die Schauer vor dem überbrauſenden Menſchengeiſt wieder empfinden gelehrt. An einem unſerer Zeitgenoſſen, der unter uns wandelte, zu uns redete und mit uns zu Tiſche ſaß, nehmen wir mit Staunen und Grauſen etwas Sagenhaftes, längſt mythiſch Gewordenes, als etwas uns Betreffendes und Angehendes wahr. Nietzſche hat dem Worte „Tragik" einen uns anſchaulichen, faßbaren, handgreiflichen Inhalt verliehen. Und wenn die Nachwelt in ihm einmal einen ihrer großen Bereicherer ſähe, ſo könnte es nur deswegen ſein, weil er uns nicht hat verarmen laſſen um die Tatſächlichkeit des Geiſterhaften, weil er den Gürtel, den zum Herabfallen locker gewordenen, wieder eng und feſt geſchnallt hat — jene Furcht- und Trotzempfindungen vor dem Schickſal, die Seelengröße des klaſſiſchen Altertums. Es iſt alſo wohl eine Zeitſpanne des Reifſeins, zu deren Betrachtung wir uns anſchicken.

Um ganz ſicher zu gehen und uns in der Wertung der darzuſtellenden Vorgänge nicht unnötig zu vergreifen, iſt in Kürze der pſychologiſche Anſatz bei Nietzſche mit möglichſter Klarheit aufzuzeichnen. Seine ſeeliſche Grundbeſchaffenheit war eine ungewöhnliche Senſibilität, ein Vibrieren, Fluktuieren, Oſzillieren ohne Ende. Geſteigerte Empfindlichkeit iſt für einen bedeutenden Geiſt, der erſt noch zu werden hat, eine unentbehrliche, ſcheinbar weibliche, im Grunde aber eminent männliche Eigenſchaft; denn ſie iſt eine Emanation des Willens zum Wert, und repräſentiert

Nietzſches Senſibilität

das Bedürfnis, die Erreichbarkeit des Wertes von niemandem in Frage gestellt zu stehen. Sie bildet auch den eigentlichen Kern von Nietzsches Mannhaftigkeit. Nur daß bei ihm dann eben die oben beschriebene Gegensätzlichkeit und Zwiespältigkeit seiner Natur ihn daran verhinderte, diese seine fast beispiellose Resonanzfähigkeit in Zucht zu nehmen und durch Sammlung zur höchstmöglichen Rückschlagskraft zu steigern. Dann wäre ein Mensch vom großen Zuschnitt im Stile Goethes oder Bismarcks aus ihm geworden, während er so eben in allzu vielen Punkten in seiner Schwäche und Ohnmacht stecken geblieben ist. Seine Sensibilität hat sich nämlich gespalten, und zwar ist die größere Hälfte davon eben in Schwäche ausgeartet. Diese schwächliche Empfindsamkeit stellt sich bei Nietzsche in dem Unvermögen dar, sich gegen auf ihn eindringende Reize je nach Gutfinden abzusperren und für allzukräftige Antriebe von außen rechtzeitig die nötigen Hemmungen aufzurichten. Statt dessen bleibt Nietzsche den auf ihn eindringenden Erregungen wehrlos ausgesetzt: er muß immer voll darauf reagieren und schwächt sich so bis zum Verbluten. Dabei reagiert er entweder mit dem Gemüt oder mit dem Geiste — beides bei ihm gleich reichlich vorhanden. Im ersten Falle wird er sentimental, im zweiten geistreich — gekünstelt und gesucht geistreich; fast neun Zehntel seiner bis jetzt bekannt gewordenen Gelegenheitsäußerungen, vor allem der aus den achtziger Jahren stammenden bereits veröffentlichten Briefe, dürften unter dieses Doppelsymptom innerer Ungesundheit fallen. Dann aber kommt das zehnte Zehntel an die Reihe; es beherrscht die Briefe an Overbeck. Da ist Nietzsche die Sensibilität zur Gesundheit gediehen; er ist nicht der Spielball der auf ihn einstürmenden Reize; alle jene ihm besonders wohl bekannten Eigenschaften, die nach seinem strengen Urteil allesamt den Dekadent ausmachen, vorab das von ihm besonders gefürchtete „Ressentiment", fallen ihm nicht weiter zur Last. Nun ist die Sensibilität nicht länger passiv, sie ist aktiv geworden. Sie ist stark genug, die Dämme zu errichten, um vor gänzlicher Überschwemmung gesichert zu sein. Er bleibt stehen, er bietet den Widerständen die Stirne, er hüllt sich in seinen Stolz und in seinen Trotz. Sobald seine Empfindsamkeit nicht weichlich jedem Stoße nachgibt, sondern verhärtet die Stöße aushält, da ist Nietzsche der Herr, der Heros, der Gesunde. Da dies aber bei ihm nun einmal die Ausnahme ist, da der überwiegende Teil seiner seelischen Provinzen bereits der Okkupation

Sentimental oder geistreich

durch die Dekadenz verfallen ist, bringen es auch seine übermenschlichen Anstrengungen nicht fertig, sich frei zu kämpfen. Diesen Ansatz zu einem grundsätzlichen Standpunkte in der Beurteilung Nietzsches nimmt auch August Horneffer ein (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, Jena 1906, S. 55): „Es erwuchs doch auf diese Weise eine große Gesamtbetrachtung; die philosophischen Probleme gewannen Leben und Bedeutung auf Grund der moralistischen Einzelergebnisse. Wir sagten, daß Nietzsche Widersprüche seiner Natur lösen, Schwierigkeiten aufdecken wollte. Das befruchtete seine Moralistik, und eben das machte ihn schließlich zum Philosophen. Daß er diesen Weg einschlug, ist ein bewunderungswürdiges Zeichen seiner Gesundheit und hohen seelischen Kraft; aber wie er diesen Weg ging, von Anfang bis zu Ende, ist ein bedauernswertes Zeichen dafür, daß er seine kranken destruktiven Anlagen nicht zu bewältigen verstand, daß der kranke Nietzsche oft die Führung hatte, wo der gesunde sie zu haben glaubte."

Für das Verständnis der nachfolgenden Gedankenreihen ist es unerläßlich, sich das oben angedeutete psychologische Schema einzuprägen, um es bei den beständigen Umschlägen und Verwerfungen in Nietzsches Stimmung und Gesinnung stets zur richtigen Wegeleitung bei der Hand zu haben. Es sei daher noch der Entwurf in graphischer Verkürzung versucht:

Sensibilität

Schwäche		Kraft
(Gemüt)	(Geist)	
Sentimentalität —	Verkünstelung	Größe

Ein großer Mann ist weder sentimental noch geistreich. Da Nietzsche beides sehr stark ist, gilt es, die Fragmente seiner Größe aus den Trümmern des Zusammenbruchs zu retten. Es gilt ein Auge zu haben für die merkwürdige und oft wunderliche Weise, wie hier ein eigenwilliger und unversöhnlicher Denkeregoismus unter gefährlichen und verzweifelten Umständen zum vollen Siege hindurchdrang. Was da alles auf dem Spiele stand und zu überwinden war, hat Nietzsche in einem hellsichtigen Vorausblick eben in jener entscheidenden Wendezeit klar erkannt. (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 337): „Das Heroische besteht darin, daß man Großes tut (oder etwas in großer Weise nicht tut), ohne sich im Wettkampfe mit anderen, vor anderen zu fühlen. Der Heros trägt die Einöde und den heiligen unbetretbaren Grenzbezirk immer mit sich, wohin er auch gehe."

Erster Abschnitt des dritten Teils

Das Ungenügen der reinen Aufklärung

(Der Dichter)

Nietzsche fortan heimatloser Hotelgast

Hat der Mangel an innerer Seßhaftigkeit, das beständige Umspringen von einem Standpunkt auf den Gegenpunkt und wieder zurück den Charakter von Nietzsches Denkweise überhaupt bestimmt, so stellt er sich nach dem Abschied von Basel noch mehr als bisher als Reflex von Nietzsches äußerem Lebenszuschnitt dar; denn von nun an ist er der „Reisende" gewesen, der Hotelmensch, der heimatlose Junggeselle. Er hat sich selbst gerne als den großen Einsiedler hingestellt, und zweifellos erfüllte sich mit einem solchen menschenfernen Dasein ein Hang, den er von Jugend auf in sich verspürt hatte; schon mit dreiundzwanzig Jahren kannte er ein Einsamsein „vermöge seiner Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebauten Mischung von Wünschen, Talenten und Willensbestrebungen", und dies war für ihn verbunden mit einer „Unerschrockenheit, ja Zuneigung zu harten und bösen Konsequenzen". Mit Recht bemerkt hierzu Robert Saitschick (Deutsche Skeptiker, Berlin 1906, S. 83): „Es war nicht die Einsamkeit eines Denkers wie Schopenhauer, der mit seinen eigenen festen Gebilden zusammenlebt und in ihnen die voll erschöpfende Lebenswahrheit erblickt, die einzige Trösterin auf dem einsamen Lebenswege. Nietzsche kam in seine Einsamkeit nicht mit einer Fülle konkreter Lebenserfahrungen, weshalb er auch die mannigfachen Mängel, Schwächen und Widersprüche der Menschen nicht aus tiefem Miterleben, sondern wie aus der Ferne in ganz allgemeinen Umrissen erfaßte." Schon Mitte der siebziger Jahre nannte er sich „einsam wie das Rhinozeros". — „Mit Einsamkeit und Leiden ganz vollgepfropft" — übernommen vom „Gefühl der Einöde, daß ich schreien möchte". Wieviel mehr mußte jetzt, wo die Taue, die ihn von Berufs wegen an den täglichen Verkehr mit Menschen banden, von ihm selbst zerschnitten waren, dieser ihm von Natur innewohnende Trieb überhand nehmen und sich zum Nimbus auswachsen!

Will man nun unter dieſem verſchwommenen und ſchimmernden allgemeinen Merkmal doch immer noch die tatſächlichen Umriſſe in Nietzſches einſiedleriſcher Lebensführung wahrnehmen, ſo iſt unter den Beziehungen, die Nietzſche zum Menſchen teils fortſetzte, teils neu anknüpfte, ſeine Freundſchaft mit Overbeck mit keiner andern vergleichbar und völlig für ſich zu bewerten. So wenig wie ſonſt etwas in Nietzſches Leben hatte ſein Verhältnis zu Overbeck einen geſchloſſenen einheitlichen Charakter: aber das Unharmoniſche, Zwieſpältige daran zerlegte ſich ſo klar in ſeine beiden Teile, zerfiel ſo ſelbſtverſtändlich und natürlich in eine fruchtbare und in eine ſterile Seite, daß dadurch dieſem Verhältnis eben eine Einfachheit und Harmloſigkeit gewahrt blieb, die an jedem Bruche vorbei zur unerſchütterlichen Dauer führte. Unfruchtbar blieb an dem Verhältnis Nietzſches Anſpruch auf die philoſophiſche Gefolgſchaft ſeiner Freunde; Overbeck iſt ſo wenig wie ſonſt einer aus dem Kreiſe von Baſel und Bayreuth Nietzſches Anhänger im ſtrengen Sinne geworden, obſchon er ihn, wie noch zu zeigen ſein wird, ernſter nahm als irgend einer unter jenen. So wie Nietzſche es jedoch verlangte, iſt Overbeck nicht mitgegangen. Dieſe Tatſache hat aber — und das iſt hier mit allem Nachdruck hervorzuheben — Nietzſche nicht dazu bewogen, die Folgerung daraus zu ziehen, Overbeck als Freund abzudanken. Aber nicht etwa aus Großmut hat er ihn beibehalten, ſondern einzig deshalb, weil auch ohne die erſehnte und vermißte geiſtige Zuſtimmung Overbeck viel zu viel für ihn bedeutete. Da trat eben zutage, was den innerſten Kern der Freundſchaft überhaupt ausmacht: die Teilnahme am Leben des andern, die Mit-Freude, das Mit-Leiden — unabhängig von jeder Meinungsverſchiedenheit, weil einem höheren, unmittelbaren Empfindungskreiſe angehörend. Nietzſche war, als er Baſel verließ, in Sachen der Freundſchaft Kenner; ſtand doch damals bereits in ſeinen „Vermiſchten Meinungen und Sprüchen“ (Aph. 241) die ohne feinſte Erfahrung undenkbare Weisheit zu leſen: „Die gute Freundſchaft entſteht, wenn man den andern ſehr achtet und zwar mehr als ſich ſelbſt, wenn man ebenfalls ihn liebt, jedoch nicht ſo ſehr als ſich, und wenn man endlich, zur Erleichterung des Verkehrs, den zarten Anſtrich und Flaum der Intimität hinzutun verſteht, zugleich aber ſich der wirklichen und eigentlichen Intimität und der Verwechslung von Ich und Du weislich enthält.“

Die Fortdauer der Freundſchaft mit Overbeck

Freundſchaft unabhängig von Meinungsverſchiedenheiten

Nietzſches Schweſter ſchreibt (Biographie II, S. 828): „Zu

Professor Overbeck, der in praktischen Dingen und auch sonst sich für meinen Bruder immer herzlich-freundschaftlich besorgt zeigte, war ja äußerlich das alte Verhältnis geblieben, aber beide täuschten sich nicht darüber, daß sie sich mit ihren Zielen so weit voneinander entfernt hatten, wie es zwei so verschiedenen Naturen nur möglich war. Was der Philosoph Nietzsche von seinen Freunden verlangte, war ja nicht nur freundlicher Zuspruch und Teilnahme, sondern das eingehendste, gewissermaßen leidenschaftlichste Interesse für seine Probleme, — das konnte ihm Overbeck nicht geben. Aber immer dachte mein Bruder an ihn mit warmer Dankbarkeit und mit der innigsten Freude an jene Zeit zurück als er mit ihm und Dr. Romundt in der ‚Baumanns-Höhle' hauste." Hiezu hat Overbeck eine Anmerkung aufgezeichnet, die hier wiederzugeben ist: „Frau Dr. Förster spricht in ihren eben angeführten Worten über Dinge, über welche öffentlich abzusprechen zur Zeit noch kein Mensch auf Erden das Recht hat und ich selbst zu sprechen denn auch ohne Scheu nicht unternehmen könnte. Was weiß denn Frau Dr. Förster über meine Natur? Gewiß doch nicht mehr als ich, der ich nicht mehr darüber wissen kann, als das Problematische, was uns Menschen nach allgemeiner Erfahrung in der Sphäre der Selbsterkenntnis zu wissen beschieden ist! Hat sie nur ein Stündchen zur Überlegung der Ungunst der Umstände übrig gehabt, die über unseren gegenseitigen Bekanntschaften gewaltet haben? Zum Beispiel nur die Tatsache bedacht, daß in Jahren, an die im ‚Leben', das uns hier beschäftigt, uns besonders zu erinnern wohl Anlaß besteht, der Atlantische Ozean sich, so groß und breit er ist, in unsere kleinen Angelegenheiten mischte und zwischen uns legte? Was weiß Frau Dr. Förster noch weiter zu fragen über das, was ich ihrem Bruder geben konnte und nicht konnte? Was weiß sie darüber, was jemals in meinem Verhältnis zu ihrem Bruder ‚äußerlich' noch akzeptabel war und also ‚innerlich' wohl ganz bedenklich?"

Overbecks Freundesdienste

In der Biographie (II, S. 823) wird Overbeck als derjenige bezeichnet, der „seine Gelder verwaltete". Doch hat er gerade den Brief, der daselbst als Muster von Nietzsches Geldaufträgen abgedruckt ist, niemals erhalten. Es ist bezeichnend, daß Nietzsche gerade bei dieser veröffentlichten Fassung es beim Entwurfe bewenden ließ und den betreffenden Brief selbst nie abgeschickt hat; denn er wäre aus dem echten Ton des Briefwechsels hinausgefallen. Nietzsches an Overbeck gerichtete Geldbegehren pflegten

gemeinhin viel ſchlichter gehalten zu ſein. Wie es dabei zuging, war jedesmal dem einen wie dem andern bewußt und bedurfte keiner Begründung. Overbeck hat ſich zu dieſer Stelle notiert: „— wogegen ich allerdings nicht einmal wie gegen eine Indiskretion klagen darf. Denn was hiemit dem großen Nietzſche-Publikum verraten wird, iſt mindeſtens hier in Baſel kein unbedingtes Geheimnis. Gewiß, oft genug ſchreibt mir Nietzſche in ſeinen an mich gerichteten Briefen wie einſt Wagner an ſeinen Freund Liſzt: Schick mir Geld! Freilich mit dem großen Unterſchied, daß es ſich bei den von mir erhaltenen Anweiſungen um Nietzſches Eigentum handelte! Iſt aber ſchon darum gegen Frau Dr. Förſters Charakteriſtik ſo ganz und gar nichts zu ſagen? Es kommt darauf an, wie ernſt ſie ſelbſt ſie nimmt. Soll ich damit überhaupt als ein in Baſel zurückgelaſſener Geſchäftsagent Nietzſches dargeſtellt ſein, ſo iſt es für mich doch eine etwas harte Zumutung, dazu ſtille zu ſein, obwohl ich in Nietzſches Briefen das klaſſiſche Zeugnis beſitze, das hier vollkommen Klarheit ſchaffen und niemand darüber in Zweifel laſſen wird, was an mir Geſchäftsagent geweſen iſt und was etwas mehr.“ Die Wahrheit wird wohl ſein, daß Overbecks Treue im kleinen es geweſen iſt, die Nietzſche ermöglichte, es überhaupt im Leben auszuhalten. An Overbeck konnte er in allen Kleinigkeiten immer gelangen.

Overbecks Buchführung für Nietzſche

Das kleine Kaſſenheftchen iſt noch vorhanden, in dem Overbeck über Nietzſches Geldangelegenheiten getreulich Buch führte. Es wird geſtattet ſein einige Poſten probeweiſe anzuführen:

Einnahmen:	Ausgaben:
Für ein Muſikgeſtell	Inſerat Basl. Nachrichten
1 Bettlade mit Sprungfedermatratzen	Koffererpedition
	N. nach St. Moritz gebracht
1 Lehnſtuhl	Nach Naumburg geſchickt
2 Tiſchchen	Inſerate für d. Bücherbretter
Karaffe mit Gläſern und Brett	Für Bayreuth
1 Spucknapf	Nach Venedig geſchickt
1 Schirm und ein Handtuchgeſtell	An Schmeitzner
1 ſchwarzer Lehnſtuhl	Für den grünen Heinrich
1 Sitzbad	Kakao und Vanille
Durch Hagenbach aus dem Heuslerſchen Legat	Nietzſchen mitgegeben
	2 Zahnbürſten
Zinſen von 100 Tagen 3 %	4 kg Zwieback nach Sils
Halbjährliche Staatspenſion	An Herrn Fino in Turin

Beitrag der Akademiſchen Geſellſchaft
Rückzahlung der verloſten eidg. Obligation
Zins der Basler 4 3/4 Obligation
Agio beim Einwechſeln von 300 Lire
In Turin gefunden
Apothekerrechnung in Turin
Arztrechnung in Turin
Honorar des Reiſebegleiters.

Dieſe Rechnungsführung Overbecks umfaßte ununterbrochen volle achtzehn Jahre, von Nietzſches Wegzug von Baſel bis zum Tode der alten Frau Paſtor im Jahre 1897. Man ſieht, Overbeck verſagte auch im kleinen nie, ſei es daß es galt, Summen von Nietzſches verkauftem Hausrat einzuziehen oder die Penſionsraten in Empfang zu nehmen, ſei es, daß er auf jeden Anruf Nietzſches ſofort ihm Geld oder beſtimmte Gegenſtände zuſandte. Mit Recht ſagt Ernſt Horneffer (Nietzſches letztes Schaffen 1907, S. 64): „Er hat ihm manchen Freundesdienſt getan, der klein ſcheint, und doch jahraus jahrein geleiſtet, ein Beweis hoher Pflichterfüllung iſt.“ Es iſt eine ununterbrochene Kette äußerſt umſtändlicher Gefälligkeiten. Nie hat Overbeck die Geduld verloren, immer umgehend dem eintreffenden Geſuche entſprochen. Dieſe Bemühungen Overbecks, alles für ihn Nötige zu beſorgen, zeigen aufs Glänzendſte ſeine Verdienſte um Nietzſche.

Overbeck und Peter Gaſt

Hier iſt nun der Ort, einer Verbindung zu gedenken, die recht eigentlich als die feſte Grundlage von Nietzſches Exiſtenz in ſeiner entſcheidenden Schaffensperiode anzuſehen iſt: das freundſchaftliche Einvernehmen zwiſchen Overbeck und Peter Gaſt in ihrer gemeinſamen Fürſorge für Nietzſche. Beide ließen ſich einen ausführlichen Briefwechſel nicht gereuen, der über mehr als zwanzig Jahre ſich erſtreckend im großen und ganzen ſich um Nietzſches Angelegenheiten drehte. Overbeck hat den Freund allerdings öfter, jedoch nie mehr länger als auf Tage oder höchſtens Wochen wiedergeſehen; als Schreiber und Vorleſer kam er zudem auch früher nicht weſentlich in Betracht. Dies war der Fall bei Peter Gaſt; durch ſeine Bereitwilligkeit, bei Nietzſche Sekretärdienſte zu tun, war ja überhaupt ſeine eigene Jüngerſchaft zuſtande gekommen. Auch war er gleich Nietzſche „unſtät und

flüchtig"; in dem bekannten als Beigabe zu „Menſchliches, Allzumenſchliches" fakſimilierten Briefe bezeichnet Nietzſche dieſe Eigenſchaft Gaſts als das eigentliche Band zwiſchen ihnen beiden. Voll dankbarer Freude über einen Beiſtand, wie Gaſt ihn für Nietzſche bedeutete, ſchenkte Overbeck dieſem das ganze Vertrauen, deſſen er fähig war. Er ſchenkte es — damals — keinem Unwürdigen. Gaſt hat bei den Aus- und Eingängen des Briefzeremoniells ſeiner großen Verehrung für Overbeck beredten Ausdruck verliehen; wie viele von den anderthalbhundert Briefen ſeiner Hand tragen den Schlußgruß: „Ihr ewig dankbarer Schüler"! Wie wenig das Phraſe war, wie ſehr Gaſt Overbecks Selbſtwert und den Wert ſeiner Freundſchaft für Nietzſche durchſchaute, beweiſt mehr als eine Briefſtelle. Einige dieſer Ausſprüche ſind hier bekannt zu geben:

Venedig, 6. Juni 1879

„Ich glaube nachempfinden zu können, wie nahe Ihnen das geht, was in der letzten Zeit mit Nietzſche geſchehen; dieſe einzigartige Freundſchaft, zu der wir Jüngern immer mit Erhebung aufblicken, verlangt ihren ungeſtörten Fortgang und kann ſich in den Abſchied nicht fügen! — —"

Venedig, 7. Juli 1879

„Ich kenne und bewundere wohl dieſes eminente Buch (Overbecks ‚Studien zur Geſchichte der alten Kirche', Heft I 1875), weiß auch ſowohl aus ihm ſelbſt, als auch aus Ihren Vorleſungen, die zu hören ich die Ehre haben durfte, inwiefern es zeitherige Meinungen korrigiert, fühle mich aber hier zu laienhaft, um ſeine Ergebniſſe präzis und richtig pointiert, und namentlich ſo, daß es unter Eingeweihten keinen Anſtoß erregt, in Worte zu faſſen. — Über die ‚Chriſtlichkeit der heutigen Theologie' dagegen, welche Schrift ich vor einigen Wochen zu meiner höchſten Belehrung wieder las — wobei ich erſtaunen mußte, was ſich früher und was ſich jetzt mir alles von ſeinem Inhalte erſchloß, was mir damals entgehen, was ich diesmal alles zu freudigſter Überraſchung entdecken mußte — über dieſe, nur Ihnen möglich geweſene Schrift werde ich mir ſelbſt eine kurze Anmerkung erlauben, ohne daß Sie mich einer Ungeſchicklichkeit oder Unſchicklichkeit zu zeihen haben werden." — (Gaſt ſtand damals im Be-

griff, für den Verleger Schmeitzner Inhaltsangaben der Verlagswerke für den Katalog anzufertigen.) —

Venedig, 30. August 1879

„Für die Inhaltsangabe des I. Heftes Ihrer ‚Studien' danke ich ausdrücklich; sie war mir ein Fingerzeig für die Abfassungsart aller übrigen. — Zu meiner großen Freude entdeckte ich in Sybels historischer Zeitschrift auch Ihren Traktat über den augustinischen Briefwechsel mit Hieronymus, der Sie mir denn in Ihrer ganzen Bedeutung, und hier besonders als feinsinnigsten Moralisten nahe brachte. Ich fühlte wohl über dieser Lektüre den Vorwurf, wie ich seit Ihrem vorletzten Brief habe mehr Zeit verstreichen lassen, als zu Augustins Zeit ein Brief von Karthago nach Antiochien brauchte."

„Briefwechsel zwischen Hieronimus und Augustin"

Venedig, 19. Juni 1880

„Neulich las ich Nietzsche aus Ihrer Christlichkeit vor und er sagte ohngefähr das, was ich im vorigen Jahre gegen Sie vielleicht geäußert habe, ‚es sei ihm, als habe er früher nur halb so viel herausgelesen, als jetzt'; ich weiß, diese Lektüre hat ihn zu mehreren Gedanken angeregt. — Auf die Bekanntschaft mit Ihrer neuen Schrift freuen wir uns schon sehr. —"

Venedig, 22. Juli 1880

„Jeden Tag, seitdem Prof. Nietzsche von hier fort ist, wollte ich schreiben, namentlich aber seitdem ich durch Ihre Güte Ihr hochgeschätztes neuestes Werk übers Neue Testament erhielt, — aber jeder Tag brachte andere Dinge und ließ mich nicht zum Schreiben kommen. Gestern und heute regnet es denn endlich einmal, so daß ich einmal etwas anderes als die elendigliche Notenkopfmalerei unternehmen kann, nämlich einige Zeilen schreiben, mit welchen ich Ihnen, verehrter Herr Professor, meinen allerherzlichsten Dank abstatten möchte. Wenn ich auch gewiß nur einen schwachen Begriff von den Problemen habe, welche Sie vielleicht zum ersten Mal in wissenschaftlicher Weise beschäftigen, so gehe ich Ihnen doch mit wahrem Vergnügen nach und vergegenwärtige mir oft, welche Rüstigkeit und Freude dazu gehört, auf diesen Gebieten, welche für alle moderne Kultur immerhin von höchster Wichtigkeit sind, zu forschen und Schwankendes festzustellen. Herr Prof. Nietzsche wird Ihnen, da ich ihm aus eigenem

„Zur Geschichte des Kanons"

Antrieb hier einige Stellen aus Ihrer ‚Chriſtlichkeit uſw.‘ vorlas, bezeugen können, daß ich ihm eigens einige Stellen bezeichnete, zu denen ich ſagte, daß ſie im Leſer eine tiefe Erfahrenheit vorausſetzten, da, wie z. B. im letzten Abſchnitt jenes Buches, oft nur mit Nebenſätzen eine ganze Reihe von Beobachtungen und humanitären Wertſchätzungen entlang geeilt wird, um nur die Hauptſachen dem Leſer vorzuführen. Vielleicht gehöre ich zu den Leſern, welche wegen der Relativität ihrer Wertſchätzungen nicht zu weit hinter den Anforderungen, welche Sie an ſie ſtellen, zurückbleiben.“

Venedig, den 14. November 1881

„Ich denke oft mit einer Art dankbaren Sinnes an die Fügung, daß ich in der Nähe ſo geiſtig wirkſamer Männer leben darf, wie in Ihrer und des Herrn Prof. Nietzſche Nähe. Was von Ihnen beiden in mich eingefloſſen, das gehört mit zum Beſtimmendſten für den Lauf meines Lebens. Ich habe dies ſchon früh empfunden und nahm mir die große Freiheit, dieſe Einwirkung auch über die Zeit des örtlichen Beiſammenſeins zu erhalten zu ſuchen. Und was bin ich der von Ihnen mir erwieſenen Gunſt nicht alles ſchuldig geworden! Wie viele gute Vormittage und ganze Wochen wurden mir oft durch einige Federzüge Ihrer gütigen Hand bereitet! Ich ſehe jetzt erſt meine künſtleriſche Klugheit ein, die in dieſer Weiſe auf den Diebſtahl an hohen Seelen ausging.“

Venedig, 25. September 1883

Objektive Hiſtorie des Chriſtentums

„Sie waren ſo gütig, mich mit der Zuſendung Ihrer Abhandlung über die Anfänge der patriſtiſchen Literatur zu beehren und hoch zu erfreuen[38]. Ich danke Ihnen vielmals und herrlich dafür. Die Unterſcheidungen, welche Sie in die Geſchichte der erſten chriſtlichen Literatur einführen, helfen dem Leſer viel zur deutlicheren Erfaſſung des wolkigen Gegenſtandes. Die durchgängige Betrachtung desſelben vom unintereſſierten, rein literarhiſtoriſchen Geſichtspunkt aus haben gewiß Sie zuerſt auf ihn angewandt, und ich denke mir, daß Sie nach und nach auch von weiteren Epochen der chriſtlichen Literaturgeſchichte in Sybels Zeitſchrift verſuchsweiſe ein Bild entwerfen wollen, um ſo die Vorſtudien zu einer chriſtlichen Kirchen- und Literaturgeſchichte zu haben, die ich mir ſo gern von Ihnen zu Ende geführt und herausgegeben denke. Wenn der Hiſtoriker für nicht wenig Dinge

der gefährlichſte Menſch iſt, ſo verdient nachgerade das Chriſtentum einen Hiſtoriker von Ihrem Geiſte, Ihrem Wiſſen, Ihrer Objektivität, Ihrer Höhe. Gedankenſyſteme, wie die religiöſen, werden durch Freund und Feind am Leben erhalten, und durch Feinde oft mehr, als durch Freunde. Beide zerren am ſelben Tuche. Der gefährlichſte Widerſacher aber iſt hier der, der weder Feind noch Freund iſt, der Objektive, der Glückliche, der die Seelennot und ihr Bedürfnis nach Befriedigung durch falſche Gedankenbilder nicht hat und kaum kennt. Er, mit dem beſſern Beſitz, braucht ein ſolches Gedankenſyſtem und ſeine Geſchichte nur im eignen Geiſte, in der eignen Empfindung darzuſtellen, ſo erſcheint es mindeſtens als meidenswürdig.

„Gelegentlich des Hegeſipp ſagt mir ein Philolog, daß über die Bedeutung des Wortes „Hypomnemata" Polyän Aufſchluß gibt, wonach es ungefähr Tagebuch, Merkbuch heißen könnte, Unterſtützungen fürs Gedächtnis. Polyän Strateg IV. 6. 2. erzähle von Antigonus, daß, wenn ſich bei ihm Gäſte und Geſandtſchaften anmelden, er vorher ſeine Hypomnemata einſieht und dann durch ein ungeheures Gedächtnis in Erſtaunen ſetzt."

14. November 1883

Overbecks Gelehrſamkeit

„Auf Ihren ſo gütigen Brief vom 1. November, für den ich Ihnen herzlichſt danke, wüßte ich keine beſſere Antwort, als die, um derentwillen ich einige Tage verſtreichen ließ, — nämlich meine Gratulation zu Ihrem Geburtstage und den Wunſch, Sie möchten noch recht lange Ihrem Kreis von Menſchen und Ihrer Wiſſenſchaft ſo, wie Sie jetzt ſind, erhalten bleiben!

Weil dieſer Wunſch ſo aufrichtig gemeint iſt, tat es mir beinah leid, aus meiner ſchrecklichen Unwiſſenheit heraus Sie, verehrter Herr Profeſſor, mit Fragen, wie der nach einem deutſchen Celſus, inkommodiert zu haben, — wäre nicht das Glück über den Beſitz Ihres Briefes weit größer als mein Gewiſſen. Erſt nach Empfang dieſes Briefes fiel mir meine Nachſchrift Ihres Kollegs über Kirchenliteratur wieder ein, wo ich Keims Überſetzung unter Origenes aufgeführt fand, mit den Worten „in abſcheulichem Jargon". Und nach der Probe zu urteilen, die Sie die Güte hatten mir mitzuteilen, muß dieſer Verſuch alles derartige, z. B. auch Schleiermachers überſetzten Plato, weit hinter ſich laſſen. Ihre drei Anzeigen haben mich wieder mit Staunen erfüllt; die des Buches von Aubé mußte auch mich Laien intereſſieren, da Sie

dem Celsus vom allgemein menschlichen Standpunkt aus gerecht werden — und mehr: ihm die Seeleneigenschaften zuschreiben, um derentwillen die Seelennotleidenden und Gläubigen die methodistischen Köpfe beneideten — und das Glück dieser klaren Menschen wahrscheinlich unverzeihlich fanden."

Annaberg, 29. September 1893

„Wie unendlich schade wäre es, wenn Ihr Zeugnis über Nietzsche der zukünftigen Menschheit fehlen sollte! Wir andern (z. B. ich, Frau Dr. Förster) sind Partei, sind zu jung gewesen, als Nietzsche auf uns einwirkte, konnten ihm keine selbständig entwickelte Persönlichkeit entgegensetzen, sondern sogen uns an ihm voll. Sie dagegen, verehrter Herr Professor, waren an Geist und Seele ausgereift, als der werdende Nietzsche in Ihr Gesichtsfeld trat: Sie behaupteten sich in Ihrer Burg und vermochten ihn in ganz anderer Art, als wir, zu überschauen. Wenn nun zu der Überlegenheit Ihres Standpunktes noch die ungeheure Finesse der Auffassung, wie sie mir aus Ihrem letzten Brief entgegenleuchtet, hinzukommt, so muß gerade das Zeugnis von Ihnen, der Sie die Herausbildung Nietzsches zum Manne in einer Nähe, wie wohl niemand anders miterlebt haben, als das erste und wichtigste anerkannt werden. Ich gebe die Hoffnung, Sie an die Aufzeichnung Ihrer Eindrücke gehen zu sehen, noch nicht auf und schätze mich glücklich, einstweilen den Andeutungen folgen zu können, die Ihre Briefe geben."

Overbecks Gattin

Gleich Nietzsche übertrug Gast seine Verehrung und sein Zutrauen zu Overbeck auch auf dessen Gattin. Nicht in der oberflächlichen Anerkennung dieser ihrer Eigenschaft, weil sie nun einmal die Frau des Freundes war, sondern in der Würdigung ihrer eigenen Fähigkeiten und ihrer in aller Verborgenheit nicht geringen Verdienste um Nietzsche. Frau Overbecks Beitrag zu den Bemühungen der Freunde, Nietzsche auf alle erdenkliche Weise geistig zu unterstützen, bestand in der Anfertigung von Übersetzungen aus dem Französischen. Sofern sie sich nur auf Gelegenheitserzeugnisse, etwa Nietzsche von Franzosen gewidmete Besprechungen, bezogen, blieben sie Manuskript. Dagegen sind ihre Übertragungen aus Sainte-Beuve damals bei Schmeitzner anonym als Buch erschienen.

Venedig, 12. Mai 1880

„Über die Verdeutschung des Aufsatzes von Albert war Nietzsche außerordentlich erfreut, er konnte nicht genug die Güte der geehrten Frau Professor rühmen und wünschte, daß Sie auch durch mich seinen lebhaften Dank erführen. Wir haben heute die ersten 4 Nummern davon gelesen; ich finde die Übersetzung wie auch die kräftige ausgeschriebene Handschrift ganz vorzüglich lesbar, wofür ich für meinen Teil noch besonders dankbar bin. Die Nr. I scheint mir gut in das Thema einzuführen, bei den nächsten Nummern brachte Nietzsche einiges vor, das mich sehr interessierte und das manches der Abhandlung in ein helleres Licht setzte. Wenn Nietzsche sich eines solchen Themas einmal annähme, so würde viel Interessantes zu erfahren sein. Ihre werte Meinung über den Aufsatz scheint sich schon in den ersten 4 Nummern zu bestätigen. Auf die Übertragung aus Sainte-Beuve bin ich sehr begierig und freue mich schon sehr."

Übertragungen aus Sainte-Beuve

Venedig, 25. August 1880

„Mit wahrem Entzücken habe ich bis jetzt die ersten 7 Nummern aus dem Buche Sainte-Beuves gelesen[39]. Ich muß mich jetzt in der Lektüre unterbrechen, um der geehrten Frau Professor meinen herzlichsten Dank für den großen Genuß auszusprechen, den sie mir gewährte. Wir armen Deutschen haben so wenig Bücher, nach deren Lektüre einem alles Niedrige auf einige Zeit fern bleibt, daß ich die Übertragung gerade dieser Biographie für eine Art Kulturakt halte. Auf mich werden sie insofern von Einfluß sein, als sie mich in der Idee von dem Buche, das ich über Chopin schreiben will, bestärken. Die Übersetzung finde ich vortrefflich; es ist ein so schöner, natürlicher Rhythmus in der Sprache, daß man sie für Original halten könnte; die Ungezwungenheit bei aller Präzision fällt mir namentlich auf: dadurch wirkt sie so entschieden und männlich. Schmeitzern habe ich geschrieben, er solle ein recht schönes Exemplar an die ‚Neue freie Presse' schicken, was er auch tun will. Die Presse bemüht sich sehr um französische Literatur; ihre Feuilletons lassen zu ihrem Vorteil immer französische Muster durchblicken, es sind überhaupt die besten Feuilletons, die in Deutschland geschrieben werden in jeder Hinsicht. Die gähnende ‚Augsburger Allgemeine' soll sich dagegen verstecken.

Wenn es jedoch erlaubt ist, auch meinerseits eine Beobach-

tung auszusprechen, so ist es die angenehm empfundene, daß sich der Stil Ihrer Darstellung gegen früher vereinfacht hat, ohne in der bewundernswürdigen Finesse und Geschmeidigkeit Ihrer Gedankenfassung auch nur entfernt etwas eingebüßt zu haben. Das Verdienst dieser Wandlung möchte ich zu keinem geringen Teil Ihrer hochgeehrten Frau Gemahlin beimessen! Einem so in weiteste Ferne vom Leben weggeführten Forscher, wie Ihnen, war nichts nötiger, als dem Leben wieder näher gerückt zu werden: und hier ist es, wo ich Ihr Schicksal preise, das Ihnen in der feinsinnigsten Frau die Vermittlerin zwischen Ihrem Forschergeiste und dem Geiste der herzbewegenden Welt an die Seite gab. Möchten Sie mir, dies ausgesprochen zu haben, nicht als unerlaubtes Eindringen meiner Gedanken in zu intime Angelegenheiten auslegen! Ich denke diesen Gedanken oft und freue mich sogar, ihn heute nicht verschwiegen zu haben."

„Die feinsinnigste Frau!"

Aus diesen freiwilligen Bekenntnissen Gasts geht zur Genüge der bleibende Wert jedes Zeugnisses über Nietzsche aus dem Hause Overbeck besonders auch für die Jahre 1879—1884 hervor, für welchen Zeitraum sonst Nietzsches Schwester und Peter Gast wohl den Anspruch konkurrenzlosen Bescheidwissens erheben. Nietzsche hat damals mehrfache Zusammenkünfte mit Overbeck gehabt. Obschon eine authentische und daher vollständige Liste davon nicht vorliegt, sei doch versucht nach vorhandenen Anhaltspunkten eine solche aufzustellen.

1879: 23. August. Overbecks Besuch in St. Moritz.
1880: Herbst. Nietzsches Besuch in Basel.
1882: 5 Tage, anfangs Mai. Nietzsche bei Overbeck in Basel.
1882: Mitte Mai. 1 Tag zwischen Luzern-Naumburg in Basel.
1882: 17. Septbr. Overbecks Besuch in Leipzig von Dresden aus.
1882: 16. November. 3 Tage in Basel.
1883: Ende August. 4 Tage zusammen in Schuls bei Tarasp.
1883: 4.—9. Oktober. Begegnung in Frankfurt und 3 Tage in Basel.
1884: 15. bis Ende Juni. Nietzsche vierzehn Tage in Basel.

In diesen mehrfachen Wiedersehen und den vielen die Zwischenzeit überbrückenden Briefen trat Nietzsche dem alten Freunde doch in einem ungewohnten und fremden Lichte entgegen, so daß ihn Overbeck gewissermaßen aufs neue kennen lernen mußte. „Die Wucht des Anlaufs auf den Gipfel seiner Experimente" — wie er sich einmal über diesen veränderten Nietzsche äußert — erfüllte

ihn mit Bewunderung und Bestürzung. Er machte Nietzsche aus seinem Erstaunen keinen Hehl, ihn, gegen den Basler Nietzsche gehalten, so sehr zum „mystischen Separatisten" herausgebildet zu sehen; Nietzsche äußerte seine Freude über diese Bezeichnung; denn alle gute Kultur sei von mystischen Einsiedlern ausgegangen.

I. Der Schritt vom Nein zum Ja

Peter Gast und Venedig

Für die ersten achtziger Jahre enthalten Gasts Briefe an Overbeck viel Tatsächliches, das die Zeit bis zur Entstehung des „Zarathustra" oft durch die eine oder andere intime, von Gast feinfühlig erlauschte Einzelheit beleuchtet. Es geschah dies aus Anlaß wiederholten, längeren Zusammenlebens vornehmlich in Venedig. Den Winter 1879/80 verbrachte Nietzsche in Naumburg; er durchlebte damals, eigener Schätzung zufolge, das äußerste Depressionsmaximum seiner Vitalität. Unterdessen waren die Freunde in ihrer Sorge, ihm einen zuträglicheren Aufenthaltsort namentlich für den Winter ausfindig zu machen, nicht müßig gewesen; so ziemlich während des ganzen Jahres 1879 erörterten sie eine Übersiedelung nach Venedig, über dessen Klima Peter Gast im Hinblick auf Nietzsches Natur förmlich Gutachten ausfertigte. Er siedelte selbst nach Venedig über, das er schon kannte, und probierte es erst recht nach allen Seiten aus. Der venezianische Sommer sei milder und bei weitem angenehmer als zum Beispiel der Basler; den ganzen Sommer über habe er in Venedig jede helle Nacht unter freiem Himmel geschlafen, was er in keiner andern Stadt hätte wagen dürfen. Er liebe Venedig, nicht nur weil es so eindringlich auf die Stimmung wirke; es sei auch ohne Staub und Wagengerassel. Die Aussage Burckhardts, der Lido sei öde und schattenlos, könne sich nur auf den einen meistens von den Fremden einzig besuchten Teil beziehen, am Strand des Meeres und westlich gegen die Murazzi hin, dort seien allerdings keine Bäume; die schönste, waldige und idyllische Partie des Lido sei im Osten das Fort Sanct Niccolo mit seiner Umgebung; dorthin verirre sich selten ein Fremder. Gegen einen Winter in Norditalien und auch in Venedig spreche der fortwährende Regen und daß sich die Kälte sehr fühlbar mache; doch ließen sich für ausreichende Zimmerheizung wohl Vorkehrungen treffen. Mit seiner Zeit zu geizen sehe er, Gast, sich allerdings genötigt, aber

zwei bis drei Stunden, die doch immerhin Erholung wären, werde er gern und leicht erübrigen: „Ach, ich sehe, ich spreche zu kühl. Es gibt hier gar nichts zu bedenken und zu überlegen: Nietzsche geht mir bei weitem vor, und wenn mein Leben irgendwie einen schönen Sinn bekommen kann, so ist's durch das tätige Interesse an Nietzsches Wohl — wenn ich denn wirklich eines guten Einflusses darauf mich erfreuen dürfte."

Nietzsche und Peter Gast in Riva

Am 23. Februar 1880 holte er Nietzsche in Riva am Gardasee ab. Dieser hatte am Tage vor Gasts Ankunft noch einen seiner heftigen Schmerzanfälle überstanden; dann hielt der gute Zustand ungefähr eine Woche an. Sie blieben bei zumeist ausgezeichnetem südlichen Frühlingswetter etwas über vierzehn Tage. Das ganze Trento lag voll österreichischer Soldaten; in der Villa Tempe, wo Nietzsche und Gast wohnten, waren hohe österreichische Militärs, darunter einige sehr musikalisch. Der eine führte sogar die sämtlichen Auszüge der Nibelungen mit sich. In der zweiten Woche sagte Nietzsche zu Gast, wenn er etwas spielen wolle, solle er nur spielen; er wohnte schrägüber dem Zimmer, wo der Flügel stand. Gast spielte also an jenem Abend unter feierlicher Assistenz namentlich eines Grafen Pappenheim die ganze große Szene mit den Rheintöchtern im dritten Akt der Götterdämmerung auf einen Strich. Damit hatte er zuviel des Schlimmen getan; Nietzsche, der dieser Szene sogar persönlich nahe stand, litt darunter; als Gast auf sein Zimmer kam, war er ganz matt und beschwor ihn hoch und heilig, er solle ihn nie wieder Wagner hören lassen; er könne Musik überhaupt kaum mehr vertragen, geschweige diese.

Am 13. März Abreise nach Venedig mit einigen Stunden Aufenthalt in Verona, wo Nietzsche von den Zypressen des Giardino Giusti einen berauschenden Eindruck empfing. Nietzsches kranke Augen ließen ihn nicht zum künstlerischen Genusse Venedigs kommen; dagegen war er angenehm überrascht von zwei Dingen, auf die ein anderer Fremder nicht gleich achtet: von dem gleichmäßigen Trachytsteinplattenflaster durch die ganze Stadt und von der Schattigkeit der engen Sträßchen, die er unermüdlich durchwanderte. Wieder konnten sie es nicht lassen, Musik zu machen, und wieder mußte Nietzsche es büßen. Gast spielte auf seinem Zimmer zwei Stunden lang nichts als Chopin, und Nietzsche setzte sich selber ans Klavier, um mehrmals hintereinander ein eigenes Stück aus seinem fünfzehnten Jahre vorzutragen. Es bekam

Chopinstudium in Venedig

ihm so übel, daß ihn allein der Briefträger schon zu stark aufregte und er sich alle Briefe an Gasts Adresse erbat, um sie in dessen Gegenwart zu lesen oder von ihm lesen zu lassen. Er hatte seine Wohnung in einem alten Barockpalaste Palazzo Berlendis aufgeschlagen. Sobald er sich wohler fühlte, mußte trotz allem wieder musiziert werden und zwar spielte Gast damals ausschließlich Chopin, um dessen Einübung und Verständnis er sich mit hohem Eifer bemühte. Mit dem prächtigen venezianischen Maiwetter, bei dem der eigentliche Goldton Venedigs auf die Gesichter der Menschen, der Häuser und aller Dinge kommt, befand sich Nietzsche bei gutem Humor; er begab sich einmal sogar früh morgens zu Gast, um ihn zu wecken und sich alsbald von ihm Chopin vorspielen zu lassen[40].

In jenen Wochen führte Gast, ohne daß Nietzsche etwas davon wußte, Buch über die Unterhaltungen, damit Nietzsche, der so manches Wertvolle im Gespräch vorbringe und es wieder zu vergessen scheine, es, wenn sie voneinander Abschied genommen hätten, lesen und sich dadurch zu weiterer Ausspinnung anregen lassen könne; er glaubte Nietzsche damit vielleicht einen Dienst zu erweisen, das Buch konnte ja dann verbrannt werden, wenn Nietzsche seinem, von Gast nur aufgezeichneten Eigentum eine besondere Form gegeben hatte[41]. In der gemeinsamen Lektüre stand obenan Stendhal. Gast las in einem seiner Briefe die Stelle:

Stendhal über „fröhliche" Philosophie

„les voyages ont enseigné la véritable philosophie (celle de tourner tout au gai) aux animaux les plus débiles de cette terre —", er erzählte das gleich Nietzsche, und seitdem spielte dieses „tourner tout au gai" keine geringe Rolle; von da an figurierte die deutsche Philosophie als „celle de tourner tout au nébuleux!" Um jene Zeit berichtete Overbeck über das bevorstehende Erscheinen „Antisemitischer Blätter" im Schmeitznerschen Verlage. Die Beteiligung ihres Verlegers an dieser Agitation war allen dreien gleich unsympathisch. Doch lehnte es Nietzsche ab, sich jetzt auf das Thema über die Juden einzulassen, es gehe ihm da wie mit Bayreuth und dem Christentum — seine geistige Gesundheit verlange strenge Diät; er müsse seinen Kopf diesen Dingen fremd werden lassen, damit er eine gewisse Distanz für sie gewinne. Gast, der offenbar über die Beachtung Nietzsches durch die Presse schon früh möglichst genau Buch führte, hatte Overbeck bereits am 14. November 1878 von Florenz aus Mitteilung von einer Notiz gemacht „aus der Neuen Freien Presse"

(20. Okt. M.) 20. Heft, 2. Jahrgang von Edlingers Literaturblatt, Verlag J. Klinkhardt, Wien, „Professor Friedrich Nietzsche und Friedrich Strauß. Eine kritische Studie von E. Kuh. III." — Offenbar ein Stück aus dem Nachlaß, da dieser Wiener Literaturhistoriker und Hebbelbiograph Ende 1876 gestorben ist; an ihn hatte übrigens Gottfried Keller jenes seitdem bekannt gewordene abschätzige Urteil über die erste Unzeitgemäße Betrachtung gerichtet und dadurch vielleicht jene Studie veranlaßt. In Venedig nun beschäftigten sich Nietzsche und Gast damals mit dem Buche des Wieners August Siebenlist „Schopenhauers Philosophie der Tragödie". Es war eben erschienen und enthielt auf Seite 5 „eine recht vernünftige Kritik über Nietzsches bisherige Schriften: das ist das beste, was ich bis jetzt über Nietzsche gelesen habe; ich bewundere es selber, weil mir die Formel, welche Siebenlist für das ganze Phänomen gefunden hat, nicht eingefallen wäre. Nietzsche hat ihm heute geschrieben, er hätte sich auch ein wenig um die Franzosen, die über dieses Thema von der Tragödie auch gewiß manches nicht ungesagt gelassen haben, kümmern sollen, hätte auch ein bischen diffiziler mit der Auswahl von Zitaten und zu erwähnender Bücher sein sollen." Von jeher nun hatten die Freunde allerdings Grund, mit besonderer Spannung die Einwirkung der Nietzscheschen Schriften auf die gebildeten Kreise in Wien zu beobachten; bestand doch dort bereits im Jahre 1877 ein Nietzsche-Verein unter anderen mit Siegfried Lipiner zum Mitgliede, von dessen „entfesseltem Prometheus" Nietzsche ganz übernommen war (Briefe II, S. 538). Doch entpuppte sich Lipiner dann durch einige briefliche Anmerkungen, die er dem zweiten Bande von „Menschliches, Allzumenschliches" widmete, als eingefleischten Parteigänger Bayreuths. „Mit diesen Leuten ist nicht zu reden. Im Grunde wollen sie nämlich das Theaterpublikum zu Faunen und Bacchantinnen machen; also den Urzustand auf der Bühne nicht nur dort (als erfrischendes Gegenstück zu der Kultur im Amphitheater) lassen, sondern auch ins Amphitheater pflanzen — eine lustige Art des Obskurantismus. Wir wollen uns hüten, die Meinungen so junger Menschen zu Nietzsches Ohren zu bringen." Später, als Overbeck an Gast private Mitteilungen über die den Parsival vordeutende Christlichkeit von Bayreuth gelangen ließ, schreibt Gast (1. November 1880): „Den Bayreuthern scheint doch ein verständiger Blick etwa nur auf die mögliche Gestaltung des nächsten Jahrhunderts zu fehlen, und

Siebenlist und Lipiner

ſogar der in die Zeit, da Wagner ſeine beabſichtigten 94 Lebensjahre durchlaufen haben wird. Die Phantaſien der Leute wachſen alle aus dem Glauben, daß nun nach Wagner nichts mehr kommt, daß man dann nur noch von ihm zehren wird."

Nietzſche und Gaſt in Recoaro

Im Juni 1880 trennte ſich Nietzſche von Venedig und Peter Gaſt. Er gebrauchte die Kur in Marienbad und wohnte dort ahnungslos bei einem während ſeiner Anweſenheit polizeilich aufgehobenen Falſchmünzer. Nachher lebte er bis Oktober in Naumburg. Dann reiſte er über den Lago maggiore nach Genua. Dort entſtand die „Morgenröte". Nachdem er vom November 1880 bis zum April 1881 in der genueſiſchen Einſamkeit zugebracht hatte, traf er mit Gaſt in dem italieniſchen Alpenkurort Recoaro nahe der Tiroler Grenze zuſammen. Nietzſche ſuchte damals nach einem geeigneten Sommeraufenthalt in den Bergen, da er Sils-Maria noch nicht für ſich entdeckt hatte. Recoaro erwies ſich nicht als geeignet; es gab dort zu wenig Schatten: „Die Italiener pflanzen nun einmal keine Bäume, ſie können nur Bäume fällen. Im ganzen hat aber die Linie der Alpen einen ſo grotesken Umriß und iſt die Gegend ſo intereſſant, reich und grandios, daß ſich Nietzſche keines ähnlichen Eindruckes aus der Schweiz erinnern kann. Gewiſſe Alpenpartien ſtürzen faſt ſenkrecht nach dem Süden ab, und nach oben gegen den Himmel machen die Felſen Zickzack; da oben, wo noch viel Schnee liegt, läuft die Tiroler Grenze hin, etwa vier Stunden von hier. Wir ſind die einzigen Fremden am Ort, und dies iſt das Allerſchönſte: die Italiener gehen erſt in Sommerfriſchen, wenn es auch in dieſen vor Hitze kaum mehr auszuhalten iſt, ebenſo wie ſie nicht eher im Meere baden, als bis das Waſſer 22—23 Grad hat. Im Juli und Auguſt ſollen hier zugleich oft 6—7000 Gäſte ſein, — das iſt nun nichts für uns, und auch ohnedies ſind unſere Tage in Recoaro wahrſcheinlich ſchon gezählt. Aber wohin?" Nachdem Gaſt an Nietzſche ein paar geſundheitlich „ganz gräßliche Tage" erlebt hatte und er ſich ſagen mußte, mit zu häufigem Zuſammenſein, zuviel Muſik und zu langen Geſprächen unvermeidlich Nietzſches Befinden nicht günſtig beeinflußt zu haben, kehrte er nach Venedig zurück. Die gemeinſame Lektüre in Recoaro befaßte ſich mit Gil Blas von Le Sage, worüber ein Band Keller zurückgelegt werden mußte. Nietzſche riet damals Gaſt, ſich einmal an Gottfried Keller wegen eines Textes zu wenden, vielleicht habe er gar ein Libretto in ſeinem Pulte liegen und finde nur den Muſiker nicht dazu.

Außerdem machte Nietzsche Peter Gast um seines Musikerberufes willen damals mit den beiden Büchern von Stendhal bekannt: „Haydn, Mozart et Metastasio“ und „Vie de Rossini“: „Kein Buch versetzt mich so“, schreibt Gast, „in die Komische-Opern-Stimmung wie das über Rossini — noch mehr als das Leben in den italienischen Cafés! Diese zwei Bücher sind sehr wichtig für die Musikgeschichte, noch mehr aber für die Ästhetik der Musik.“ Gast erhielt in Recoaro Einsicht von Nietzsches druckfertigem Manuskript der „Morgenröte“: „Nietzsches neues Buch ist etwas ganz Großes, ein weltbewegendes Buch, — aber die Welt dazu fehlt noch. Wie wenig große und freimütige Charaktere mag es geben, die in diesem Buche eine Wohltat (und nicht eine Gefahr) sehen!“ Im Juli erschien das Werk.

Das Erscheinen der „Morgenröte“

Die „Morgenröte“ trägt bei näherem Zusehen alle Anzeichen eines innern Übergangs in der Seele des Verfassers an sich. Nietzsche steht im Begriff sich abermals zu häuten; der Kritiker wird abgelöst vom Dichter. Zwar hat er selbst es später als das Werk eines „Unterirdischen, Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden“ angesehen wissen wollen, und in der Tat ist ja nach der Seite der Moralkritik die Arbeit von „Menschliches, Allzumenschliches“ hier noch einmal, wenn nicht gar entschiedener und einschneidender getan. Aber bereits der Titel läßt es nicht beim Nachhall, sondern macht ein Vorspiel daraus. Es sollte erst die alte Überschrift tragen: „Die Pflugschar“. Durch das Titelmotto aus dem Rigveda, das Peter Gast seiner Abschrift vorgesetzt hatte, erschien Nietzsche selbst sein Werk in ein aufgehendes Licht gerückt, als eine jener Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben. (Taschenausgabe V, S. 401/02.)

Auch dem Inhalte nach ist es ein Werk aus einem Guß und somit in seiner Art ein rundes Kunstwerk im Gegensatz zu „Menschliches, Allzumenschliches“; dieses betrachtet Carl Spitteler (Sonntagsblatt des „Bund“ 1888, S. 5) „nur als eine Sammlung von Abfällen, wo Perlen und Stroh wahllos miteinander vereinigt sind“, — um alsbald fortzufahren: „Die Ideenfülle der ‚Morgenröte‘ spottet jeder Beschreibung. Während wir früher das Bemerkenswerteste anstrichen, mußten wir uns vor der ‚Morgenröte‘ dieses Systems nach wenigen Seiten schon abgewöhnen. Eine ungeheure Geisteskraft bewegt sich hier. Das Gesamtwerk hat ein Zentrum und ein gemeinsames Ziel, und darin unterscheidet es sich von seinem unbedeutenden Vorgänger, dem ‚Mensch-

lichen, Allzumenſchlichen"'. Charakteriſtiſch iſt für die Morgenröte das Fragezeichen oder das Ausrufungszeichen oder der Gedankenſtrich am Schluſſe vieler dieſer pythiſchen Sprüche. Weisheit in Zweifel aufzulöſen, den Leſer zu entlaſſen, wenn er eben zu fragen anfängt, das iſt hier Syſtem.

Unterdeſſen hatte Nietzſche den großen Fund getan, der ihm für den Sommer immer zum wohltätigen Aſyl wurde: Sils-Maria. Als er ihn das erſte Mal genoß, vom 1. Juli bis in den November 1881, nahm er den großen Anlauf und Aufſchwung bis auf den Gipfel ſeiner gedanklichen Wagniſſe: es entſtand der Gedanke von der ewigen Wiederkunft und der Plan zum Zarathuſtra. Noch verfaßte er aber im zweiten Genueſer Winter die „fröhliche Wiſſenſchaft". Gegen die Freunde erwähnte er nur im allgemeinen die elementare Macht der ihn beherrſchenden Gedanken. In jenem ungewöhnlich ſchön und leuchtend durchlebten Monat Januar, aus dem der Sanctus Januarius hervorging, ſchickte er Gaſt Carmen zu. Er hatte am 27. November 1881 die Oper in Genua gehört und war erſchüttert davon. Er beſorgte ſich den Klavierauszug, ſtudierte ihn zweifellos und gab ihn dann an Gaſt weiter. Dieſer ſchreibt an Overbeck am 8. Januar 1882: „Nietzſche hat mich vor drei Tagen mit einer franzöſiſchen Oper von dem ſo früh verſtorbenen Bizet bekannt gemacht: mit ‚Carmen' (nach einer Novelle Mérimées). Ich bin wirklich erſtaunt über die Künſtlerſchaft in dieſem Werk. Alles iſt darin, was der ganz ſpaniſche Stoff erfordert. Feuer und Glut, Intereſſantheit, Schwung, große Anlage aller Stücke, bewundernswürdige Idealiſierung ganz gewöhnlicher Dinge, Süßigkeit und Kraft, Spielendes und Erſchütterndes!" Overbeck antwortete Gaſt, auch er kenne Carmen, aber auch nur aus dem Klavierauszug. Overbeck ſchenkte Gaſt darauf den Auszug von Bizets Muſik zu Daudets Arléſienne. Gaſt trug ſich damals mit dem Gedanken „ein Idyll mit Balletts und allen ſüdlichen Wonnen" zu komponieren, deſſen Heldin Homers Nauſikaa hätte ſein ſollen: „Der Gedanke Nauſikaa ſtammt von Nietzſche."[42]

Bekanntſchaft mit Bizet's „Carmen"

Dieſe drei Jahre ſeit der Amtsniederlegung, 1879 bis 1882 Oſtern, bedeuten für Nietzſche, wie ſchon dieſer flüchtig ſtreifende Überblick gezeigt haben mag, eine Schachtöffnung. Aus tieferen Tiefen, als er ſie bis jetzt erlebt hatte, ſtiegen Kräfte auf und trugen

ihn empor in Höhen, ſo hoch, daß er von Gedanken zu reden anfing, die ſechstauſend Fuß über dem Meeresſpiegel und noch viel höher über den menſchlichen Dingen zu Hauſe ſeien. Waren das neue Kräfte, die ihn zu ſolchen Aufſtiegen und Hochflügen befähigten? Nicht doch, es waren die Kräfte ſeiner Jugend, die ihn, nachdem ſie ſo manches Jünglingsideal, ſo manche Morgenröte überwunden hatten, ihn nun doch wieder mit ungeheurem Schwung und mit verzehrender Sehnſucht übermannten. Nietzſche und die Romantik

Auf dieſe Weiſe kriſtalliſiert ſich das biographiſche Problem: Nietzſche der Schwärmer, Nietzſche der Romantiker! Dieſer Geſichtspunkt verlangt eine nicht zu enge Auslegung von Nietzſches Natur, die in der Tat nicht weitläufig und nicht vielſchichtig genug gedacht werden kann, wenn der Verfaſſer von „Menſchliches, Allzumenſchliches", der ſich rühmte mit kaltem Blut ein Ideal ums andere aufs Eis gelegt und zum Gefrieren gebracht zu haben, ſich nun plötzlich wieder in einen glühenden, taumelnden Schwärmer verwandelt haben ſollte. Nietzſche, der Skeptiker, der Cyniker, der Patholog — nun ein Träumer vielleicht, ein Idealiſt wider Willen, ein rückfälliger Dichter — das zur Not; aber auch wirklich handkehrum mit dürren und nackten Worten ein Romantiker? Und doch iſt es ſo; die Berührungspunkte ſind ſo zahlreich und ſchlagend, daß eine enge Verwandtſchaft nachgewieſen werden konnte; um Nietzſche als — ſage und ſchreibe — „Romantiker" iſt nicht mehr herumzukommen, ſeit wir die ſorgfältigen und geiſtreichen Unterſuchungen des Basler Univerſitätsphiloſophen Karl Joël beſitzen: „Nietzſche und die Romantik" (Jena 1905). Nietzſche ſelbſt hat ſeine geiſtigen Väter Schopenhauer und Wagner ausdrücklich als die größten Fortſetzer der Romantik erkannt — was Wunder, wenn wir bei ihm manch ein Erbſtück dieſer Ahnfrau vorfinden? Der Geiſt der Romantik beherrſchte ſeine ganze Entwicklung. Seine Jugend verlebte er in der Heimatgegend des Novalis und vertiefte ſich in ihn; Hölderlin iſt ſein erklärter Lieblingsdichter und deſſen Hyperion vielleicht der Vortraum des Übermenſchen. Koberſtein, der Geſchichtsſchreiber der Romantik, iſt Nietzſches Lehrer in Schulpforta, und ſein beſter Studienfreund war Rohde, deſſen letzte Betätigung als Schriftſteller über Creuzer und die Günderode, in einem Ausfluge ins romantiſche Land beſtand (Cruſius 202). Der junge Nietzſche dichtet und komponiert Lieder, „da tönt's von Mondesglanz und Abendgold, von Vogelſang, von Heimatsglück und Lebewohl". Lauſchen wir aber Nietzſches romantiſche Anfänge

umgekehrt von ihm her zu den Romantikern hinüber, so hören wir, wie Tieck den Menschen für einen „Possenreißer" hält, wie Friedrich Schlegel erklärt, es sei „nie Unrecht freiwillig zu sterben, aber oft unanständig länger zu leben", wie A. W. Schlegel gar mehrmals fragt, ob's denn wirklich kein anderes Mittel gäbe, die Menschen zu bessern, als ihren Geschmack zu verderben. Wie Nietzsche sein Werk als „Saturnalien des Geistes" aufgefaßt sehen will, so verlangt Tieck: „eine hohe bacchantische Wut entzünde den frechen Geist; das ganze Leben ist ein taumelnder Tanz; schwenkt wild den Reigen herum, und laßt alle Instrumente noch lauter ineinanderklingen. In welcher Trunkenheit jauchzt unser Geist, wenn es ihm vergönnt ist, tausend wechselnde, bunte, schwebende, tanzende Gestalten zu erblicken, die stets erneut und vergnügt in ihm aufsteigen. Angerührt, angelacht von tausendfältiger Liebe wickelt die Seele sich in Lieder von aller Farbe und jubelt himmelan, daß dies träge alltägliche Leben ihn lange nicht wiederfindet." Novalis fragt: „Muß man denn immer bedächtig sein? Wer zu alt zum Schwärmen ist, vermeide doch jugendliche Zusammenkünfte. Jetzt sind literarische Saturnalien. Je bunter das Leben, desto besser." Auch formal haben die Romantiker Nietzsche vorgearbeitet. „Ganze Werke zu schreiben," sagt Friedrich Schlegel, „ist ungleich bescheidener, weil sie bloß aus anderen Werken zusammengesetzt sein können und weil dem Gedanken da auf den schlimmsten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demütig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken sind gezwungen, einen Wert für sich haben zu wollen, und müssen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein."

Die Romantiker als „Nietzscheaner"

Aus dieser Verwandtschaft Nietzsches mit der Romantik ergibt sich schon rein in begrifflicher Folgerung ein Gegensatz Nietzsches zum klassischen Ideal und damit auch zu dessen Grundlage, der griechischen Kultur. Karl Joël ist auch dieser Beziehung nachgegangen in seinem Essay „Nietzsche und die Antike". Der Geist des Unklassischen ist in Nietzsche gleich einer Feuersäule aufgestiegen. Und doch war Nietzsche „klassischer" Philologe und hat fast zeitlebens vor dem Angesicht der Antike gestanden. Hat er sie verstanden? Daß er zeitlebens hoch von ihr dachte, daß er sich bis zuletzt für ihren getreusten Sohn und Schüler hielt — wer will das bestreiten? Trotzdem hat sich Nietzsche in seiner Entwicklung zusehends von den Griechen entfernt. Da dies unbewußt geschah

Das Problem der Antike

und niemand erſtaunter und vielleicht entrüſteter über dieſe Ausſage geweſen wäre als er, ſo gewinnt dieſe Tatſache einer zunehmenden Entfremdung zuſammen mit dem Gefühl der unverminderten Treue und Anhänglichkeit eine nicht zu überſehende Tragweite, ſo daß Joël geradezu die Formel prägen kann: „Das Problem der Antike wird heute zum Problem Nietzſche, und das Problem Nietzſche zum Problem der Antike.“ Geſchieht dies deshalb, weil heute die Aneignung des Griechentums uns nur noch durch romantiſche Mittel möglich wäre, ſobald wir uns um eine Geſamtverwertung des Griechentums bemühen und uns nicht zufrieden geben wollen mit nüchterner Hiſtorie und Archäologie? Kaum. Erſtens darf man nie vergeſſen, daß ſein erſtes großes, ja auf alle Zeit hinaus ſein eigentliches Bekenntnis zum Griechentum, „Die Geburt der Tragödie“, gleich eine ſehr beträchtliche, grundſtürzende Kritik am Griechentum in ſich ſchloß: Alles Unheil kommt von Sokrates! Er hat den antimuſiſchen Geiſt großgezogen und damit das griechiſche Weſen abgelenkt, verneint, gemordet! Man ſieht, Nietzſche hat ſich von Anfang an eine eigene Auffaſſung von den Griechen vorbehalten. Für ihn ſind ſie geniale Barbaren, ohne Sitte und Maß, ohne Vernunft und Geſtaltung. Er hat entdeckt, daß die Griechen Kinder des Dionyſos ſind, und hat dieſe Offenbarung über alle andern hinausgeſchoben. Er liebte ſie über alles als das Volk des „Heros“. Aber er eignete ſich diejenige Seite ihrer Seele an, die er vielleicht als erſter hiſtoriſch daran entdeckte, das Unklaſſiſche, Maßloſe, Überſchäumende — mit einem Wort das, was man als helleniſche Romantik, als gewiſſermaßen einen Widerſpruch in ſich ſelbſt bezeichnen kann. Darüber kam er nicht hinaus. „Nietzſche hat uns hinaus geführt auf die ägeiſche Flut,“ ſagt Joël zum Schluß —, „ſteuerlos: werden wir nun ſcheitern oder im ſeligen Delos landen oder gar am attiſchen Geſtade?“

Die Römer als antigriechiſches Gegenideal

Auch hierin iſt Nietzſche, wenn nicht mit dem guten, ſo doch ſicher mit dem unerbittlichen Beiſpiele vorangegangen; das Halbe, Unentſchiedene, das ſeinem Verhältnis zu den Griechen anhaftete, hat er zuletzt durch ſein Radikalrezept beſeitigt, indem er zum Gegenideal friſchweg das hiſtoriſche Extrem der Griechen, die Römer, erhob. Die Griechen, das ſpürte er, hatten ihn auf Schleichwege gelockt; ſie, die Klaſſiker, hatten ihn, vor allem durch den dionyſiſchen Rauſchbegriff, zur Romantik verführt. So ließ er denn ſeine „antiromantiſche“ Selbſtbehandlung, auf die er ſo ſtolz

war, in Kraft treten und gab den Griechen den Abſchied zugunſten der Römer. Die Schlußpartie der „Götzendämmerung" überſchrieb er: „Was ich den Alten verdanke," dort heißt es: „Man wird, bis in meinen Zarathuſtra hinein, eine ſehr ernſthafte Ambition nach römiſchem Stile, nach dem ‚aere perennius' im Stil bei mir wiedererkennen. Nicht anders erging es mir bei der erſten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem Dichter dasſelbe artiſtiſche Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine horaziſche Ode gab . . . das alles iſt römiſch und, wenn man mir glauben will, vornehm par excellence . . . Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandt ſtarken Eindrücke; und, um es geradezu herauszuſagen, ſie können uns nicht ſein, was die Römer ſind. Man lernt nichts von den Griechen — ihre Art iſt zu fremd, ſie iſt auch zu flüſſig, um imperativiſch, um klaſſiſch zu wirken. Wer hätte je an einem Griechen ſchreiben gelernt! Wer hätte es je ohne die Römer gelernt!"

Das Bedürfnis nach Myſtik

Und doch brachte er es nicht fertig, ſich im römiſchen Sinne der Nüchternheit und Tatſächlichkeit hinzugeben. Es wurde ihm engbrüſtig in den Vermauerungen und Verpanzerungen einer rein denkmäßig und folgerichtig abwandelnden Philoſophie. Er ſah das an ſeinem Freunde Rée. Kam man damit auf einen grünen Zweig? Begabt genug ſchien ihm Rée zu ſein. Wenn alſo dieſer es nirgendwohin brachte, lag die Schuld nicht in einem individuellen Unvermögen; hier war eine falſche Richtung eingeſchlagen. Nietzſche kam ſich im höchſten Grade gewarnt vor. Im Wirklichkeitsſinn konnte man bei lebendigem Leibe erſticken. Da empfand er in ſeinem Bedürfnis nach Myſtik ein Sicherheitsventil, er mußte für Luftzufuhr ſorgen. Er war zur kühnſten Maßregel entſchloſſen, ſobald ſie ihn aus den Fangarmen des Poſitivismus befreite, ohne daß er deswegen den Boden unter den Füßen verlor. Der Denkermut allein ſchon dieſes Entſchluſſes an ſich iſt nicht zu verkennen. Das mußte auf eine Antinomie von äußerſter Kühnheit hinauslaufen. Das charakteriſtiſche Erzeugnis dieſer myſtiſchen Anwandlung wurde ſeine Lehre von der ewigen Wiederkunft. Sie iſt mit einem äußerſten Maß von dialektiſchem Entgegenkommen geiſtreich gewürdigt bei G. Simmel (Schopenhauer und Nietzſche, S. 246 bis 253). Uns erwächſt hier die Verpflichtung, ihr biographiſch nachzugehen, da ihre Wirkung auf Nietzſches Subjektivität nicht leicht überſchätzt werden kann. Er griff auf ein altgriechiſches Philoſophem zurück, das er früher ſchon einmal, allerdings damals

noch ohne jede Spur einer Zustimmung, in der zweiten unzeitgemäßen Betrachtung herangezogen hatte; es hieß da: „Im Grunde ja könnte das, was einmal möglich war, sich nur dann zum zweiten Male als möglich einstellen, wenn die Pythagoräer recht hätten zu glauben, daß bei gleicher Konstellation der himmlischen Körper auch auf Erden das Gleiche, und zwar bis aufs Einzelne und Kleine sich wiederholen müsse: so daß immer wieder, wenn die Sterne eine gewisse Stellung zueinander haben, ein Stoiker sich mit einem Epikuräer verbinden und Cäsar ermorden und immer wieder bei einem andern Stande Columbus Amerika entdecken wird." Nietzsche war damals noch der Ansicht, „daß nie wieder etwas durchaus Gleiches bei dem Würfelspiele der Zukunft und des Zufalls herauskommen könne". Nimmt man die Gründlichkeit hinzu, mit der Nietzsche um dieselbe Zeit (Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, besonders Aph. 16—19) die frühgriechischen Chaostheorien überdenkt, so darf uns die Wiederaufnahme physikalischer Erwägungen über die unendliche Rotation der Substanz und dergleichen weiter nicht überraschen. Auch hat Nietzsche höchstwahrscheinlich die Stelle bei Heine über die ewige Wiederkunft gelesen gehabt; der Band der Strodtmannschen Ausgabe, der sie enthielt, war zu Ende der sechziger Jahre aktuell gewesen[43]. Es war also, wenn ihn nach einem soliden Stück Material für eine rechtschaffene Dogmenzimmerung verlangte, in dieser Richtung von früher her der meiste Rohstoff in ihm aufgespeichert. So mußte es denn sein: auf dieses Fundament wollte er sein gesamtes Denkgebäude stellen! Veranlaßt dazu fühlte er sich offenbar durch sein metaphysisches Pflichtgefühl. Seine ästhetischen und moralistischen Neigungen füllten nur einen Teil der Fächer aus, die ein ausgebautes philosophisches System erforderte. Je mehr er willens war, im vollen Umfange Philosoph zu werden, desto näher lag es ihm, mit dem Ausfüllen gerade derjenigen Lücke ernst zu machen, die ihm als die empfindlichste vorkommen mochte. Er bemühte sich also, eines brauchbaren metaphysischen Motivs habhaft zu werden, und wenn es ihm darum zu tun war, um einen Schritt vorwärts zu kommen, der unter allen Umständen getan werden mußte, dann kam es ihm auch auf einen Gewaltstreich nicht an.

Ehrliche physikalische Studien

Der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches" konnte einem ihn drängenden metaphysischen Bedürfnis nicht gut anders mehr nachgeben, als durch ehrliche physikalische Studien. Ge-

legenheit und Anregung dazu hat er in den achtziger Jahren aufgesucht und, wo es sich machen ließ, ausgenützt, wann immer nur sich Anlaß dazu bot, und wäre es nur in den Gesprächen mit Arzt, Pfarrer und Lehrer von Sils-Maria gewesen. Aber auch ein Umgang wie der mit Rée war zur Pflege derartiger Interessen außerordentlich fruchtbringend; wie sehr ernst beide diese Pflege nahmen, geht aus der später gehegten Absicht hervor, vielleicht zusammen in Wien naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Auch Peter Gasts überallhin empfängliche Natur war mit physikalischen Problemen, wie später mit biologischen, viel beschäftigt und verfolgte, so gut es sich machen ließ, sogar die Fachdiskussion. So schreibt er zum Beispiel am 26. August 1883 an Overbeck: „Einen prachtvollen Aufsatz las ich gestern in Poggendorffs Annalen, IX. Heft, von Werner Siemens über die Annahme eines elektrischen Sonnenpotenzials. Die dort entwickelten Ansichten entzücken mich, und wen ich nur treffe, der muß diesen Aufsatz auch lesen. Ich habe Schmeitzner beauftragt, auch an Nietzsche, dem dieses Heft gewiß nicht unter die Augen kommen würde, ein Exemplar davon zu schicken." Es ist demnach allerdings wahrscheinlich — „daß der uralte pythagoräische Gedanke der ewigen Wiederkunft Nietzsche zunächst als physikalisches Problem nahe gekommen ist", zumal er im Frühjahr 1881 mitten im Studium mathematischer Literatur steckte (vgl. Taschenausgabe VI, S. XII f.).

Der Schritt vom Nein zum Ja

Noch aufklärender für die Seltsamkeit gerade dieses Gedankenfundes ist die biographische Bedeutung, die ihm zweifelsohne zukommt: Nietzsche hatte also in jenem ersten Silser Sommer seinen Tag von Damaskus erlebt; es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; er vollzog den Schritt vom Nein zum Ja; aus dem Saulus wurde Paulus; aus dem Pessimisten der Optimist. Dieses sein stärkstes seelisches Erlebnis, das alle Verzweiflungsanfälle überwand und ihn getröstet und aufrecht erhalten hat bis zum Anbruch seiner geistigen Nacht, war so unaufhaltsam überfließend, daß es überhaupt nur galt ein Gefäß zur Hand zu haben, selbst wenn es auch das erste beste war. Die überwältigende Wirkung der Bejahungseingebung läßt es begreiflich erscheinen, daß Nietzsche sich nach einem ungewöhnlichen, extravaganten Behälter für diese geistige Empfängnis umsah — eine psychologische Analogie zu dem „Credo quia absurdum est" der Scholastiker, das er schon 1872 für beinahe unerläßlich zu einem starken Glauben an eine werdende Kultur erklärt hatte (in

der Vorrede zu dem ungeschriebenen Buch: Das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur). Nun erscheint ja allerdings diese Lehre in der Tat reichlich absurd und gerade für den freien Geist, wie Nietzsche ihn fordert, eine unerträgliche Zumutung. Indessen wäre es ein schweres Unrecht gegen Nietzsches philosophische Absichten, wenn man in diesem seinem Postulat nur einen ohnmächtigen Schlag ins Wasser sähe, nur ein Fiasko seiner Unfähigkeit zum Systematiker. Allein nur so mit einem Wort läßt sich der Entwurf nicht abtun. Sieht man näher zu, so läßt sich an der Intention eine geheime Genialität nicht verkennen. Nietzsche mußte sich sagen, er tat jetzt seinen ersten Wurf als Gesetzgeber der neuen Werte; da galt es, eben vor allem ein Scheinmanöver zu vermeiden und sich selbst nicht ein X für ein U vorzumachen; jedes Hintertürchen zu irgend einem Jenseits mußte verriegelt werden. Und dabei noch Metaphysik treiben! Der Ausweg, auf dem Nietzsche dieser Schwierigkeit zu begegnen trachtete, erfüllt mit Achtung vor seiner Unerschrockenheit als Denker; er ging schnurstracks auf das Problem los und packte es bei den Hörnern (Taschenausgabe VI, S. 19/20): „Woran ging die alexandrinische Kultur zugrunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntnis dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dieses Leben mit dem schwersten Akzent trifft, — nach meiner Lehre!“ Er will also die strengste Diesseitigkeit seines Weltsinnes aufrecht erhalten und doch die irdischen Werte so sehr mit dem metaphysischen Fluidum durchtränken, daß sie an spezifischem Gewicht keiner transzendentalen Schätzung nachstehen. Er folgert so: es gilt die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise zu pflanzen; drücken wir also das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben; dies Leben — dein ewiges Leben! So geben wir dem innern Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Andersdenkende zu machen: dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. So rechtfertigt sich der Glaube an die ewige Wiederkunft der Dinge als mächtigster Gedanke. Die augenblickliche Entwicklung muß eine Wiederholung sein; die Kraft ist ewig, aber endlich; der Ring unaufhörlich kreisend, aber in sich geschlossen. Dies nur sichert das Übergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen, Götter

erdichtenden Geiſt. So findet Nietzſche den Mut zu dem Unmöglichen; er geht hin und begründet eine phyſikaliſche Metaphyſik.

Die Theorie von L. A. Blanqui

Es erhöht die Bedeutung dieſer Silſer Einſiedlerweisheit, daß Nietzſche in Wirklichkeit damit keineswegs einzig daſteht. Henri Lichtenberger hat (im Anhang zu ſeinem Buch „Die Philoſophie Friedrich Nietzſches", Dresden 1899, S. 204—209) zwei zeitgenöſſiſche Doppelgänger Nietzſches für dieſe wunderlichſte ſeiner Lehren nachgewieſen. Der eine iſt der Kommuniſt Louis Auguſte Blanqui. Während der Unterſuchungshaft, die er 1871/72 im Fort du Taureau verbüßte, ſchrieb er ein wiſſenſchaftlich aſtrologiſches Werk, das ſchon 1872 erſt im Vorabdruck der Revue scientifique und dann im Buchhandel erſchien: „L'éternité par les astres". Der Grundgedanke ſeiner kosmiſchen Spekulation iſt der: Wohl ſind Raum und Zeit unendlich; aber die Kombinationen der einfachen Urkörper in der Natur ſind der Zahl nach begrenzt; um ſeinerſeits das Unendliche auszufüllen, muß das ſtellaplanetariſche Syſtem ſich ewigen Wiederholungen aller erdenklichen Varianten fügen, ſo daß ſchließlich ſogar jedes Individuum in einer unendlichen Anzahl von Exemplaren exiſtiert. Blanqui ſchreibt in der Darlegung ſeiner Hypotheſe, die er ebenfalls phyſikaliſch aus der Spektralanalyſe und dem Laplaceſchen Weltſyſtem entwickeln zu können glaubt, wörtlich: „Von jedem Weſen gibt es ganz gleiche Doppelgänger und Varianten dieſer Doppelgänger, die ſeine Perſönlichkeit jederzeit vervielfältigen und darſtellen, aber nur Bruchſtücke ſeines Schickſals ausmachen. Alles was man hienieden hätte ſein können, iſt man irgendwo anders. Außer ſeinem Daſein, von der Geburt bis zum Tode, das man auf einer Unmenge von Erden lebt, lebt man ein ſolches in zehntauſend verſchiedenen Auflagen" . . . „Was ich in dieſem Augenblicke in meinem Gefängnis des Fort du Taureau ſchreibe, habe ich ſchon geſchrieben und werde ich in Ewigkeit auf einem Tiſch, mit einer Feder, in Kleidern, unter ganz gleichen Umſtänden ſchreiben" . . . „Man würde den Strom der Jahrhunderte vergeblich zurückgehen, um einen Augenblick zu finden, wo man nicht gelebt hat. Denn das Weltall hat nie angefangen, folglich der Menſch auch nie" . . . „Zu dieſer Stunde wiederholt ſich das Geſamtleben unſeres Planeten von der Geburt bis zum Tode Tag für Tag mit all ſeinen Verbrechen und all ſeinem Elend auf Myriaden von Bruderſternen. Was wir Fortſchritt nennen, er-

ſcheint auf jeder einzelnen Erde, und vergeht mit ihr. Immer und überall auf den irdiſchen Gefilden dasſelbe Drama in denſelben Formen, auf derſelben engen Bühne eine lärmende Menſchheit, von ihrer Größe betört, ſich für das Weltall haltend und in ihrem Gefängnis lebend, als wäre es eine Unendlichkeit, um gleichwohl mit dem Erdballe zu vergehen, der mit tiefſter Verachtung die Laſt ihres Stolzes getragen hat. Dieſelbe Eintönigkeit, dieſelbe Unbeweglichkeit in den fremden Geſtirnen. Das Weltall wiederholt ſich unendliche Male, und jede Wiederholung bewegt ſich ſtolz auf ihrer Stelle. Die Ewigkeit ſpielt dieſelben Vorſtellungen ungeſtört ins Unendliche fort."

Die Theorie von G. Le Bon

Irgendwelche Anhaltspunkte, daß Nietzſche dieſes faſt um ein Jahrzehnt früher erſchienene Buch bei ſeinen Wiederkunftsſtudien gekannt habe, liegen bis jetzt nicht vor. Noch unwahrſcheinlicher iſt eine ſolche Bekanntſchaft für das Buch von Dr. Guſtave Le Bon „L'homme et les sociétés" (Paris 1881), der ſeinerſeits ohne jede Kenntnis der Blanquiſchen Theorie (Band II, S. 420), folgendes ausführt: „Wenn aber dieſelben Elemente einer Welt nach deren Zerſtörung dazu dienen, andere Welten wieder herzuſtellen, ſo iſt leicht einzuſehen, daß dieſelben Kombinationen, d. h. dieſelben von denſelben Weſen bewohnten Welten ſich oftmals wiederholt haben müſſen. Da die möglichen Kombinationen, die eine beſtimmte Anzahl von Atomen bilden können, beſchränkt ſind, während die Zeit es nicht iſt, ſo ſind alle möglichen Formen der Entwicklung notwendigerweiſe ſeit lange dageweſen, und wir können nur bereits geweſene Kombinationen wiederholen. Kulturen, die der unſeren gleich ſind, Werke, die den unſeren entſprechen, ſind unſerem Weltall ohne Zweifel ſchon oft und vielmals vorausgegangen. Wie Siſyphus ewig denſelben Felsblock wälzt, wiederholen wir unaufhörlich dieſelbe Aufgabe, ohne daß irgend etwas dieſem verhängnisvollen „Immer-wieder" ein Ende ſetzen könnte. Welche unbekannten Himmelsgegenden könnten jenes höchſte Nirvâna bergen, jene endliche Ruhe, von der die altindiſche Religion träumt! Ihr Schatten der Vergangenheit, die ihr im Nebel ferner Weltalter auf ewig zu verſchwinden ſchienet, und die der Zauberſtab der Wiſſenſchaft nach Willkür beſchwört: hofft keine Ruhe, ihr ſeid unſterblich!" Dieſe merkwürdige Übereinſtimmung mit zwei Franzoſen, die ſich unter ſich ſelbſt wieder fremd waren, beweiſt jedenfalls Nietzſches Witterung für philoſophiſche Tendenzen, die in der Luft lagen und als Wunſchaus-

druck der modernen Seele anzusehen sind, nachdem diese sich der Wissenschaft verschrieben hat und doch bei ihr nicht ihr völliges Genügen findet. Seine mystische Lehre von der ewigen Wiederkunft ist gewiß weder haltbar noch auch plausibel genug, um heutzutage selbst einem bereitwilligen Glauben zur ernsthaften Unterlage zu dienen; aber als Symptom ist sie äußerst wertvoll und keineswegs gering zu schätzen; beweist sie doch, daß Nietzsche selbst in seinen individuellsten Grübeleien nicht nur einfach mit der Stange im Nebel herumgefahren ist, daß vielmehr gerade seine paradoxeste Hypothese nur als eine wundersame Formel für einen noch ungefundenen Inhalt zu gelten hat, nach dem nicht etwa Nietzsche allein, sondern unser ganzes in Relativismus und Spezialismus verstricktes Zeitalter eifrig auf der Suche ist.

Die persönliche Akzentgebung der Wiederkunftslehre bei Nietzsche

Freilich hat Nietzsche dieses an sich repräsentative Philosophem immer persönlicher ausgeprägt. In den Umwertungsfragmenten hatte er der ewigen Wiederkunft die dogmatische Schlußecke reserviert (Aph. 1053—1067, Band X der Taschenausgabe, S. 223—230); eine besondere Anwendung hat er dem Gedanken außerdem auf den von ihm sogenannten „europäischen Nihilismus" gegeben unter dem Titel: „Die Krisis: Nihilismus und Wiederkunftsgedanken" (Taschenausgabe, Band IX, S. 47—53). Seine Folgerungen lauten (Aph. 55): „. . als ob es gar keinen Sinn im Dasein gäbe, als ob alles umsonst sei. Daß dies ‚Umsonst!' der Charakter unseres gegenwärtigen Nihilismus ist, bleibt nachzuweisen. Die Dauer mit einem ‚Umsonst', ohne Ziel und Zweck, ist der lähmendste Gedanke, namentlich noch wenn man begreift, daß man gefoppt wird und doch ohne Macht ist, sich nicht foppen zu lassen. Denken wir diesen Gedanken in seiner furchtbarsten Form: das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne eine Finale ins Nichts: „Die ewige Wiederkehr". Das ist die extremste Form des Nihilismus: das Nichts (das ‚Sinnlose') ewig! Da begreift man, daß hier ein Gegensatz zum Pantheismus angestrebt wird: denn ‚alles vollkommen, göttlich, ewig' zwingt ebenfalls zu einem Glauben an die ewige Wiederkunft. Spinoza gewann eine solche bejahende Stellung, insofern jeder Moment eine logische Notwendigkeit hat. Die Lehre der ewigen Wiederkunft würde gelehrte Voraussetzungen haben (wie die Lehre Buddhas solche hatte, zum Beispiel der Begriff der Kausalität usw.)." Nietzsche sagt sich: die stärksten Menschen werden die sein, die

ihrer Macht ſicher ſind, und die die reichſte Kraft des Menſchen mit bewußtem Stolze repräſentieren. Solche Menſchen denken aber zuallerletzt an die ewige Wiederkunft. Man muß ſie zu dieſem Gedanken zwingen, da kein anderer ſie ebenſo kräftig aufzurütteln und zu neuem Kraftaufwand anzuſpornen vermag. Auf dieſe äußerſte Anſpannung des an ſich rein metaphyſiſchen Gedankens zu einem Motor des praktiſchen Handelns verfällt Nietzſche freilich erſt in ſeiner allerletzten Schaffenszeit, da der Fanatiker in ihm alle Minen ſpringen läßt.

Richtig iſt aber, daß die Lehre von Anfang an ihm als das Erkennungszeichen ſeiner Jüngerſchaft gegolten hat, in keinem Vergleich mehr als die Lehre vom Übermenſchen. Die wenigen die er ſich auf die Fähigkeit anſah, ſeine Adepten zu werden, prüfte er auf ihre Empfänglichkeit für dieſe Myſterien. Die erſte Initiantin ſollte Fräulein Lou Salomé werden; ſie erzählt (S. 222): „Unvergeßlich ſind mir die Stunden, in denen er ihn mir zuerſt, als ein Geheimnis, als etwas, vor deſſen Bewahrheitung und Beſtätigung ihm unſagbar graue, anvertraut hat: nur mit leiſer Stimme und mit allen Zeichen des tiefſten Entſetzens ſprach er davon. Und er litt in der Tat ſo tief am Leben, da die Gewißheit der ewigen Lebenswiederkehr für ihn etwas Grauenvolles haben mußte. Die Quinteſſenz der Wiederkunftslehre, die ſtrahlende Lebensapotheoſe, welche Nietzſche nachmals aufſtellte, bildete einen ſo tiefen Gegenſatz zu ſeiner eigenen qualvollen Lebensempfindung, daß ſie uns anmutet wie eine unheimliche Maske. Verkündiger einer Lehre zu werden, die nur in dem Maße erträglich iſt, als die Liebe zum Leben überwiegt, die nur da erhebend zu wirken vermag, wo der Gedanke des Menſchen ſich bis zur Vergötterung des Lebens aufſchwingt, das mußte in Wahrheit einen furchtbaren Widerſpruch zu ſeinem innerſten Empfinden bilden, — einen Widerſpruch, der ihn endlich zermalmt hat. Alles, was Nietzſche ſeit der Entſtehung ſeines Wiederkunfts-Gedankens gedacht, gefühlt, gelebt hat, entſpringt dieſem Zwieſpalt in ſeinem Innern, bewegt ſich zwiſchen dem ‚mit knirſchenden Zähnen dem Dämon der Lebensewigkeit fluchen‘ und der Erwartung jenes ‚ungeheuren Augenblicks‘, der zu den Worten die Kraft gibt: ‚du biſt ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!‘ . . . Damals war die Wiederkunfts-Idee für Nietzſche noch keine Überzeugung geworden, ſondern erſt eine Befürchtung. Er hatte die Abſicht, ihre Verkündigung davon abhängig zu machen, ob und

Fräulein Salomé als erſte Initiantin

wie weit sie sich wissenschaftlich werde begründen lassen. Wir wechselten eine Reihe von Briefen über den Gegenstand, und immer ging aus Nietzsches Äußerungen die irrtümliche Meinung hervor, als sei es möglich, auf Grund physikalischer Studien und der Atomenlehre, eine wissenschaftlich unverrückbare Basis dafür zu gewinnen. Damals war es, wo er beschloß, an der Wiener oder Pariser Universität zehn Jahre ausschließlich Naturwissenschaften zu studieren. Erst nach Jahren absoluten Schweigens wollte er dann, im Fall des gefürchteten Erfolges, als Lehrer der ewigen Wiederkunft unter die Menschen treten."

Peter Gast über die „mechanische Repetition der Weltalter"

Im Sommer 1884 hat Nietzsche sowohl bei Overbeck als bei Peter Gast angeklopft. Peter Gast schreibt an Overbeck aus Annaberg, den 20. Juli 1884, nachdem Nietzsche im April Peter Gast in Venedig und im Juli Overbeck in Basel seine Offenbarung mündlich angedeutet hatte: „Sein Zarathustra gehört zum Stärksten, was ich kenne. Ich hatte mich in der Aufnahme des II. Teils versehen, hatte diesen Teil (wie den ersten) dogmatisch genommen, während es Nietzsche an der Mitteilung einer Stimmung liegt, der Stimmung beim Übergang in ein Neues, wo nichts mehr nach Gewohnheit und Herkommen geschieht und bei dem jeder Nerv in einer andern Richtung, als bisher tätig, die ganze menschliche Maschinerie also in der unbequemsten Aufregung ist. Der Traum (II pag. 79), den ich aufs Christentum bezogen hatte, bezieht sich auf den Gedanken der mechanischen Repetition verschiedener Weltalter, auf die ‚Lehre von der ewigen Wiederkunft' wie Nietzsche sie nennt. Mit dieser hat es seine Richtigkeit. Nietzsche glaubt, daß dieser Gedanke vielen innerlich hin und her geworfenen Menschen einst, wenn er erst seine Kraft gewonnen haben wird, das Leben kosten werde. Für mich hat dieser Gedanke weder etwas Schreckliches noch etwas Erfreuliches, — das er erst haben würde, wenn Gedächtnis und Erinnerung dabei ins Spiel kämen. Ja, ich habe eine Freude dabei, die aber rein wissenschaftlich ist." Während nun Peter Gast, ohne weiter gläubig zu sein, sich leichthin anpaßte, hielt Overbeck Nietzsches Sinnesänderung für das, was sie ja auch in der Tat war, für eine Verstiegenheit. Immer mehr offenbarte sich das Wesen seines Freundes in derjenigen Eigenschaft, durch die sich ja auch den Griechen ihr Gott Dionysos auszeichnete, durch die Fähigkeit, sich zu verwandeln. Für den Denker aber, zu dem Nietzsche sich ja nun ausreifen wollte, war das in Overbecks Augen

ein Bedenken erregendes Anzeichen. Oder dann mußte Nietzsche ihm erst beweisen, daß im Gegenteil von Stetigkeit und Konsequenz seine philosophische Kraft beschlossen liege. Overbeck hat diese Möglichkeit einer neuen Bahnbrechung keineswegs übersehen und sich redlich um ein Verständnis dafür bemüht; er kam aber über das Kopfschütteln nicht hinaus, es gelang ihm nicht seine kritischen Bedenken zu beschwichtigen.

Overbeck über Nietzsches Bekehrung zum Mysterium

Nietzsches Einsamkeit nur relativ

Nietzsche war lange nicht so einsam, als er sich vorkam; viel mehr als daß er wirklich ein Einsiedler war, affektierte er das Einsiedlertum oder gefiel er sich darin und wollte ein Einsiedler sein. Weder historisch nach rückwärts betrachtet ist irgendein bei ihm hervortretender Gedanke von Grund aus neu und unerhört, noch ist sein Besitz an Gedanken am Gemeinbesitz der Gegenwart, an diesen Gebilden gemessen, irgendwo ihm eigentümlich. Ja während seines eigenen Lebens haben sich Geistesverwandte ihm sogar merkwürdig früh und merkwürdig spontan beigesellt. Man denke nur an Heinrich von Stein und dessen schon 1878 unter dem Pseudonym Armand Pensier erschienene „Ideale des Materialismus". Man hat, vergleicht man jetzt dieses Büchlein mit Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches" und was sich zunächst anschloß, den Eindruck von Zwillingsbrüdern des Jahres 1878. Um die Benennung seines Büchleins durch Stein als „lyrische Philosophie" hat Nietzsche den Verfasser gewiß beneidet. Denn damit war fast zum voraus der beste Name für seine eigene Philosophie erfunden. Wie sonderbar und im Grunde verzweifelt Nietzsche zur Einsamkeit in der Welt stand, ebensogut wie zum Gegenteil, erkennt man am besten in seiner wilden Zarathustra-Periode, die ihn buchstäblich aus sich selbst hinausdrängt, wie sie ihn andererseits auch auf Gewaltsamkeit in ihn zurückdrängt. (Vgl. jetzt zu dieser Periode besonders das 25. Kapitel des II. Bandes seiner Biographie von seiner Schwester, die Entstehung von „Also sprach Zarathustra", 2. und 3. Teil.) Hier zwischen 2. und 3. Zarathustra verflucht Nietzsche am Schluß eines August 1883 an seine Schwester gerichteten Briefes die Einsamkeit, um gleich darauf den Verkehr mit Menschen für sich nur noch als Kur, als Erholung, den Wunsch darnach nur als sicherstes Symptom eines Zustandes der

Depreſſion gelten zu laſſen, nachdem er noch im Frühjahr 1882 Peter Gaſt angerufen hat, um ſich von ihm „eine große Zerſtreuung erfinden" zu laſſen und ſich zum unwiderſtehlichen Bedürfnis nach „Abenteuern" zu bekennen. In dieſer ſelben Periode hat ſich Nietzſche ſelbſt die Beſchäftigung mit jedem andern Gedanken als dem mit der „Zukunft der Menſchheit" unmöglich gemacht. An dieſe Zukunft zu denken, iſt ein „einziges Labſal", „das Gegenwärtige will ich nicht mehr ſehen und hören, es erſtickt, quält mich, es macht mich arm und kleinmütig". Er iſt ſelbſt in der Gegenwart nur noch von „Zeitgenoſſen" umgeben, die er für „von ſich in jedem Sinne überwunden" hält, ſo insbeſondere ſeine früheren Leitſterne Schopenhauer und Wagner.

Wandlung anſtatt Entwicklung

Nietzſches Schriften ſind alle gleichſam unterwegs geſchrieben, in der Geſtalt, in der ſie zur Aufzeichnung kommen, noch unfertig, vorläufige Stationen, die einmal ſelbſt überholt werden ſollen. So am meiſten die erſte Schrift, die ſich zu einer allgemeinen philoſophiſchen Abſicht bekennt, „Menſchliches, Allzumenſchliches". Daher die charakteriſtiſchen Selbſtgeſtändniſſe, mit denen ein abſichtlicher Rückblick auf ſie geworfen wird. In einer freilich eigentümlich verdeckten Weiſe ſpricht Nietzſche nachträglich faſt nur noch geringſchätzig von der alten Schrift. (Vgl. die Zuſammenſtellung dieſer Selbſtbekenntniſſe bei El. Förſter-Nietzſche, „Leben Friedrich Nietzſches", II, 502 f. aus Anlaß der Sommer und Herbſt 1885 unternommenen Neubearbeitung des „Menſchlichen, Allzumenſchlichen".) Der Nietzſche, der der Schrift die erſte Geſtalt gab, war noch nicht der ſpätere, noch nicht der Einſiedler der folgenden Zeit, der nach „Wandergenoſſen" gar nicht mehr ſuchte; damals warf er, um ſich Menſchen zu ſuchen, beim Schreiben noch „Angelhaken" aus. In ſolchen Betrachtungen wandelt Nietzſche, der ſich nicht eigentlich wie ein Körper entwickelt, ſondern wie ein Rinnſal, nicht unter Überwindung von Hinderniſſen neue Glieder ſeines Denkens wachſend anſetzt, ſondern eine flüſſige Maſſe ſcheinbar mühelos fortwälzt, bis er ſich zum Gipfel der ihn zu ſeinem Abſchluß führenden Poeſie erhebt, wo er nun erklären zu können meint: Jetzt ſei er wo er wolle und habe ſich um niemanden und nichts mehr zu kümmern, was nicht von ſelbſt in jener ſich fortwälzenden Lava fortrolle. In Ermangelung eines der Menſchenwelt zu entnehmenden Begriffs für eine ſolche vermeintliche „Entwicklung" wird ſie ſchließlich als „übermenſchlich" und endlos um ſich ſelbſt kreiſend qualifiziert.

Nur Verſuche, ſich ſelbſt zu täuſchen

Nietzſche behandelte ſeinen Wiederkunftsgedanken als ein Myſterium. Inſofern die Ordnung der Menſchenwelt, die Regelung der menſchlichen Kultur, wenn man ſie überhaupt mit Nietzſche auf dem von ihm dafür gefundenen Wege ſtatuieren würde, der menſchlichen Phantaſie und ihrer Schrankenloſigkeit preisgegeben wäre, wäre man damit auf dem beſten Wege, unter uns Menſchen nicht ewige Wiederkehr, ſondern nahezu beſtändigen Wechſel einzuführen. Alle Erfindungen Nietzſches dagegen ſind nur ſeine Verſuche, ſich ſelbſt zu täuſchen, was nur einem ſo phantaſiereichen Menſchen wie er war, zu verſuchen in den Sinn kommen mag, ſich aber keiner aus menſchlichen Individuen zuſammengeſetzten Menſchheit, der einzigen, die es für uns gibt und die wir kennen, als Geſetz auferlegen läßt. Ebenſogut läßt ſich unter Menſchen die Welt an einen Spinnenfaden hängen. Ungeſicherter wäre ihr Beſtand nicht. Kein Wunder, daß dieſes Dogma von Nietzſche bedingungslos der menſchlichen Willkür überlaſſen iſt. Nur ſchade, daß der menſchlichen Rhetorik die Grenzen auf jeden Fall noch enger als der Welt gezogen ſind. Die Begrenzung der Welt müßte dann als Troſtmittel der Menſchenrhetorik ſich darbieten laſſen. Der Nietzſcheſche Optimismus iſt nun einmal der eines Deſperado. Er pocht auf die Schrankenloſigkeit dieſer gegen jene. Noch hat aber bis jetzt unter uns Menſchen keinem machtvollen Verſuch, einen ſolchen Konflikt in unſere Bruſt zu verlegen, der Erfolg, d. h. der hiſtoriſche (zeitweilige) Effekt ſich verſagt. Doch hat dieſer Effekt wohl auch nie mit dem Bewußtſein ſeiner ſelbſt begonnen, wie er es unter uns mit Nietzſche täte. Möglich, daß Nietzſche bei jedem der Empfehlung ſeines Wiederkunftsgedankens gewidmeten neuen Verſuch, die Kunſt, ein Füllhorn mit Blüten auszuſchütten, beſſer als Flora verſtanden hat — was hilft das den Zuſchauern, wenn ſie ſehend bleiben und nicht im Zuſchauen erblinden.

Das Ideal des „Extremen"

Soweit Nietzſches Ideal des Übermenſchen von ſich ſelbſt in der Lehre der „Ewigen Wiederkunft" in Dunſt aufgelöſt wird und er ſie ſelbſt nicht ernſt genommen, ſondern wieder weggeworfen hat, kann man ſie nur als den ſchlimmſten Mißgriff ſeiner Philoſophie bezeichnen, den ihm ſeine perſönliche Pflege des Ideals des „Extremen" zugezogen hat. Nur von dem in ihm allgewaltigen Triebe zum Extremen, ſeinem Drange zum „Äußerſten" getrieben, iſt er auf ſeine Übermenſchenidee gekommen. Sie war ihm nicht ernſtlich angewachſen. Nietzſche hat ſich ſelbſt das Übermenſchen-

tum unzweifelhaft zugesprochen, nicht nur in poetischer Form (Zarathustra), sondern auch in sehr prosaischer. Wenn er z. B. von sich sagte: „Alles Illegitime ist wider meine Natur." In Wahrheit hat Nietzsche nicht mehr Recht auf jenes stolze Selbstbekenntnis gehabt als jeder Mensch. Nur die mühsamste Geschichtskonstruktion hat Nietzsche gestattet, die Menschheit im Ernste in die zwei einander vermeintlich fremden Hälften der Herren und Sklaven zerfallen zu lassen. Diese Spaltung als übergeschichtliches Ideal zu behaupten, läuft auf eines der leersten Phantasmen hinaus, die der sonst von Nietzsche selbst darob so unversöhnlich geschmähte „Idealismus" je unter uns Menschen erzeugt hat. Niemand mehr als der Demokratenhasser oder der radikale Gegner demokratischer Weltbetrachtung hat sich davor zu hüten, die Schlacht seinem Gegner auf dem Boden des Idealismus anzubieten. Denn auf diesem ist seine Niederlage sicher. So viel wird unserem demokratischen Zeitalter nur vergebens bestritten, so viel muß ihm vielmehr vorgegeben werden, wenn nicht überhaupt Menschengeschichte in Verwirrung und chaotische Zerstörung auslaufen soll. Meiner Ansicht nach hat Nietzsches Person am allerwenigsten vom Gegenteil überzeugen können. Die Neukultivierung der Menschheit, die er unternommen, ist nur unter dem Zeichen der Desperation zu entnehmen: das beweist Nietzsche nicht am wenigsten eindringlich mit dem Einfall, sich mit dem Übermenschen zu identifizieren, und der praktischen Durchführung, die er ihm in seinem Leben gegeben hat. Er ist damit unter anderem genau so weit gekommen, wie die moderne Theologie mit ihrer Apologie des Christentums, nämlich den Beweis für ihre Theorie im strengsten Sinne nur *von der Zukunft zu erwarten*, da man ihn mit seiner eigenen Gegenwart nicht liefern kann. Die desperateste Absurdität, die sich ausdenken läßt, ob sich auch die Vermählung der Welt damit als undenkbar gar nicht bezeichnen lassen mag! Desperate Ziele sind mit desperaten Mitteln am Ende zu erreichen. Mehr hat Nietzsche mit seinem „Willen zur Macht" auch nicht bewiesen, wenn überhaupt etwas. — Nietzsches Zarathustra hat ihm die höchsten Wonnen, die er von jedem idealen Menschenverhältnis, das ihn gefangen nahm, für sich verlangte, nämlich das Bewußtsein, sich über ihn erhoben, ja auf den Kopf gestellt zu haben, verschafft. Nicht minder als seinen Wagner hat Nietzsche auch seinen selbst geschaffenen Zarathustra zu Boden geworfen, um sich über ihn zu erheben."

Bejahung aus Desperation

Nach jenem ersten Silser Sommer im Jahre 1881 fühlte sich also Nietzsche verwandelt in einen Dichter im Sinne der Vergangenheit, das heißt in einen Seher und Sänger. Der Troubadour war in ihm vorbereitet, weniger durch die nicht reichlichen und nicht außerordentlichen Gelegenheitsdichtungen der 70er Jahre, als durch mehrfache ernsthafte Kompositionsversuche, die Peter Gast als Fachmusiker gegen die ungerechte Verdammung durch Hans v. Bülow in Schutz zu nehmen sich genötigt sieht (Briefe III, S. 347 f.). Diese musischen Talente hat Nietzsche nun für eine neue Betätigung umgeschaltet. Sein neues Buch schrieb er im darauffolgenden Winter in Genua und nannte es mit dem provenzalischen Namen „Gaya Scienza", „die fröhliche Wissenschaft". Jene „Einheit von Sänger, Ritter und Freigeist, mit der sich jene wunderbare Frühkultur der Provenzalen gegen alle zweideutigen Kulturen abhebt", steckte ihm im Gemüte. Er lagerte seiner Prosa ein Vorspiel in deutschen Reimen vor und nannte es nach dem Goetheschen Singspiel, mit dessen Vertonung Peter Gast in Venedig eben beschäftigt war: „Scherz, List und Rache". Unter diesen unterschiedlichen Epigrammen findet sich das wundervolle Selbstbekenntnis: „Gaya Scienza"

Ecce homo:
Ja, ich weiß woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!

Die Erhebung seiner Seele gipfelte in dem Erlebnis eines strahlenden Januars; aus Dank dafür überschreibt er das vierte, gedankenvollste Buch dieses neuen Werkes „Sanctus Januarius". Ganz geschwellt vom Verlangen nach Künstlerschaft will er eine neue Art von Denker in sich darstellen und gelobt sich deshalb zum neuen Jahre: „Nun so will auch ich sagen, was ich mir heute von mir selber wünschte und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst über das Herz lief, — welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft und Süßigkeit alles weiteren Lebens sein soll! Ich will immer mehr lernen, das Notwendige an den Dingen als das Schöne zu sehen: — so werde ich einer von denen sein, welche die Dinge schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich will keinen Krieg gegen das Häßliche führen. Ich will nicht anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen

„Nur noch ein Jasagender sein"

sei meine einzige Verneinung! Und, alles in allem und großem: ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!"

Alle diese Erwägungen deuten im Lebensaufriß Nietzsches auf eine Fuge hin, die seine Schwester in der Biographie bis zur Unkenntlichkeit überkleistert hat. In jener Zeit einer, man sollte meinen, restlosen Hinwendung zum Rausch und Gefühlsüberschwang, in jenen Inkubationsjahren des Zarathustra steht die Freundschaft mit dem weitaus kühlsten und zersetzendsten Denker unter seinen Freunden in voller Blüte, mit Paul Rée. Seit dem Sommer 1876 hatte Nietzsche „Dr. Rée zu seinem Umgange gewählt, weil ihm nach der Enttäuschung in Bayreuth dessen nüchterne, etwas enge Anschauungsweise wohltat". (Biographie II, S. 414.) Aber erstens fällt der Umgang mit Rée nicht unbeträchtlich früher, als die „Enttäuschung in Bayreuth" und hält, ohne die geringste Trübung zu erfahren, volle acht bis neun Jahre vor. Gewiß besaß das Interesse Nietzsches für Rée seinen inneren Widerhaken immer schon an der vollkommenen Gegensätzlichkeit der beiden Naturen. Nietzsches Übergang vom Skeptizismus zum Mystizismus erhält dadurch seinen Reiz, daß er dennoch, aus dem ihm eigenen Deckungsinstinkt heraus, damals ein Zusammensein mit Rée, wenn nicht suchte, so doch sicher nicht ernstlich vermied. Seine eigenen Worte bestätigen diese Auffassung (bei Crusius, S. 117, Anm. 1): „Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze des Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisiert habe." War Rée mit seinem Vorschlage, Nietzsche im Verzückungssommer 1881 in Sils-Maria zu besuchen, wie es scheint nicht ohne Zutun der Schwester, abschlägig beschieden worden (Biographie II, S. 382 f.), so fanden sich die zwei, nach Nietzsches einsamen Seligkeiten des Sanctus Januarius, in Genua, und haben von da unter anderm auch einen Ausflug nach Monaco unternommen. Dies war das Vorspiel eines großen Vertrauens, das kurz darauf diese Freundschaft auf eine höchst gefährliche Probe stellen sollte.

II. Das Lou-Erlebnis

Nietzsche war, wie wohl noch niemals in seinem Leben so stark, empfänglich und fruchtbar geworden. Was jetzt sich mit ihm ereignete, erhielt von vornherein äußerste Tragweite; wer jetzt ihm begegnete und so beschaffen war, daß er bei ihm stille hielt und

ſich überlegte, ob er da nicht endlich den Gefährten gefunden habe, der wurde ihm zum Verhängnis. Von Genua war Nietzſche nach Meſſina gegangen; von dort vertrieb ihn der Schirokko. Von da beſuchte er die Freunde in Rom, und da begab es ſich denn, daß Fräulein von Meyſenbug und Dr. Rée ihm eine junge Dame aus Finnland, Fräulein Lou Salomé zuführten, in der Meinung, das ſei nun der Schüler und Jünger, nach dem ſchon immer Nietzſches Sehnſucht ſtand. Sobald aus dieſem Plane Ernſt werden ſollte, war Nietzſches erſtes, daß er die junge Freundin erſuchte, ſich ſeinem Freunde Overbeck und deſſen Gattin in Baſel vorzuſtellen. Nietzſche ſtand damals in ſeinem achtunddreißigſten Lebensjahre. Etwas anderes als Freundſchaft hat zwiſchen ihm und Lou nicht beſtanden, — dennoch eben Freundſchaft mit einem jungen und geiſtvollen Weibe.

Frau Förſter erzählt („Nietzſchelegenden", „Zukunft" vom 18. Januar 1905, S. 172): „Auf der Rückreiſe nach Deutſchland, wenige Tage nachdem mein Bruder Fräulein Lou Salomé kennen gelernt hatte, begleitete er ſie, ihre Mutter und Dr. Paul Rée die Hälfte des Weges. In Orta kam ihnen der Gedanke, ſich in irgendwelcher ſcherzhaften Weiſe miteinander photographieren zu laſſen. Mein Bruder ſollte in einem kleinen Gärtnerwagen ſitzen und die beiden, Fräulein Salomé und Dr. Paul Rée, den Wagen ziehen. Natürlich bot mein Bruder als ſehr höflicher Mann ſeinen Platz der Dame an, die ihn auch, zum Amüſement meines Bruders, als ſelbſtverſtändlich annahm. Und ſein Amüſement ſteigerte ſich noch, als er ſpäter hörte, daß Fräulein Salomé dieſes reichlich taktloſe Bild anderen Leuten zeigte, um zu beweiſen, daß Nietzſche ſowohl als Rée von ihrem Geiſte geleitet und inſpiriert worden ſeien. Mir zeigte mein Bruder das Bild mit herzlichem Lachen: „Sieh einmal", ſagte er, „dieſe junge Dame bildet ſich ein, klüger zu ſein als ich und Rée zuſammengenommen."" Selbſtverſtändlich handelte es ſich bei dieſem (in wenigen Exemplaren noch vorhandenen) Lichtbilde um einen harmloſen Sommerfriſchlerſcherz. Es iſt ein erleichternder Gedanke, ſich Nietzſche noch damals gelegentlich auch in geradezu ausgelaſſener Stimmung vorſtellen zu dürfen. In Orta ſcheint die kurz zuvor in Rom geſchloſſene Bekanntſchaft Rées und Nietzſches mit Fräulein Salomé bereits zur zwangloſen Freundſchaft gediehen zu ſein — ein paar frohe Tage, ehe man ſich der Ausgeſtaltung der gemeinſam gefaßten ernſten Pläne zuwandte. Dann kehrte Nietzſche mit Rée

Die Maitage des Jahres 1882

über den Gotthardt nordwärts zurück, Fräulein Salomé sollte ihnen unmittelbar nachfolgen. Am 8. Mai überraschte er Overbeck in Basel und blieb bei ihm fünf Tage zu Gast. Am 13. Mai holten ihn Dr. Rée und Fräulein Salomé in Luzern auf dem Bahnhofe ab. Er besuchte mit Lou Tribschen. „Lange, lange saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann, mit dem Stock im feuchten Sande zeichnend, sprach er mit leiser Stimme von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte er." (S. 87 ihres Buches.) Nach einem weiteren Tag in Basel reiste er durch und erschien plötzlich bei seiner Familie in Naumburg, als diese ihn noch in Messina glaubte, also von allem inzwischen Vorgefallenen keine Ahnung hatte. Er bewahrte denn auch Mutter und Schwester gegenüber völliges Stillschweigen über das, was ihn vor allem und aufs tiefste beschäftigte; er nannte als Grund seiner Heimkehr die Sonne Siziliens und den Schirokko. — „Als er nun an einem solchen sonnendurchglühten Tage zufällig mit einem Herrn bekannt wurde, der mit der größten Begeisterung vom Grunewald bei Berlin sprach, war mein Bruder, in seinem phantasievollen Eingehen auf die Stimmung anderer, zu der Vorstellung gekommen, der Grunewald sei das, was ihm immer vorgeschwebt habe: also ein Wald mit tiefschattigen, wohlerhaltenen, ebenen Wegen, und endlosen, einsamen Spaziergängen. Dazu in der Nähe die Großstadt, mit der Universität und ausgezeichneten Bibliotheken und vielleicht mit einigen Freunden, die ihm beim Lesen, Schreiben und Herausſuchen von Notizen behilflich sein könnten." (Biographie II, S. 395.)

In der Tat machte damals Nietzsche einen Abstecher nach Berlin mit dem Bruder seines späteren Schwagers Dr. Paul Förster und sah sich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen den Grunewald an: „bei dem ersten Besuch nur im strömenden Regen, das andere Mal allerdings bei schönem Wetter, aber mit einer strömenden Menschenmenge, den obligaten Frühstückspapieren und wüsten Gesängen. Beide Male machte ihm der so gerühmte Grunewald einen recht unsympathischen Eindruck." Um jene Zeit veröffentlichte er als Vorabdruck in der Internationalen Monatsschrift von Schmeitzner die „Idyllen von Messina", die später (1886) in der zweiten Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft" unter dem Titel: „Lieder des Prinzen Vogelfrei" den Schluß bildeten. Am 25. Juni verließ Nietzsche Naumburg und begab sich zur

Sommerfrische nach dem thüringischen Dorfe Tautenburg bei Dornburg. Dort korrigierte er an den Bogen der „Fröhlichen Wissenschaft", die Teubner in Leipzig druckte. Fräulein Salomé wohnte unterdessen, von Rées Mutter freundlichst aufgenommen, auf dessen väterlichem Gute Stibbe in Ostpreußen. Am 24. Juli fuhr sie zur Aufführung des Parsifal nach Bayreuth, und dann kamen die gemeinsamen Tautenburger Wochen, die den Anfang der Jüngerschaft bilden sollten.

Lou Salomés Nietzsche-Porträt

Einer der Vorzüge des Buches, das Fräulein Salomé acht Jahre später auf Grund der erhaltenen persönlichen Einführung unter dem Titel: „Friedrich Nietzsche in seinen Werken" (Wien 1894) veröffentlichte, besteht in den Schilderungen von Nietzsches äußerer Erscheinung und seiner Art, sich zu geben (S. 11—13): „Dieses Verborgene, die Ahnung einer verschwiegenen Einsamkeit, — das war der erste, starke Eindruck, durch den Nietzsches Erscheinung fesselte. Dem flüchtigen Beschauer bot sich nichts Auffallendes; der mittelgroße Mann in seiner überaus einfachen, aber auch überaus sorgfältigen Kleidung, mit den ruhigen Zügen und dem schlicht zurückgestrichenen braunen Haar konnte leicht übersehen werden. Die feinen, höchst ausdrucksvollen Mundlinien wurden durch einen vornübergekämmten großen Schnurrbart fast völlig verdeckt; er hatte ein leises Lachen, eine geräuschlose Art zu sprechen und einen vorsichtigen, nachdenklichen Gang, wobei er sich ein wenig in den Schultern beugte; man konnte sich schwer diese Gestalt inmitten einer Menschenmenge vorstellen, — sie trug das Gepräge des Abseitsstehens, des Alleinstehens. Unvergleichlich schön und edel geformt, so daß sie den Blick unwillkürlich auf sich zogen, waren an Nietzsche die Hände, von denen er selbst glaubte, daß sie seinen Geist verrieten, — eine darauf zielende Bemerkung findet sich in ‚Jenseits von Gut und Böse' (S. 288): ‚Es gibt Menschen, welche auf eine unvermeidliche Weise Geist haben, sie mögen sich drehen und wenden wie sie wollen, und die Hände vor die verräterischen Augen halten (— als ob die Hand kein Verräter wäre! —).'

Nietzsches Mund, Gang, Hände und Ohren

„Eine ähnliche Bedeutung legte er seinen selten kleinen und feinmodellierten Ohren bei, von denen er sagt, sie seien die wahren ‚Ohren für Unerhörtes'. (Zarathustras I, S. 25.) — Wahrhaft verräterisch sprachen auch die Augen. Halbblind besaßen sie dennoch nichts vom Spähenden, Blinzelnden, ungewollt Zudringlichen vieler Kurzsichtigen; vielmehr sahen sie aus wie Hüter und

Bewahrer eigener Schätze, stummer Geheimnisse, die kein unberufener Blick streifen sollte. Das mangelhafte Sehen gab seinen Zügen eine ganz besondere Art von Zauber dadurch, daß sie, anstatt wechselnde, äußere Eindrücke wiederzuspiegeln, nur das wiedergaben, was durch sein Inneres zog. In das Innere blickten diese Augen und zugleich — weit über die nächsten Gegenstände hinweg — in die Ferne. Denn im Grunde war seine ganze Denkerforschung nichts als ein Durchforschen der Menschenseele nach unentdeckten Welten, nach ‚ihren noch unausgetrunkenen Möglichkeiten' (‚Jenseits von Gut und Böse', S. 45), die er sich rastlos schuf und umschuf. Wenn er sich einmal gab, wie er war, im Bann eines ihn erregenden Gesprächs zu zweien, dann konnte in seine Augen ein ergreifendes Leuchten kommen und schwinden; — wenn er aber in finsterer Stimmung war, dann sprach die Einsamkeit düster, beinahe drohend aus ihnen, wie aus unheimlichen Tiefen, — aus jenen Tiefen, in denen er immer allein blieb, die er mit niemandem teilen konnte, vor denen ihn selbst bisweilen Grauen erfaßte, — und in die sein Geist zuletzt versank. — Einen ähnlichen Eindruck des Verborgenen und Verschwiegenen machte auch Nietzsches Benehmen. Im gewöhnlichen Leben war er von großer Höflichkeit und einer fast weiblichen Milde, von einem stetigen, wohlwollenden Gleichmut, — er hatte Freude an den vornehmen Formen im Umgang und hielt viel auf sie. Immer aber lag darin eine Freude an der Verkleidung — Mantel und Maske für ein fast nie entblößtes Innenleben. Ich erinnere mich, daß, als ich Nietzsche zum ersten Male sprach — es war an einem Frühlingstage in der Peterskirche zu Rom, — während der ersten Minuten das gesucht Formvolle an ihm mich frappierte und täuschte. Aber nicht lange täuschte es an diesem Einsamen, der seine Maske doch nur zu ungewandt trug, wie jemand, der aus Wüste und Gebirge kommt, den Rock der Allerweltsleute trägt; sehr bald tauchte die Frage auf, die er selbst in die Worte zusammengefaßt hat: ‚Bei allem, was ein Mensch sichtbar werden läßt, kann man fragen: was soll es verbergen? Wovon soll es den Blick ablenken? Welches Vorurteil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser Verstellung? Und worin vergreift er sich dabei?' — Dieser Zug stellt nur die Kehrseite der Einsamkeit dar, aus welcher Nietzsches Innenleben ganz herausgegriffen werden muß, — einer sich stetig steigernden Selbstvereinsamung und Selbsterziehung auf sich."

Nietzsches Höflichkeit aus Freude an der Verkleidung

Die Freundſchaft mit Lou Salomé

Aus den Briefen, die Nietzſche in den fünf Monaten ihrer Bekanntſchaft an die erhoffte Jüngerin richtete, und von denen dieſe in Fakſimile einige bekannt gegeben hat, ſind hier einzelne Ausſprüche zu ſammeln, aus denen hervorgeht, wie ungeheuer erhoben er ſich jedenfalls fühlte, ſolange ſeine junge Freundin für ihn noch eine Erwartung bedeutete:

„Inzwiſchen hat der Prof. Riedel hier, der Präſident des deutſchen Muſikvereins, für meine ‚heroiſche Muſik‘ (ich meine Ihr Lebens-Gebet) Feuer gefangen — er will es durchaus haben, und es iſt nicht unmöglich, daß er es für ſeinen herrlichen Chor (einen der erſten Deutſchlands, ‚der Riedelſche Verein‘ genannt) zurecht macht. Das wäre ſo ein kleines Weglein, auf dem wir beide zuſammen zur Nachwelt gelangten — andere Wege vorbehalten. —“

„Nun, meine liebe Freundin, bis jetzt ſteht alles gut, und Sonnabend über acht Tage ſehen wir uns wieder. — Vielleicht iſt mein letzter Brief an Sie nicht in Ihre Hände gelangt? Ich ſchrieb ihn Sonntag vor vierzehn Tagen. Es ſollte mir leid tun; ich ſchilderte Ihnen darin einen ſehr glücklichen Moment: mehrere gute Dinge kamen auf einmal zu mir, und das ‚gutſte‘ dieſer Dinge war Ihr Zuſagebrief! — Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiſte ſo mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen geteilt, daß ich wie mit meiner verehrten Freundin verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüßten, wie neu und fremdartig mir altem Einſiedler das vorkommt! — Wie oft habe ich über mich lachen müſſen! — — Was Bayreuth betrifft, ſo bin ich zufrieden damit, nicht dort ſein zu müſſen; und doch, wenn ich ganz geiſterhaft in Ihrer Nähe ſein könnte, dies und jenes in Ihr Ohr ſummend, ſo ſollte mir ſogar die Muſik zum Parſifal erträglich ſein (ſonſt iſt ſie mir nicht erträglich). — Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt. ‚Alles klar, aber auch alles zu Ende!‘ — Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in bezug auf uns beide denken zu dürfen ‚alles im Anfang und doch alles klar!‘ Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!“

„Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!“

—„— das Werk von ſechs Jahren (1876—1882), meine ganze ‚Freigeiſterei‘! O welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinſamungen und Lebensüberdrüſſe! Und gegen alles das, gleichſam gegen Tod und Leben, habe ich mir dieſe

meine Arznei gebraut, dieſe meine Gedanken mit ihren kleinen, kleinen Streifen unbewölkten Himmels über ſich: — o liebe Freundin, ſo oft ich an das alles denke, bin ich erſchüttert und gerührt und weiß nicht, wie das noch hat gelingen können: Selbſt-Mitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es iſt ein Sieg, und ein vollſtändiger — denn ſogar meine Geſundheit des Leibes iſt wieder, ich weiß nicht woher, zum Vorſchein gekommen, und jedermann ſagt mir, ich ſähe jünger aus als je. Der Himmel behüte mich vor Torheiten! — Aber von jetzt ab, wo Sie mich beraten werden, werde ich gut beraten ſein und brauche mich nicht zu fürchten. —"

„Meine liebe Lou, alles was Sie mir melden, tut mir ſehr wohl. Übrigens bedarf ich etwas des Wohltuenden! — Mein Venediger Kunſtrichter hat einen Brief über meine Muſik zu Ihrem Gedichte geſchrieben; ich lege ihn bei — Sie werden Ihre Nebengedanken dabei haben. Es koſtet mich immerfort noch den größten Entſchluß, das Leben zu akzeptieren. Ich habe viel vor mir, auf mir, hinter mir; — vorwärts und aufwärts! —"

Auch jenes Gedicht — zwei achtzeilige Strophen — iſt hier wiederzugeben. Wie hinreißend es auf Nietzſche wirkte, räumt auf ihre Weiſe ſelbſt Frau Förſter ein (Biographie II, S. 416 f.): „Einen Beweis hatte er übrigens auch in der Hand, der für Fräulein Salomé ſprach, nämlich das wunderſchöne Gedicht: ‚An den Schmerz', das ſie als eine ſehr geſchickte Anempfinderin ganz im Sinne ſeiner Philoſophie gedichtet hatte. Er war davon aufs tiefſte ergriffen; auch mich rührte es zu Tränen, vielleicht noch jetzt. Verſe wollen, wie man aus dieſer Erfahrung ſieht, recht wenig über den Menſchen ſelbſt beſagen." Daß Nietzſche über dieſen dichteriſchen Wiederklang ſeines Bejahungsgedankens außer ſich vor Glück und Entzücken geweſen ſei, hat Overbeck auf das nachdrücklichſte bezeugt. Frau Andreas ſelbſt ſchildert Nietzſches damaligen Heldenſchmerz folgendermaßen: „Je höher er ſich, als Philoſoph, zur vollen Exaltation der Lebensverherrlichung erhob, je tiefer litt er als Menſch, unter ſeiner eigenen Lebenslehre. Dieſer Seelenkampf, die wahre Quelle ſeiner ganzen letzten Philoſophie, den ſeine Bücher und Worte nur unvollkommen ahnen laſſen, klingt vielleicht am ergreifendſten durch in Nietzſches Muſik zu meinem ‚Hymnus an das Leben', die er im Sommer 1882 komponierte, während er mit mir in Thüringen, bei Dornburg,

„Der Hymnus an das Leben"

weilte. Mitten in der Arbeit an dieſer Muſik wurde er durch einen ſeiner Krankheitsfälle unterbrochen, und immer wieder wandelte ſich ihm der ‚Gott‘ in den ‚Dämon‘, die Begeiſterung für das Leben in die Qual am Leben. ‚Zu Bett. Heftiger Anfall. Ich verachte das Leben. F. N.‘ So lautete einer der Zettel, die er mir zuſchickte, wenn er an ſein Lager gefeſſelt war.“ Die Worte des Gedichtes lauten:

Nietzſches Muſik zu Lous Gedicht

An den Schmerz
(Gebet an das Leben)

Gewiß, ſo liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, rätſelvolles Leben.
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Luſt gegeben:
Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiße ich mich ſchmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund ſich reißt von Freundes Bruſt.

Mit ganzer Kraft umfaß ich dich.
Laß deine Flamme meinen Geiſt entzünden;
Laß in der Glut des Kampfes mich
Die Rätſellöſung deines Weſens finden,
Jahrtauſende zu denken und zu leben
Wirf deinen Inhalt voll hinein —
Haſt du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
Wohlan, noch haſt du deine Pein.

Auch nach dem Sommer in Tautenburg war Nietzſche mit Rée und Lou bis in den Herbſt hinein in Leipzig zuſammen. Daß jenes Zuſammenleben kurz vor der endgültigen Trennung bei ihm ſchon mit gemiſchten Empfindungen verbunden war, iſt weiter nicht verwunderlich; ſicher iſt, daß auch noch in Leipzig der Gedanke an Lou ſein Herz höher ſchlagen machte. Schrieb doch Peter Gaſt an Overbeck am 14. November 1883: „Nietzſche ſelbſt, als auch ſeine Schweſter, ſchrieben, möglicherweiſe nicht mit der bloßen Abſicht, mich damit zu erfreuen, daß er gern wieder aus dem matrimonio segreto etwas zu hören wünſche. In Leipzig ſchien mir Nietzſche nicht ganz dabei zu ſein, wenn ich ihm daraus vorſpielte. Er kam meiſt zu mir, ehe er zu Lou und Dr. Rée ging, — bei ſeinem damaligen Gemütszuſtand war es ſo natürlich, der Gedanke an Lou gab ihm große Begeiſterung ein, mehr als ein Kunſtwerkchen je einflößen kann . . . ich meine ein Kunſtwerkchen von mir (—).“ Es iſt alſo anzunehmen, daß über all die fünf Monate hin Nietzſche ſich doch immer wieder mit der Hoffnung

Mit Rée und Lou in Leipzig

trug, an Fräulein Salomé jene versprochene Jüngerin eben doch zu haben; als diese Hoffnung zerbrach, als die Beziehung sich löste, im November 1882, war er von dem Gefühle ungeheuerster Verlassenheit wie zu Boden geworfen. Aber hat er nicht gleich hinterher „Zarathustra" geschaffen? Ferner verschweigt der Bericht der Biographie geflissentlich die mehrfachen Besuche, die Nietzsche in jenem Jahre bei Overbeck abstattete und wie sehr viel tiefer als sonst jemand er damals den Freund und dessen Gattin in sein Vertrauen zog.

Frau Overbeck über das Lou-Erlebnis

Frau Andreas hat in einem trotz seiner Mängel sehr wertvollen Buche ihr Erleben mit Nietzsche niedergelegt; sie hat auch einen Teil ihrer Briefe von ihm veröffentlicht. Ich habe es stets auf das herzlichste bedauert, daß sich eine vollkommen einseitige und unwürdige Beurteilung dieser Frau und ihres Verhältnisses zu Nietzsche trotz dieser Veröffentlichungen hervorgewagt hat. Nietzsche selbst hat dazu in mancher Weise Anlaß gegeben. Er hat sich willenlos und geschwächt, wie er oft war, auch im Wunsche, nach allen Seiten gerecht zu werden, und im Glauben, er behalte doch schließlich das Heft in Händen, in nachträgliche Erregungen ziehen lassen, die von seiner eigenen ursprünglichen Auffassung weit ablagen. Er war, als er im Sommer 1882 meinem Manne von dem neuen Verhältnisse erzählte, aufs höchste erregt und für die Gestaltung seiner Pläne und seines Lebens aufs hoffnungsvollste zuversichtlich. Außereheliches geistig leidenschaftliches Verhältnis war ein Ideal, das er stets mochte. Es war Leidenschaft vorhanden, aber zugleich der Wunsch, sich nicht von ihr fortreißen zu lassen. Es gewährte ihm Beruhigung, daß Rée der dritte im Bunde sei, und er erwartete viel von dessen hilfreichem, selbstlosem Wesen, während er mich beauftragte mit Lou darüber zu reden, daß er stets nur seine geistigen Ziele verfolge und in allem dabei nur an sich denke. Zugleich erzählte er in Rom, zu ihr gesagt zu haben: „ich würde mich für verpflichtet halten, um Sie vor dem Gerede der Leute zu schützen, Ihnen meine Hand anzutragen, wenn nicht usw. usw." Er fürchtete, Frl. Salomé könne dies für einen Antrag gehalten haben. Ich lasse den Brief folgen, den er mir kurz nachher schrieb.

Nietzsches persönlichstes Erlebnis
Besuch Nietzsches bei Overbeck
Anfang Mai 1882

Naumburg, Pfingſten 1882

Verehrte Frau Profeſſor!

Bei unſerem letzten Zuſammenſein war ich allzuſehr angegriffen: ſo habe ich Ihnen und meinem Freunde eine Sorge und Beängſtigung hinterlaſſen, zu der eigentlich kein Grund vorliegt; vielmehr Anlaß genug zum Gegenteil! Im Grunde ſchlägt mir das Schickſal immer zum Glücke und mindeſtens zum Glücke der Weisheit aus — wie ſollte ich mich vor dem Schickſale fürchten, namentlich wenn es mir in der gänzlich unerwarteten Geſtalt von L. entgegentritt? — Die gänzlich unerwartete Geſtalt von Lou

Beachten Sie, daß Rée und ich mit gleichen Empfindungen unſerer tapfern und hochherzigen Freundin zugetan ſind — und daß er und ich ſehr großes Vertrauen zueinander auch in dieſem Punkte haben. — Auch gehören wir weder zu den Dümmſten noch zu den Jüngſten.

Hier habe ich bisher ganz von dieſen Dingen geſchwiegen. Trotzdem wird dies auf die Dauer untunlich ſein, und zwar ſchon deshalb, weil meine Schweſter und Frau Rée in Verkehr ſind. Meine Mutter dagegen will ich „aus dem Spiele" laſſen — ſie hat ſchon genug Sorgen zu tragen — wozu noch unnötige? —

Fräulein Lou wird dieſen Dienstag Nachmittag zu Ihnen kommen (auch das Buch „Schopenhauer als Erzieher" zurückbringen, welches in der Tat durch ein Verſehen in meinen Koffer geraten war). Sprechen Sie über mich mit jeder Freiheit, verehrte Frau Profeſſor, Sie wiſſen ja und erraten ja, was mir, um mein Ziel zu erreichen, am meiſten not tut — Sie wiſſen auch, daß ich kein „Menſch der Tat" bin und in bedauerlicher Weiſe hinter meinen beſten Abſichten zurückbleibe. Auch bin ich, eben wegen des erwähnten Zieles, ein böſer Egoiſt — und Freund Rée iſt in allen Stücken ein beſſerer Freund als ich (was Lou nicht glauben will).

Freund Overbeck darf bei dieſem Privatiſſimum nicht zugegen ſein? Nicht wahr? —

Es ging mir inzwiſchen recht gut; man findet, ich ſei in meinem Leben nie ſo heiter geweſen. Was mag der Grund davon ſein? Treulich — dankbar und ganz der Ihre

F. N.

Die wenigen Monate der Bekanntſchaft mit Fräulein Salomé haben Nietzſche höchſte ſeeliſche Wonnen gebracht. Höchſte ſeeliſche Wonnen

Er hatte seinen Zarathustra-Gedanken vor dieser Zeit gefaßt. Die Erregung, die ihn seinen „Sohn Zarathustra" erschaffen ließ, ging ursprünglich nicht von Lou aus. Daß ein Mann in seinem Alter mit der Leidenschaft kämpft, versteht sich von selbst. Der Schmerz und die Entsagung, keinen Sohn zu haben, nie einen zu haben, waren in ihm lebendig geworden. Er hat im Sommer 1882 ausgesprochen, daß er deshalb auf die Idee gekommen sei, eine Sohnesgestalt künstlerisch zu schaffen. Man darf den Wert solcher Konfidenzen nicht übertreiben. Den Zarathustra umzuwerten, der ihm ein Vertreter des Wertmessers Gut und Böse war, in der ältesten Geschichte der Menschheit, war ja der eigentliche Gedanke. Trotz verschiedener, einander in die Hände arbeitender Anlässe zum Zarathustra, hat doch Lou den direkten Anteil daran, Nietzsche zum philosophisch-religiösen und moralisch-prophetischen Ausdruck eines Ersatzes für Religion und Moral gebracht zu haben. Ihr eigenes Buch „Der Kampf um Gott" und das spätere „Aus fremder Seele" sprechen hierfür. Lous Verstand und wohl auch ihre Weiblichkeit rissen Nietzsche in die höchsten Höhen. Sie werteten zusammen und standen im Rapport zum christlichen Erlebnis. Er sagte später meinem Manne, als Erlebnis habe Fräulein Salomé nur das religiöse ihrer Konfirmation gekannt, und es sei dies das Thema und eigentlich einzige Thema zwischen ihnen gewesen. Diesem Ausspruch liegt jedenfalls Wahrheit zugrunde, wenn er auch nicht so verstanden werden darf, als ob das ein ganz beschränkt religiöses Erlebnis auch in den Folgen gewesen sei, die es für Lou gehabt habe, in der Hauptfolge besonders, daß sie es mit Nietzsche teilte und von ihm daraufhin „erzogen" wurde.

Der Rapport zum christlichen Erlebnis

Ich weiß nicht, welches Buch oder Manuskript er Rée und Fräulein Salomé Frühsommer 1882 gegeben hatte. Er war unglücklich, daß die beiden ihn auslachten. Er sagte damals zu meinem Manne und mir flüsternd etwas wie: er müsse eben doch immer wieder etwas anderes haben, die reine Aufklärung genüge ihm nicht, und die beiden verständen davon nichts. Ich war wie vom Schlage gerührt, daß bereits solches Mißtrauen, solches Wissen von Nichtzusammengehörigkeit vorhanden sei. Ich bin aber durchaus nicht sicher, ob die beiden ihn wirklich ausgelacht haben. Nietzsche war oft übersensitiv, und seine Einbildung spielte ihm leicht Streiche. Über die Ursache des Auseinandergehens im November 1882 bin ich nicht unterrichtet. Er sprach sich darüber nicht aus. Er sagte nur bei seinem dritten Besuche des Jahres bei uns, es sei wohl zwischen

ihnen alles aus. Er erwartete noch Briefe und knüpfte noch Erwartungen an sie, fragte, ob ich keine für ihn erhalten habe, befürchtete sogar, ich könnte ihm etwas vorenthalten. Er war schmerzlich ergriffen, verstand es nicht, sich durch Aussprache zu helfen, durch Zuspruch helfen zu lassen. Ich riet ihm nur, Menschen nicht preiszugeben daraufhin, daß Menschen sich untereinander wehe tun, sondern die Ruhe von der beschwichtigenden Zeit und Einsicht zu erwarten.

Ich lasse einen zweiten Brief folgen, den Nietzsche im Juli 1883 mir aus Sils schrieb:

Liebe, verehrte Frau Professor,

inzwischen kam der Brief meines Freundes Overbeck, und ich erlaube mir einmal, ihm so zu antworten, und zu danken! daß ich an Sie schreibe, an die ich seit langer Zeit keinen Brief abgeschickt habe! Seien Sie froh deshalb: denn alles, was ich in dem letzten Zeitraume an Briefen „verfaßt" habe, gehört unter die Rubrik: Krankheit und Schwermut — und auch die Dinge, von welchen ich zu erzählen (oder eigentlich nicht einmal zu erzählen) hatte, waren aus dem Reiche des Daseins, welches man am besten verhüllt. Es war mein schwächster und kränkster Winter; und die Erlebnisse, die ihn dazu machten, hätten einen über Nacht zu einem „Timon von Athen" machen können. Was liegt daran, daß in ihnen nichts ist, dessen ich mich zu schämen hätte, und manches, das eine andere Würdigung und Teilnahme hätte finden dürfen, als es sie z. B. bei meinen Angehörigen gefunden hat! In dem finde und fand ich keinen Trost und keine Erleichterung. Im Gegenteil, wenn ich selber irgendwie mehr zu dieser Gattung von „Wirklichkeit" gehörte, ihr gleichartiger wäre, so würde ich wahrscheinlich alles viel leichter ertragen haben — und tragen. So aber fiel es wie ein Wahnsinn über mich her, und es ist durch nichts wieder gut zu machen, daß meine Phantasie und mein Mitleid jetzt nun ungefähr ein Jahr in dem Schlamm dieser Erfahrungen hat waten müssen. Ich glaube mehr bereits ausgestanden zu haben, fünfmal mehr, als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen: und es ist noch nicht zu Ende. Das Unglück wollte, daß ich voriges Jahr nur Dinge zu hören und zu erraten bekam, die zu diesen nächsten Erlebnissen den entsprechenden Rahmen bildeten; insbesondere — — — — — — — —

„Krankheit und Schwermut"

Der Kontrast all dieser Dinge zu dem Seelenzustand, in welchem

Der Kontrast zum Frühling 1882

ich vorigen Frühling lebte, war ganz und gar schauerlich, und stark genug ein Glas zu brechen, das auch ziemlich viel schon ausgehalten hat.

Jetzt gehen diese Dinge wieder von neuem vorwärts. Meine Schwester will ihre Rache an jener Russin haben — nun gut, aber bis jetzt bin ich das Opfer von alledem gewesen, was sie in dieser Sache getan hat. Sie merkt nichts davon, daß kaum ein Zoll noch fehlt zum Blutvergießen und zu den brutalsten Möglichkeiten — und ich lebe und arbeite hier oben diesen Sommer wie einer, „der sein Haus bestellt". —

In der Tat, ohne die Ziele meiner Arbeit und die Unerbittlichkeit solcher Ziele lebte ich nicht mehr. Insofern heißt mein Lebensretter: Zarathustra, mein Sohn Zarathustra! —

Was den betrifft, so habe ich alles dazu getan, daß er diese Ostern bei meinen Freunden erscheinen konnte. Der Rest ist Schweigen. — — — — — —

Ihr F. N.

Ich möchte nicht mehr als nötig auf den Standpunkt des damaligen Fräulein Nietzsche in dieser Sache eingehen. Der Bruder fühlte dessen Mängel und wußte, daß sich dieselben nicht nur gegen Fräulein Salomé, sondern auch gegen ihn selbst gekehrt hatten.

Fräulein Nietzsches Antipathie gegen Fräulein Salomé

Ich sprach Fräulein Nietzsche einen Augenblick in Bayreuth, Sommer 1882, und erschrak über ihre Äußerungen. Sie sprach eine heftige Abneigung gegen Fräulein Salomé aus, von der sie meinte, sie interessiere sich für die Feinde ihres Bruders. Zugleich warf sie ihr vor, nicht begeisterungsfähig zu sein, wobei sie immer sich als die Vorzügliche in Parallele brachte. Von Fräulein Salomés Begabung hatte sie geringe Meinung und wollte sie ihrer größern Jugend halber überschauen und auf alle möglichen Kollegienbänke, jedenfalls aus der Nähe ihres Bruders verweisen. Ich hatte den Eindruck, daß sie dieser Begabung nichts entgegenzusetzen hatte. Den Bruder klagte sie, wie früher schon, bitter wegen seiner Art an, wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegen sie selbst. Ich mußte mir gestehen, daß sie nicht die Person sei, in dem Verhältnis eine verständige und mitfühlende Rolle zu übernehmen. Nietzsche, mit dem ich von mir aus nie über die Schwester geredet hatte, war selber der Befürchtung gewesen, seine Familie werde dem Charakter dieser Beziehung nicht gerecht sein können. Es war darum gewiß ein Fehler, daß er diese seiner Familie doch zumutete.

Er litt nachher ſehr unter all den Zerwürfniſſen, auch mit ſeiner Familie. Ich riet ihm, nicht zu vergeſſen, daß er ja ſelbſt gewußt habe, ſeiner Schweſter zuviel zuzumuten, und er ſich ſchließlich ſagen dürfe, daß ihre ganze Abneigung gegen ihn auf törichten Einbildungen beruhe, denen er ſich gewachſen zeigen könne. Dies tat ihm wohl und baute ihm eine Brücke zur Verſöhnlichkeit. Die Verſöhnung kam denn auch zuſtande, aber in einer für Nietzſche unheilvollen Weiſe. Er fiel von ſich ſelbſt, von ſeinem eigenen Erlebnis ab, trat damit ſich ſelbſt und wohl auch andern zu nahe.

Ich laſſe einen dritten Brief vom 29. Juli 1883, kurz nach dem zweiten geſchrieben, folgen:

Meine liebe Frau Profeſſor!

„Mild und kräftig, ſo wie ich alle Dinge mir wünſche"

Soeben kamen auch die Zwiebäcke an: ich finde ſie mild und kräftig, ſo wie ich alle Dinge mir wünſche — und welcher Art auch Ihr Brief war, für den ich Ihnen den herzlichſten Dank zu ſagen habe. Glücklicherweiſe darf ich ſogar die Vermutung ausſprechen, daß, wenn Sie dieſe böſe Geſchichte, in deren Schatten ich wandle, ſehr viel genauer kennen würden, Sie mir ihrerhalber noch ſehr viel gewogener ſein würden. Vertrauen Sie doch dieſem meinem Worte und denken Sie nicht an „Schwäche" und „Allzumenſchliches" und dergleichen; und wenn ich an dieſer Geſchichte auch zugrunde gehen ſollte, ſo geſchähe es, weil ich mir auch hier wieder zehnmal zuviel zugemutet habe, als ſonſt Menſchen tun, und gegen mich unerbittlich bleibe — alſo aus einer Stärke und nicht aus einer Schwäche. Glauben Sie auch nicht an „Rückfälle"; leider handelt es ſich für mich jetzt um Vorfälle, um Dinge, die für mich neu ſind und derentwegen ich Höllentage und -nächte verlebt habe, nun, ich würge daran — und habe ſchon manches im Leben hinuntergewürgt! Beſorgen Sie ſich auch nicht in betreff einer falſchen Stellung von mir zu meiner Schweſter (die Wahrheit iſt, daß alle meine Stellungen zu allen Menſchen falſch ſind — wer kennt mich denn!); ſie hat in dieſer Sache ihr gutes Recht, überdies iſt ſie ebenſoſehr oder mehr beleidigt wie ich, und wenn ſie durchſetzen will, daß . . . . . zurückgeſchafft wird, ſo ſtiftet ſie, falls ſie es erreicht, mehr Nutzen als ich mit meinem Aſketismus, der durchaus auf Rache verzichten will. Wir ſind jetzt ſehr gute Freunde, beſſer als je. Aber ſie auf meinen Standpunkt verſetzen? — wozu? — Meine Schweſter iſt voriges Jahr zu ſchonend gegen mich geweſen; iſt es nicht toll,

„Die gravierendsten Tatsachen erst seit drei Wochen bekannt"

daß mir die gravierendsten Tatsachen dieser bösen Geschichte erst seit drei Wochen bekannt worden sind! — in Tautenburg hat sie dieselben mir verschwiegen, und in Rom verlange ich, daß von dieser ganzen Sache nicht geredet werde. Erst ein Brief meiner Schwester an Frau . . . (beiläufig gesagt, ein Frauenzimmer-Meisterstück von einem Brief), dessen Kopie sie mir schickte, gab mir Lichter und welche Lichter! . . . . . tritt auf einmal in den Vordergrund; über einen Menschen, mit dem man sich lange Jahre in Vertrauen und Liebe verbunden gefühlt hat, umzulernen, so umlernen zu müssen ist ganz und gar fürchterlich, und ich möchte nur einen Tropfen Trost und Labsal inmitten dieser Wüste aus den Fingern saugen. — Vielleicht bringt der Herbst noch ein kleines Pistolenschießen.

Von Steinach schwieg ich; ich habe mich hier bis Mitte September eingemietet, mit meinem ganzen Hab und Gut (104 Kilo Bücher!), habe mir das Zimmer neu tapezieren lassen und will meine absolute Einsamkeit gehörig benutzen. Es ist mir nämlich im letzten Winter und Frühling gar zu viel Zeit verloren gegangen (durch Krankheit; es war ein typhöser Zustand, von dem ich mich äußerst langsam erholt habe).

Ach, wenn Sie wüßten, was die Probleme mir für Not machen, mit denen sich Geist und Herz jetzt bei mir herumschlagen — dies schreckliche Gefühl der Verantwortlichkeit auf der höchsten Spitze der Erkenntnis! Wahrhaftig, ganz abgesehen von allen elenden Erfahrungen und der ungeheuren Vereinsamung, in der ich seit Jahren lebe! Das, was mich am stärksten am Leben festhält, ist auch das, was mir die tiefsten Nöte und Desperationen bringt und bringen muß; nun sollte man mich billigerweise noch mit überflüssigen Nöten verschonen!

Glauben Sie mir, wenn ich diese zwei Jahre leben bleibe, so ist es eine Leistung ersten Ranges. — Lesen Sie doch auf dem beiliegenden Blatt „die heilige Katharina in Rom —" da ist ein Ideal, freilich in mittelalterlicher Verkleidung, vorgeführt. Ich habe einmal den Glauben gehabt, einen Menschen dieses Ideals gefunden zu haben. Als ich diesen Glauben verlor, da war es nicht „eine Enttäuschung", sondern die Enttäuschung. Nun, ich hatte sogar den Willen dazu, mir den Menschen umzuschaffen, nach dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte; — und wer weiß, wie weit ich's darin gebracht hätte! Aber man hat mich gestört. —

Den Glauben an seine Heiligen verloren

Die Blätter ſind aus dem Buche des Berliner Privatdozenten H. von Stein (das iſt übrigens der gegenwärtige Verehrer von Fräulein Salomé, alſo mein „Nachfolger" hierin, wie in andern Dingen).

Sonderbar! Noch in einem ihrer letzten Briefe an mich ſchrieb Malvida von Meyſenbug, ſie habe ſeit Olga niemanden ſo zärtlich geliebt wie Fräulein Salomé! —

Zum Herbſt ſoll eine größere philoſophiſche Arbeit fertig ſein. Am zweiten Bande Zarathuſtra wird bereits eifrig gedruckt. Ihnen und meinem Freunde den Ausdruck dankbarer Geſinnung. Das Geld iſt in meinen Händen.

F. N.

Bemerken Sie doch, die einzige meiner würdige Poſition in dieſer Sache iſt, daß ich ihr Opfer bin.

Nietzſche hatte ſich im Frühſommer 1882 der Hoffnung hingegeben, in Fräulein Salomé ſein alter ego gefunden zu haben, mit ihr und durch ihre Hilfe ſeinem Ziele ſich entgegenzuarbeiten. Fräulein Salomé war nicht gewillt, in Nietzſche aufzugehen. Aus ſeinem Verlangen nach innerſter Zuſammengehörigkeit wird der leidenſchaftliche Charakter ſeines Seelenzuſtandes erkenntlich. Wie erhaben und rührend klingen Irrtum und Enttäuſchung bei ihm aus? Wie war es möglich, hier eine alle Fäden feiner Empfindung jäh zerreißende, wahrhaft ſchallende Burleske einzuführen, zu der Nietzſche weder Talent noch Derbheit hatte? Welcher Art iſt die Weiblichkeit, die dies mit wichtiger Miene unternahm und trotz aller Einwendungen mit einer Art Virtuoſität durchführte?

Vom erhabenen Irrtum zur ſchallenden Burleske

In einem vierten Briefe kommt Nietzſche noch einmal auf dieſelben Dinge zurück, ſich immer mehr im Abfall vom eigenen Erlebnis beſtärkend und doch ſtets dahin zurückkehrend.

Meine liebe Frau Profeſſor!

Ich will nur gleich noch einmal direkt an Sie ſchreiben und gut zu machen ſuchen, was ich mit dem letzten Briefe ſchlecht gemacht habe. Es muß ein ſehr ungeſchickter Brief geweſen ſein, denn erſtens hat er Sie betrübt, und zweitens hat er den Eindruck gemacht, als ob ich mich zu verteidigen hätte. Die Wahrheit zu ſagen: zur Moralität vermahnt zu werden, macht mich ungeduldig, und der Ausdruck „falſches Mitleiden", angewendet auf den tiefſten Schmerz meines Lebens, hat mir ſogar wehe

getan. Aber das sind Empfindungen, die nicht zwei Tage bei mir anhalten, solchen Menschen gegenüber, von deren gründlichem Wohlwollen ich überzeugt bin. Übrigens ist die ganze böse Geschichte so kompliziert, daß ich es hochzuschätzen habe, wenn jemand ihretwegen „noch immer nicht ernstlich an mir irre geworden ist" — so sehr ich auch das entgegengesetzte Bewußtsein habe, das ich schon in einem Briefe ausdrückte, das Bewußtsein, in meinem ganzen praktischen Verhalten zu Menschen niemals Höheres gewollt und niemals sublimer gehandelt zu haben. Was meine Schwester betrifft, so habe ich es weder im vorigen Jahre noch in diesem an Deutlichkeit darüber, was ich will, fehlen lassen; aber wenn man nicht zusammen lebt, so geschieht manches, dessen Folgen man anzuerkennen hat, nachdem es nicht mehr möglich ist, es ungeschehen zu machen. Ich habe mich gewiß nicht gegen Sie über meine Schwester beklagt, sondern über das Fatalistische darin, daß alles, was sie in dieser Sache getan hat — und zwar zur Rettung und Wiederherstellung meiner Ehre — eingerechnet ihre eigne Genugtuung — sich gegen mich wendet. Als ich gerade mit meinem zweiten Zarathustra fertig geworden war (beiläufig: ich habe noch in keinem Jahre diese Höhen der Empfindung erreicht und bin wahrscheinlich deshalb der beneidenswürdigste aller Sterblichen), da bekam ich ganz unerwarteterweise ihren Brief an (.....) nebst einigen Details über die ganze Geschichte, die mich dermaßen empörte, daß ich an den (.....) einen fulminanten Brief schrieb. Der hat mir darauf mit einem Injurien-Prozeß gedroht; und ich habe darauf mit etwas anderem gedroht. Nun wollen wir sehen, wie die Sache weiter läuft. — Meine Schwester schrieb mir zuletzt noch, daß sie mir jene Dinge aus Schonung voriges Jahr verschwiegen habe. Und in der Tat, vielleicht war es wirklich nötig, mir diese ganze auf Jahre sich zurückerstreckende Enttäuschung tropfenweise und allmählich einzugeben — wahrscheinlich lebte ich andernfalls nicht mehr. Ich war voriges Jahr wie einer, der viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt hatte; meiner Seele fehlte die Haut sozusagen und alle natürlichen Schutzmaßregeln. Das, was ich von da an erlebt habe, ist so kompliziert schmerzhaft, daß ich meine, es sei nach allen an mir überhaupt verwundbaren Stellen das Messer gestoßen worden.

„In meinem ganzen praktischen Verhalten niemals Höheres gewollt und niemals sublimer gehandelt"

„Viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt"

Und nun noch ein Wort über Fräulein Salomé. Ganz abgesehen von der idealistischen Beleuchtung, in der man mir sie vor-

geführt hatte (als eine Märtyrerin der Erkenntnis faſt von Kindesbeinen an und noch mehr Heldin wie Märtyrerin), iſt und bleibt ſie mir ein Weſen erſten Ranges, um die es ewig ſchade iſt. Gemäß der Energie ihres Willens und der Originalität ihres Geiſtes war ſie zu etwas Großem angelegt; nach ihrer tatſächlichen (— — — — — — —).

Mir fehlt ſie, ſelbſt noch mit ihren ſchlechten Eigenſchaften; wir waren verſchieden genug, daß aus unſern Geſprächen immer etwas Nützliches herauskommen mußte; ich habe niemanden ſo vorurteilsfrei, ſo geſcheut und ſo vorbereitet für meine Art von Problemen gefunden. Mir iſt ſeitdem, als ob ich zum Stillſchweigen, oder zu einer humanen Heuchelei im Verkehr mit allen Menſchen verurteilt ſei. —

„Seitdem zum Stillſchweigen oder humaner Heuchelei verurteilt"

Bitten Sie doch ja Freund Overbeck, daß er ſeinen herrlichen Gedanken eines Zuſammentreffens in Schuls feſthält. Und Sie ſelber, meine liebe verehrte Frau Profeſſor, bleiben Sie mir gut und zuverſichtlich.

Von Herzen Ihr ergebener Nietzſche.

Der arme, herrliche Freund, wäre er nur ſelber zuverſichtlicher geweſen und hätte ſich ſelber wirklich vertreten. Das war es ja, was ich bei ihm gewünſcht hätte, aber er konnte mich nicht mehr verſtehen. Nicht von falſchem Mitleiden, angewandt auf den tiefſten Schmerz ſeines Lebens hatte ich geredet, ſondern vom falſchen Mitleiden mit kleinlichen Nachtrieben, denen er ja den Krieg erklärt hatte. Ich war tief elend, nachdem ich dieſe Briefe empfangen hatte. Wie konnte ein Menſch wie Nietzſche ſo hinter ſich ſelbſt zurückbleiben? Er war empört über die Mitteilungen. Wie war es nur möglich, daß er ſich ſolchen Mitteilungen ohne jede Spur von Kritik hingab, daß ſich jemand gefunden hatte, ſie ihm zu machen, der ſelber ſo ungerecht gegen ihn geweſen war, ſelber hierin der größten Nachſicht bedurfte, die Nietzſche in voller Verſöhnlichkeit gewährt hatte? Wie war es nur möglich, daß er ſich nicht ſagte: wo du ſo ungerecht beurteilt worden biſt, haben andere keine Ausſicht auf gerechtere Beurteilung?

Er geriet in die Barbarei eines nicht einmal in ihm vorgebildeten häßlichen Nachſpieles. Es zehrte an ſeinen Lebenswurzeln, und er ſtieß es nicht von ſich, ſondern betrachtete ſich willig als deſſen Opfer. Er, der gehofft hatte, mit ſeiner Lehre von der ewigen Wiederkunft die Jüngerin nun wirklich zu umfaſſen und diesmal

endlich Herrſcher zu ſein! Aber auch wir verſagten aus Mangel an Ahnung, wie wichtig dieſe Lehre der Wiederkunft ihm war. In der „Fröhlichen Wiſſenſchaft" iſt ſie noch wie eines unter vielem dargeſtellt und wirkte auf uns eigentlich ernüchternd. Das war die große Einſamkeit, die ihn befiel, es war wirklich ſchrecklich. Ich verſtand 1882 den ganzen grauſigen Schmerz nicht, als er mir beim Abſchied ſagte: „So gehe ich denn wirklich in die volle Einſamkeit." Er hoffte bis zum letzten Augenblick auf ein Bekenntnis, auf ein Verſtändnis, das nicht vorhanden war. Auch 1883 wartete Nietzſche auf uns, und wir genügten ihm nicht. 1884 ſprach er endlich ſelbſt in der von meinem Manne geſchilderten Weiſe. Er war aber krank und hielt ſich mir fern und fühlte nachher ſelbſt, daß er mich zurückgewieſen hatte, woraus natürlich Abkühlung entſtand. Ich ſah ihn nicht wieder.

Manche Frau mag es nun einmal nicht leiden, daß der Mann Opfer iſt, und gar Zarathuſtra der Mächtige, deſſen Stärke über allem Menſchlichen ſteht, wollte hier Opfer ſein. Mein Herz war an ſeinen Idealen beteiligt.

Nietzſche kam ſpäter zur Ruhe. Es liegen hierüber Worte von ihm vor. Er hielt in der Erinnerung an den Freunden und an dem, was ſie ihm geweſen waren, feſt.

Die Darſtellung der „Affäre" durch Frau Förſter

Solange Frau Andreas auf die Verunglimpfung der Biographie (II, S. 397—420, Kapitel XXIII „Bittere Erfahrungen") ſchweigt, iſt an eine abſchließende Darſtellung dieſer für Nietzſches Leben entſcheidenden Epiſode nicht zu denken. Overbeck ſtieß ſich ſchon an der unwürdigen Bezeichnung „Affäre" (II, S. 479, 830). Auch iſt bis jetzt der Satz in der Einleitung zu H. Lichtenbergers Buch (S. LXV, wiederholt Biographie II, S. 518) unwiderſprochen geblieben: „Leider haben aber dieſe Unterredungen (zwiſchen Nietzſche und Fräulein Salomé über die ewige Wiederkunft) niemals ſtattgefunden, und der erwähnte Briefwechſel hat niemals exiſtiert." Der Terrorismus, mit dem bis jetzt Frau Förſter die Anwendung des Urheberrechts auf Briefe Nietzſches an andere geltend zu machen trachtete, wird wohl die Veröffentlichung auch dieſer Wiederkunftsbriefe zu verhindern gewußt haben. Eine weitere Willkür iſt es zu nennen, wenn ſie einen in der Tat ſehr bedeutſamen Paſſus aus dem Ecce homo friſchweg auf den Sommer 1882 und auf Fräulein Salomé anwendet (II, S. 402/3):

„Man mag mein Leben hin und her wenden, man wird darin nur ſelten, im Grunde nur einmal Spuren davon entdecken, daß jemand böſen Willen gegen mich gehabt hätte — vielleicht aber etwas zuviel Spuren von gutem Willen.“ Frau Förſter beteuert, es werde ihr ſchwer, dieſe an und für ſich ſo unbedeutenden Erlebniſſe, die aber ihrem Bruder ſo überaus ſchmerzliche waren, zu erzählen: „Die ganze Sache war von allen Seiten und von Anfang an ein ungeheures Mißverſtändnis. . . . . Aber der Naivſte (!) von allen war ſicherlich mein Bruder ſelbſt!“ Es iſt anzunehmen, daß im Archiv unveröffentlichte Belege aufbewahrt werden, mit denen die in der Biographie vorgelegte entſtellende Auffaſſung noch des weiteren glaubhaft gemacht werden könnte, während die Beweiſe für das Gegenteil der Öffentlichkeit unerbittlich vorenthalten worden ſind. Wenn es ſchon Nietzſches Schickſal iſt, daß ſelbſt zarteſte Herzensdinge hervorgezerrt werden, ſo verlangt die Gerechtigkeit ein annäherndes Gleichgewicht im Dafür und Dawider. Was jetzt in der Biographie über die Freundſchaft Nietzſches mit Fräulein Salomé zu leſen ſteht und vielleicht noch mit bewährtem Raffinement dem Scheine nach erhärtet werden wird, iſt eine empörende Vergewaltigung des wirklichen Sachverhalts.

Wir müſſen uns mit einigen Andeutungen begnügen. Man hat dieſes inhaltsreiche und folgenſchwere Erlebnis Nietzſches in zwei voneinander ſcharf geſchiedene Perioden zu teilen: in die fünf Monate ſeines perſönlichen Umgangs mit Fräulein Salomé, eine Zeit ſchmerzlichſter, aber rein ſubjektiver, durch keinerlei Hintertragungen komplizierter Kriſen und in das unerquickliche Enthüllungsnachſpiel, das im Jahre darauf (1883) mit rauhem Griff den Schleier von einem, wie er bis dahin glauben mußte, unbelauſchten Vorgange wegriß. Deshalb trug ſeine ſpätere Erinnerung an Lou ſtets die ſchrille Diſſonanz an ſich: er von ſich aus dachte ja an ſie wie an eine Enttäuſchung, wie an ein unerfülltes Verſprechen; aber das war und blieb für ihn, ſo hatte er gemeint, etwas ganz Geheimes und Perſönlichſtes, von dem kaum jemand ſonſt etwas bemerkt hatte und das jedenfalls niemanden etwas anging. Statt daß ſich nun dieſes Andenken an eine ehrliche Täuſchung unangetaſtet erhielt, ſo daß er in Ruhe darauf hätte zurückblicken können, wurde das Gedächtnis daran jählings von einer zweiten, ganz anders verlaufenden Zeichnung überſchnitten und gekreuzt — und ſo blieb Nietzſche gerade von dem-

Zwei ſcharf geſchiedene Perioden

Eine ehrliche Enttäuſchung durchkreuzt durch fremde Einmiſchung

jenigen innern Erlebnis, von dem er mehr als von allen andern ein abgeklärtes Spiegelbild zurückzubehalten wünschen mußte, nur noch ein wüstes, unentwirrbares Durcheinander übrig. Es ist verständlich, daß sich die ganze Leidenschaft seines Widerwillens nicht sowohl gegen Lou und Rée kehrte, selbst wenn sie sich wie er nun hinterher — gewiß mit Unrecht — sich einbildete, hinter seinem Rücken über ihn lustig gemacht hätten, sondern gegen die Einmischung derjenigen Persönlichkeit, die ihm erst die entscheidenden Vorfälle verheimlichte und ein Jahr später, als er die persönliche Fühlung mit den beiden bereits verloren hatte, dann nachträglich noch hinterbrachte. Seine Männlichkeit bäumte sich in ihm auf in zorniger Entrüstung darüber, daß er um das elementare Recht der unmittelbaren Aussprache und Abrechnung damals betrogen worden war und hinterher nun sich ausschließlich von den eigenmächtigen Zwischenhandlungen einer Mittelsperson abhängig sah, die er aus eigenem Empfinden sicher niemals zu diesem Amte aufgerufen hätte.

Nietzsches Familiengefühl

Nietzsches Verhältnis zu Mutter und Schwester, das gewiß beiderseits auf guten Willen und herzliche Verwandtenliebe gegründet stand, war ihm immer schon hie und da zu einer Geduldsprobe geworden. Seine mehrfachen Versuche der Basler Zeit, mit der Schwester gemeinsame Haushaltung zu machen, waren nie von langer Dauer gewesen; auch seine Anläufe, sich durch Ansiedlung in der Heimat seine Seßhaftigkeit wenigstens teilweise noch zu erhalten, zerschlugen sich nicht allein am Klima und andern äußeren Verumständungen, sondern mindestens ebensosehr an dem, was er gelegentlich „Naumburger Tugend" nannte und in der Gesinnung seiner Familie verkörpert vorfand. Dabei war er aber keineswegs der Mann, sich über derartige unvermeidliche Umgebungsschwierigkeiten aus geistiger Überlegenheit hinwegzusetzen und an dem Anhang, wenn er ihn doch nicht abschütteln konnte oder wollte, doch auch nicht schwerer zu tragen, als er in Wirklichkeit für ihn wog. Vielmehr hat Nietzsche seine Familienbeziehungen sehr ernst genommen, und das mag mit seinem von Overbeck besonders an ihm bewunderten Idealisierungsvermögen in Verbindung stehen. Hinter seiner von dem Vater und von der Mutter her ausschließlich pastoral kleinbürgerlich gearteten Herkunft leuchtete ihm die Möglichkeit, von dem ähnlich lautenden polnischen Grafengeschlechte abzustammen, desto lockender hervor. Später steigerte sich diese Neigung, seine erblichen Voraussetzungen

Gesteigertes Bewußtsein seiner Herkunft

ſymboliſch zu deuten. Solche zufällige Beziehungen unterſtrich Nietzſche, ebenſo mag er auch bei den einzigen nahen Blutsverwandten, die er als erwachſener Menſch erlebte, bei Mutter und Schweſter geneigt geweſen ſein, in ihren Eigenſchaften etwas Ungewöhnliches zu erblicken, und hierin wird der Grund für jene zahlreichen Zeugniſſe zum Teil begeiſterter und überſchwänglicher Anhänglichkeit zu ſuchen ſein, die namentlich in den Briefen an ſeine Schweſter niedergelegt und auszugsweiſe von ihr in der Biographie bereits bekannt gegeben ſind. Unwillkürlich ließ er auch ſeine Familie an dem Ausnahmebewußtſein teilhaben, das ihn zunehmend beſeelte, und das muß denn eine Sammlung dieſer freundlichen und herzenshöflichen Ausſagen in ein übertriebenes Licht rücken, ſobald verſchwiegen oder auch bloß nicht genügend deutlich geſagt wird, daß Nietzſches Sohnes- und Bruderliebe auch ihre für ihn ſelbſt ſehr empfindliche Kehrſeite hatte. Seine Empfindſamkeit drängte ihn hier noch mehr als ſonſt in die Extreme und ließ ihn gegen Mutter und Schweſter nach der einen, ſo gut wie nach der andern Seite in Überempfindungen verfallen. Er legte deshalb bald Jubel, bald Gereiztheit an den Tag in lauter Fällen, wo eine normale Gefühlsweiſe kaum zu einer bemerkbaren Temperaturerhöhung oder -verminderung ſich hätte beſtimmen laſſen. Overbeck, der am meiſten und jedenfalls weit mehr als ihm ſelber lieb war, in dieſem heikeln Punkt von Nietzſche ins Vertrauen gezogen worden iſt, geſtand kopfſchüttelnd: „Ich habe unter den vielen Dingen, mit welchen Nietzſche gelegentlich auch nur ‚ſpielte‘ bei keinem den Eindruck der Kaprice mehr gehabt, als bei ſeinen der Familie geltenden Einfällen und werde in dieſer meiner Auffaſſung der Sache auffallend bekräftigt durch den Schlußband der Biographie, z. B. S. 384, wo Nietzſche am 21. September 1881 ſeiner Schweſter mitten aus der Vereinſamung, die er damals ſo bitter zu empfinden begann (aus dem Gefühl heraus, daß ſein Stern nach eben vollendeter ‚Morgenröte‘ im Aufſteigen begriffen war), aus Anlaß der Backfiſcheinfälle dieſer Schweſter eben bei der allegoriſchen Ausſchmückung kleiner, ihrem Bruder überſendeter Notizbücher ſeine Genugtuung darüber ausſpricht, daß er dieſe Huldigung ſeiner Familie und nicht irgendwelchen ‚Verehrern‘ verdanke.“ Hinwiederum klagte er bei Overbecks, daß ſeine Schweſter ihm die Symbole dieſer Notizbücher mit einer Zurechtweiſung verbunden habe. So ſoll ſich darunter ein Drache befunden haben als Anſpielung auf

Nietzſches Kaprice

ihr verdächtig vorkommende Tiefen und Unzugänglichkeiten in seinem Wesen, auf gewisse Manieren an ihm.

Indessen reicht der Hinweis auf Nietzsches Reizbarkeit nicht mehr völlig aus zur Erklärung seiner entscheidenden Erfahrungen im Lou-Erlebnis. Mochte er bis dahin die ihm geltenden Betätigungen der mütterlichen und schwesterlichen Teilnahme ernster genommen haben, als wahrscheinlich natürlich und nötig war — damals, 1882/83, bekam er es mit seiner Schwester auf eine so intensive Weise zu tun, wie er es ihr offenbar gar nicht zugetraut hatte. Sie selbst muß es immer schon schwer ertragen haben, vom Bruder nicht zum vollen Maßstabe der Freunde eingeschätzt worden zu sein, und dieses gewaltsam hintan gehaltene Gefühl mag daraufhin zu dem turbulenten Ausbruch ihrer schwesterlichen Ansprüche geführt haben, durch den sie in einem immerhin kritischen Zeitpunkte seines Lebens ihm die Selbstentschließung zu entwinden vermochte und sich bis zu einem gewissen Grade an die Spitze seines Schicksals setzte. Ob Nietzsche im allgemeinen an Willensstärke hinter seiner Schwester zurückstand? In der fortgesetzten Bandreihe seiner Werke steckt, allein in dieser Tatsache sich bestätigend, eine so ungeheure persönliche Energie, daß sie kaum irgendwie durch einen Nachbarwillen überboten werden konnte. Aber eben, Nietzsches Intensität ging so sehr in seinem Werke auf, daß für die äußere Gestaltung seines Lebens es einem fremden Willen wohl möglich gemacht war, seinem eigenen den Rang abzulaufen. Dies ist in der Lou-Episode der Fall gewesen; seine Schwester griff, über seinen Kopf hinweg, ein und schlug diejenige Richtung an, die nach ihrem Dafürhalten die Dinge zu nehmen hätten und dann auch in der Tat genommen haben. Diese Zielsteckung hat Nietzsche später abwechselnd bald als Befreiung, bald als Knebelung aufgefaßt und dementsprechend bald gutgeheißen und bald mißbilligt. Daß ein Erlebnis, das für ihn gleichsam nur in gedämpfter Konkretheit, zur Hälfte traumhaft vorhanden war, ins grelle Alltagslicht hinausgezerrt wurde, um dort nach den Gepflogenheiten eines alltäglichen Dafür und Dawider erwogen und abgeurteilt zu werden, das lief ebensosehr seinen Fühlungen zuwider als es seinem Wahrheitsbedürfnis doch wieder entsprach. Und so erfüllten sich die Beziehungen von Bruder und Schwester nach der Freundschaft mit Lou besonders tiefgreifend in einem leidenschaftlichen Wechsel des Anziehens und Abstoßens, wie denn überhaupt der Verlauf dieses Geschwisterverhältnisses aus der un-

Das Dazwischentreten der Schwester

Nietzsches Unentschlossenheit

vermittelten Aufeinanderfolge momentaner Zündungen ſich genährt zu haben ſcheint. Auf ſeiten der Schweſter war die Durchſetzlichkeit nur allzuſehr begleitet von der vollſtändigen Mißachtung deſſen, was im Bruder geſtützt und hochgehalten werden mußte, wobei ſie dann auch ſeine Beziehungen zu andern rückſichtslos durchquerte; denn in ihrer zufälligen Eigenſchaft als Schweſter trieb ſie ihr Weſen oder auch Unweſen ſelbſt da unerſchrocken weiter, wo ſie als Geiſt und Charakter nicht eben hineingehörte.

In der einen oder anderen Einzelheit mag ihre Kritik am Verhalten von Fräulein Salomé gegen Nietzſche dem Sachverhalt entſprechen; die Erzählung dieſer Vorgänge läßt aber viel zu wenig durchblicken, wie ſehr gerade die Schweſter an dieſen Vorfällen, die ſie mehr nur als Zuſchauerin beſchreiben zu können ſich den Anſchein gibt, aktiv beteiligt war und durch nachträgliche Aufdeckungen in Nietzſches Seele den gefährlichen Sturm heraufbeſchwor, aus dem er nicht eben rühmlich hervorging. Overbeck war bei ſeinem Beſuch im Engadin im Auguſt 1883 Zeuge von Nietzſches Wutanfällen gegen Lou und von ſeinem Entſchluß, Rée auf Piſtolen zu fordern. Als aber in ihm das Zorngewitter vorüber war, ließ er ganz von ſelbſt Fräulein Salomé ſowohl als Rée hohe Gerechtigkeit widerfahren; er blieb dabei, die Jahre des Umgangs mit Dr. Rée ſeien ihm ein Troſt geweſen, er blieb dabei, daß Rée als Denker in ſeine Entwicklung gehöre. Und gar den Umgang mit Lou bezeichnete er als eine unglaubliche Wohltat, durch die er erſt reif geworden ſei für ſeinen Zarathuſtra. Dies war ſeine endgültige, abſchließende Auffaſſung über die Lou-Epiſode, die er ſeit 1884 vertrat. Er tat recht daran. Die Enttäuſchung, daß Lou ſich ihm nicht geiſtig zu verbinden gewußt hatte, nannte Nietzſche die größte ſeines Lebens. In dem Verhältnis zu Wagner und ſeiner Gattin, zehn Jahre früher, hatte in Nietzſche die Anempfindung vorgeherrſcht, aus der allerdings auch Leidenſchaft hervorgewachſen war, aber nicht bewußtes Fürſich-Begehren. Inzwiſchen war der Jüngling zum vollen Manne erſtarkt. In dem reif Gewordenen war ein wirkliches Verlangen, der Wunſch nach Beſitz, das Anzeichen der großen Leidenſchaft lebendig geworden: man vergleiche nur das herrliche Leipziger Bild, auf dem er das Haupt in die Hand geſtützt mit verzücktem Augenaufſchlag zum Viſionär verwandelt iſt, mit den früheren! In dieſem Zeitpunkt war Nietzſche reif zu perſönlichſtem, eigenſtem

Bleibender Wert der Lou-Epiſode

Begehren. Er begehrte Lou — heiß, aber freilich nicht ſinnlich; vielleicht war das ſein eigentlicher Rechenfehler, daß er des ehrlichen Glaubens war, die verfeinerte, nur auf geiſtigen Beſitz gerichtete Begierde ſei mit einem ſolchen Dispens auf Ausſchaltung der elementaren Triebe als Begierde überhaupt noch möglich. Der Preis, den er für dieſen Irrtum zahlte, war eben der Einſturz ſeiner goldenſten Illuſion. Das unwillkürliche Lächeln, das uns bei der Wahrnehmung einer derartigen Achtzehnjährigen-Unerfahrenheit an einem Achtunddreißiger überkommen mag, verſchwindet aber über der großen Ehrfurcht vor der Keuſchheit dieſer Virilität. Am Lou-Erlebnis war Nietzſches androkratiſches Selbſtbewußtſein zur Fülle gediehen. Er war ſeiner Männlichkeit bis zu einem ſolchen Grad von Stolz und Kraft inne geworden, daß er die ſonſt dumpfen Wonnen phyſiſcher Mannbarkeit nun geläutert im Geiſtigen genoß. Jetzt ging er hin und erzeugte „ſeinen Sohn Zarathuſtra".

III. Antiſemitismus und Obſkurantismus

Nicht länger kann nun ein Verhältnis beſchwiegen werden, das in den Lebensumſtänden jedes Schriftſtellers ſeine beträchtliche Rolle zu ſpielen hat und für Nietzſche, der ja nach ſeiner Amtsniederlegung nichts anderes als Schriftſteller mehr war, vollends verwickelte Formen annahm: das Verhältnis zu ſeinem oder ſeinen Verlegern. Nietzſches erſter Verſuch, unter Dach und Fach zu kommen, richtete ſich zu Anfang der ſiebziger Jahre auf einen jungen, auch eben erſt eingewanderten deutſchen Buchhändler, der die älteſte, in ununterbrochener Tradition von einem der berühmten Humaniſtendrucker herſtammende Basler Verlagshandlung eben käuflich erworben hatte. Dabei iſt an dem Grund der Ablehnung von Intereſſe, daß dem betreffenden Verleger, der ſelbſt Anhänger Wagners war, Nietzſches Wagner-Begeiſterung in der „Geburt der Tragödie" — um die handelte es ſich — denn doch alle Dämme einzureißen ſchien. Die Herbſtferien 1871 verbrachte Nietzſche zum Teil in Leipzig mit Rohde und Gersdorff, und durch deren Vermittlung wurde die geſchäftliche Beziehung zu dem Verleger der Schriften Wagners geknüpft, E. W. Fritzſch. Wohl infolge der heftigen Angriffe auf die beiden erſten Bücher, durch die der Verleger wahrſcheinlich doch etwas kopfſcheu wurde,

Nietzſches Verleger E. W. Fritzſch

wollte beiderſeits ein rechtes Vertrauen nicht aufkommen. Im November 1873 beſuchte Nietzſche Fritzſch noch in Leipzig; ſchon im Sommer 1874 löſte ſich das Verhältnis auf gütlichem Wege, indem der Verlag der Unzeitgemäßen Betrachtungen nun an den Buchhändler Ernſt Schmeitzner in Chemnitz überging. Auch Overbeck machte dieſe Transaktion getreulich mit; ſeine „Chriſtlichkeit" war mit Nietzſches „Strauß" noch bei Fritzſch erſchienen: ſeine künftigen Fachſtudien, ſofern ſie nicht Univerſitätsprogramme waren oder in Zeitſchriften niedergelegt wurden, kamen ſämtlich bei Schmeitzner heraus. Dieſer machte gegen Ende der ſiebziger Jahre Anſtalten, ſich in großem Stile zum Weltanſchauungsverleger zu entwickeln; er wollte die Quellen zum Buddhismus durch indiſche Studien fördern, bemühte ſich um die Erwerbung der Briefe Laſſalles, verſchloß ſich auch Dührings „Judenfrage" nicht und brachte Dr. Rées „Urſprung der moraliſchen Empfindungen"; aber ſeine größte Hoffnung hatte er wohl auf Nietzſche geſetzt. Die Oſtermeſſe 1879 ſetzte den erſten Dämpfer auf mit einem Abſatz von nur 120 Exemplaren des „Menſchlichen, Allzumenſchlichen". Auf Weihnachten 1879 gab Schmeitzner einen literariſch gehaltenen Verlagsbericht heraus, den Peter Gaſt redigierte. Den erſten Ärger bereitete Schmeitzner Nietzſche und ſeinen Freunden durch die in Ausſicht genommene Gründung „Antiſemitiſcher Blätter", nachdem Nietzſche ſchon 1878 die „Bayreuther Blätter" als „erbarmungswürdiges Zeug" bezeichnet hatte (Briefe I, S. 430). Dabei war Schmeitzner ſchon immer hinter Nietzſche her, er ſolle ein „Jahrbuch der Freunde" herausgeben; da ſich das hinzog, weil Nietzſche nichts überſtürzen wollte, ſetzte Schmeitzner ohne Vorwiſſen der Beteiligten die „Internationalen Monatshefte" ins Werk und warb Autoren unter der Vorſpiegelung, Nietzſche und Overbeck hätten ihre Mitwirkung zugeſagt, woraufhin ſich z. B. der Hallenſer Privatdozent Dr. Heinrich von Stein zur Mitarbeit verpflichtete; Redaktor ſollte Gaſts Freund, Paul Wiedemann, ſein. Den Hauptanlaß zu Klagen gab indeſſen Schmeitzners geſchäftliche Nachläſſigkeit; den Empfang des Manuſkriptes zur „Morgenröte" ließ er wochenlang unangezeigt; ſtatt ſich um die Herausgabe des „Zarathuſtra" zu kümmern, verbrachte er ſeine Zeit mit antiſemitiſchen Agitationsreiſen; außerdem ſchützte die Druckerei Teubner Furcht vor dem Gotteslästerungsparagraphen vor, während in Wahrheit wohl der Druck von einer halben Million Geſangbücher den Grund der Verzögerung bildete. „Das

E. Schmeitzner in Chemnitz

Die antiſemitiſche Agitation

machen", schrieb Nietzsche an Gast (Biographie II, S. 431), „die ‚sehr wichtigen Verhandlungen' und beständigen Reisen des Chefs der alliance antijuive, des Herrn Schmeitzner: da muß ‚der Verlag einmal etwas warten', so schreibt er. Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hindernis, die 500 000 Gesangbücher, und dann das judenfeindliche Hindernis — das sind ganz ‚Religions-stifterliche Erlebnisse'." Allmählich wurde auch die innere Gleichgültigkeit, wenn nicht Abneigung Schmeitzners gegen Nietzsche als Verlagsartikel ruchbar; man suchte einen Käufer, fand aber keinen wegen Preisüberforderung. Wie oft schon hatte Overbeck Nietzsches Quartalsgehalt an Schmeitzner einzahlen müssen, und doch verweigerte dieser auch nach Jahren jede Gegenabrechnung und die Entrichtung auch nur eines Pfennigs Honorar von den Einnahmen der verkauften Bücher. Die Spannung übertrug sich unvermeidlich auf den persönlichen Austausch; so nannte sich Schmeitzner als Antisemit einen „praktischen Christen" und bekam dafür von Nietzsche die Antwort einzustecken, er sei ein Praktikus, aber kein praktischer Christ (Biographie II, S. 485). Alle diese Vorfälle faßt Frau Förster in den Satz zusammen, Schmeitzner habe ihrem Bruder „verschiedene Unannehmlichkeiten" bereitet und außerdem nicht aufgehört ihm mitzuteilen, daß das Publikum seine Aphorismen nicht lesen wolle. Eine derartig [illegible]e Beurteilung der Situation gibt aber keine richtige Vorstellung von den schweren Hemmnissen und Bedrückungen, die Nietzsche in einer an sich schon unerträglichen Zeitspanne das Leben sauer gemacht haben. Um seiner Geldforderung Nachdruck zu verleihen und Zarathustra einem so ungeeigneten Verweser zu entziehen, mußte Nietzsche die Angelegenheit dem Anwalt übergeben und ein volles Jahr in Prozeßsorgen schweben, ehe der Verleger endlich (im November 1885) seinen Verpflichtungen nachkam. Wohl war das ein Aufatmen, aber nicht von der Verlegermisère an sich, sondern nur von deren grotesken Auswüchsen. Zu dem vielfachen Pech, das Nietzsche in seinem Leben gehabt hat, gehört es wahrhaftig, daß er einem derartigen Spezialisten von Verleger in die Hände fiel, durch den Nietzsches Schriften bis und mit Zarathustra überhaupt nur in Antisemitenkreisen geschäftsmäßig vertrieben wurden. Die früheste Besprechung des ersten Zarathustra war von einem Christen und Antisemiten verfaßt und sonderbarerweise im Gefängnis entstanden; Nietzsche wußte auch darin noch das Gute herauszufinden, „insofern, da sofort die populäre Position, die

„Als Antisemit ein praktischer Christ"

einzig an mir begriffen werden kann, eben meine Stellung zum Christentum, gut und scharf begriffen ist. ‚Aut Christus, aut Zarathustra?‘ Oder auf deutsch: es handelt sich um den längst verheißenen Antichrist — so empfinden es die Leser.“ (Biographie II, S. 436.) Für die Übernahme der Schmeitznerschen Masse hoffte Nietzsche ein angesehenes Leipziger Verlagshaus zu gewinnen, das erst wollte und dann wieder nicht wollte. Vollends die Hoffnung, für seine neuen Sachen einen Verleger zu finden, hat er tapferen Mutes aufgegeben; er war nun so weit, Druckfertiges einfach in ein Päckchen zusammen zu binden und kaltblütig in die Schieblade zu legen. Im Sommer 1886 vereinigte er diese prekären Zustände zu dem einigermaßen annehmbaren Provisorium, daß alles bisher Gedruckte von dem alten Verleger E. W. Fritzsch aufgekauft wurde und das Wichtigste darunter mit beigefügten Vorreden eine Titelneuauflage erfuhr; für seine gesamte zukünftige Produktion indessen mußte er sich zur eigenen Regie entschließen; es war nur eine Formsache, daß die Druckerei C. G. Naumann ihren Namen dazu hergab und mit Nietzsches neuen Büchern selber unter die Verleger ging, aber ohne jede kontraktliche Abmachung.

Rückkehr zu Fritzsch Kommission bei C. G. Naumann

Die Verquickung seines Schaffens mit den ihm von Grund aus unsympathischen alldeutschen, judenfeindlichen und verchristlichenden Tendenzen erstreckte sich aber nicht nur auf den geschäftlichen Teil. Antisemitismus und Obskurantismus rückten ihm auch im eigenen Hause auf den Leib. Weitere Aufklärungen über Nietzsches Beziehungen zu seiner Familie schickt es sich möglichst in Form eines Kommentars zu den betreffenden Partien der Biographie zu geben. Die Verfasserin stellt das biographische Problem, wen eigentlich Nietzsche zu seinem Vertrauten gemacht habe, als Rivalität zwischen seinen männlichen Freunden und ihr selbst dar, wonach lange Zeit „die Freunde“ den Vortritt gehabt hätten, bis schließlich die Schwester in ihre lang verkannten Rechte eingerückt sei. (Vgl. besonders S. 834 f.) Dies kann aber nur prinzipiell, nicht chronologisch gemeint sein; denn bereits im Herbst 1885 erfolgte der Abschied zwischen den Geschwistern, und vor dem Ausbruch des Wahnsinns haben sie sich nicht wieder gesehen. Das persönliche Einverständnis zwischen ihnen, sofern es sich um ein solches handelt, wäre also in den ersten achtziger Jahren zu suchen. Was ist hierüber aus der Biographie zu erfahren? Als Vertraute erscheint die Schwester wirklich neben Peter Gast im Verzückungssommer 1881 in Sils-Maria (S. 374, 378,

Die Schwester als „Vertraute“

381 f.). Dann wiederholt sich die Intimität beim Aufenthalt in Rom im Frühsommer 1883 nach dem Rapallo-Winter — in der Entstehungszeit des zweiten Zarathustra, wo die Schwester nicht nur die schwierigen Verhandlungen mit Schmeitzner zu führen hat und selbst „Korrekturbogen lesen darf“, sondern auch — „ich als einziger Jünger!“ — Zeuge seiner dichterischen Konzeptionen war. (S. 453, 457, 458.) Es ist also durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß sich die Schwester in der Entstehungszeit des Zarathustra I—II der Einweihung in die Gedankenwelt ihres Bruders durch diesen selbst zu erfreuen gehabt hat. Doch beweist das nichts mehr als einen Versuch Nietzsches, seine Schwester daraufhin zu prüfen, ob sie des Verständnisses für sein Werk fähig sei. Anderes wiederum deutet darauf hin, daß die beiden damals durch ihren gegenseitigen guten Willen angetrieben, doch nur einen Zustand völliger Ratlosigkeit durchzumachen gehabt haben. Die Schwester hat dem Bruder nicht helfen können und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm überhaupt nicht zu helfen war, am wenigsten mit den naiven, aus einer tief inferioren Welt geschöpften schwesterlichen Experimenten. Wollte Nietzsche ein berühmter Lehrer sein — Mitglied einer Erziehungsgemeinschaft — oder ein einsiedlerisch schaffender Schriftsteller, er wußte es selbst nicht und fluchte zeit- und abwechselungsweise beiden Zuständen und Berufen (vgl. S. 465 f.). Mochte ihm daher die Schwester in einen oder andern Sinne raten — was sie dabei zu holen hatte, war in beiden Fällen eine mehr oder weniger schroffe Zurückweisung oder ernste Strafpredigt (besonders S. 464 ff.). Bald griff sie in der Zuversicht des Bewußtseins, „vielleicht besser als der Bruder zu sehen“, zur Ausflucht ihrer bürgerlichen Instinkte und sah in einem guten akademischen Amt und einem damit verbundenen „schützenden Geheimrattitel“ den wünschenswertesten Hafen für das Lebensglück ihres Bruders, ohne doch im Handumdrehen (zwei Seiten später, S. 467) etwas dagegen zu haben, daß ihm, „sobald er ins Arbeiten und Schaffen kam, die Einsamkeit unumgänglich notwendig war“. Nun legt aber Frau Förster selber uns Zweifel darüber nahe, ob damals wirklich sie so ganz in den Bemühungen ihres Bruders aufgegangen sei; denn wie sie bemerkt, selbst bemerkt (S. 469), hat sie um dieselbe Zeit, da sie mit ihrem Bruder so schlecht vorwärts kam, ihren „Briefwechsel mit Förster“ immer lebhafter werden lassen, um sich zu einer immer wärmeren Fürsprecherin der kolonialen und sogar der antisemitischen Pläne

Unmöglichkeit einer Verständigung

zu entwickeln, wobei sie, gegen Mutter und Bruder „natürlich den abwesenden Freund und heimlich Geliebten nicht unverteidigt lassen konnte". Sie hat also, solange der Bruder noch am Leben und mitten im lebendigen Wirken war, es für die fruchtbarere Aufgabe erachtet, sich den „Försterschen Ideen"[45]: „Antisemitismus und Kolonisationsbestrebungen" zu widmen, also den Bruder insofern doch sich selbst zu überlassen, indem sie, von ihm liebevoll mit seinen Intentionen vertraut gemacht, sich in den Dienst von „abenteuerlichen Gedanken" stellte, wohlverstanden von solchen, die der Bruder nach ihrem eigenen Geständnis „schrecklich fand". Die „Försterschen Ideen"

Es geht also schon aus der Biographie ziemlich zwingend hervor, daß Frau Förster kaum in der Lage ist, eine einwandfreie und abschließende Darstellung einer Episode zu geben, die sie zwar miterlebt, aber nicht als enthusiastische Parteigängerin ihres Bruders, so daß dann ihr Zeugnis bei aller Befangenheit wenigstens den Vorzug des intensiven Erlebnisses aufzuweisen hätte; da sich ihre Gedanken und ihr Herz, auf die Lebensanschauung hin gewertet, damals geradezu im gegnerischen Lager befanden, kann sie sich nicht anders als mit oberflächlicher Zerstreutheit für die Arbeiten und Pläne ihres Bruders interessiert haben, und zwar schließt diese günstigste Annahme die andere nicht aus, die Empfindungsunterschiede zwischen den Geschwistern seien bei der sehr energischen und zur Initiative drängenden Veranlagung der Schwester dazu angetan gewesen, das sowieso schon verwickelte Innenleben des Bruders durch sehr fühlbare Widerstände und Hemmungen zu komplizieren. In der Tat verschweigt denn auch die Biographie die Zerwürfnisse mit dem Bruder keineswegs. Über die Entzweiung aus Anlaß von Fräulein Salomé wird zwar (S. 407) rasch hinweggeeilt; die Wiederversöhnung findet im Mai 1883 in Rom statt und, nachdem man sich wieder getrennt, spricht Nietzsche sogar davon, in Sils-Maria seine Aufgabe wieder in die Hand zu nehmen, seine *spätere* Zukunft aber der Schwester und den Göttern zu überlassen" (S. 432, 453). Dabei wird die Schwester als Vermittlerin zwischen Nietzsche und seinem Verleger Schmeitzner in Anspruch genommen. Da bricht aber schon im darauffolgenden Winter das neue Zerwürfnis um die Verlobung mit Dr. Förster aus, „ohne Ahnung ihrerseits", wie die Schwester behauptet, freilich mit dem Geständnis, daß darüber im Herbst 1883 der Verkehr mit dem Bruder „nicht angenehm" geworden sei, doch habe dieser die Meinungsverschiedenheiten „viel schwerer genom-

men als es nötig war". (S. 469.) Das Zerwürfnis war jedoch nicht etwa vorübergehend, sondern spitzte sich immer mehr zu; eine „intrigante junge Dame ist im Spiel" (S. 411, 469, 478). Der Bräutigam wird „allmählich gereizt", „erbittert über den seiner Verlobung von den Angehörigen der Braut entgegengestellten leidenschaftlichen Widerstand" (S. 479); die Schwester selbst „wurde ganz wild, so daß mein Bruder und ich für eine Zeit unsern Briefwechsel ganz abbrachen". In diesem kritischen Augenblick, wo niemand weiß, wer Koch und wer Kellner ist, rettet sich die Darstellung auf neutrales Gebiet, indem sie seitenlange Auszüge aus den Briefen des „leider zu früh verstorbenen Gelehrten" Dr. Paneth aus Wien an seine Gattin in sich aufnimmt. Damit wird aber — für die Zwecke der Verfasserin gewiß sehr glücklich, aber desto bedauerlicher für die billigen Ansprüche jedes Unbeteiligten — einfach ausgebogen! Denn hier sind Gesichtspunkte von grundsätzlicher Wichtigkeit im Spiel, vor allem das Rassenproblem.

Overbeck über Nietzsches Rassengefühl

Die „polnischen Ahnen"

Wie es mit Nietzsches, von ihm schließlich so phantastisch und exzessiv geschätzter polnischer Herkunft wirklich steht, wird wenig exakt festgestellt, wenn offenbar nach den „Familiendokumenten" wenigstens als Tatsache angesehen wird, daß Nietzsches Urgroßvater Gotth. Engelb. Nietzsche, „Sohn eines polnischen Schlachzitz Nietzki (Niecki)" gewesen, „der als Teilnehmer an einer polnischen Verschwörung um 1715 nach Deutschland flüchtete". Solange der Tatbestand in dieser Sache nicht sicherer gestellt ist, ist Nietzsche in unserem nationalistisch besessenen Zeitalter giftigen Angriffen allzusehr ausgesetzt[46]. Geistreich stellt übrigens ein Gegner Nietzsches die Bedeutung des polnischen Ahnen in Nietzsches Phantasie in Gegensatz zu der des Oheims Simon van Geldern in der Heines, nur daß die Sache lediglich antisemitisch und antipolonistisch mißbraucht wird. Weder die jüdische noch die polnische Rasse sind aber der Art, daß sie den Gedanken an einen aus einem jüdischen und polnischen Bestandteil im Stammbaum zu ziehenden Vorteil ausschlössen. Warum soll nicht auch Nietzsche ein polnischer Ahne im Stammbaum zugute gekommen sein? Welchen Anteil Phantasie oder Physiologie an der Destillierung oder Herstellung dieses Vorteils gehabt, vor allem handelt es sich darum,

die Dinge ohne alle Tendenz aufzufaſſen. — Ich ſelbſt habe Nietzſches wiederholte Reden über ſeine polniſchen Ahnen, deren Gepräge er übrigens in dem breiten Bau ſeiner Phyſiognomie wirklich trug, oft genug mit ſehr ſkeptiſchem Ohre angehört. Sind ſie ernſt zu nehmen geweſen, ſo habe ich jedenfalls nicht mehr dagegen, als ich es ſchon bei meinem Zweifel hatte. Es handelt ſich auf jeden Fall um nichts anderes als um eine überaus intereſſante Tatſache, die nur zu konſtatieren oder dahingeſtellt zu laſſen iſt. Dagegen zweifle ich an Nietzſches Deutſchtum nicht im mindeſten, und meine das unter anderem auch damit zu beweiſen, daß ich nichts weiter als ſein aufrichtiger und ſchlichter Freund bin. Nietzſche war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Deutſcher, ein Slave nur in ſeiner Phantaſie. Nietzſches Intereſſe für das Slaventum war eitel Sport und Spielerei.

Der Antiſemitismus

Während eines ſeiner in Nizza verbrachten Winter, in den Tagen vom 26. Dezember 1883 bis zum 26. März 1884 hat Nietzſche mit einem modernen Juden aus Wien, namens Dr. Paneth verkehrt. Es iſt wahr, dieſe Begegnung iſt eine der folgeloſeſten derart, von der in ſeinem Leben zu erzählen iſt. Drei Monate haben beide miteinander zu tun gehabt, dann ſind ſie „endlich geſchieden", um nie mehr miteinander in Berührung zu kommen. Über dieſen Verkehr hat Paneth ſelbſt gleichzeitig in Briefen an ſeine in Wien lebende Braut berichtet. Das Jahr 1884 war gerade diejenige Zeit, in welcher Nietzſche mitten in ſeinen perſönlichen Konflikten mit dem Antiſemitismus ſteckte. Dieſe ihm an ſich recht fernliegende, um nicht zu ſagen widerwärtige Zeitbewegung war ihm gerade von zwei Seiten ganz beſonders zudringlich und unbehaglich, ſozuſagen perſönlich auf den Leib gerückt. Sein eigener Verleger hatte ſich zum Antiſemitismus bekehrt, und ſeine eigene, mit ſeinem Denken ſo ſonderbar verwachſene Schweſter war im Begriff, ein Haupt des in der Hauptſtadt des Deutſchen Reichs aufblühenden Antiſemitismus zu ſeinem Schwager zu machen. Nun verwünſcht Nietzſche Anfang März 1884 auf einer Poſtkarte aus Nizza den Schaden, den er ſchon vom Antiſemitismus erlitten hat, zuletzt als Beiſpiel ſeinen Verleger Schmeitzner erwähnend, worauf es gleich heißt: (— —) Die Quelle dieſer Kunde kann wohl niemand anders ſein als Paneth. Und wiederum in einem Briefe von Nizza, 7. April 1884, will Nietzſche allerhand „ſehr Genaues" über den Dichter Eipiner erfahren haben, von einem Wiener Naturforſcher. Auch

Dr. Paneth

dieſer Naturforſcher kann hier nur Paneth ſein. Nachträglich finde ich auch noch eine ausdrückliche Nennung im Briefe vom 22. Dezember 1884.

Nach dem, was er ſelbſt über ſich zu erkennen gibt, iſt Paneth ein ſehr merkwürdiger Jude, einer von der Art Spinozas, nämlich dieſem Weltweiſen verwandt vor allem durch den unter ſeinen Stammesgenoſſen ganz ſeltenen Grad von Emanzipation von aller Tradition ſeines Stammes, religiöſer ſowohl wie nationaler. Auch Paneth iſt der Synagoge gänzlich entfremdet, aber auch dem Zionismus der Gegenwart, an dem er noch beſtimmteren und unmittelbareren Anlaß hat, ſich ſeinem Stamm national ganz entfremdet zu zeigen, als Spinoza. Paneth läßt eine andere „Schule" an ſich in der Tat nicht wahrnehmen, als die wiſſenſchaftliche, durch die er gegangen, nämlich das phyſiologiſche Laboratorium des Prof. Brücke in Wien. Das iſt nun aber ein Jude geweſen, an dem Nietzſche gewiß nicht gleichgültig vorübergegangen iſt. Auch aus Paneths Briefen iſt zu erſehen, wie wenig perſönlich desintereſſiert von Nietzſches Seite die Konverſationen in Nizza mit ihm geweſen ſind. Hat dieſer ſich doch ſelbſt mit Erkundigungen an Paneth gewandt, ſofern er ihm als Helfer in ſeiner Not dienen könne — und zwar nicht nur zu ſeiner Orientierung über ſein perſönliches Anſehen im Wiener Judentum, ſondern als Naturforſcher und Phyſiolog, aus welchen Disziplinen Nietzſche, gerade auch in den Jahren ſeiner damaligen Entwicklung zum Zarathuſtra, ſeiner Zeitgenoſſen Rat zu erholen oft gedacht hat.

Das hiſtoriſche Intereſſe am Judentum

Auch rein nur als Hiſtoriker hatte Nietzſche Grund, ſich einen Juden von Paneths Schlag näher anzuſehen. Ohne dem Judentum ein beſonders leidenſchaftliches und ſich vordrängendes Intereſſe zu widmen, haben wir beiden, Nietzſche und ich, doch eben als Hiſtoriker kaum anders gekonnt, als dem abſonderlich zähen Verhältnis der Juden zu ihrer Volkstradition beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen und der Merkwürdigkeit dieſer Zähigkeit beſondere Anerkennung zu zollen. Dieſes unſeres dem Judentum geltenden Gedankenaustauſches insbeſondere auch zur Zeit unſeres Basler Kontuberniums eingedenk, mache ich keinen Hehl aus meinem Befremden darüber, daß Paneths in meinen Nietzſchebriefen ſo ſpärlich gedacht iſt. Es lag Nietzſche vielmehr nahe, mich mehr von ihm hören zu laſſen.

In unſerem Denken über den Antiſemitismus ſind Nietzſche

und ich, glaube ich, beſonders enge Geſinnungsverwandte geweſen. Wie Fanatismus jeglicher Art, Nationalhaß ſo gut wie Religionshaß, uns beſonders und gleich fern lag, wenn auch vielleicht aus ſehr verſchiedenen, in unſerer eigenen Herkunft wurzelnden Gründen, ſo haben wir auch im Grunde für Antiſemitismus kaum Verſtändnis gehabt. Nicht daß wir mit dieſer Verſchloſſenheit uns unter Europäern ſo abſonderlich ausgezeichnet hätten. Denn es wird mit dem Radikalismus dieſer Verſchloſſenheit bei uns kaum anders geſtanden haben als bei den Zeitgenoſſen unſerer Zone überhaupt. In dieſer iſt wohl jedermann, jeder Gebildete mindeſtens, in gewiſſem Maße den Juden abgeneigt, ſo ſehr, daß es unter uns die Juden ſelbſt ſind. Das iſt in unſerer „Geſellſchaft" ungefähr allen angeboren, nur daß faſt alle ſich darin gefallen, mit dieſer Abneigung in einer großen Mannigfaltigkeit von Nüancen hervorzutreten, nur wenige darin, ſich damit zu verbergen, und nicht gar zu viele darin, die Abneigung laut zu predigen. Am deutlichſten mag ſich denn auch Nietzſches und mein Mißfallen am Antiſemitismus noch darin ausgedrückt haben, daß wir, ihm halb zum Trotz, uns zwar gar manchmal darüber unterhalten haben, aber keineswegs mit Paſſion und ihn vielmehr im Grunde nie „wichtig genommen" und für eine kaum ſehr überlegenswerte Zeitmode angeſehen haben. Womit denn auch zuſammenhängen mochte, daß über Antiſemitismus zwiſchen uns meiſt ſtillſchweigendes Einverſtändnis herrſchte. Daß ſich damit noch immer eine ziemliche Doſis „Antiſemitismus", jedenfalls eine geringe Semitenliebe verträgt, zeigen Nietzſches Schriften noch immer auffallend deutlich, wenn man den Haufen von perſönlichem Verdruß bedenkt, den Nietzſche namentlich vom Antiſemitismus her hat über ſich ſtürzen laſſen müſſen. Von wenigen Dingen hätte ich als Freund Nietzſches ihm gewünſcht, daß er mit ihnen nie etwas zu tun bekäme, wie vom Antiſemitismus; denn beſſeres habe ich mir dabei ſelbſt nie gewünſcht und bin auch damit verſchont geblieben, ſelbſt als in meinen alten Tagen ein Jude mir eine wenn auch nicht von mir idealiſierte, ſo doch ſchlicht und aufrichtig geliebte Nichte zu ſich nahm. Dem armen Nietzſche ſollte das Geſchick auch in dieſem Stück ſchwer zuſetzen. Auch die Zettelchen, die Nietzſche im Moment des Wahnſinnsausbruchs in die Welt zerſtreut hat, ſind durch ihren Inhalt mehrfach ein Anzeichen, wie ſehr der Antiſemitismus ſeine Gedanken mehr beſchäftigt hat, als es den Anſchein hatte. So unter anderem auch

Die geſellſchaftliche Praxis

der entsprechende Zettel, der aus jenen Tagen mir und meiner Frau zugekommen ist. Wie sinnreich war er für uns, konnte auch von Verständnis dabei keine Rede sein. — Nietzsche ist ein herzlicher Gegner des Antisemitismus, wie er ihn erlebt hat, gewesen; sah er doch „Verleumdungs- und Vernichtungswut" für eine der „unehrlichsten Formen des Hasses" an. (Wille zur Macht, S. 125.) Das hindert nicht, daß, wo er ehrlich spricht, seine Urteile über die Juden allen Antisemitismus an Schärfe weit hinter sich lassen. Sein Anti-Christentum ist vornehmlich antisemitisch begründet.

Antisemitisches Antichristentum

Für Nietzsches Ohnmacht, gefestigte Grundsätze von persönlichen Empfindungen nicht in Mitleidenschaft ziehen zu lassen, ist seine abermalige Versöhnung mit der Schwester, nachdem diese also das Haupt einer von ihm geradezu verabscheuten Kulturbewegung zum Lebensgefährten erwählt hatte, charakteristisch. Hätte er wirkliche Überlegenheit besessen, er wäre um denjenigen Ton nicht verlegen gewesen, dessen es bedurft hätte, um sich auf konziliante Weise in das Unvermeidliche zu schicken und doch seiner Überzeugung nichts zu vergeben; statt dessen entfaltet er eine pathetische Feierlichkeit, um sich aus der Sache zu ziehen, wie besonders aus seinen Briefen an Schwager, Mutter und Schwester hervorgeht. (S. 501—509.) Entweder war ihm wirklich „das Ganze so zuwider", wie die Schwester wörtlich gesteht — dann ist es schwer begreiflich, wie es von der Zusammenkunft in Zürich, die Anfang September 1884 zwischen Bruder und Schwester anberaumt wurde, heißen darf: „Wir fühlten jedes Mißverständnis schwinden, sahen uns vom ersten Augenblick voller Fröhlichkeit und Vertrauen in die Augen und wunderten uns, daß wir uns gegenseitig so erzürnt hatten." (S. 500.) Oder — und so wird es wohl sein — Nietzsche war nicht in dem Grade ein Mann von Überzeugung, wie es ein wirklich Starker zu sein hat; die Macht, die ihn wirklich beherrschte, war die Stimmung; sie riß, sobald sie wirklich stark über ihn hereinflutete, den Damm des Charakters ein und wischte den grundsätzlichen Standpunkt einfach weg. Das mußte seine Freunde, die in ihm einst den Führer zur Männlichkeit zu verehren bereit gewesen waren, hart auf die Probe stellen. Overbeck hat denn auch aus seinem Befremden keinen Hehl gemacht: „Das hat Nietzsche selbst bei allem eminenten Verstand, den

Der Konflikt zwischen Grundsätzen und Gefühlen

er zur Kritik des abenteuerlichen Koloniſationsunternehmens des Ehepaars Förſter aufgeboten, ſich wohl nicht träumen laſſen, daß in dieſem Falle gerade auch ſeine Familienträumereien am Willen ſeiner Schweſter ſcheitern würden. Ihr hat er vorgehalten, daß ſie, ihn und Europa für Paraguay verlaſſend, vom gemeinſchaftlichen Nietzſcheſchen „Familientyp" abfalle, „der ſeine Kunſt im Verſöhnen zwiſchen Kontraſten hat". (S. 505.) Das half indeſſen hier gerade ſo wenig, wie es nur ſonſtwo geholfen hätte. Nicht einmal die Ironie des „Tropiſchen" konnte helfen. Frau Förſter wollte nun einmal lieber förſteriſch und tropiſch ſein, als Nietzſchiſch und mitteleuropäiſch. Auf beides hat ſie ſich, und nun freilich wiederum mit tropiſcher Glut, bei Abfaſſung ihrer Biographie beſonnen. Wobei denn wiederum der Bruder geopfert wurde. Die Schweſter läßt ſich über die Frage aus, wie es zu erklären ſei, daß es vor ihrer und ihres Gatten Abreiſe nie zu einem zärtlichen Abſchied zwiſchen ihnen und ihrem Bruder gekommen iſt, obwohl ſich beide Geſchwiſter in Getue und Redensarten darüber überbieten, wie ſehr ihnen daran liege, ſich gerade in dieſem Augenblick zu ſehen. (S. 593 f.) Nicht anders als ſich ſolcher Konflikt gerade in vorzüglich kleinbürgerlicher Familie abſpielt! Was ſich Nietzſches Lebenskonflikt nennen läßt, überhaupt; aber auch einzelne ſeiner Momente, wie z. B. im Jahre 1885, in welchem Nietzſche ſeinerſeits mit ſeiner eigenen Orientierung über ſeine Philoſophie zum Abſchluß gekommen, aber auch das große Ereignis in ſeiner Familie neben ihm, die Überſiedelung ſeiner Schweſter als Gattin eines Antiſemiten in die neue Welt, ebenſo weit war. Sollte Nietzſche in dieſem Moment für ſich ſelbſt oder ſeine Familie entſcheiden? In welch ſeltſam kleinlicher Form hat ſich für ihn dieſer Zweifel zur Entſcheidung dargeboten, ob er in Sils-Maria bei ſeinem Philoſophieren beharren ſollte, oder nach Deutſchland (Naumburg) eilen, um von Schweſter und Schwager vor ihrer Abreiſe „Abſchied zu nehmen"? Dieſer Konflikt, von welchem ſich fragen läßt, ob er für einen wirklich großen Menſchen ſich nur überhaupt hätte ernſtlich erheben können, hat, wenigſtens nach der Darſtellung ſeiner Schweſter, für Nietzſche geradezu in philiſtröſen Formen beſtanden und ſcheint, wenigſtens immer nach dieſer Darſtellung, von ihm auch in dieſen Formen empfunden worden zu ſein. Daß Krankheit und eine weltferne Reiſe ſchwer in die Geſchicke einer Familie eingreifen, davon iſt heutzutage doch nicht nur in einer

Der Abſchied vom Ehepaar Förſter

Atriden- oder Heroenfamilie Erfahrung zu machen, das kommt ungefähr allenthalben, auch in den Kreisen der Allzuvielen nicht eben selten vor, und hier selbst in viel härteren Formen als sie bei Nietzsche in Betracht kamen, dem Schwester und gar Schwager im Ernste recht gleichgültig, wo nicht antipathisch waren. Dem es gewiß nicht „so durch und durch gegangen ist", Sommer 1885 nicht sofort von seinen Arbeiten in Sils-Maria zu seinem „Lama" nach Naumburg eilen zu können und etwa einmal „acht Tage" warten zu müssen, bis er sich von der Stelle bewegte. (S. 594, 595.)" Alles in allem bleibt es bei der Feststellung, daß für Nietzsches seelische Hygiene, deren seine zwiespältige Natur dringend bedurft hätte, die Vorfälle innerhalb seiner Familie nichts weniger als zuträglich waren. „Die Natur Deines Gatten, welche ganz und gar nicht die meine ist," schreibt er der Schwester (S. 596, vgl. 606) — dies gleichsam als Quittung für seine frühere Zuversicht, sie werde „nie einen Mann heiraten, der ihm nicht vollständig angenehm wäre". (S. 40.) Jedenfalls besteht für uns die Pflicht zu Recht, durch die zwar sehr breite, aber deswegen nicht etwa gründliche, sondern nur desto zerflossenere Darstellung der Biographie uns nicht zu einer Unterschätzung des Familienkonfliktes verleiten zu lassen. Vielmehr liegen hier Erfahrungen vor, die Nietzsche, so befremdlich dies klingen mag, wahrscheinlich doch beinah umgeworfen haben. Statt uns aber noch weiter damit zu beschäftigen, schreiten wir lieber zu weiteren Dokumenten vor, die geeignet sind, jene Zeit zu erhellen.

Overbeck gegen Treitschkes Antisemitismus

Vor allem darf in diesem Zusammenhange der Brief nicht vorenthalten bleiben, mit dem Overbeck gegen seinen alten Freund Heinrich von Treitschke die Zusendung von dessen Traktat „Ein Wort über unser Judentum" quittiert hatte. Seine Worte rücken die Aktualität jener Bewegung hell ins Licht, an deren Spitze also Nietzsches Schwager Dr. Bernhard Förster sich gestellt hatte.

Basel, 19. Dezember 1880

Mein lieber Treitschke!

Zwar kann ich mir nicht denken, daß Du mein Schweigen auf Dein „Wort über unser Judentum" als Zeichen des Einverständnisses aufgefaßt hast. Es war mir, als ich es gelesen hatte, ein schmerzlicher Beweis dafür, wie vollständig wir uns im Laufe der Jahre auseinandergedacht haben. Wenn ich nichts darauf schrieb, so geschah es, weil ich besorgte, was ich sagte, würde Dich

entweder kränken oder gleichgültig lassen. Beides hätte außerhalb meiner Absicht gelegen. Doch behielt ich von meinem Schweigen ein Gefühl der Unfreundlichkeit, und dieses würde mir vollends drückend, wenn ich auch nach Deiner zweiten Sendung stumm bliebe. So spreche ich denn als Freund ein herzliches „dissentio“ aus. Nicht um mit Dir über die Judenfrage zu disputieren — könnte ich doch nicht mit gutem Gewissen bestreiten, daß es unter den Juden ruppige Gesellen gibt und ist mir Dein eigentlicher Standpunkt in der Sache gar nicht recht klar, da Du weder „Antisemit“ noch ihr Gegner bist. Zwar könnten wir uns am Ende gerade in diesem Zwischenreiche begegnen, wenn Du nämlich mit mir bedauertest, daß bei uns in Deutschland die ganze Frage auf dem Tapet ist und der Ansicht wärest, nur sie fehlte noch, um die innere Verworrenheit der Gedanken und der Stimmungen im gegenwärtigen Deutschland und das Unbehagen seiner Ideenarmut zu verraten, daher sich ein frei und menschlich denkender Mann am liebsten öffentlich aus dem ganzen Streit draußen hielte. Allein Du bist der Verfasser des „Worts über das Judentum“. Von diesem scheinst Du zwar sagen zu wollen, daß es bestimmt gewesen sei, beruhigendes Öl auf die Wogen eines häßlichen Streits zu gießen. Allein hier muß ich denn gestehen, daß ich gar nicht verstehe, wie Du mit solchem Worte solchen Zweck erreichen zu können meintest. Öl ist es freilich gewesen, nur fiel es nicht auf Wasser, sondern ins Feuer, und alle Raffinierung hatte ihm seine Brennbarkeit nicht genommen. Es tut mir daher für Dich sehr leid, daß Dich dieses Wort in allerhand Fatalitäten verwickelt, wie z. B. in diese Studentengeschichte, aber wundern tut es mich nicht. Wobei ich übrigens auch die von Dir erwähnten Freunde nicht begreife, welche Dich abgehalten haben eine Erklärung abzugeben gegen einen öffentlichen Mißbrauch Deines Namens, der auf einer höchst eigentümlichen und im eigentlichen Sinne intra parietes eingetretenen Verwicklung beruhend sich doch gewiß nicht als bloße „Zeitungsrederei“ betrachten ließ. Doch, wie ich es schon andeutete, bei dieser ganzen Judenfrage bin ich persönlich zu wenig beteiligt, um nicht in unseren gegenwärtigen deutschen Wirren auch darüber den Dissensus eines Freundes zu vertragen. Peinlicher noch und, um ganz offen zu reden, da ich es einmal tue, abstoßender ist mir ein anderer Ton, der aus Deinen letzten Veröffentlichungen immer unverzagter herausklingt, ich meine den „christlichen“. Hier nun zunächst kein Mißverständnis.

Die „Ideenarmut“ in Deutschland

Ich meine nicht ein persönliches Gefühl, welches ich bei jedermann im höchsten Grade achte, der es besitzt, und es mir also bei Dir als meinem Freunde, wenn es Dir gekommen ist, anzutasten nicht in den Sinn kommt. Ich meine den öffentlichen Gebrauch, den Du im politischen Streit von diesem Gefühl machst, und in welchem ich Dir immer mehr die alte, bei Dir mir immer besonders werte Scheu verloren gehen sehe, Fragen der Religion in den Streit der Politik hereinzuziehen. Nur gegen diesen Verlust drücke ich meinen Widerwillen aus, weil ich allerdings für diesen Respekt nicht habe, und insbesondere auch der Meinung bin, ein Mann mit Deiner Vergangenheit setze sich bei Deiner heutigen Redeweise der Frage aus, welchen Beruf er habe, mit seinem Christentum so herauszutreten. Denn so leicht wird es doch damit immerhin nicht zu nehmen sein, daß man eines Tages so tun dürfte und wäre doch sonst, für das Publikum wenigstens, in allen Stücken der alte Adam, wobei sich das Christentum wie ein politisches Expediens neben anderen ausnimmt. Entschuldige meine Grobheit, es handelt sich hier um einen Punkt, bei welchem ich keinen Spaß verstehe und, wenn Du willst, unverträglich bin. Ich habe in meinem Leben Veranlassung gehabt, mir alle Vermischung radikaler kirchlicher Tendenzen mit politischen vom Leibe zu halten, und habe so getan, ganz gewiß nicht weil ich an konservativer Mengerei derart größeren Gefallen hätte. So empfinde ich, und so lerne ich aus der Geschichte, daß, wenn es einen Punkt gibt, an welchem man inne wird, daß das Christentum etwas in der Menschheit verrenkt hat, dieser in allen Verbindungen zu finden ist, die das Christentum mit der Politik eingegangen ist, wie ich denn auch gar nicht zweifle, daß hier der Punkt ist, an welchem es noch einmal allgemeiner Geringschätzung erliegen wird, wenn mit ihm dieser Bereich nicht noch sauber zu halten ist. Und die Anrufung des Christentums im gegenwärtigen Judenspektakel kann mich doch wohl nicht anders denken lassen, da es mir vollends nur wie eine der Maskeraden erscheint, für welche in modernen Zeiten das Christentum nicht für zu gut gegolten, da mit ihm in einem Streite solcher Natur zu kämpfen nur zu weiterer Verkehrung aller schlichten Geradheit führen kann. — Dixi und — hoffentlich alvavis amicitiam nostram. Man kann sich in solcher Sache nicht in einem Briefe deutlich machen, ich hoffe zu Deiner Freundschaft nicht nur, daß Du mir keine persönlichen Absichten unterlegst, wovon in der Tat nicht die Rede ist, sondern überhaupt

Mißbrauch der Religion im politischen Streit

nichts zwiſchen dieſen Zeilen zuviel lieſeſt, was darin nicht ſteht. Sei gebeten, ſie möglichſt einfach zu nehmen. Ich könnte ſie wohl verlängern, aber ſo gar viel ſteckt wirklich nicht dahinter. Da Du Dich aber einmal haſt „mis dans cette galère“, ſo bleibt mir als Freund nur der herzliche Wunſch übrig, Du mögeſt dabei den inneren Frohſinn, ſo unbeſchädigt es geht, behalten. Je eher Du mir ein Wort darüber ſchreibſt und wie es überhaupt bei Dir geht, um ſo lieber iſt es mir, wie Du Dir wohl denken wirſt. Meine eheliche Mitheidin läßt Dich und die Deinen herzlichſt grüßen. In allen Fährlichkeiten des Lebens, auch den inneren, in treuer Erinnerung der Deine

Fr. Overbeck.

Nietzſche als Klaſſiker deutſcher Proſa

Doch kehren wir wieder zu Nietzſche zurück. Das Kraftfeld ſeiner geiſtigen Betätigung dehnt ſich bereits damals über eine ungeheure Spannweite aus. Als Schriftſteller hat er ſich die deutſche, Sprache zu einem unfehlbar gefügigen und lenkſamen Dienſtzeug herangezogen, das dem leiſeſten Druck eines Fingers gehorcht. In der hundertfachen Übung des kurzen Sinnſpruchs hatte er es zur äußerſten ſprachlichen Virtuoſität bereits gebracht; jetzt ſtand ihm als weitere Aufgabe bevor, die Welt des deutſchen Wortes mit dem höchſten Muſikgehalt zu erfüllen, deſſen ſie fähig war. Nicht umſonſt mußte ihm in Venedig Peter Gaſt Chopin vorſpielen, nichts als Chopin. Gerade dieſem Tondichter ſeinen Stimmungswellenſchlag abzulauſchen, in deſſen Geheimnis er der vertrauteſte Meiſter war, und mit ſolchem ſüßeſten Schmelz der Klangfärbung ſein (trotz aller Verwahrung) geliebtes Deutſch zu inſtrumentieren: — man ſieht, Nietzſche iſt zielbewußt vorgegangen. Bereits in den ſiebziger Jahren taucht gelegentlich in ihm der Traum auf, ein Buch im Pſalmenton zu ſchreiben; nun hatte er ſich auch hierzu die nötige Fertigkeit angeſchafft. Vom pfeilſpitz geſchliffenen Epigramm bis zur paſtoſen, breit aufgetragenen Periode meiſterte er nun alle Stile des ſchriftſtelleriſchen Ausdrucks. Freilich nicht auf dem Gebiete der Verskunſt, auf dem er nur ausnahmsweiſe Vollkommenes bot. Aber in der Handhabung der Proſa iſt er eben um der Vielſeitigkeit ſeiner Herrſchaft über die Sprache willen doch nur mit Goethe — er ſelbſt meinte mit Heine — zu vergleichen. In der Biegſamkeit und unerſchöpflichen Vielgriffigkeit

seines Vortrags übertrifft er stellenweise selbst Goethe. Er ist für alle Zeit ein Klassiker der deutschen Prosa.

Nietzsche als Gesamtfeind des Obskurantismus

Dennoch hat er schwerlich nur deshalb gelebt, um einmal mit einigen Kabinettstücken künftige Anthologien zu zieren. Weit mehr als die darstellerische Könnerschaft lag ihm sein philosophischer Stoff am Herzen. Der Umfang dieses Stoffes wird am erkennbarsten abgesteckt durch Verbindung aller polemischen Punkte bei Nietzsche. Er will der Philosoph sein, der, wenn selbst sogar mit mystischen Mitteln, doch unter allen Umständen den Obskurantismus bekämpft. Dessen ist er sich schon in Basel bewußt geworden, als er nicht davor zurückschreckte, sogar Führer der Aufklärung unter die Obskuranten zu rechnen (Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 27): „Das Wesentliche an der schwarzen Kunst des Obskurantismus ist nicht, daß er die Köpfe verdunkeln will, sondern daß er das Bild der Welt anschwärzen, unsere Vorstellung vom Dasein verdunkeln will. Dazu dient ihm zwar häufig jenes Mittel, die Aufhellung der Geister zu hintertreiben: mitunter aber gebraucht er gerade das entgegengesetzte Mittel und sucht durch die höchste Verfeinerung des Intellekts einen Überdruß an dessen Früchten zu erzeugen. Spitzfindige Metaphysiker, welche die Skepsis vorbereiten und durch ihren übermäßigen Scharfsinn zum Mißtrauen gegen den Scharfsinn auffordern, sind gute Werkzeuge eines feineren Obskurantismus. — Ist es möglich, daß selbst Kant in dieser Absicht verwendet werden kann? ja daß er, nach seiner eigenen berüchtigten Erklärung, etwas derartiges, wenigstens zeitweilig, gewollt hat: dem Glauben Bahn machen, dadurch, daß er dem Wissen seine Schranken wies? — was ihm nun freilich nicht gelungen ist, ihm so wenig wie seinen Nachfolgern auf den Wolfs- und Fuchsgängen dieses höchst verfeinerten und gefährlichen Obskurantismus, ja des gefährlichsten: denn die schwarze Kunst erscheint hier in einer Lichthülle."

Die geplante Wiederaufnahme des Dozentenberufs

Die unerbittliche Aufklärungstendenz, die ihn als sein Grundtrieb beseelte, ließ auch in der Zarathustrazeit Anwandlungen, sich pädagogisch zu betätigen, in ihm rege werden. Der Tautenburger Sommer hatte ihn die Wonne erzieherischer Betätigung frisch empfinden lassen. Im September darauf dann gänzlich unerbeten in einem Briefe Jakob Burckhardts der Satz: „Was mir aber immer von neuem zu schaffen gibt, ist die Frage: was es wohl absetzen würde, wenn Sie Geschichte dozierten?"

Dieſes Zutrauen von ſeiten des unerreichten Meiſters akademiſcher Lehrkunſt ließ Nietzſche keine Ruhe; in den häufigen Zeiten des Mißbehagens und völliger Ratloſigkeit erinnerte er ſich ſeiner wie eines rettenden Fingerzeiges. Sollte er wirklich wieder Profeſſor werden. Dazu geſellte ſich dann die bürgerliche Auffaſſung ſeiner Umgebung, wonach dem geborenen Genie der Schutz amtlicher Würden und geſellſchaftlicher Titel nur zuträglich ſein kann. Auf die energiſche Zurede ſeiner Schweſter, von der er ſich während des römiſchen Aufenthaltes im Frühſommer 1883 überhaupt zu weitgehenden Entſchlüſſen treiben ließ, machte er auch Ernſt mit ſeiner Abſicht, wieder Vorleſungen vor Studenten zu halten. Er wandte ſich an einen ihm befreundeten deutſchen Philoſophieprofeſſor mit der Bitte um Rat, ob für ihn an eine Noſtrifikation — dies der zünftige Ausdruck für die freiwillige, ohne erfolgte Berufung vorgenommene Überſiedelung eines Dozenten an eine andere Univerſität — mit einiger Ausſicht zu denken ſei. Die Antwort des betreffenden Kollegen hat ſich in einer eigenhändigen Abſchrift Overbecks unter deſſen Nachlaß vorgefunden. Sie lautet, unter Weglaſſung aller Eigennamen, wörtlich: „(—) den 19. Auguſt 1883. Teuerſter, verehrter Herr Kollege. Eine aufrichtige Freude war es für mich, aus Ihrem Briefe zu erſehen, daß Sie ſich jetzt geſundheitlich wohl genug fühlen, um an eine Lehrtätigkeit bei uns denken zu können. Mein Leben hier in (—) würde nicht unbedeutend an Reiz gewinnen, wenn ich öfter das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen zuſammen zu ſein und in Freiheit Gedanken auszutauſchen und mit Ihnen zu lachen. — Die Zeit bis Anfang des Winterſemeſters wäre auch hinreichend, um die nötigen Formalien zu erledigen. Sie brauchten Ihr Geſuch nur bei der philoſophiſchen Fakultät, reſp. dem Dekan derſelben, augenblicklich Geheimrat (—), ſchriftlich einzureichen, um Beſchleunigung zu bitten und das übrige abzuwarten. — Nun kommt freilich das große ‚Aber‘ — meine Feder ſträubt ſich mächtig dagegen, es überhaupt niederzuſchreiben. Sie fragen mich jedoch um Rat, und ſo kann ich als Freund von Ihnen nicht anders als offen gegen Sie ſein. Ich fürchte nämlich, unſere Fakultät wird, wie ich ſie kenne, ernſte Bedenken tragen, Ihr Geſuch dem Miniſterium gegenüber, welches dasſelbe zu genehmigen hat, zu empfehlen. Anlaß zu dieſen Bedenken werden (sic!) welche weitgehende, ſcharfe Äußerungen über die Gottesvorſtellung und beſonders über das Chriſtentum in Ihren letzten Schriften, die

Ein „guter Rat“

gewiß vor dem eventuellen Bericht an das Ministerium durchgesehen werden, geben. Ob Sie an einer andern deutschen Universität mehr Aussicht haben würden, wage ich nicht zu entscheiden. — Sehr bedauern würde ich es nur, wenn Sie sich abhalten ließen, Ihre Ansichten über Griechen und griechische Kultur in etwas zusammenhängender Form zu Papier und an die Öffentlichkeit zu bringen, weil ich überzeugt bin, daß Sie eine Menge neuer Gesichtspunkte, anregender Gedanken und Kombinationen zutage fördern würden. Tun Sie doch darin was Sie können! Zürnen Sie mir vor allem nicht, weil ich offen bin, und kommen Sie trotzdem nächsten Winter nach (—)! Wir werden gewiß recht fröhlich sein zusammen. Herzlichst ergeben der Ihrige (— —)." Dieser Bescheid hat Nietzsches gelegentliche Nebengelüste nach erneutem Umgang mit Zuhörern wohl endgültig zu Grabe getragen. Frau Förster meint (Biographie II, 461), Nietzsche habe diese Ablehnung durch die Zunft als Kränkung empfunden; auch sei der Geheimratstitel ein schützender Panzer für das Genie! (S. 465.) Es war nur eine flüchtige Teilhoffnung gewesen im Vergleich mit seinem übermächtigen Gesamtwunsche, sich um jeden Preis Gehör zu erzwingen. Eine solche wohlgemeinte und verbindlich gehaltene Urkunde des akademischen noli me tangere hat gewiß abschließend die Erfahrung verschärft, aus der heraus dann Nietzsche im Zarathustra seine streitbarsten Kampfgesänge gegen die offiziellen Bildungsmatadoren gedichtet hat. So nahm er auch diese Staatsphilosophen samt und sonders in die Reihen seiner Obskuranten auf. Er verfügte in der Witterung des Geistigen über ein so verfeinertes Geruchsorgan, daß er einen letzten Nachhauch vom scholastischen Mönchsgestank aus jeder noch so verwissenschaftlichten und modernisierten Weltbetrachtung unvermeidlich herausroch, die etwas anderes war, als reine, irdische Sonnenluft. Sofern er nun nach wie vor menschenhungrig auf Fühlungnahme mit Gleichgesinnten aus war, verwirklichte sich das nur noch in der Pflege spärlicher Einzelbekanntschaften. Über die in diesen Zeitpunkt entfallende Begegnung mit Heinrich von Stein wird später zu handeln sein. Gedenken wir jetzt in Kürze noch einiger damaliger Beziehungen zu alten Freunden.

Staatsphilosophen auch Obskuranten!

Jener mehrwöchentliche Aufenthalt in Zürich im Herbste 1884 hatte nicht nur einem Wiedersehen mit der Schwester, sondern auch einer feinsinnigen Förderung von Peter Gasts künstlerischem Streben gedient. Dieser berichtet hierüber an Overbeck:

Zürich, 5. November 1884

„Von Prof. Nietzſche haben Sie wahrſcheinlich erfahren, daß ich hier bin, um Orcheſter ſpielen zu hören. Hegar und Freund haben ſich meiner deshalb angenommen, und das mit ſoviel Gentilezza, daß es Nietzſchen wie mich in Erſtaunen ſetzte. Ich gehe in die meiſten Proben und in alle Konzerte; dieſen Abend z. B. in die Hauptprobe zu ‚Erlkönigs Töchtern' von Gade und zum ‚Chriſtophorus' von Rheinberger. — Nietzſche fühlte deutlich, daß es nicht gut ſei, wenn ich daheim überwinterte, — und ſo wußte er es auf die feinſte Art herbeizuführen, daß ich hierher kam. Der erſte Anlaß war die Einübung meiner neuen Ouverture vom hieſigen Orcheſter u. ſ. f. Ich lerne viel, — mehr als ich anfangs dachte. — Nietzſche, der vor acht Tagen nach Mentone abgereiſt iſt, hat mir noch nicht geſchrieben; vielleicht haben Sie bereits Nachricht von ihm. Er hat mir die ‚Nacht, o holde —' dagelaſſen, die ich Ihnen erſt ſpäter und nicht heute ſchicken will, damit es nicht ausſieht, als wolle ich Ihnen Ihr Eigentum zum Geburtstage ſchenken. — Zu Mittag ſpeiſe ich mit — drei Studentinnen! Zwei Medizinerinnen und eine Philoſophin! Frl. W., Frl. B. und Miß C.; dieſe letztere will in zehn Wochen den Doktor machen, zu welchem Zweck ſie eine Schrift über Emerſon verfaßt hat. Alles ganz vorzügliche Charaktere, mir auch von Nietzſche bekannt gemacht!"

Nietzſche und Gaſt in Zürich

Zürich, 3. Dezember 1884

„Auf Ihren gütigen und mit dem ergebenſten Dank erhaltenen Brief einſtweilen nur die Nachricht, daß nächſten Sonntag — ich glaube nachmittags — in einem Konzert der ‚Harmonie' (in der Tonhalle) die Ouvertüre zum Löwen von Venedig gemacht wird; ich werde ſogar ſelber den Bakel dazu ſchwingen. Aber ich kann nicht wünſchen, daß Sie, verehrter Herr Profeſſor, ſich einen ſo teueren, mit Koſten und Strapazen verbundenen ‚Genuß', wie das Anhören dieſes Stücks, verſchaffen wollen, — ſo überaus ehrend auch Ihr Intereſſe dazu für mich iſt."

Die Aufführung von Gaſts Ouvertüre

Zürich, 5. Dezember 1884

„Konzertbeginn Sonntag 4 Uhr; erſte Nummer die Ouvertüre. Vielleicht ſchicke ich dieſen Nachmittag das Programm; ich muß jetzt in die Probe. — Aber . . . nun ich fühle die Verantwortlichkeit, wegen 5 Minuten Lärm Sie aus aller Ordnung reißen, und komme beinahe in die Lage, den moraliſchen Warner zu machen!"

„Haben Sie die Geschichte gehört, die in der Pension Neptun mit Ihrer Handschrift von ‚Nacht, o holde —‘ passierte?[47] Dort war eine Dame mit ihrer Tochter einquartiert, welch letztere öfter im Lesezimmer zum Pianoforte sang. Nietzsche gab ihr jenes Stück zum Singen; sie sagte, sie wolle es einstudieren, nahm es mit aufs Zimmer und behielt es. Einige Tage danach verschwand sie — entführt von einem vielsemestrigen Medizinstudenten. Mit ihr war auch jenes Manuskript verschwunden. Das Paar mochte in der Nähe Zürichs wohnen, denn der Student hatte die Frechheit, öfter in die Pension nach Briefen fragen zu kommen. (Die Mutter war in Rücksicht auf den Ruf der Pension inzwischen ausgezogen.) Über das Abhandenkommen des Manuskripts hatte Nietzsche die Inhaberin der Pension unterrichtet; als eines Tages wirklich ein Brief für jene schöne Tochter kam und vom Studenten abgeholt werden wollte, belegte ihn die resolute Wirtin mit Beschlag: sie lieferte ihn nur gegen Rückgabe jenes Manuskripts aus. Erst nach mehreren Tagen brachte dann der Bösewicht die Noten wieder. Nietzsche meinte sogar, meine Musik mit dem teilweise verführerischen Text sei nicht ohne ‚Schuld‘ an der ganzen Entführung.“

„Nacht o holde“

Die Wiederaufnahme der Beziehungen mit Gersdorff

Von den früheren Freunden war Freiherr von Gersdorff dem Nietzscheschen Kreise wieder näher getreten. Bereits im November 1880 begegnete ihm Peter Gast zufällig unter den Prokuratien. Der Baron dilettierte damals in Malerei und stand im Begriff, zu Böcklin nach Florenz zu gehen; auch war er durch die Lektüre von Gleïzès Thalysia oder das Heil der Menschheit zum Vegetarianer geworden.

Overbeck blieb mit ihm immer in einiger Verbindung, da Gersdorff bei ihm eines warmen Anteils an seinen bewegten Schicksalen sicher war. Als Majoratsherr von Ostrichen bei Seidenberg im Regierungsbezirk Liegnitz schreibt er Overbeck am 18. April 1885: „Von unsern Freunden weiß ich nicht viel. Nur Nietzsche hat mir geschrieben, daß er nach Venedig gehe, um einige Monate dort zu bleiben und mit Köselitz zusammenzutreffen. Ich bedaure, daß dieser hochbegabte Musiker bisher noch keinen Zugang zu den Ohren des Publikums gefunden hat. Und doch glaube ich fest, daß keiner lebt, der etwas Besseres machen kann und gemacht hat. Die neueren Musiker, welche unsere Theater mit Opern versorgen, können alle recht wenig. Es fehlt unsern Künstlern zu sehr an Bil-

dung und ruhiger Sammlung. Sie laſſen nichts reif werden, und die wenigſten haben überhaupt Fruchtaugen, um obſtgärtneriſch zu reden. — Dr. Rée war bisher in Berlin, um eine Abhandlung über das Gewiſſen zu publizieren. Er protegierte ein begabtes Mädchen, Franko-Ruſſin, welche kürzlich ein Buch ‚Im Kampf um Gott‘ hat erſcheinen laſſen, das ich nicht geleſen habe. Sie ſoll ein ganz unheimlich geſcheutes Menſchenkind ſein. Romundt hat in Berlin eine Sphäre ſeiner Tätigkeit gefunden, aber ich verſtehe eigentlich nicht wie und wo. Rée ſieht ihn oft und begegnet ihm als Teilnehmer eines ‚Philoſophikum‘, in welchem Heinrich von Stein, die Ruſſin, ein Herr Haller eine neue Philoſophie beſprechen. — Mir bleibt keine Muße zum Philoſophieren; das Leben ertragen, tapfer aushalten, was auch kommen mag, in der eigenen Sphäre wirken und ſchaffen, das iſt die meinige; ſie iſt nüchtern und praktiſch geworden, aber mir klebt der Boden an den Füßen, ſeit ich aufgehört habe, in der Fremde das Glück zu ſuchen, und ich bin es ſo auch zufrieden. Im vorigen Jahre hat mich der Kaiſer zum Kammerherrn gemacht, wodurch mir Berührungen mit der Hofwelt geboten werden, die nicht unintereſſant ſind, ſeit in Berlin die große Politik gemacht wird. Das Andenken meines Vaters hat mir den Weg dahin geebnet, den ich ohne ſtarkes Verlangen betreten habe. Aber es iſt gut eine Stellung zu haben, die Menſchen wollen es ſo haben, ſonſt gilt man nichts; hat man ſie, ſo wird gekrochen, und das iſt ſpaßhaft anzuſehen. Ich leſe viel in Treitſchkes Geſchichte und fühle mich gefeſſelt, der erſte deutſche Hiſtoriker, der mich nicht langweilt. Ich ſchicke Ihnen anbei einen Brief Steins an meinen Großvater, vielleicht intereſſiert es Sie.“

Rohdes Freundſchaft an Nietzſches Künſtlerſchaft

Mit Rohde ſtand Overbeck in ununterbrochenem Verkehr, ſei es durch Briefwechſel, ſei es durch gelegentliche Begegnung; er war auch Pate von Rohdes Söhnchen (1881). An Nietzſche vermochte Rohde immer nur wie an einen „Halbverſtorbenen“ zu denken; die „Morgenröte“ ſah ihn „traurig und eher abendrötlich an“. Dabei war er von Anteil und Sorge um ihn ſtets erfüllt und in Atem gehalten. Sobald Overbeck von Nietzſches Bleiben oder Kommen etwas Beſtimmteres erfuhr, ſollte er es Rohde wiſſen laſſen, damit dieſer ſich von deſſen Leben und Möglichkeit zu exiſtieren doch einigermaßen eine Vorſtellung machen könne. Doch führten die wenigen Verſuche, mit Nietzſche ſelbſt Fühlung zu nehmen, immer gleich zu ſchweren Mißverſtändniſſen, die dann zu entwirren Overbeck oblag. Wie ſehr er zwiſchen beiden be-

schwichtigend und vermittelnd stand, geht aus seinen an Rohde gerichteten Briefen hervor. Man darf nämlich nicht durch Rohdes momentane und partielle Bewunderung des Zarathustra sich zu der Meinung verleiten lassen, Rohde habe seine dauernde Sympathie nun wieder in die Nähe von Nietzsches Schaffen gerückt. Sein warmes und würdiges Urteil über die beiden ersten Teile klingt doch eher nur wie ein Seufzer der Erleichterung, daß ihm eine Anerkennung einer Arbeit Nietzsches überhaupt möglich ist. Er schrieb an Overbeck am 9. Dezember 1883: „Nietzsches Buch habe ich größtenteils mit wahrer Bewunderung gelesen. Ich finde auch die Form nicht nur geschickt und geistreich gehandhabt . . ., sondern überhaupt sehr angebracht: so kann er doch seine Gedanken und Wallungen noch aus sich herausetzen, sie nehmen mehr den Charakter eines Kunstwerks an, den Ausdruck einer Stimmung, die man nicht eigentlich und notwendig hat, sondern nur durch Vermittlung der Phantasie annimmt, wie eben der Dichter die Stimmung und Art seiner Charaktere als deren Stimmung, nicht als seine — wiewohl von seinem eigenen Herzblut darin ist. Und das betrachte ich für ihn als ein Glück, als einen Fortschritt. Denn ich habe längst das Gefühl, als ob Nietzsche wesentlich litte . . an einer Fülle von Poesie, die nicht in eigentliche Dichtung sich niederschlagen will und ihm nun im Innern Fieber und Not macht." Diese Stelle bringt Crusius (S. 116) und erinnert an das weit wärmere Lob Rohdes gegen Nietzsche selbst zwei Wochen später (Briefe II, S. 570). Hat nun Rohde wirklich „immer den Künstler und Dichter in Nietzsche gesehen" (Crusius, S. 117), so doch wohl nur insofern, als diese Schätzung der künstlerischen Kräfte im Freunde der unverhohlenen Mißachtung von Nietzsches Anstrengungen als Denker zur Folie diente. Auch der herzliche Glückwunsch zum Zarathustra hat die Freunde einander nicht näher gebracht. Dem standen schon allein Rohdes nicht völlig erschütterte Parteigängerschaft für Bayreuth und seine wachsende Sympathie für das „Reich" und Bismarck im Wege. Doch wird darüber später im Zusammenhange zu behandeln sein.

Zürich, 27. August 1879

Vorgestern hatte ich Baumgartners, gestern Treitschkes Besuch und kam nicht zum Schreiben. Von St. Moritz bin ich seit dem 23. zurück. Ich habe Nietzsche in einem wahrhaft trostlosen Zustande verlassen müssen, ohne ihm helfen zu können. Was ihn, abgesehen von den Leiden seines gegenwärtigen Zustandes, augenblicklich besonders bedrückt, ist die Aussichtslosigkeit, seine ihm jetzt vor allem perniziöse Einsamkeit im nächsten Winter unter klimatisch für ihn erträglichen Bedingungen aufzuheben. Er hat nur zwischen Köselitz mit Venedig und Naumburg mit seiner Mutter die Wahl. Die Örtlichkeiten taugen beide für ihn nichts, ebensogut könnte er nach Basel zurück, dessen klimatische Untauglichkeit schon wirklich erprobt ist. Ohne den geringsten Verkehr, von jeder andern Zerstreuung oder Beschäftigung abgeschnitten als Spazierengehen, nie gesund und alle Wochen ein paarmal von den schmerzhaftesten Krisen überfallen, die ihn ans Bett fesseln, so lebt jetzt unser Freund dahin, und bei dem allem überzeugt, daß er in der Luft des Engadin das erträglichste Leben führt, das ihm noch möglich ist. Ich kann nur herzlich bedauern, daß Sie nicht auf dem Wege nach Italien bei ihm vorgesprochen haben. Ihren Besuch hätte er wohl nachträglich, wie vermutlich auch den meinen, mit einem bösen Tage büßen müssen, er hätte ihm aber doch große Freude gemacht und wäre ihm wohltätig gewesen. Im voraus scheut er den Gedanken daran und läßt Sie bitten, ihn zu unterlassen, nachdem er sich die Sache einen Tag lang nach meiner Ankündigung überlegt hat. An Ihren Plan, ihn irgendwo in der Westschweiz oder überhaupt in diesem Augenblick anderswo als in St. Moritz zu sehen, ist gar nicht zu denken. Er kann den Ort ohne sehr beschwerliche Postreisen gar nicht verlassen, und diese verbieten sich für ihn ohne unbedingte Not bei seinem gegenwärtigen Zustande vollkommen. Es wird übel genug gehen, wenn er einmal nach Norden oder Süden fort *muß*, und das, denke ich, wird in den nächsten Wochen der Fall sein. Ich glaube nicht, daß er es noch lange in St. Moritz aushält, dann aber begibt er sich ohne jeden Umweg in sein Winterquartier, ich vermute fast Naumburg, was mir gegenwärtig von allem doch als das Vernünftigste erscheint; aber wenn sich Nietzsche dafür entscheidet, kann es uns nur ein Symptom der Verzweiflung sein, mit wel-

Unterlassung von Rhodes Besuch

cher er ſelbſt ſeinen Zuſtand nun anſieht. Und ich ſelbſt habe gar keine Hoffnung. Denken Sie ja daran, was freilich Ihnen kaum noch möglich ſein wird, Nietzſche noch in St. Moritz aufzuſuchen, ſo bin ich perſönlich immer noch dafür. Sie müßten ſich dann freilich erſt bei mir erkundigen, ob Nietzſche noch dort iſt (Penſion Helvetia). Seit meiner Rückkehr habe ich keine Nachricht, doch verſchaffe ich mir wohl bald welche. Bis Mitte September zu bleiben, war bei meiner Abreiſe ſeine Abſicht. Oder fragen Sie bei ſeiner Schweſter an (bei Herrn Martin, St. Auguſtin, Lac de Neuchâtel).

Hoffentlich entfliehen Sie noch beizeiten dem Glutofen, in welchen Sie ſich hineingewagt, bevor Sie ernſteren Schaden genommen haben. Nach ſchlimmen Erfahrungen vor zwei Jahren riskiert ſich Treitſchke diesmal erſt Mitte September nach Rom. — Von Nietzſchen bin ich natürlich auch mit den herzlichſten Grüßen an Sie beauftragt.

Baſel, 12. April 1881

. . . Von Nietzſche hatte ich wieder eine Karte, deſſen Brief an Sie gerade am Tage vor der Meldung, daß Sie hier ſeien, abgegangen war. Es freut mich herzlich, daß Sie wieder einmal miteinander reden. —

Baſel, 7. Februar 1882

Rohdes langes Schweigen gegen Nietzſche

. . . Ihren Brief habe ich ſofort beſorgt. Es war mir ſehr lieb, daß er kam. Zwei Tage vorher hatte Nietzſche geklagt über die allmähliche Lichtung ſeines Freundeskreiſes und auch Ihres langen Schweigens betrübt gedacht. Zweifeln Sie doch ja nicht an ſeiner Anhänglichkeit an alte Bande. Er iſt, meine ich, zur Zeit dafür empfänglicher als je, und dankbar dafür, wenn nicht auch von alten Freunden die Trübung ſeines Schickſals erſchwert wird. Überhaupt aber ſcheint es mir, als ob Sie dies Schickſal doch in gewiſſem Sinne zu düſter anſehen. Vergeſſen Sie doch nicht, daß, wenn auch um noch ſo teuern Preis, Nietzſche ſich ein koſtbares Ding rettet, das für ihn nun einmal wohlfeiler nicht zu behaupten wäre, ſeine Freiheit. Iſt denn, wenn wir das Leben um uns betrachten, die Vorſtellung ſo unerträglich, daß man abſeits ſteht? Und nur mit der andern eines halben Todes zu verbinden? Eben davon iſt doch bei Nietzſche nicht die Rede, ſo ſchlimm ſich alles auch durch Krankheit verwickelt. Aber auch

in dieſer Hinſicht iſt es in jüngſter Zeit beſſer geworden. Das iſt wenigſtens der Eindruck der Äußerungen Nietzſchens, den ich ſchon ſeit ein paar Monaten habe. Der, wie es ſcheint, in Italien — Nietzſche iſt immer in Genua, Poſt reſtante — wundervolle Winter tut ihm ſeiner eigenen Ausſage nach gut. Er hat auch in letzter Zeit wieder in ſeiner Weiſe ſtark gearbeitet und wird in dieſen Tagen nur durch einen Beſuch Rées, auf den er ſich ſchon lange freute, unterbrochen. Die Penſion läuft am 1. Juli 1885 ab, die erſte Hälfte alſo im nächſten Sommer. Was Sie mir von (—) ſchreiben, kann unter Umſtänden von hohem Werte ſein und wir wollen auf jeden Fall daran feſthalten, ſonſt aber behandeln Sie die Sache doch zurzeit ja recht vorſichtig. Nicht daß ich (—) in ſeinem Wichtigkeitsgefühl nicht die größten Freuden gönnte, aber ich halte ihn nicht für den Taktvollſten, und es würde, wie mir die Dinge und Menſchen hier bekannt ſind, durchaus nicht günſtig wirken, wenn ſchon jetzt auf den weiteren Verlauf der Sache Bedacht genommen und gezeigt würde. Kurz ich meine, ſie kann augenblicklich noch mit Vorteil ruhen. Nietzſche bereitet ſich übrigens ſelbſt in anderer Weiſe und nicht ohne allen Erfolg auf alle Eventualitäten vor. — Gersdorffs Verlobung hat zu meiner großen Freude auch ſein über der anderen dummen Geſchichte in die Brüche gegangenes Verhältnis zu Nietzſche, wie es ſcheint, ſehr ſchön wiederhergeſtellt. Die Braut iſt eine ſehr reiche Leipzigerin, Waiſe und Schweſter der Freifrau von Tauchnitz (British Authors) — alſo auch ſehr ſolid. —

Baſel, 12. März 1882

Meine Abſicht iſt, Sie innerhalb der Karwoche zu beſuchen, und ich habe, ausgenommen den Fall der Unverträglichkeiten mit Ihren Plänen, nur den Vorbehalt zu machen, daß Nietzſche hierher kommt. Erſt vorgeſtern habe ich ihm geſchrieben, um hierüber bald zur Gewißheit zu gelangen. Sobald er geantwortet hat, laſſe ich Sie Endgültiges wiſſen, kann aber heute doch ſo viel ſchon ſagen, daß Nietzſches Hierherkunft ſchon in den Oſterferien ſehr unwahrſcheinlich und nur eben nicht ganz unmöglich iſt.

Baſel, 20. April 1882

. . . Heute, wie geſagt, gingen die Vorleſungen wieder an, und zufällig häuften ſich auch Briefe ſo, daß der vorliegende der vierte

Nietzsche in Messina

ist, und doch erst der vorletzte. Einen schrieb ich nach Messina, wohin noch keiner von mir hingelangt. Dahin hat sich Nietzsche hingezogen. Er wollte einen Sommer am Meere versuchen und scheint in der Ratlosigkeit bei der Wahl sich ganz plötzlich in Genua auf ein Schiff begeben zu haben, das ihn als einzigen Passagier mitnahm. Zunächst ist er vom Orte sehr entzückt, doch schrieb ich ihm heute meine Zweifel an der Zweckmäßigkeit gerade dieser Wahl für den Sommer. Wenn er nur nicht wieder, weil es ihm im Frühjahr wieder recht schlecht gegangen ist, einen coup de tête gemacht hat. Daß Gersdorff am 19. März geheiratet hat, schrieb ich Ihnen wohl schon. Vergangene Woche erhielt ich einen Brief von Lugano. Die Hochzeitsreise soll bis Venedig gehen. . .

Basel, 18. Juli 1882

Am 8. Mai überraschte mich ein Telegramm aus Luzern, Nietzsche würde in wenigen Stunden bei mir sein. Ich hatte noch Tags vorher an ihn gedacht und mir ihn in Messina vorgestellt. Er kam denn auch wirklich an, blieb fünf Tage, reiste auf kurze Zeit nach Luzern zurück, erschien wieder auf einen Tag hier und begab sich dann nach Naumburg. Ich wollte Ihnen damals gleich schreiben, zumal Sie sich ja kurz vorher nach Nietzsches Adresse erkundigt hatten. Allein diese fünf Tage mit Nietzsche, die mich mitten im Semester durchaus unvorbereitet trafen und die ich mit Ausnahme der Vorlesungsstunden beständig im Gespräch mit ihm zubrachte, erschütterten das Gleichgewicht des regelmäßigen Lebens so vollständig, daß ich nach seiner Abreise nur zu tun hatte, um wieder in Ordnung zu kommen, und Sie wissen ja selbst wie es geht, wenn man einmal wieder in der Tretmühle des Semesters festsitzt und gar aus diesem oder jenem Grund einmal darin gehetzt wird. So unterblieb denn ein Brief an Sie bis heute, wo ich vor allem fragen will, wie Sie es mit Bayreuth zu tun gedenken, und ob Aussicht ist, uns dort zu sehen. Ich fürchte, die Aussicht ist gering, selbst wenn Sie hingehen. Ich kann mit meiner Frau erst am 30. dort sein. Samstag über 8 Tage reisen wir von hier ab, übernachten in Nürnberg, da in einem Tage nach Bayreuth nicht hinzukommen ist, und sind dort erst Tags darauf, und auch nur auf 24 Stunden. Dann geht es nach Dresden, wo wir den größten Teil der Ferien diesmal verbringen werden.

Bei Nietzsche ist der Moment, der früher oder später zu er-

warten war, wenn ſeine Geſundheit noch etwas zu hoffen ließ, eingetreten, der des unabweislichen Bedürfniſſes, ſeine in den letzten Jahren geführte Lebensweiſe zu ändern, wieder unter Menſchen zu gehen und ſich ſozuſagen wieder Stoff zuzuführen. Er gedenkt nächſten Winter an einer größeren Univerſität zuzubringen, um Vorleſungen zu hören, da ja an Leſen, wenigſtens an anhaltendes Leſen nicht zu denken iſt und wohl immer weniger zu denken ſein wird. Ich verzweifle auch, ſo wie ich ihn wiedergefunden habe, nicht an der Möglichkeit des Verſuchs des neuen Lebens. Seit vielen Jahren habe ich zum erſten Male Nietzſche mehrere Tage hintereinander geſehen, ohne daß irgend eine Kriſe ſeines Befindens allen Verkehr unterbrochen hätte. Seine Farbe war die beſte von der Welt, und an eine ernſte Erſchütterung ſeines Organismus ſcheint mir nicht zu denken, da er wieder beträchtlich zugenommen hatte. Wir waren die fünf Tage ſtets bis gegen Mitternacht zuſammen. Nietzſche war lebhafter als je, konnte ſelbſt ſehr viel Muſik hören, kurz wir faßten die ſchönſten Hoffnungen. Bei ſeiner zweiten Anweſenheit, der wieder eine Kriſe vorausgegangen war, war allerdings das Bild merklich anders, doch an ſchon vollkommene Wiederherſtellung hatte ich auch bei der erſten nicht gedacht, und ſeitdem ſind die Nachrichten ſtets gut geweſen. Augenblicklich fehlen ſie mir übrigens ſeit einigen Wochen, ſo daß ich nicht einmal recht weiß, wo Nietzſche zur Zeit iſt, wahrſcheinlich irgendwo in Thüringen, vielleicht in Tautenburg bei Dornburg. Ein Brief wäre jedenfalls nach Naumburg zu adreſſieren. Binnen kurzem erſcheint „Die fröhliche Wiſſenſchaft", um die Reihe der Publikationen der letzten Jahre zu ſchließen. So war wenigſtens im Frühjahr die entſchiedene Abſicht. In Meſſina iſt Nietzſche nur ein paar Wochen geweſen. Schirokko hatte er nicht bedacht. Auf der Flucht davor erſchien er hier. — . .

Baſel, 27. Dezember 1882

. . . Von Nietzſche habe ich neuſtens recht traurige Nachrichten, eigentlich ganz verzweifelte. In Leipzig habe ich ihn von Dresden aus am 17. Sept. ſchon unter ſchlimmen Umſtänden beſucht, nach Santa Margherita Ligure, wo er jetzt iſt, kann ich nicht zu ihm eilen. Etwa eine Woche bevor Ihr letzter Brief eintraf, gerade zu meinem Geburtstage, traf er hier ein, auf der Flucht wieder nach Italien. Er hat wohl im vergangenen Sommer und Herbſt die

Gegenſeitige Beſuche Overbecks und Nietzſches

schlimmste Zeit seines Lebens durchgemacht (etwa die gegenwärtigen Tage ausgenommen). Die Folge ist jetzt eine Vereinsamung von einer Vollständigkeit, die selbst ihm neu und unerträglich ist, und Einsamkeit ist nach den Erfahrungen dieses Sommers für ihn das schlimmste Gift. Er blieb hier drei Tage, und ich sah keine Möglichkeit, ihm damals hier weiter zu helfen, zumal bei der herrschenden Witterung, wiewohl seine Gesundheit sich erstaunlich gebessert hat und zur Zeit daran der allergeringste Teil seiner Leiden hängt. Jedenfalls aber warnte ich ihn auf das dringendste, sich wieder in ein Einsiedlerleben zu begeben, und er konnte selbst von hier ein paar Empfehlungen für Genua mitnehmen. Nichtsdestoweniger hat er sich an oben genannten Ort bei Portofino begeben und hält es einfach nicht mehr aus. Ich habe ihn aufgefordert, wenn er sich nicht anders zu helfen weiß, schleunigst hierher zu kommen, so wenig der hiesige Ort für ihn zum bleibenden Aufenthalt geeignet ist, aus vielen Gründen. Aber es gibt augenblicklich vielleicht keine andere Möglichkeit. Was Nietzsche zur Zeit völlig niedergeworfen hat, (sehen Sie alle diese Mitteilungen als im strengsten Sinne vertrauliche und Ihnen allein als Freund Nietzsches gemachte an) ist nächst dem Auseinandergehen jener Geschichte mit der Russin — was, wie die Dinge lagen, an sich ein wahres Glück ist — nun auch der völlige Bruch mit seiner Familie, womit nun seine an dunklen Punkten überreiche Zukunft sich vollends verfinstert. Nehmen Sie dazu das ihm während seines Aufenthalts in Deutschland zumal empfindlich gewordene völlige Zubodengefallensein seiner letzten Schriften und manche andere höchst kleinliche Erfahrungen, die ein Mann wie er in der zur Zeit bei uns herrschenden Luft machen muß und auch solche, die ein Mann in seiner Lage stets machen wird. Seine Verlassenheit von Glück und Menschen kann kaum größer gedacht werden. Ich meinerseits sehe wohl, was an diesem Schicksal nicht unverschuldet ist, was insbesondere an der Art, wie er neuerdings begonnen hat, das Leben nur als „Problem der Erkenntnis" zu behandeln, extravagant, ja objektiv und für ihn subjektiv obendrein unmöglich ist, auch was das Publikum an seinen letzten Schriften aussetzen mag. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß am Schicksal dieser Schriften zum guten Teil auch eine fabelhafte Ungunst der Umstände schuld ist. Wann sind selbst starke Fehler da, wo starke Vorzüge sind, ein unüberwindliches Hindernis des Erfolgs gewesen? Doch wohl stets nur unter sehr wi-

Starke Fehler und starke Vorzüge

drigen Umständen. Noch kürzlich lasen wir mit meiner Frau den Sanctus Januarius wieder. Ich wenigstens begreife den Geschmack eines Publikums nicht, das für diese Laute einfach gar kein Ohr hat, aber schlimm trat mir der Kontrast der Stimmung dieser noch vor weniger als Jahresfrist geschriebenen Seiten und derjenigen, in welcher Nietzsche sich heute befindet, entgegen. Solche Kontraste sind es, die aus seinem Leben heraus müssen, wenn noch etwas daraus werden soll. Sie schrieben ihm im November ohne jede Ahnung über die augenblicklichen Umstände seiner Lage und schon unter ganz unrichtiger Voraussetzung über seinen Aufenthaltsort, so daß ich schon befürchtete, Ihr Brief möchte verloren gegangen sein, und es sehr bedauert, da Nietzsche eine Antwort vermißt hatte, wie er auf seiner Durchreise es aussprach. Von dieser Durchreise war ich drauf und dran, Ihnen zu melden, als ich Ihren Brief erhielt, ich meine den an mich gerichteten. Der an Nietzsche ist ihm doch zugekommen, aber direkt von Leipzig aus. Er hat auf ihn nicht wohltätig gewirkt, so daß er etwas daraus gehört hat, was ihm zur Zeit so unerträglich wie möglich ist, Verachtung. Ich habe ihm, ohne jede Kenntnis vom Inhalt des Briefs, der wie gesagt, nicht einmal verschlossen durch meine Hände gekommen ist, sofort geschrieben, daß ich in einer solchen Auffassung nur eines der Zeichen sähe, wie perniziös für ihn jetzt einsames Grübeln sei. Ich denke, daß ich recht daran getan und Nietzsche Ihre Meinung so gründlich wie möglich mißverstanden hat. So unsympathisch Ihnen manches sein mag, was er Ihnen neuerdings zu lesen gegeben hat, so kann ich mir doch nicht denken, daß Sie, bei Ihrer Kenntnis seines Wesens jene Empfindung daraus gewonnen haben. Nietzsche ist ein Mensch mit sehr bedenklichen Eigenschaften, weniges davon mag nicht selten sein, aber im Bereich meiner Erfahrung steht er völlig einzig da durch die Arbeit, die er an seine Veredlung gewendet hat und die Art, wie ihm selbst, mehr als sonst jemandem, dem ich nahegestellt war, jene Eigenschaften zu schaffen gemacht haben. Ich meine, Verachtung ist das letzte, was solche Menschen verdienen. Aber etwas gerade von diesem Gifte mag Nietzsche jetzt aus allem und jedem zu saugen gestimmt sein. Umsomehr muß er seine Existenz wieder anders einrichten. Eine Kapitalfrage wäre, ihm einen Amanuensis zu schaffen, der ihm wieder tägliche Arbeit gestattete; die Sache hat aber hundertfache Schwierigkeiten. Zudem braucht er aber jetzt nichts mehr als freundschaftlichen

Zuſpruch und menſchliche Teilnahme. Ich kann Sie aber durchaus nicht auffordern, ihm an ſeine jetzige Adreſſe (Santa Margherita Ligure, Poſte reſtante) zu ſchreiben, da ich nicht glauben kann, daß er noch lange da bleibt. —

Baſel, 18. März 1883

. . . An Veranlaſſung und Trieb, Ihnen zu ſchreiben, hat es ſeit Beginn des Jahres nicht gefehlt. Vor allem war beides da, ſobald Ihr Brief vom Neujahr in meinen Händen war, auf den ich nur zurückkomme, um Sie, ich denke überflüſſigerweiſe, zu verſichern, daß ich auf das aufrichtigſte beklage, wenn Sie mein letzter Brief „ganz traurig" gemacht hat, und mit dem, was ich darin über Nietzſche ſagte, jedenfalls nicht die Abſicht hatte, Sie an den Wert ſeiner Perſönlichkeit, als hätte ich darüber etwas zu ſagen, was Sie nicht ſelbſt wüßten, zu erinnern. Ich ſchrieb nur unter dem heftigen Eindruck ſeiner Lage, und daß ich ſo lange geſchwiegen habe, hat wenigſtens das Gute, daß Ihnen erſpart worden iſt, noch verzweifeltere Eindrücke mit mir zu teilen. Das Schlimmſte iſt, wie ich gleich bemerke, für jetzt vorbei. Auf wie lange, wer weiß es? Sie können ſich aber kaum die wahrhaft erſchreckend in ihrer Stimmung wechſelnden Briefe Nietzſches vorſtellen, die ich bis tief in den Februar erhielt. Oft dachte ich, das wäre das Ende und ein Jahr wie das verfloſſene könnte Nietzſche auf keinen Fall mehr überleben. Denken Sie ſich, daß er unter den düſterſten Eindrücken des jüngſt Erlebten ſich einſam verzehrend bis gegen Ende Februar in Santa Margherita geblieben. Nun iſt er unter Menſchen und vor allem unter der unentbehrlich gewordenen Pflege und Aufſicht eines ihm von hier aus befreundeten Arztes in Genua. Das Schlimmſte war überwunden, als er wieder die Kraft zu einer Dichtung gefunden hatte, die auch an ſeinen Verleger abgegangen iſt, deren Druck aber ſein letzter Brief noch nicht als begonnen bezeichnen konnte. Seine genauere Adreſſe kann ich Ihnen, da ich ſie auf das ſtrengſte zu verſchweigen verpflichtet bin, nicht mitteilen. Wollen Sie ihm aber ſchreiben, ſo legen Sie den fertigen Brief nur für mich ein, und und ich befördere ihn weiter. Sie brauchen ja auf das Einzelne ſeiner Zuſtände nicht einzugehen, in deren Labyrinthe ich Sie ja, auch nur ſo weit ſie mir ſelbſt überſehbar ſind, in einem Briefe zumal nicht einführen kann. Unſelig genug fiel in ſeine Leidenszeit auch Wagners Tod hinein. Aus Andeutungen ent-

Overbecks Verpflichtung, Nietzſches Adreſſe zu verſchweigen

nehme ich, daß auch dieſer Tod ihn tief angegriffen hat, und ich ſetze es auf jeden Fall voraus. Als er ſich erholt hatte, hat er auch an Frau Wagner geſchrieben. Ich ſelbſt tat es ſofort als das erſte lakoniſche Telegramm uns den Tod meldete, und wartete nur, da ich gänzlich unvorbereitet gar nicht daran glauben wollte, auf die Tags darauf eintreffende Beſtätigung. Die Antwort war Frau Wagners durch ihre Tochter Daniela ausgeſprochener Dank zugleich mit dem mir gleich allen anderen Freunden ausgedrückten Wunſch, alle ihre Briefe zu vernichten oder für Siegfried zurückzuſchicken. Die Mutter habe von der Welt Abſchied genommen und wolle nur noch für ihre Kinder leben. So mußte ich mich denn von dem mir ſo wertvollen Häuflein trennen. Ihren Entſchluß begreife ich wohl, und ich will nur das beſte Gelingen wünſchen, daß ſie wirklich von den weiteren Schickſalen der Wagnerei abgeſchieden bleibe, nun die gewaltige Hand ihres Steuermanns ihren Lauf nicht mehr lenkt. Wir feierten mit meiner Frau das Gedächtnis, indem wir die Kunſt und die Revolution und das Kunſtwerk der Zukunft laſen und durch den Feuergeiſt, der darin lebt, hoch über alle hie und da zu überwindende Gewaltſamkeit und Dunkelheit emporgehoben wurden. Ich finde dieſe früheren Schriften ungleich leuchtender, voller und reicher als die ſpäteren, die zweite Manier, in welcher Wagner gleichſam ſelbſt von Schopenhauerſcher Metaphyſik wie geblendet iſt und auch im Stile nach meinem Gefühle den lichten und hinreißenden Schwung der Höhenpunkte dieſer früheren Schriften nicht mehr findet. Unvergleichlich ſchön iſt er übrigens geſtorben, nach allem, was ſich nun herauszuſtellen ſcheint, ausgebrannt in ſeiner vulkaniſchen Kraft, aber damit auch raſch erlöſchend und auf dem Gipfel ſeines Ruhms. Morgen über 8 Tage erſcheint hier Angelo Neumann zu einem Zyklus der Nibelungen, aber wir werden uns hüten, uns den einſt in Bayreuth erhaltenen Eindruck gefährden und verwirren zu laſſen.

Baſel, 11. November 1883

. . . Ich ſchlage mich manchmal mit dem Gedanken herum, meiner theologiſchen Zunft, die ſich zur Zeit ziemlich anmaßlich geberdet, wieder einige allgemeinere Wahrheiten an den Kopf zu werfen. Dann denke ich: cui bono? und kehre zur ſonſt ſchon übermäßigen Maſſe mir im Sinne liegender und vielleicht nützlicherer Arbeiten zurück, wenn ſie mir auch zur Zeit niemand dankt.

Overbeck und Nietzsche in Schuls

Von Nietzschen hätte ich Ihnen manches zu erzählen, da ich ihn in letzter Zeit wiederholt selbst gesehen habe. Schon von Steinach aus besuchte ich ihn Ende August. Er kam vom Oberengadin herunter, und wir trafen uns in Schuls bei Tarasp, wo wir vier Tage zusammen waren und Nietzsche, eines Menschen nach monatelanger Abgeschiedenheit wieder froh, sich ausschüttete. Damals hatte ich den Zarathustra noch nicht gesehen, der vor seinem Erscheinen vor dem Publikum Abenteuer hatte, wie sie nur ein Buch des Schmeitznerschen Verlags erleben kann. Nun werden auch Sie das Buch haben. Ich habe es mit großer Bewunderung für vieles am Inhalt und an der Form gelesen, aber doch auch mit sehr divergierenden Empfindungen für einzelnes und den Ton des Ganzen aus der Hand gelegt. Abgesehen davon, daß mir dieser Ton nicht eben sympathisch ist und ich ihm außerhalb seiner Urheimat, der alttestamentlichen Prophetie wenig Geschmack abgewinnen kann, erfüllte mich das doch wieder mit persönlicher Besorgnis für Nietzsche. Wie soll man sie nicht hegen, wenn man ihn beständig sozusagen wie in einem türkischen Bade leben und aus einem eisigen Frigidarium in ein überhitztes Caldarium sich hin und zurück bewegen sieht? Auch hat er in letzter Zeit in beklagenswerter Weise mit seiner Gesundheit wieder zurückgewirtschaftet. Sehr unerwartet trafen wir ihn auf unserer Rückreise in Frankfurt auf dem Bahnhofe. Er hatte sich eben bei uns hier telegraphisch angemeldet. Ich vermutete ihn in Italien, er war in Naumburg gewesen und augenblicklich auf schleuniger Rückreise nach dem Süden und seinem Meer begriffen. Er blieb drei Tage bei uns, die halbe Zeit im Bette, und er war noch übel daran, als er am 9. Okt. des Abends wieder nach Genua weiter reiste. Schreiben Sie ihm dahin (poste restante), so tun Sie ihm eine Freude und wohl. Im Engadin sprach er davon, Sie zu besuchen, wobei ich ihm aber sagte, daß Sie damals keinesfalls in Tübingen wären.

Basel, 27. Juli 1884

Rohdes geplanter Besuch in Sils

. . . Auch von Nietzschen will ich Ihnen doch mitteilen, daß er sich für die nächste Zeit wieder in Sils-Maria aufhält, und so sehr er auch die Einsamkeit suchen mag, doch über Ihren Besuch große Freude hätte. (Adresse: Sils-Maria-Oberengadin.) Die Sache würde sich, falls Volkelts in Seewis bleiben, mit ihnen leicht verbinden lassen, so leicht dort zu Lande auch eine Entfernung von

wenigen Meilen in der Luftlinie zu überwinden ist. Führen Sie über den Julier, an dessen Fuß Sils-Maria liegt, und kehrten Sie über den Albulapaß nach Chur zurück, wie ich es vor einigen Jahren getan, so hätten sie auch ein wundervolles Stück Land kennen gelernt. Nietzsche erschien plötzlich hier den 15. Juni und blieb etwas über 14 Tage, in jenem Augenblick in einem Zustande verzweifelter Hilflosigkeit in seiner nachgerade entsetzlich gewordenen Vereinsamung, die ihm aber, wie sich auch hier zeigte, nur um so entsetzlicher ist, wenn er sich nicht in der Einsamkeit und in einem ihm zusagenden Klima befindet. An seinen Zarathustra knüpfen sich für ihn ungeheure Hoffnungen, zumal an die darin enthüllte Lehre von der ewigen mechanischen Wiederkehr aller Dinge. In der Welt seiner Gesichte ist er jetzt allein noch zeitweise glücklich, bis es über ihn kommt, daß er so wie er sie versteht, zur Zeit allein darin lebt. Wüßte ich nicht was er alles schon überwunden hat, ich könnte bei der Verfassung, in welcher er neulich Basel wieder verließ, nicht verhältnismäßig so ruhig an ihn denken. Vergebens habe ich mich bemüht, ihn zu bewegen, seine Kreise auf eine Zeitlang wieder zu verlassen und sich den Menschen wieder etwas zu nähern. Gerade bei der Heftigkeit seines eigenen Verlangens darnach zeigt sich schließlich immer wieder die Unüberwindlichkeit dessen, was entgegensteht, nur um so deutlicher. Von seinem „Sohne Zarathustra", wie er zu sagen pflegt, begreife ich genug, um zu empfinden, daß er eine Quelle hohen Glückes daran hat; ob sie so überschwenglich reich ist, wie er meint, wage ich um des Buchs selbst und dessen, wie es ihm bei seinem Verfasser glückt, willen nicht zu entscheiden. . .

Basel, 22. April 1885

. . . Wenige Tage nach Ihrer Abreise erhielt ich die Anzeige der Verlobung von Frl. Nietzsche. Als wir vom Bräutigam als einem im fernen Argentinien verschlagenen Sonderling sprachen, befand er sich aber zum Feste in Naumburg. Was weiter wird, weiß ich nicht, insbesondere ob dies Weitere in Naumburg oder Argentinien sich abspielt. Nietzsche scheint auf der Reise nach Deutschland, die er für den Sommer vorhatte, zu verzichten, und ist augenblicklich in Venedig, woselbst seine Adresse für die nächste Zeit poste restante ist; wenn Sie ihm bald schreiben, tun Sie ihm auf jeden Fall wohl. Kürzlich erhielt ich auch wieder einmal von Gersdorff Nachricht, von dem ich seit zwei Jahren nichts ge-

hört. Ich werde ihn in diesem Sommer jedenfalls hier sehen, da er seine wie es scheint sehr kränkliche Frau nach Badenweiler und in die Schweiz bringt. Ihm selbst geht es ganz wohl als Gebieter von Ostrichen, und auch dagegen hat er nichts, daß er im vorigen Jahr kaiserlicher Kammerherr geworden ist und dadurch auch Beziehungen zu den Hofkreisen Berlins habe, wo jetzt die große Politik gemacht werde. —

Bedenkt man die Fülle peinlicher und intensiv ablenkender Tatsächlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seinen flüchtigen Gelegen-

sächlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seine flüchtigen Gelegen-

heitsberichten an Rohde über Nietzsches Befinden anzuspielen nicht fertig wird, so begreift man eine große Schöpfung Nietzsches gerade in diesen Jahren nur dann richtig, wenn man in ihr von vornherein den erbrachten Beweis ungebrochener Gesundheit, die abgelegte Probe einer latenten Titanenkraft erblickt. Polypenhaft, mit hundert Fangarmen und Fühlern wollte eine widerwärtige, aussaugende Aktualität Nietzsches inneres Leben umklammern und ersticken. Da zeigte er sich unbezwinglich und setzte der auf ihn eindringenden Entkräftung und Zersplitterung den Widerstand einer machtvollen Produktivität entgegen. So war also Zarathustra unter allen Umständen ein Sieg selbst dann, wenn er vor einer eindringlichen und besonnenen Kritik sich nicht als das unantastbare Meisterwerk aus einem Guß bewähren sollte, für das Nietzsche selbst ihn, nach Überwindung seiner eigenen schweren Anfangsbedenken, später im Ewigkeitstone ausgeboten hat.

IV. Der Zweifel am Zarathustra

Indem wir nun an Nietzsches berühmtestes Werk herangetreten, seinen „Zarathustra", gilt es seines lange Zeit verkannten und doch zweifellos blutsverwandten Vorläufers zu gedenken, des Epos „Prometheus und Epimetheus" von Karl Spitteler. Der erste Teil erschien Weihnachten 1880, vordatiert 1881, der zweite Teil das Jahr darauf in einem biederen Schweizer Provinzverlage (Aarau, Sauerländer) und blieb doch wohl auch deshalb, nicht nur wegen der Verständnislosigkeit der damaligen „Idealisten", in Deutschland völlig unbesprochen und unbeachtet. Dafür blühte ihm in der Heimat gleich nach dem Erscheinen die bewundernde Anerkennung wenigstens der Kenner. Gottfried Keller schrieb an

J. V. Widmann einen erſtaunten Brief über einen derartigen Erſtling: das Buch ſei von vorn bis hinten voll der erleſenſten Schönheiten; die ſelbſtändige Kraft und Schönheit der dunkeln Gebilde rührte den Altmeiſter epiſcher Kunſt. Dieſes Anfangsbuch eines bereits Beſtandenen war eine tief ſymboliſche Dichtung; ſchon der Untertitel nennt es „ein Gleichnis“. Der Grundgedanke iſt (nach F. O. Schmid, Berner Rundſchau 1906, S. 239/40) der: Prometheus, der wie alle andern mythologiſchen Geſtalten des Verfaſſers mit der überlieferten Götterwelt Griechenlands kaum mehr als den Namen gemein hat, iſt der in ſeinem eigenen Bewußtſein wurzelnde ſtolze Adelsmenſch, der der Gemeinheit und Erbärmlichkeit der Welt gegenüber ſeine trotzige freie Seele bewahrt, der nicht „Heit“ und „Keit“ ſagen will und lieber alle Qualen und Leiden der Ausgeſtoßenheit und Abgeſchiedenheit auf ſich nimmt, als daß er ſeine perſönliche Freiheit opfert. Epimetheus aber folgt den Geſetzen der allgemeinen Weltklugheit und des perſönlichen Vorteils, er gibt die Freiheit ſeiner Seele, ſeiner Individualität dahin, um König zu werden über die große Menge. Aber das rächt ſich, denn die große Menge iſt wandelbar, und wer nicht auf ſich ſelbſt ſteht, wer wie ſie und von ihr abhängig iſt, lernt dies nur zu bald erfahren. So auch Epimetheus, deſſen Reich durch Verrat und Geſinnungsloſigkeit zerfällt. In ſeiner tiefſten Erniedrigung erſcheint nun als Retter der, der allein hierzu noch fähig iſt, Prometheus, der ſich ſeine freie Seele gewahrt hat und dadurch über den Dingen, über dem Sumpf und Schmutz der Gewöhnlichkeit ſtand.

Der volksfeindliche Adelsmenſch Spittelers

Von Belang iſt die von Spitteler gewählte epiſche Form. Er ſcheint da mit Bewußtſein ſtilgründend vorgegangen zu ſein. Er prägte ſich für ſeinen dem griechiſchen Mythos entnommenen Stoff eine altteſtamentlich pſalmodierende rhythmiſche Proſa von feierlichem Orgelton: „Und über dem im zwölften Jahr, als ſchon zum Winter neigete der Herbſt, da kam die Zeit, daß ſich der Engel Gottes wähle *einen* aus der Menſchen Schar und ſetze ihn zum König über alles Land an ſeiner Stelle.“ Zu den Eigenheiten des Vortrags gehört vor allem die körperliche, in auffallende Anſchaulichkeit hinüberdrängende Rolle, die darin den abſtrakten Begriffen zugeteilt iſt: „— und gingen nicht zu Markte kaufen von den richtigen Begriffen“. Einer dieſer Begriffe wird folgendermaßen geſchildert: „Und ſiehe, eine dicke Dummheit kroch am Boden, ſuchte mit Beſchämung, wo ſie ſich verſtecke. Und war

Die Verkörperlichung des Abſtrakten

von Herzen eine echte Dummheit, grün und gelb mit Schleim und Warzen übermalt, und nie in meinem Leben hatt' ich noch gesehen solche ausgewachsene Dummheit." Ferner zeichnet sich die Dichtung durch ein dunkles, farbensattes Kolorit aus: „Da schwebte eine Wolke überm Tal und schiffte langsam durch den blauen See hinüber zu dem dunkeln Walde." — „Da stieg Prometheus grollend auf der Berge Höhn, den Blick gesenkt, das Angesicht von Scham durchglüht und all sein Fühlen wund von tödlicher Beschimpfung." — „Und mit ihm zogen seine beiden Tiere. Und wenn nun abends stöhnte das Getier und krümmte sich und wurde außer sich, da jammerte und sprach zu ihm sein Herr: vom allzuvielen Grase stammet das und drum, so laßt uns eilig Feigen kaufen von des Marktes Händlern." Nimmt man noch hinzu, daß über die formalen Berührungen hinaus der Gedanke (wenn auch nicht die Bezeichnung) des Übermenschen als Leitmotiv Spittelers Dichtung durchzieht, also daß schließlich durch die willentliche Opferung von Lebensglück und Wohlfahrt der Siegerruhm errungen wird, — so ist der Anschein einer beträchtlichen Abhängigkeit des Buches vom früheren unvermeidlich, sobald die entsprechende Bekanntschaft einwandfrei feststeht.

Hat Nietzsche Epimetheus gekannt?

Daß Nietzsche in den Jahren 1881 und 1882 Spittelers Gedicht gelesen oder sich gar eingehend damit beschäftigt habe, ist einstweilen noch durch kein gedrucktes Zeugnis mit der für eine so wichtige Feststellung wünschbaren Deutlichkeit erhärtet. Immerhin hätte Spitteler selbst gewiß nicht öffentlich (Kunstwart XVI, 3, S. 134) erklärt: „Nietzsche kannte den Epimetheus, ehe er den Zarathustra schrieb", wenn er nicht über stichhaltige Belege verfügte. Es wäre das nur ein weiteres Beispiel für Overbecks Beobachtung über die Sparsamkeit, mit der Nietzsche tiefgehende Eindrücke seiner Lektüre unter Umständen auch den nächsten Freunden verbarg. Bei diesen ist irgend eine Spur für die Bekanntschaft nicht aufzutreiben. Außer im literarischen Kreise Gottfried Kellers und J. V. Widmanns ist das Buch überhaupt nicht beachtet worden; in Deutschland erschien nicht eine einzige Besprechung. Frau Overbeck las das Buch im Jahre 1882 unmittelbar nach Erscheinen des zweiten Teils und wollte bei einem der Besuche Nietzsches in jenem Jahre das Gespräch darauf lenken; Nietzsche verhielt sich aber völlig gleichgültig und achtlos, wie gegen etwas, das ihn weder interessierte noch ihm bekannt war. Auch die Dame, die das Buch an Frau Overbeck vermittelt

hatte, versichert ausdrücklich, es Nietzsche weder empfohlen noch ihm davon geredet zu haben. Unter diesen Umständen wäre es nicht unwichtig zu wissen, auf welche Tatsache Spitteler seine Aussage gründet. Die Behauptung der Abhängigkeit hat jedenfalls mit der erforderlichen Gemütsruhe zu erfolgen und nicht so maßlos übertrieben, wie dies bereits der Fall ist. Ein Enthusiast Spittelers, Hector G. Preconi, hat in einem Artikel zum 60. Geburtstag des Dichters hierin ein übriges getan und geradezu an Nietzsche sein Mütchen gekühlt („Der Samstag", Basler Wochenschrift Nr. 19, 6. Mai 1905): — „Der Prometheus hat wohl den größten Einfluß auf Welt und Kunst ausgeübt — aber auf Umwegen. Was Nietzsches Zarathustra-Buch diesem gewaltigen Vorgänger alles verdankt, läßt sich nicht in kurzem darlegen. Felix Weingartner hat schon auf einiges hingewiesen: die Ähnlichkeiten der Sprache, die zwei begleitenden Tiere, Löwe und Hündchen bei Prometheus, Adler und Schlange bei Zarathustra. . . . Zarathustras Ruhm hat der Prometheus nicht geteilt, es ist ein esoterisches Buch geblieben, ein Buch, das der Conoisseur in Pergament binden läßt und sorgfältig verschließt mit den größten geistigen Schätzen aller Zeiten. Und Nietzsches ‚Buch für alle und keinen' ist auf den Markt gefallen, wo die Krämer und Trödler der Literatur mit Geschrei und vielen Geberden ein gewaltiges Wesen drum machen — und wissen nicht, woher ihm das Beste gekommen. Die Sache wäre für einen Erfinder von nützlichen Sachen tragisch: aber in artibus war der consensus omnium von jeher erst nach dem Tode des Betroffenen zu erlangen, und was einer Wirkung an Breite abgeht, das kann sie an Tiefe gewinnen."

Die Wahrheit wird wohl sein, daß Nietzsche, selbst wenn spätere gelehrte Vergleichungen ein weit größeres Maß von erlittener Beeinflussung aufzeigen sollten, als es jetzt ein flüchtiger Eindruck beim unbefangenen Lesen ergibt, getrost den Richterspruch der Nachwelt erwarten darf. Der Grundunterschied zwischen beiden Werken ist durch nichts zu erschüttern: Epimetheus ist restlos ein Kunstwerk; Zarathustra eine Tendenz in Kunstform. Dort überwiegt die Erzählung, hier der Spruchgehalt. Spitteler selbst feiert Nietzsche (Bund 1888, S. 4 und 7) als den Spruch- und Orakelverkünder, bezweifelt aber, daß er in der Poesie seine Heimat habe, da er im Zarathustra den klaren Plan, die gegliederte Ordnung und den natürlichen Ausdruck vermissen lasse. Nietzsche hat seine Virtuosität des Aphorismus bereits vor der Ent-

Erzählung und Spruchgehalt

ſtehung des Epimetheus beurkundet. Dieſer Meiſterſchaft, in Verbindung mit einem hinreißenden lyriſchen Überſchwang, verdankt Zarathuſtra ſeinen Erfolg in allererſter Linie. Den unerhörten Zauber der Stimmung ſchöpfte Nietzſche ganz allein nur aus ſich ſelbſt und hierin übertrifft er Spitteler an Pracht und Glanz, man mag vergleichen, wo man will. Als es jedoch galt, für den eigenen Reichtum an Muſik und Denkgehalt einen Rahmen zu zimmern, könnte Spittelers Werk Vorbild geworden ſein; was am ſtärkſten an Epimetheus erinnert, ſind gerade die epiſchen Ingredienzien im Zarathuſtra. Allerdings mit einer Ausnahme: ſollte Nietzſche von Spitteler ſich auch die Idee zum Übermenſchen haben ſchenken laſſen, dann wäre er freilich ſein Schuldner. Doch würden ſelbſt die weitgehendſten Zugeſtändniſſe niemals die Bedeutung und ſelbſtändige Kraft des Zarathuſtra irgendwie herabſetzen. Trotz den poetiſchen Schönheiten, die in Fülle da ſind und zum Teil ſelbſt noch üppiger blühen als in Spittelers Hauptwerk, dem olympiſchen Frühling, lieſt man ſich nur mit Mühe durch Prometheus und Epimetheus hindurch; Zarathuſtra mag unzuſammenhängender und weniger verſtändlich ſein; dennoch wirkt er viel unmittelbarer, das iſt keine Frage. Auch iſt bei Spitteler ja nur ein Nietzſchetier: Nietzſche hätte ſich für ein Hündchen bedankt. Und auch dafür, daß der Löwe ein Menſch iſt und die Botſchaft der Freude bringt. Übrigens hat Nietzſche bereits vor dem Zarathuſtra in der „Fröhlichen Wiſſenſchaft" (Aph. 314) den Löwen und den Adler als ſeine neuen Haustiere eingeführt und ebenda (Aph. 312) ſeinen Schmerz als ſeinen Hund angerufen — das alles zu einer Zeit, wo der erſte Teil des Epimetheus ihm auch im günſtigſten Falle kaum ſchon vorgelegen haben könnte. Für Nietzſche ſind Löwe und Adler die Gradmeſſer ſeiner Stärke und die Türhüter ſeiner Einſamkeit; auch ſein „Hund" — ſein Schmerz — iſt ihm „ebenſo treu, ebenſo zudringlich und ſchamlos, ebenſo unterhaltend, ebenſo klug wie jeder andere Hund — ich kann ihn anherrſchen und meine böſen Launen an ihm auslaſſen" — alſo doch etwas bedeutend Selbſtändigeres und Kräftigeres, als jenes geſchlagene, auf dem Bauche kriechende Winſelweſen in Spittelers Schilderung: „Und mit umwölktem Blick tappte er gleichwie ſuchend in dem Zimmer hin und her und drehte ſich im Kreis und klappte mit den Zähnen, ſchnappte plötzlich aufwärts in die Luft mit heiſerem, röchelndem Geheul, und über dem, da ſchloff es unters Bett und

Die durchgreifenden Verſchiedenheiten zwiſchen Epimetheus und Zarathuſtra

rollte ſich zuſammen, ſchluchzte und boll und immerwährend zuckten ſeine Glieder.“ Auch ſonſt, wie anders geartet ſind alle Ähnlichkeiten! Die Verwandtſchaft verblaßt zu einem ſchwachen Schimmer der Scheinbarkeit auf der Oberfläche, ſobald man anders als bloß obenhin vergleicht. Bei Nietzſche weht wahrhaftig ein wirklicher Sturm — von anderswoher und nach einem wahren Wohin! Spittelers kleine Schönheits- und Wahrheitsblitzlein kennt Nietzſche nicht; er haut wohl daneben, aber immer holt er zum wuchtigen Streiche aus. Seine Brecher und Verbrecher leiden denn doch nicht an der würgenden Übelkeit, wie Spittelers poetiſche Geſtalten. Und dann — gewiß ſpielt Nietzſche ſein Theologenblut öfter mit, als ihm lieb ſein mochte; aber Spitteler ſehen wir ſich eben erſt von der eigentlichen Theologenbank erheben, auf der Nietzſche nie geſeſſen hat. Der Epimetheus ſetzt ſich in ſeinen Grundzügen ausſchließlich aus theologiſchen Anſpielungen zuſammen: Gott, der Engel, der Behemot, das beruhigte Gewiſſen — das iſt alles antithetiſche Weisheit geiſtlicher Herkunft. Der Kampf gegen landläufige Begriffe iſt etwas von jeher Übliches; mit dieſer Anregung wäre Nietzſche nicht weit gekommen. Schließlich iſt es auch nicht ſo, daß Epimetheus als das geſchloſſene Kunſtwerk, das er zweifellos iſt, deswegen nun etwa durchſichtiger und klarer gebaut wäre als Zarathuſtra; die labyrinthiſche Verſchlungenheit und Verworrenheit der mythiſchen Dichtung läßt keinen reinen Eindruck zurück. „Was der Dichter eigentlich will“, ſchrieb Gottfried Keller an Joſeph Viktor Widmann, „weiß ich nach zweimaliger Lektüre nicht. Trotz aller Dunkelheit und Unſicherheit aber fühle ich alles mit und empfinde die tiefe Poeſie darin. Ich bin gerührt und erſtaunt von der ſelbſtändigen Kraft und Schönheit der Darſtellung der dunklen Gebilde. Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Götterſagen wuchſen und doch ſchon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht trete und ſeinen myſteriöſen und großartig naiven Geſang anſtimmte.“ Kellers Eindruck, das Buch ſtecke von vorn bis hinten voll der auserleſenſten Schönheiten, der wahrhaft epiſche und ehrwürdige Strom der Sprache umhülle uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen habe, wird jeder erfahrene und verwöhnte Leſer teilen. Viel, viel Schönes, manche rührende Innerlichkeit, manche wahre Seelenqual und in allem ein prachtvolles Naturgefühl — dennoch Nietzſche ſo

Gottfried Kellers Urteil über Epimetheus

antipodiſch wie möglich. Hat er das Buch vorher in Händen gehabt, wie Spitteler ſo ſicher behauptet, ſo iſt noch immer die Frage, ob er es fertig gebracht hat, auch nur zehn Seiten davon zu leſen. Der lückenlos dahinſchleichende Schneckenzug von Spittelers ſtreng epiſchem Ausdruck mußte ein ſchriftſtelleriſches Temperament wie Nietzſche aufbringen. Hat er wirklich einen Stoß zum Zarathuſtra davon empfangen, dann kann es nur in einer Hinſicht geweſen ſein; er hat hineingeſehen und ſich geſagt: ein Bekenntnisbuch, junghumaniſtiſch, in ſeinem Inhalt auf das klaſſiſche Ideal und in ſeinem Ausdruck auf die Bibel geſtellt, gut — das kann ich auch; ich habe immer ſchon eins ſchreiben wollen, und nun ſollt ihr es von mir haben. Und was für eines! Ich werde euch den bohrenden, aushöhlenden Tiefgang meiner Gedanken und den auf Füßen ſpringenden und tanzenden Hochgang meiner Sprache zu fühlen geben!

Nietzſches Schöpferbewußtſein vom Zarathuſtra

Wenn je ein Schaffender mit ſeinem Werke zufrieden war, ſo Nietzſche mit ſeinem Zarathuſtra. „Ich habe der Menſchheit das tiefſte Buch gegeben, das ſie beſitzt, meinen ‚Zarathuſtra'", ſagt er in der Götterdämmerung und bald darauf im Ecce homo (Biographie, S. 424/25, 426/27): „Den Winter 1882/83 lebte ich in jener anmutig ſtillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die ſich zwiſchen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einſchneidet. Meine Geſundheit war nicht die beſte; der Winter kalt und über die Maßen regneriſch: ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, ſo daß die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in allem das Gegenteil vom Wünſchenswerten. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, daß alles Entſcheidende ‚trotzdem' entſteht, war es dieſer Winter und dieſe Ungunſt der Verhältniſſe, unter denen mein Zarathuſtra entſtand. Den Vormittag ſtieg ich in ſüdlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weitaus das Meer überſchauend, des Nachmittags, ſo oft es nur die Geſundheit erlaubte, umging ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinunter nach Porto fino. Dieſer Ort und dieſe Landſchaft iſt durch die große Liebe, welche Kaiſer Friedrich III. für ſie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbſt 1886 wieder an dieſer Küſte, als er zum letztenmal dieſe kleine vergeſſene Welt von Glück beſuchte. Auf dieſen beiden Wegen fiel mir der ganze Zarathuſtra ein, vor allem Zarathuſtra ſelber, als Typus; richtiger, er überfiel mich. . ." —

„— Hat jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter ſtarker Zeitalter Inſpiration nannten? Im andern Falle will ich's beſchreiben. Mit dem geringſten Reſt von Aberglauben in ſich würde man in der Tat die Vorſtellung, bloß Inkarnation, bloß Mundſtück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu ſein, kaum abzuweiſen wiſſen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich mit unſäglicher Sicherheit und Feinheit etwas ſichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im Tiefſten erſchüttert und umwirft, beſchreibt einfach den Tatbeſtand. Man hört, — man ſucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung ſich mitunter in einen Tränenſtrom auslöſt, bei der der Schritt unwillkürlich bald ſtürmt, bald langſam wird; ein vollkommenes Außerſichſein mit dem diſtinkteſten Bewußtſein einer Anzahl feiner Schauder und Überrieſelungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichſte und Düſterſte nicht als Gegenſatz wirkt, ſondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines ſolchen Lichtüberfluſſes; ein Inſtinkt rhythmiſcher Verhältniſſe, der weite Räume von Formen überſpannt (die Länge, das Bedürfnis nach einem weitgeſpannten Rhythmus iſt beinahe das Maß für die Gewalt der Inſpiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung). Alles geſchieht im höchſten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtſein, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichniſſes, iſt das Merkwürdigſte; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis iſt, alles bietet ſich als der nächſte, der richtigſte, der einfachſte Ausdruck an. Es ſcheint wirklich, um an ein Wort Zarathuſtras zu erinnern, als ob die Dinge ſelber herankämen und Gleichnis ſein möchten (hier kommen alle Dinge liebkoſend zu deiner Rede und ſchmeicheln dir, denn ſie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichnis reiteſt du hier zu jeder Wahrheit. Hier ſpringen dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen —). Dies iſt meine Erfahrung von Inſpiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtauſende zurückgehen muß, um jemanden zu finden, der mir ſagen darf: ‚Es iſt auch die meine'."

Seit Jahrtauſenden das ſtärkſte Beiſpiel von Inſpiration

Dieſes Selbſtgeſtändnis iſt ſehr belangreich. Als Kritiker hatte

ſich Nietzſche beſonders durch die Unerſchrockenheit hervorgetan, womit er den Künſtlerglauben an eine Inſpiration als natürlichen, unaufhaltſamen Überfluß und Durchbruch einer Hemmung, Stauung und Steigerung in der angehäuften Produktionskraft dargetan hat („Menſchliches, Allzumenſchliches" I, Aph. 155, 156). Kaum iſt er nun ſelber unter die Künſtler gegangen, ſo bewährte er die Echtheit dieſes Schrittes und Übertrittes nicht zum wenigſten damit, daß er dieſem Inſpirationsglauben bedingungslos anheimfällt.

Die wirkliche Entſtehung der ſogenannten Zehn-Tage-Bücher

Was für eine Bewandtnis es mit der zeitlichen Entſtehung des Zarathuſtra hat, lehrt uns auf Grund genauer Kenntnis der Manuſkripte Auguſt Horneffer („Nietzſche als Moraliſt und Schriftſteller", S. 69 f., 76 f.): „Nietzſche wollte in ſeiner letzten Zeit den Glauben erwecken, ſeine Bücher ſeien im Nu, gleichſam durch Inſpiration entſtanden. Er gab zum Beiſpiel an, daß er die Teile des Zarathuſtra in je zehn Tagen, die Götzendämmerung in wenigen Tagen, den Antichriſt in ein paar Wochen gemacht habe. Das iſt aber nur für die endgültige Niederſchrift, für die Redaktion zutreffend. Die Gedankenarbeit hat viel länger gedauert, was ſich ohne weiteres aus den Manuſkripten ergibt. Die Studien, aus denen die Götzendämmerung und der Antichriſt herausgenommen und zuſammengeſtellt ſind, ziehen ſich mindeſtens durch ein Jahr hin, wie ja auch die Werke ſelber verraten; dergleichen fällt nicht vom Himmel herunter. Beim Zarathuſtra iſt die Vorarbeit wohl ſchneller vonſtatten gegangen, aber man muß in Rückſicht ziehen, daß dies Werk den Autor unbewußt von jeher beſchäftigt hat, nicht erſt, ſeitdem es als literariſcher Plan auftauchte und ausgeführt wurde. . . . Nietzſche wollte zum Buch, zur künſtleriſchen Einheit zurück, weil in ſeine Gedanken eine gewiſſe Einheit gekommen war. Sie hatten begonnen, ſich um ein paar Zentralideen zu gruppieren, und der anſcheinend glückliche Einfall war aufgetaucht, mit Hilfe eines poetiſchen Moments ein unſyſtematiſches und doch zuſammenhaltendes Weisheitsbuch zu geſtalten. Eine fingierte Perſon ſollte Träger der Gedanken werden; ihr Leben und Wirken, nach Bedarf herangezogen und ungezwungen vorgeführt, würde, ſo meinte Nietzſche, eine ausreichende Verbindung, einen Erſatz für die mit Abſicht vermiedene ſyſtematiſche Darſtellung ſchaffen. Die Schwierigkeiten eines ſolchen Verſuches ſind groß. Denn je mehr das Dichteriſche in den Vordergrund tritt, deſto mehr kommt die Philoſophie in Bedrängnis, und je ſchwächer die poetiſche Baſis iſt, deſto fragmentariſcher und willkürlicher

Das um ein paar Zentralideen gruppierte poetiſche Weisheitsbuch

muß das auf ſie geſtützte Buch erſcheinen. Miſchformen leiden ſtets an der Unmöglichkeit, das unentbehrliche Gleichgewicht herzuſtellen. Auch Nietzſche hat es nicht vermocht, wie jedermann weiß. Trotz mannigfacher Bemühungen iſt das Formale viel zu kurz gekommen und nicht entfernt imſtande, die ſchweren Gedankengewichte zu tragen. Erfindung und Durchführung ermangeln der dichteriſchen Kraft; alles iſt unbeſtimmt, mühſam zuſammengeſucht, ungeſchickt verwertet; man befindet ſich auf dem Koſtümfeſt, nicht im Theater. Die Perſon des Zarathuſtra iſt keine Perſon, ſondern eine mit idealen Unmöglichkeiten ausſtaffierte Puppe. Mit den anderen Figuren ſteht es noch ſchlimmer; ſie ſollen von einer einzigen Abſtraktion leben und ſich nähren. Hierzu kommt eine zweite Schwierigkeit, die Nietzſche ebenſowenig hat bewältigen können. Daß er vorzog Zarathuſtra redend zu ſchildern, nicht handelnd, iſt begreiflich und in der Ordnung, obgleich es inſofern einen Widerſpruch gibt, als ſeine Philoſophie auf das Handeln im höchſten und ſtärkſten Sinne hinaus will und langen lyriſch-philoſophiſchen Reden nicht gerade freundlich geſinnt iſt. Das Werk alſo wurde der Form nach ein Bündel von Reden, die bald dieſen, bald jenen poetiſchen Anknüpfungspunkt ſuchen. Wie aber ſind dieſe Reden geſtaltet? Sie zeigen deutlich das Streben nach Geſchloſſenheit; jede hat ihre Überſchrift, behandelt alſo ein beſtimmtes Thema und will formal ein einheitliches Gebilde ſein. In Wahrheit aber ſind es nur Spruchſammlungen und konnten nach der Art, wie ſie geſchaffen worden waren, nichts anderes ſein. Nietzſche ging auch hier bei der Ausführung vom Einzelnen aus ſtatt vom Ganzen und brachte deshalb keine einzige Rede zuſtande; ſein Werk zerfällt in Atome, in einzelne Sätze, die alle Mühe und Kunſt nicht hat ineinanderfügen, ſondern nur aneinander kleben können. Man leſe aufmerkſam den Zarathuſtra und frage ſich, ob man etwas anderes findet als Sprüche, für die ein äußerlicher Zuſammenhang geſucht iſt, ſtatt daß der Zuſammenhang aus ſich heraus die Sprüche ſchüfe. — Wie entſtand der Zarathuſtra? Nietzſche hatte die vorhergehenden Jahre auf die Vervollkommnung des Aphorismus verwendet, hatte mehr und mehr erkannt, daß Prägnanz die Haupttugend des Aphoriſtikers iſt, und war dadurch zur Pflege der Sentenz, des Spruches gekommen. Im Jahre 1882 hatte er eine große Sammlung gut geſchliffener Sprüche in ein Heft zuſammengeſchrieben und wollte ſie als Sentenzenbuch herausgeben. Über die Geſtaltung dieſes Buches war er noch nicht im klaren,

Die Perſon des Zarathuſtra eine mit idealen Unmöglichkeiten ausſtaffierte Puppe

Die Verbindung der Sentenzenſammlung mit dem Zarathuſtramotiv

auf jeden Fall aber sollten die Sprüche getrennt nebeneinander stehen bleiben. Zugleich aber (schon seit dem Sommer 1881) erwog Nietzsche den Plan, ein großes Werk zu verfassen, das die Figur des Zarathustra als Mittelpunkt haben sollte. Dessen Gestaltung war auch noch nicht klar; zeitweilig war eine einfache prosaische Ausführung geplant, was daraus ersichtlich ist, daß einige Aphorismen der fröhlichen Wissenschaft, in denen von einem ‚weisen Mann' die Rede ist, in der ersten Niederschrift statt dessen den Namen ‚Zarathustra' zeigen und also für dies Werk bestimmt waren. Dann aber, gegen Ende des Jahres 1882, trat ziemlich plötzlich der Plan des Zarathustra in der heutigen Gestalt hervor: ein poetisches Weisheitsbuch im Stile von Predigten und lyrischen Expektorationen. Das Sentenzenbuch wurde aufgegeben; es mußte den Stoff für den Zarathustra hergeben. Nietzsche setzte einfach die Sentenzen zusammen, schuf eine große Menge weiterer hinzu, namentlich für die späteren Teile des Werkes, und arbeitete völlig in der Weise eines musivischen Künstlers. Doch ist der Unterschied der, daß bei der Mosaikarbeit die einzelnen Steinchen oder Glasstifte nichts bedeuten und ihre Zusammenfügung nach einem Plane alles ist, bei Nietzsche aber die Sprüche das Wertvolle sind und ihre Verknüpfung keinen Wert oder nur den Wert einer Schnur hat, auf die man Perlen reiht."

Sind wir so ins klare gekommen über die Entstehung und Struktur des Zarathustrawerkes, so sollte es nicht mehr schwer fallen, auch an dessen innerer Beschaffenheit die einzelnen Teilschichten nachzuweisen. In dieses Buch hatte er, was in ihm war, hineinströmen lassen; Zarathustra ist das bis zum Rande gefüllte Gefäß seiner Seele. Da er in seiner unmittelbar vorhergegangenen, nun durch poetische Bestrebungen abgelösten Entwicklungsphase mit Leib und Seele Kritiker gewesen war, so wird das kritische, aufstöbernde, zersetzende Element einen Grundbestandteil des gesamten Ideenkomplexes bilden. Die Wahl der Titelgestalt ist unter diesem Gesichtspunkt erfolgt. „Man hat mich nicht gefragt", sagt Nietzsche im Hinweis darauf, „man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet; denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegenteil. Zarathustra hat erst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehen, — die Übersetzung der Moral ins Metaphysische, als Kraft, Ursache,

Das kritische Element im Zarathustra

Zweck an ſich, iſt ſein Werk. Aber dieſe Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathuſtra ſchuf dieſen verhängnisvollen Irrtum, die Moral. Folglich muß er auch der erſte ſein, der ihn erkennt.“ Die Kritik der Moral bildet in der Tat die Hauptſubſtanz des Zarathuſtra. Gleich zu Anfang beſucht Zarathuſtra einen weitberühmten Tugendlehrer, der auf ſeinem Katheder ſitzt, von lernbegierigen Jünglingen umgeben. „Als Zarathuſtra den Weiſen alſo ſprechen hörte, lachte er bei ſich im Herzen: denn ihm war dabei ein Licht aufgegangen. Und alſo ſprach er zu ſeinem Herzen: ein Narr iſt mir dieſer Weiſe da mit ſeinen vierzig Gedanken; aber ich glaube, daß er ſich wohl auf das Schlafen verſteht.“ Der herkömmlichen Tugend mit allen ihren Entfaltungen und Auswüchſen geht Zarathuſtra unbarmherzig nach bis in alle hinterſten Schlupfwinkel hinein.

Das pädagogiſche Element im Zarathuſtra

Vor der kritiſchen Phaſe hat Nietzſche, wie wir ſahen, noch die pädagogiſche durchgemacht. Die in ihr erworbenen Kräfte und Fähigkeiten ſtoßen nun als Hilfe und Ergänzung hinzu. Es iſt Zarathuſtra vor allem darum zu tun, ſeine kritiſche Erkenntnis möglichſt wirkſam an den Mann zu bringen. Der Moralkenner, der er zunächſt iſt, wird ſo handkehrum zum Moralprediger. Wollte man an der Sprache des Zarathuſtra ein verbindendes Leitmotiv herausheben, einzelne immer wiederkehrende grammatikaliſche Haftpunkte, ſo wären das unzweideutig Imperative. Nicht das Fragezeichen, das Ausrufungszeichen gibt in der Orthographie Zarathuſtras den Ausſchlag. Die knappſte, treffendſte Inhaltsangabe zu dem erſten Buche ergibt ſich, wenn man einfach ſeine wichtigſten Imperative untereinander ſtellt:

Die Imperative im Zarathuſtra

„Euer Wille ſage: der Übermenſch ſei der Sinn der Erde! Ich beſchwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdiſchen Hoffnungen reden!

Auf, laßt uns den Geiſt der Schwere töten!

Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchſte Hoffnung!

Eure Vornehmheit ſei Gehorſam! Euer Befehlen ſelber ſei ein Gehorchen! So lebt euer Leben des Gehorſams und des Krieges!

Geht doch dem ſchlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von der Götzendienerei der Überflüſſigen! Geht fort von dem Dampfe dieſer Menſchenopfer! Gelobt ſei die kleine Armut! Dort, wo der Staat aufhört, — ſo ſeht mir doch hin, meine Brüder!

Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit und dorthin, wo eine rauhe, starke Luft weht!

Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!

Endlich, meine Brüder, hütet euch Unrecht zu tun allen Einsiedlern! Hütet euch, den Einsiedler zu beleidigen! Tatet ihr's aber, so tötet ihn auch noch!

Über dich sollst du hinausbauen! Über euch hinaus sollt ihr einst lieben!

Stirb zur rechten Zeit! Also lehrt Zarathustra.

Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntnis diene dem Sinn der Erde! Laßt sie nicht davon fliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Führt, gleich mir, die verflogene Tugend zur Erde zurück — ja, zurück zu Leib und Leben: daß sie der Erde ihren Sinn gebe, einen Menschen-Sinn!"

Der bezeichnendste Imperativ des Zarathustra findet sich dann im dritten Buche als Aufschrift der neuen Tafel; er besteht aus zwei Worten und lautet: „Werdet hart!"

Die künstlerische Arbeit im Zarathustra

Säure und Salz des Kritikers und der Befehl des Erziehers als Stoff: nun mach ein Kunstwerk daraus — das war die Klausuraufgabe, die der Einsiedler von Sils-Maria und Rapallo sich zumutete. Sieht man es nicht kommen, daß er scheitern wird? Immerhin; auch der Künstler in Nietzsche hat ganz gewaltige Arbeit vollbracht. Wir meinen hier nicht die allgemeine Mitteilung einer lyrischen Stimmung, die bei Nietzsche selbstverständlich ist, nicht das Organische seiner melodisch träufelnden, nach dem Takt fallender Tropfen rhythmisierten Diktion, sondern die wirkliche und greifbare Arbeit plastischer Gestaltung. Menschliche Figuren, die er auf die Beine gestellt hätte und hätte gehen heißen, sind ihm nicht gelungen; wohl aber steht die Welt, die sie hätte empfangen sollen, rund geraten da. In Nietzsches Sechstagewerk ist der sechste und letzte Tag mißlungen, aber nur er. Nicht umsonst nennt Nietzsches geistreichster Nachempfinder, Paul Mongré, seine Aphorismensammlung „Gedanken aus der Landschaft Zarathustras". Die Landschaft Zarathustras — das ist's. Sie steht da als das fertige Werk seiner Hände. Wenn man bedenkt, wie das Unumstößliche an einem Dichterruhme wie dem Gottfried Kellers darin besteht, daß er die von einem beschränkten Horizont umschlossene Welt des deutsch-schweizerischen Mittellandes und

Mittelſtandes vollkommen beherrſcht und ausfüllt, ſo wird Nietzſches Künſtlerruhm trotz der nicht vollendeten Reife und Rundung deswegen nicht gänzlich zu ſchmälern ſein, weil er für ſeinen allerdings zerfließenden Übermenſchen wenigſtens eine in ſcharf umriſſenen Konturen ſich darbietende Bühne ſchuf. Am ſzeniſchen Beiwerk darf nicht gerüttelt werden; in dieſer Hinſicht Nietzſches ſprudelnde, blutwarme, lebendig pulſierende Erfindungsgabe nicht zu bewundern, wäre ungerecht. Aus welcher Fülle glücklichſter Anſchauung und ſchärfſter Beobachtung weiß er die Umgebung für einen Propheten zuſammenzuſetzen! Was tut es, daß er manches Erkennbare aus berühmten und manches ſonſt aus unberühmten Dichtungen ſich angeeignet hat? Wieviel unmittelbar mit eigenen Augen Geſehenes bleibt trotz alledem zurück! Die Milch und Labſal ſpendenden Euter des Lichtes, die der Sonne ſich entgegenhebende Begierde des Meeres mit tauſend Brüſten, der trächtig am Horizont liegende rot aufgehende Mond, — man mag es übertrieben finden; aber wo trifft man ſonſt auf Tropen von ſolcher Kraft! Der Bauch aller ſchwarzen Trübſal, die roſenrote Stille, das entwölkte Schweigen, die unter Roſenhängen und Lilienhecken heimiſche lachende Bosheit, der Sprung mit beiden Füßen in goldſmaragdenes Entzücken als eines Tänzers Tugend, die ſüße Leier mit dem trunkenen Unkenton, der fern herkommt von den Teichen der Liebe, der braune Gold-Wein-Geruch vom alten Glücke als ein Duft und Geruch der Ewigkeit — gewiß, jetzt hinterher iſt es leicht, ſich darüber luſtig oder gar es ihm nachzumachen; wer aber hat vor Nietzſche unſer altes Deutſch in ſolchen Delirien ſich ſchaukeln laſſen? Das ſind die guten Einfälle; es iſt aber auch viel Können da; im „Nachtlied" zum Beiſpiel oder in der „ſtillen Stunde" iſt die einmal angeſchlagene Stimmung wunderbar durchgehalten. Bewunderswert iſt auch das Geſchick, mit dem Nietzſche die Attribute Zarathuſtras ungeſchwächt bildhaft einzuführen verſteht, obwohl er ſie im bleichenden Bannkreis des Symbols hatte erfinden müſſen: „Und ſiehe! ein Adler zog in weiten Kreiſen durch die Luft! Und an ihm hing eine Schlange, nicht einer Beute gleich, ſondern einer Freundin: denn ſie hielt ſich um ſeinen Hals geringelt. Das ſtolzeſte Tier unter der Sonne und das klügſte Tier unter der Sonne."

Landſchaft und Sprache

Das alles und manches andere hier nicht Erwähnte ſind Vorzüge, die ſelbſt vor einem Übermaß von Mängeln, Fehlgriffen und Übertreibungen ſiegreich ſtandzuhalten vermögen. Überdies

Zarathustra weder rein didaktisch noch rein satirisch

betreffen sie nur die Ästhetik der Sache, und beim Zarathustra entscheidet der Inhalt. Die Fehler, die auf diesen zurückzuführen sind, fallen daher weit schwerer ins Gewicht. Im großen und ganzen, kann man sagen, beruht die inhaltliche Schwäche des Zarathustra auf der Diskrepanz jener beiden Bestandteile, die wir als die zwei aus Nietzsches Natur sich notwendig ergebenden Grundlagen nachgewiesen haben: sein Erziehertrieb hätte, in der entsprechenden Kunstform, ein Lehrgedicht ergeben müssen und desgleichen der Kritikertrieb eine Satire; eins zum andern zusammengepfercht führte unausweichlich ein Stilgemengsel herbei und damit ein Konzeptionsmanko, dessen störenden Folgen keine noch so ängstliche Vorsicht im Detail vorzubeugen vermochte. Ist ein didaktisches Gedicht, das sich über vier Bücher zu je hundert Seiten hinzieht, an sich schon ein Unding, so kann man mit derselben Sicherheit voraussagen, daß ein Spottlied, das seine Zuhörer anders und besser zu machen bezweckt, es niemals zu einem hellen Lachen bringen und seiner eigenen Späße niemals froh werden wird. Deshalb geht Zarathustra, dem Lehrer, die gewinnende Treuherzigkeit und Zarathustra, dem Spötter, der gewinnende Humor ab. Sein Gebot verletzt mehr als daß es zwingt, sein Humor stößt mehr zurück, als daß er erleichtert. So bringt Nietzsche seinen Zarathustra um den Erfolg eines vollkommenen Kunstwerks: wer sich ihm auf gut Glück nähert, um es auf sich wirken zu lassen, den bannt, fesselt und überwältigt es nicht in einer ihn befreienden Weise. Da es dennoch starke Wirkung tut, so sieht man sich genötigt, diese außerhalb der reinen Kunstsphäre zu suchen, und so spricht man denn von Zarathustra als einem Propheten. Dagegen ist wenig einzuwenden, außer etwa, daß so dem ästhetischen Richterspruch ausgewichen wird. Peter Gast, der Enthusiast, aber auch der feinbenervte Künstler, faßt seinen starken ersten Eindruck von der Lektüre des ersten Buches gegen Overbeck am 12. Juli 1883 in die treffende Bemerkung zusammen: „Ich bin begierig zu erfahren, was Sie und die geehrte Frau Professor zu diesem Buche sagen. Ich halte es für eine ‚heilige Schrift', vielleicht auch mit ein paar Eigenschaften heiliger Bücher, die ich daran lieber vermißte."

Die Überschrift dieses Buchteiles redet vom Zweifel am Zarathustra. Damit sollte in Kürze das trennende Moment getroffen werden, das man, mißdeutend, Overbeck zum Vorwurf gemacht hat, indem man von Unvermögen oder mangelnden guten Willen

redet. Aber, wie ſchon angedeutet wurde, iſt Overbecks zögerndem und ablehnendem Verhalten eine weit allgemeinere, typiſche Bedeutung beizumeſſen. Wie es ihm erging, iſt es nach ihm hundert andern auch ergangen; deshalb liegt die Verpflichtung vor, dieſen vorbehältlichen, höchſtens halbwegs zuſtimmenden Eindruck, den Zarathuſtra auf unbefangene und kritiſch geartete Leſer ſtets ausüben wird, auf einen einigermaßen zuſammenfaſſenden Ausdruck zu bringen. Es ſoll alſo im folgenden eine auf Grundlinien ſich beſchränkende Analyſe der drei erſten Teile von Zarathuſtra verſucht werden, — im großen und ganzen eine Formulierung von Gedanken, wie ſie im Hauſe Overbeck gehegt und gelegentlich auch vor nahen Freunden ausgeſprochen worden ſind:

Zarathuſtra als geſteigertes Ich-Bewußtſein

Zarathuſtra iſt das überbrauſende Ich, das in moraliſierend dichteriſchem Aufſchwung ſich den Menſchen wichtig machen, ihnen neue Erkenntniſſe und Ideale bringen will. Der Übermenſch gründet ſich auf die Scham der Unzulänglichkeit, er iſt das wollende Kind der Erde und ihrer Lebensmöglichkeiten. Damit iſt ein Gegenſatz aufgerichtet zum Menſchen, der Gott ſucht, der die Seele über den Leib erhebt, zur Tugend der Guten und Gerechten; denn nun ſoll alles in leidenſchaftlichem Werdetrieb aufflammen. Dies führt zu Wort- und Sinnſpielereien der geiſtreichſten Art. Der Tod des Seiltänzers iſt der Seelentod des Durchſchnittsmenſchen, der am Beruf zugrunde geht. Zarathuſtra ſchleppt ſich mit Toten, da geht ihm das Licht auf: Was ſoll er mit Leichnamen, er will lebendige Gefährten. Und — neues Bild! — nicht Hirt und Herde, ſondern ein Räuber ſein und viele weglocken von der Herde! Nietzſches Schaffender will ein Brecher und Verbrecher ſein, er bedarf der Wolluſt, des dionyſiſchen Überſchwangs, der Verführung in Wort und Bild. Er rechnet auf eine elementare Wirkung; er wandelt die Leſer und Hörer in Mitſchaffende, Mitfeiernde, Miterntende.

Die Leiblichkeit des Selbſt

Alſo verkündet Zarathuſtra den Ich-Willen, die Ich-Welt; er nimmt ſich das Recht heraus zu neuen Werken, zum Schweren und Schwerſten, zur Stärke des freien, tragſamen und ſpielenden Geiſtes. Die Bilder überſtürzen ſich: guter Schlaf und mohnblumige Tugenden dazu, um die Gottwelt, die Hinterwelt und das Erwachen aus ihr zu verſchlafen. Die Erde ſei unſer Sinn! Alle Phantaſien über Götter und Himmel und erlöſende Blutstropfen ſind ſüße und düſtere Gifte, die der Menſch allerdings aus dem eigenen Leibe und aus der Erde ſog, aber aus dem kranken

Leibe und der verdorbenen Erde. Rechtlicher und reiner redet der gesunde Leib, der vollkommene und rechtwinklige: der Künstler jeden Augenblickes. Der Gedanke, die Seele ist nur ein Produkt viel allgemeinerer Funktionen, eine vorübergehende Erscheinungsform in der chemischen Retorte. Jenes, der Geist, ist die kleine Vernunft; die allgemeinen Funktionen sind die große Vernunft. Die kleine redet, die große tut. So entsteht der Gegensatz zwischen Ich und Selbst, Geist und Leib. Das Selbst, der Leib, bestimmt das Ich, den Geist, zu seinen Gedanken, zu seinem Schmerz- und Lustgefühl und dazu soll es denken: Es soll!!! Nietzsche will also den kategorischen Imperativ doch nicht aufgeben, nachdem er kurz vorher das beschränkte Sollen in das höhere Wollen verwandelt hat. Nur zu natürlich. Welcher gerade Mensch könnte denn überhaupt einen der ihm vorgezeichneten Wege nicht gehen? Wir müssen alles sagen wollen und unser Tun damit vor uns selbst erklären und rechtfertigen, denn das ist ja nun einmal unser eigentümliches menschliches Wesen, daß wir uns immer in Beziehung zu andern Lebensmöglichkeiten und -wirklichkeiten setzen müssen, ich will, ich darf, ich muß, ich kann, ich soll — alles dasselbe, nur in andere Beziehung gesetzt.

Umkehrung der Askese

Hier geht er nun in seinem Denken von der christlichen Askese aus, freilich nach dem ihm eigenen Umkehrungsprinzip unter entgegengesetzter Verknüpfung von Wollust und Asketentum: der Geist muß gedemütigt, der Leib erhoben werden. Er, der Denkende, ist seinem Leib, dem Schaffenden, anheimgegeben, und nun scheidet sich für ihn die Finsternis so, daß auf den Leib das neue, schaffende, gute, lustvolle Prinzip fällt, auf den Geist das bösgewordene Untergangsprinzip. Dann bricht die Einsicht durch, daß jeder sich seinen eigenen Lebenswert schaffen müsse aus dem gleichwertig in ihm vorhandenen Material seiner guten und bösen Leidenschaften, wenn nur dem Selbst Freudenschaften daraus erwachsen und er sich damit die Höhe des tragischen Untergangs sichert. Darüber wird er zum Verteidiger des Verbrechers an Leben und Gut; er ist für ihn der Kranke und Irre, wie ihn die Zeit mit ihren Begriffen von Recht und Unrecht schafft. Indem er dann Zorn und Spott ausschüttet über den lesenden Pöbel und sich so der naiven Voraussetzung einer Zeit überläßt, da der Geist Gott war, während er hernach Mensch und zuletzt Pöbel wurde — wandelt er in den Spuren des Alten Testaments in Sprache und Begriffen: der „Räuber an der Herde", der Geist

Gott; dabei ſpielte der Begriff des Raubens als der männlichen Seligkeit von der fröhlichen Wiſſenſchaft her mit hinein. Unmittelbar darauf, nach der leugnenden, ſpöttiſchen Überlegenheit das biedermänniſche Jünglingsgebet: „Halte heilig deine höchſte Hoffnung!“ Ferner: Die Rede gegen die, welche den Tod predigen, will heißen das ewige Leben — dieſe angebliche Lebenspredigt kommt von müden und enttäuſchten Lippen. Auch den Krieg ruft kein Begeiſterter für die höchſte Hoffnung, für den höchſten Gedanken des Lebens aus. „Du ſollſt“, klingt dem Tapferen angenehmer, als „ich will“. Nietzſche iſt aus dieſem Dilemma nie herausgekommen. Der Tapfere ſoll ſich von Zarathuſtra, dem Übermenſchen, *befehlen* laſſen, der Menſch iſt etwas, das überwunden werden *ſoll*. Spukt hier nicht wieder der alte Jehova? Alles iſt undeutlich — myſtifizierend, moraliſierend und bildlich. Die Predigt gegen den Staat, die Vielzuvielen, iſt wärmer gehalten, als ob hier perſönliche Gefühle im Spiel ſeien; Rohde und Overbeck ſcheinen hier apoſtrophiert zu ſein und wohl auch ſonſt der eine oder andere. Bis hieher iſt Nietzſche noch kein urſprünglicher, wirklich großer Ton gelungen.

Dilemma zwiſchen Sollen und Wollen

Die Fliegen des Marktes ſind das erſte wahrhaft prächtige, wahrhaft empfundene, großartige Stück. Hier hat ſich die Dumpfheit des perſönlichen unabſtrahierten Erlebniſſes in einem elementaren Ausdruck zu befreien vermocht; hier iſt Kraft der Seele; hier ſprach Nietzſche ſeinen Freunden aus dem Herzen, wenn er ſich ſelber ermahnte: „Fliehe, mein Freund, in deine Einſamkeit! Abſeits vom Markte und Ruhme begibt ſich alles Große!“ — Auch „von der Keuſchheit“ iſt ſchön. Aber wer über Tugend und Keuſchheit zu reden weiß, iſt wohl ſelten ein Tugendhafter. Dieſe Begriffe wachen im Menſchen gewöhnlich nach Exzeſſen auf, und da iſt es beſſer, meint Nietzſche, wenn man vom Apfel gekoſtet hat, dem Leben das Wort zu reden, während die Prediger des Todes, die chriſtliche Weltanſchauung, von „Sünde“ ſprechen. — Dann deckt er die Schwierigkeiten der Freundſchaft auf; auch hier wird um ein Jenſeits gerungen, das ſich im Übermenſchen vollenden ſoll. Aber was bedeutet da Überwindung? Doch eben nicht eine Veränderung zu einer höheren und beſſeren Kraft, ſondern nur Aufhebung des Widerſtandes in der Gefühlsnarkoſe und der Einbildung, die Menſchlichkeiten ſeien dadurch beſeitigt, daß man ſie vergeſſe. — Dann betrachtet Nietzſche die verſchiedenen Werttafeln der Völker, die vielerlei Ziele, bei denen allen Gut

Die „Fliegen des Marktes“

Von der Nächstenliebe

und Böse Wertmesser ist. Er will aber ein Ziel, eine Menschheit. Den Wertmesser nennt er ein Ungetüm und fragt, wer es bezwingen wird. — „Von der Nächstenliebe" galt Overbeck und seiner Frau als das zweite große Kapitel des ersten Zarathustra. Wer nicht auf eigenen Füßen steht, kann auch dem Bruder nicht das sein, was Menschen sich untereinander sein können. Wieviel falscher Anspruch der Menschen untereinander erlischt durch diese Kunst der Selbsterziehung. Hier nennt Zarathustra als den Sinn der Welt: das Werden des Guten durch das Böse, das Werden der Zwecke aus dem Zufall. — Die Warnung vor der Einsamkeit, die Trauer über sie, die Losung: „über sich hinaus schaffen und zugrunde gehen" — zeigt freilich stets am Übermenschen den Zug des Unmenschlichen, des Unvermögens, der Grausamkeit. — Über das berühmte Peitschenkapitel sodann hat eine Frau, wer immer sie auch sei, am besten zu schweigen. Was darin wahr ist, ist ja jedenfalls das Beste zugleich. Zarathustra hat eigentümlichen, wahrhaft schauenden Geschmack; er sieht im Weibe was er sucht, neben höchster hingebender Weiblichkeit bizarre Züge, verführerische Gaukelei, leeren Grund. „Seltsam ist's, Zarathustra kennt wenig die Weiber, und doch hat er über sie recht!" Sollte ihm wirklich je eine Frau so über sich recht gegeben haben? — „Vom Biß der Natter" verkündet abermals, jedoch zerstückelt und superklug, die neue Moral des Immoralisten. Der Satz: „Nicht Böses mit Gutem vergelten, sondern beweisen, daß das Böse etwas Gutes sei", — enthält einen großen Gedanken, der nur nicht in der Lust zu provozieren sich verderben darf. Auch kann nur das unabsichtlich zugefügte Böse im zweiten Gliede etwas Gutes werden — dies ist ja auch längst durchgeführt in dem Glauben, daß alles zu unserem Besten geschehe oder gelenkt werde. Die folgenden Nachsätze, so echt menschlich empfunden sie sind, schwächen wieder ab; denn wenn ein Unrecht zu tragen leicht wird, kann man's wohl laufen lassen, darf sich aber darauf weiter nichts zugute tun, und zum Übermenschen führt dies auch nicht gerade. Es laufen hier überhaupt verschiedene Wege zusammen. Über seinen Extravaganzen im Urteil gegen andere versteigt er sich zur hochmütigen Überhebung über die Leistungen des gewöhnlichen, gescheiten und guten Menschen, und sucht doch andererseits die dogmatische Einführung und Strenge der Ineinssetzung von Gut und Böse durch allerlei Menschlichkeiten zu mildern und zu verheitern.

Die Pädagogik der Ehe, voll guten Sinnes, leidet unter der ſchulmeiſterlichen Einkleidung. Es durchfröſtelt einen förmlich. Wer möchte ſo heiraten wollen, mit dieſem Zarathuſtra als Segner! Da iſt es ja mit aller Natur und Unbefangenheit vorbei. Es klingt faſt wie Gouvernantenweisheit. Und müßte die Gewißheit, wirklich den Übermenſchen zu gebären, nicht jede Frau in die höchſte Qual für ihr Kind bringen? — Auch das Selbſttötungskapitel gehört nicht zu den glücklichſten. Über den Tod iſt nicht ſo leicht zu reden; es iſt wenigen eingefallen „zur rechten Zeit zu gehen" — Nietzſche ſelbſt durchaus nicht, obgleich er damit zu kämpfen hatte, ſo gut wie ein anderer. Der Menſch, der zu andern gehört, hört nicht auf, dieſen etwas zu ſein, ſelbſt wenn er ſchwach geworden iſt. Wer freilich nur nach Weisheit und neuen Paradoxen jagt! Der Selbſtmord wird ſtets die Ausnahme ſein. — Die drei letzten begeiſterten Reden „von der ſchenkenden Tugend" geben wirklich das großartige Bild des Wollenden, ſeine erhabene Stimmung, ſein Aufgehen in einer höheren Allgemeinheit. Gut und Böſe ſind unſichere Dinge; die Einheit, die Macht ſteht bei dem vom Gedanken einer neuen Tugend beherrſchten Menſchen. Hier iſt Nietzſche wieder klar und wahrhaft philoſophiſch. Er ſpricht nichts Neues aus, aber er ſagt es auf ſeine überzeugende und eindrückliche Art, die dem Menſchen zur Illuſion verhilft, ein Neuerer zu ſein. Die Herde beſteht aus Katzen und Wölfen, die an Krankheit und Gier und entarteter Selbſtſucht leiden. Da muß das hohe Ich zum Artbildner werden. „Bleibt mir der Erde treu, ſammelt die verflogene Tugend, den verflogenen Geiſt!" Noch waltet Zufall und Unſinn, der Ohne-Sinn. Wiſſen und Erkennen erhöhen den Leib, machen die Seele fröhlich. „Unerſchöpft und unentdeckt iſt immer noch Menſch und Menſchenerde." Mit Reminiſzenzen des Neuen Teſtamentes („Wachet!" — Werdet die „Auserwählten"!) ſchließt der erſte Zarathuſtra.

Die ſchenkende Tugend

Zum zweiten Teil iſt zu ſagen, daß er kaum neue Gedanken hinzubringt, dagegen in der Künſtlerſchaft einen Fortſchritt über den erſten hinaus bedeutet. Der lyriſche Drang iſt ungeheuer, die Phantaſie uferlos, die Bilder erleſener, er redet eine noch verzücktere Sprache. Seine Gedanken ſind meiſt Stiche gegen Gedanken anderer; er reißt ſie aus deren Felde aus und pflanzt ſie, womöglich mit der Wurzel in der Luft, in ſeinen Garten. Es läßt ſich ſchwer entſcheiden, worin die hinreißende Kraft dieſer

Künſtleriſche Steigerung des zweiten Teiles

Denkdichtung beſchloſſen liegt, ob wirklich in titanenhafter Wucht und nicht eher in ſirenenhafter Verführung. Jedenfalls ſteht das Poetiſche hoch über dem Gedankeninhalt. Man denke an das „Nachtlied", den ergreifenden Ausdruck der Einſamkeit und eines hohen Strebens — an das herrliche „Tanzlied", bei dem man Feuerbachs „Hafis am Brunnen" vor ſich ſieht; nur — wozu die kokette, affektierte Müdigkeit: „Vergebt mir, daß es Abend ward"? — Wer ſind ferner in dem ſchönen Gräberlied dieſe unbarmherzigen Feinde? Bilder ſind's, ſchön erfundene Einkleidungen, aber Nietzſche glaubte wohl ſelber an ihre Wirklichkeit. Dieſer freie Geiſt ſchließt mit einem chriſtlichen Glaubensartikel, mit einer chriſtlichen Hoffnung: „Nur wo Gräber ſind, gibt es Auferſtehungen!" Nietzſche iſt ſo durchdrungen und verwoben mit chriſtlichen und jüdiſchen Vorſtellungen, daß er ſchon aus dieſem Grund kein unmittelbarer Neuerer ſein kann. Wie hat es ihm wohlgetan, alte Gedankenfetzen ſchimmernd zu umhüllen! Der zweite Zarathuſtra iſt mehr als der erſte bel esprit und Literatur. Hier iſt alles Schmuck, Zarathuſtra tanzt begeiſtert und bekränzt vor dem eignen Spiegelbild. Einige hervorſtehende Gedanken ſind herauszugreifen.

Das Entſetzen vor dem Mitleid

Zunächſt Nietzſches wahrhaftes Entſetzen vor dem Mitleid. Dabei verzichtet er gar nicht darauf, er raffiniert nur in deſſen Behandlung: verborgenes Mitleid, Mitleid aus der Ferne. Freunde, Fremde und Arme — alles iſt unter ihm und ſeine „ſchenkende Liebe" iſt immer in den Mantel des Ekels, in die Furcht, ſich herabzuwürdigen, gehüllt. Der ſchöngeiſtige, leidende Narciß der Attitüde, deſſen Herz zwar beteiligt iſt, aber in immer neuen Umſchreibungen ſich genug tut. Nietzſches Affektation war ihm ein Weg zur Freiheit des Geiſtes, zum Abſchütteln des vis-à-vis. — Das hindert nicht, in dem ſchönen Kapitel „Von den Tugendhaften" die reichen Ausblicke in die Pſychologie der Menſchen und Chriſten zu bewundern. Und noch mehr feiert Nietzſches literariſche Könnerſchaft ihren wundervollen Triumph in den

Das Gericht über die gelehrten Freunde

Stücken „vom Geſindel" und „von den Taranteln". Was iſt da alles an Ekel, Spott, Humor, Seligkeit und Kraft zu finden! Nicht geringer iſt der Bilderreichtum in dem gegen ſeine gelehrten Freunde gerichteten. „Von den berühmten Weiſen"; hier ſpricht Nietzſches Temperament zugunſten „ſeines Geiſtes". Die berühmten Weiſen, die er ſo verachtet, haben mehr von den eiskalten Brunnen gewußt als er, aber ihre Sprache war einfach

und wirklich, während Nietzſche ſich in Umſchreibungen wälzt. Allerdings mit Glück; er weiß den einfachſten Vorgang der Natur, in der er ſinnend weilte, mit ſeinen Hauptgedanken zu verbinden, ſie in dieſe Bilder einzukleiden. Daß er vollends die Weiſen mit dem Volk verbindet, weil die Vernunft ſich nur in der Volkstümlichkeit gefalle, iſt eigentümlich. Auch für Nietzſches Wüſtennatur, für den grauſamen, gottloſen, einſamen Willen, iſt ein Volk da, das Volk der Aufſtände, der Verbrecher, ja ſelbſt ganz gewöhnliches Biedermannsvolk, das ſich aufregen und erhöhen will, den Leib erhöhen ohne eigenen Geiſt. Die Bilderfülle deckt hier keinerlei Gedankentiefe. Warum ſoll der Geiſt bloß ins Leben ſchneiden, warum ſoll ſein Träger ein Opfertier ſein? das gehört alles in die Lehre der Prediger des Todes, von denen Nietzſche ſelbſt ſagt, daß er ihnen nur zu verwandt ſei. Nachher ſoll ja doch wieder gebaut werden — und da tut nun Nietzſche, wie wenn das nicht von jeher höchſter Weltkern geweſen ſei, gleichviel ob man die zügelloſen oder die Ordnungsmenſchen höher ſchätzt. Nietzſche ſchließt immer mehr aus, je mehr er ſeine Hand nach der Weltherrſchaft ausſtreckt.

Triumph der Satire

Nietzſches Heimatboden iſt der Trieb zur Satire. Geradezu glänzend, wie er in der „Unbefleckten Erkenntnis“ die Schopenhauerſche Äſthetik bildlich behandelt, wie er im „Lande der Bildung“ über die buntgeſprenkelte Kultur, über die Heimat aller Farbentöpfe, über die Bemalung mit fünfzig Kleckſen ſpottet, wie er, beredt und nur allzuwahr die armen Gelehrten hernimmt — (übrigens ein Lieblingskapitel Overbecks, obwohl er damit getroffen ſein ſollte). Schließlich, nach dem Stück von der „Erlöſung“ zu ſchließen, hat Zarathuſtra die Welt nur in Zerrbildern gekannt und will Erlöſung bringen von dem bis jetzt Wirklichen zum neuen Wirklichen. Da kann er denn nur ſeinen Katechismus wieder von vorne anfangen und aus dem erſten Buche wiederholen: Wille befreit — er kehrt aber in ſeine Einſamkeit zurück, um ſich abermals zu beſinnen; in der dichteriſch prachtvollen „ſtillſten Stunde“ zittert und zaudert er und mag nicht und darf nicht und kann nicht. Es iſt ſo: der Wollende will nicht, obwohl es ſich doch um ſein Schaffen handelt. Aber allerdings — da hatte er doch etwas Neues im Sinne; er liegt mit ſich im Kampfe, ob er, ſtatt des Übermenſchen, die heimlichſte ſeiner Lehren verkünden ſoll.

Das unterſcheidende Merkmal des dritten Zarathuſtra liegt in

Gedankenwechsel im dritten Teil

einem changement de décoration, in der Auswechselung der Hintergrundkulisse. Bis jetzt war die „Ewige Wiederkunft" noch nicht vom Schluß der „Fröhlichen Wissenschaft" her in den Zarathustra hinübergenommen worden. Ausschließlich der „Übermensch" mußte die Ausstattung zum Ewigkeitsmysterium bestreiten in den beiden ersten Teilen. Nun heißt es: „Oh Zarathustra, siehe, du bist der Lehrer der ewigen Wiederkunft, — das ist nun d e i n Schicksal!" Aber, wie gesagt, es handelt sich dabei lediglich um eine szenische Neuerung; inhaltlich und formal trifft sonst das vom zweiten Gesagte auch auf den dritten zu. Nur dadurch tritt für die Fortsetzung eine Erhöhung ein, daß das hinter ihm liegende Jahr starke seelische Spannungen gebracht hatte und zusammen genommen mit seinem Leiden, das ja einen konstanten Druck auf ihn ausübte, den Bekenntnischarakter dieser neuen Aussprache steigerte. Hier tönt uns eigentlich der reine Pessimismus entgegen. So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er in das Leiden. Leiden ist der Zustand des Sehens, der Zustand des eigentlichen Lebens, und Mut ist eine besondere Anstrengung, eine Selbstüberwindung. Für Nietzsche bedeutete damals Mut Gesundheit. Er wandelt in traumhaftem Leiden, er träumt von der Wirklichkeit des starken Lebens, das ihm versagt ist, nicht nur weil er leidend ist, auch weil er schwach ist und nicht durchhalten kann. Schon in der Einleitung wirft er sich fortwährend hin und her, es ist ein beständiges Jagen, Haschen, Loslassen. Die bedeutenden dichterischen Vorzüge auch dieses Teiles verteilen sich ebenfalls auf

Satire und Dithyrambus

den Dithyrambus und die Satire. Das grandiose „Vor Sonnenaufgang" gibt einen Gefühlszustand wieder, da Nietzsche wirklich im eigenen Gleich- und Schwergewicht ruht: „oh Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Lichtabgrund! Dich schauend schaudere ich vor göttlichen Begierden." (Frau Overbeck sagte einmal zu Nietzsche: „Der Himmel ist für Sie, was die Augen der Geliebten für einen andern — und meinte beidesmal blau. Er seufzte sehnsuchtsvoll — er, der Jasager!) — Ein prachtvolles Korn freien Geistes findet sich im Winterkapitel am Ölberg, wo Nietzsche voller Übermut mit dem Mitleid kleiner Seelen seinen Spott treibt und ihm sein Elend vor die Füße wirft als Köder und Hohn. Das Stück ist im vorübergehenden Rausch gesprochen, die nüchterne Wirklichkeit, die natürlich auch in Nietzsches Leben ihre achtzig Prozent betrug, redete und dachte anders; sie bedurfte wirklich der Teilnahme. Solch eine lyrische Äußerung

ſtellt auch die beſten und ergreifendſten Briefe in den Schatten, weil man es hier mit einem runden Schriftwerk zu tun hat. Sie läßt die Frage doch ſehr offen, ob der künſtleriſche Wert des Zarathuſtra wirklich nur als großartige Beigabe in Betracht komme neben den reinen Aphorismenbüchern mit ihrem Übergewicht an bloßen Gedanken.

Endlich wird durch den dritten Teil vollends beweisbar, daß ſich Nietzſche von ſeinen eigenen Anfängen, dem klaſſiſchen Ideal der Griechen, zuſehends entfernt hat, während er in bibliſchen Anleihen ein übriges tut. Es iſt auffallend, auf wieviel chriſtliche Vorſtellungen und Begriffe Nietzſche beſonders in dieſem dritten Buche anſpielt und ſie förmlich einführt. Sind die chriſtlichen Inſtinkte in ihm ſo ſtark, daß er ihrer als Baſis trotz aller Gegnerſchaft nicht entbehren kann — oder will er dadurch als mit einem Kunſtgriffe anderen ſeine Denkweiſe heimiſch machen, ſie dazu verführen? Beides mag ineinander übergreifen; an der Tatſache ſelbſt wird das nichts ändern. Im „Geiſt der Schwere" finden ſich Ausdrücke wie „Zöllner und Krämer" — „Unſelig heiße ich alle — unſelig heiße ich auch die" — „Und dazu läßt man die Kindlein zu ſich kommen". Indeſſen ſind dieſe Anklänge an das Neue Teſtament ſpärlich in Anbetracht der altteſtamentlichen: „Von alten und neuen Tafeln" — „Gut und Böſe" — „Überwinde dich ſelbſt noch in deinem Nächſten" — „Was du tuſt, ſiehe das kann dir keiner wieder tun" — „Alles iſt eitel". Zarathuſtra geberdet ſich in ſeinem Reden zuweilen wie der alte Jahve, deſſen Art es zudem iſt, ſich den Menſchen aufzuerlegen: „Schone deinen Nächſten nicht" — „Eurer Kinder Land ſollt ihr lieben" — „Erlöſung der Kinder von der Schuld der Väter" — „Siehe, es gibt keine Vergeltung" — „Wer ein Erſtling iſt, der wird immer geopfert" — „Wir bluten alle an geheimen Opfertiſchen". Dieſe mannigfachen Anklänge an Exodus, Numeri und Deuteronomium laſſen es als wahrſcheinlich erſcheinen, daß Nietzſche beſonders bei der Aufſtellung ſeines neuen Tafelwerkes, ausdrücklich zu dieſem Zwecke, geradezu den Pentateuch ſtudiert hat, um in Anwendung ſeiner antipodiſtiſchen Methode vom fremden Gedanken zum eigenen Gedanken zu gelangen. In den Pſalmen oder Propheten hat er ſich keine Anregung geſucht; weder war ihm mit der Nachempfindung des homo religiosus im Pſalter und Hiob, noch auch mit dem Mittlerhandwerk der Prophetie gedient. Sein Ehrgeiz ließ ihm nach dem Throne Gottes gelüſten; der Perſer

Die chriſtlichen Inſtinkte im Zarathuſtra

Zarathuſtra als Nachfolger Jahves

Religionsſtifter Zarathuſtra muß die Nachfolge des altteſtamentlichen Sturm-, Rache- und Geſetzgebergottes antreten. Demgegenüber nehmen ſich die neuteſtamentlichen Reminiſzenzen in den erſten drei Zarathuſtrabüchern noch unabſichtlich und zufällig aus, ſelbſt die gelegentliche Perſiflage der Bergpredigt: „Selig ſind die Schläfrigen; denn ſie ſollen bald einnicken.“ Erſt im vierten Teile geht der Antichriſt in ihm zielbewußt zu Werke durch die Traveſtie der Paſſionsgeſchichte und beſonders des Abendmahls. Jedenfalls aber ziehen ſich bibliſche Berührungen durch das ganze Vier-Bücherwerk hin; die Rückkehr zum Intereſſe an der Bibel iſt jedenfalls ein Grundinſtinkt im Zarathuſtra. Darüber geraten ſogar die alten philoſophiſchen Gemeinbegriffe Schickſal und Freiheit beträchtlich ins Hintertreffen, ganz abgeſehen davon, daß Anklänge an die griechiſche Denkweiſe, z. B. das heraklitiſche „alles im Fluſſe“, nur ganz ſporadiſch auftreten.

Die Chronologie der vier Zarathuſtrabücher

Die drei erſten Bücher des Zarathuſtra ſind als ſolche — nicht ihren Gedanken nach, die früher zurückreichen — im Zeitraum eines Jahres oder höchſtens in dreizehn Monaten niedergeſchrieben worden. Der erſte Teil in Rapallo bei Genua Januar und Februar 1883, das Schlußkapitel am 13. Februar in Wagners Todesſtunde. Der zweite Teil Juni und Juli in Sils-Maria, nachdem zuvor in Rom das „Nachtlied“ fertig geworden war, „während eines ſchwermütigen Frühlings im Mai auf einer Loggia hoch über der Piazza Barberini, von der aus man Rom überſieht und tief unten die Fontana rauſchen hört“. Der dritte Teil entſtand Januar und Februar 1884 in Nizza: „Jene entſcheidende Partie, welche den Titel: ‚Von alten und neuen Tafeln‘ trägt, wurde in beſchwerlichſtem Aufſteigen von der Station zu dem wunderbaren mauriſchen Felſenneſt Eza gedichtet.“ Wie ſeinerzeit gegen ein Dutzend unzeitgemäßer Betrachtungen geplant und zum Teil entworfen waren, ſo drängte die gefundene und geſtaltete Gattung zu weit mehr Fortſetzungen, als dann Nietzſche wirklich ausgeführt hat. Folgerichtig hätte das zu einer immer größeren und intenſiveren Expanſion des Göttlichkeitsanſpruchs führen müſſen; Zarathuſtra würde immer mächtiger mit dem Volke in Kontakt treten, immer ſtürmiſcher und brauſender ſich außer-Ich-lich offenbaren. Nicht umſonſt ſagt er in der „Stillſten Stunde“: „Weißt du nicht, wer allen am nötigſten tut? Der Großes befiehlt. Großes vollführen iſt ſchwer: aber das Schwerere iſt Großes befehlen. Das iſt dein Unver-

zeihlichſtes: du haſt die Macht, und du willſt nicht herrſchen." Ob dieſer Scheu ließ dann aber Nietzſche doch wieder zeitweiſe den Gedanken an eine Fortſetzung überhaupt fallen. Als er im Winter 1884/85 in Mentone den vierten Teil ſchrieb, war die Prätenſion einer objektiven Wirkung überwunden. Als Dichter ſeiner Natur treuer als bisher jemals, fand er im vierten Teil ſeinen Stil am reinſten — den perſönlichen, ſubjektiven Lyrismus.

Der Seelenzuſtand im Zarathuſtrajahr

Die Entwicklungskurve, die ſich von den innern Vorgängen im Zarathuſtrajahr 1883 andeutungsweiſe aufzeichnen läßt, ſkizziert eine außerordentliche ſeeliſche Unruhe im Zarathuſtrajahr; die Amplitude der Gemütsſchwankungen vom „Himmelhoch jauchzend" bis zu dem „Zum Tode betrübt", zeigt eine unheimliche Spannweite. Bei Overbeck war hierüber folgendes in Erfahrung zu bringen: von Weihnachten 1882 bis tief in den Januar hinein litt Nietzſche infolge ſeiner Enttäuſchung mit Lou an einem furchtbaren Depreſſionsmaximum, an einen Anfall von Menſchenhaß und Lebensekel, dem er beinahe erlag. Dann erhob er ſich ſteil in die wohltätige Sammlung ſeines Selbſtbewußtſeins und ſchrieb die ſiebzig Druckſeiten des erſten Teils. Der Glaube an ſich ſelbſt war für kurze Zeit hergeſtellt. Bereits Mitte Februar war es damit wieder vorbei; ſelbſtquäleriſche Grübeleien über ſeine Geſundheit, der zerſchmetternde Eindruck von Wagners Tod und das bitterſte Nachgefühl an die Zerwürfniſſe mit Menſchen beſonders im Schoß ſeiner eigenen Familie, zerſtörte aufs neue jedes Selbſtvertrauen. Ein kräftiger Aufſtieg der Vitalität erfolgte klimatiſch, einfach durch das Frühlingserwachen Anfang April. Zugleich kam der erſte Zarathuſtra in den Korrekturbogen von außen her wie etwas ihm überraſchend Neues hilfreich auf ihn zu. Es folgten zwei Monate geſättigten Hochgefühls in Rom, wozu das perſönliche Zuſammenleben mit der Schweſter das ſeinige beigetragen haben mag. Aber mit einer kalten Stube in Sils-Maria hob dann wieder der Niedergang an und erreichte im Hochſommer den Tiefpunkt wütendſter Verzweiflung. Ein zweimaliges Zuſammenſein mit Overbeck und die Rückkehr ans Mittelländiſche Meer, nicht zu vergeſſen den zum Druck beförderten zweiten Zarathuſtra ließen ihn den Herbſt in zunehmendem Gleichgewicht verleben. Das äußere Befinden ſank im Winter 1883/84 wieder erbärmlich; aber diesmal ließ ſich die Seele nicht mit in den Abgrund ziehen; es erwies ſich als eine Kräftigung, Zarathuſtra gefunden und nun ſchon zur Hälfte geſchaffen zu haben. Noch beim Jahreswechſel

warf die Wucht des leiblichen Leidens auch die festeste Besinnung beinahe um; da brachte schon der Januar den dritten Zarathustra und mit ihm die Wiederholung, ja die gesteigerte Erhöhung oberster Gipfelempfindungen. Sie ermöglichten, als Kraftaufspeicherung, die langsame Rückkehr zum normalen Leben, dessen banale Forderungen und Interessen nun für Nietzsche erträglich geworden waren. Sein Zarathustra erwies sich recht eigentlich als eine weise Diätverordnung, als die weitaus erfolgreichste Kur für seinen erschöpften Körper.

Der vierte Zarathustra

Das Jahr 1885 bedeutet den Abschluß von Nietzsches eigentlich lyrischer Periode. Im Herbst 1884 stellte er die Medusenhymnen zusammen, von denen er einige in den Schlußteil des Zarathustra übernahm, während der Rest als Wurzelstock für die 1888 fertig gestellte Gedichtsammlung der „Dionysosdithyramben" oder „Lieder Zarathustras" anzusehen ist. Auch der eine oder andere Nachzügler in den „Liedern des Prinzen Vogelfrei", z. B. der Dithyrambus an den Mistral, ist im November 1884 in Mentone entstanden. Im Frühling des genannten Jahres hat Nietzsche eine kleine Privatauflage des IV. Zarathustra veranstaltet, von der er aber nur sieben Exemplare selber verteilt hat, einzelne davon erst nach Jahren. Wer die Empfänger waren, bildet eine kleine Kabinettfrage in seiner Biographie (S. 548). Hierzu findet sich bei Overbeck eine ausführliche Notiz: „Auch mir wurde der III. Zarathustra im Begleitschreiben vom 12. April 1884, mit welchem ich das für mich bestimmte Exemplar erhielt, ausdrücklich als letzter Zarathustra bezeichnet. Nach Frau El. Försters eigenem, aus den Papieren ihres Bruders gewonnenem wiederholtem Zeugnis sollte Zarathustra ursprünglich mit dem dritten Teil schließen (S. 539). Doch will die Frau Förster von ihrem Bruder den Gedanken, den Zarathustra noch weiter fortzusetzen, schon bei ihrem Zusammensein mit ihm in Zürich im September 1884 vernommen haben (S. 541). Eines der zunächst allein in die Welt ausgegangenen sieben Exemplare des IV. Zarathustra, von denen Frau Förster-Nietzsche (S. 548) spricht, erhielt ich. Es trägt von Nietzsches Hand die Aufschrift: „Meinem verehrten lieben Freunde Franz Overbeck mit der Bitte um Geheimhaltung dieses ineditum — und vielen andern Bitten." Ohne jedes Datum. Leider unterließ ich bei Empfang dieses Exemplares jede diese Aufschrift ergänzende eigne Notiz über den Tag, an welchem das Exemplar bei mir einlief. Und da

auch der Druck ſelbſt von Nietzſche nicht das geringſte direkte chronologiſche Kennzeichen erhalten hat, ſo bin ich nur imſtande, zur genaueren Datierung des IV. Zarathuſtra mitzuteilen, daß Nietzſche mir am 7. Oktober 1885 aus Leipzig meldete, er habe zirka 100 Thaler für den Druck des Zarathuſtra IV an Schmeitzner bezahlt. Daß zu meinen Mitempfängern jener ſieben Exemplare auch G. Brandes gehören müſſe, wurde mir erſt aus ſeinem Aufſatz über F. Nietzſche (in der Deutſchen Rundſchau, Band 63, 1890, S. 81 ff.) kund. Noch viel ſpäter erfuhr ich, daß Brandes ſein Exemplar nicht vor Januar 1888 erhalten hat, zu welcher Zeit ich mein Exemplar ſchon ein paar Jahre bei meinen bis dahin noch ausnahmslos erſchienenen Drucken ſtehen hatte. Daß die von Frau Förſter erwähnten ſieben Exemplare gleichzeitig zur Verteilung kamen, gibt ſie nicht zu verſtehen. Darüber, wer die ſieben Empfänger geweſen ſind, wird ſie vermutlich mehr wiſſen als ich. Daß ſie mich unter ihnen nicht nennt, beweiſt bei der Stellung, die ſie ſich zu mir im Schlußband ihrer Biographie gegeben hat, für ihr Nichtwiſſen von mir auch nicht das geringſte."

Das dichteriſche Vorſpiel zum Untergang

Mit dem vierten Teile vollendete ſich gewiſſermaßen der Anfang von Zarathuſtras Untergang. Nietzſche erfüllte todesmutig ſein Verhängnis, indem er den letzten Schritt nicht ſcheute, den Schritt in die äußerſte Maßloſigkeit, indem er Ja ſagte ſelbſt zu dem hinterſten Nein und mit den eigenen grauſamen Händen ſein edles Menſchentum in Fetzen riß. Rettungslos trieb er ſo der eigenen Vernichtung zu, aber da auch hier ſein letzter Antrieb ein alter brennender Wahrheitsdrang, ein tiefeingewurzelter Unabhängigkeitsſinn geweſen ſein muß, ſo ſchlägt ihm ſelbſt das Verderben zum Heile aus. Er bietet mit dem qualvollen Schauſpiel ſeiner ſchonungsloſen Selbſtkritik unſerer ernüchterten Zeit einen Anblick dar, der an grauſem Ernſte mit dem Titanenmythus der Antike wetteifert. Der vierte Teil des Zarathuſtra, ſo wie er ihn ſchließlich von den erſten Entwürfen abweichend verfaßt hat, erklärt ſich am beſten als ſchonungsloſer Akt einer ſolchen aus Verzweiflung heroiſchen Selbſtzerfleiſchung. Nur bei deutlicher Betonung dieſes Charakters erwächſt dieſem von Nietzſche beſonders geheimnisvoll behandelten Buche die volle Bedeutung, die ihm als vermittelndem Gliede in der Kette ſeiner Werke zukommt. Der in der Biographie (II, S. 539 f.) mitgeteilte „Plan zu einer Fortſetzung des Zarathuſtra aus dem Win-

ter 1883/84" wies Zarathuſtra für den vierten Teil in geſteigertem Maße die Rolle des Umwerters zu und führte ihn als ſolchen mitten unters Volk, läßt ihn mit den Maſſen in Kontakt treten und in dem Momente vor Glück ſterben, als auf ſeine Frage alles mit Ja antwortet. Desgleichen ſollte das neue vierteilige Zarathuſtrawerk, in deſſen Plan er Peter Gaſt einweihte (Biographie II, S. 546/47), beginnen mit „großem Trompeten-Herolds-Lärm", mit einem „Glück der lauten Töne". Ganz anders der vierte Zarathuſtra; der bezeichnet es als eine Torheit, die hinter ihm liege, ſich jemals auf den Markt geſtellt und laut zu der Menge geredet zu haben. Der vierte Teil gibt ſich als eine Auseinanderſetzung mit höchſtens einem halben Dutzend von Zarathuſtra nicht allzuſehr verſchiedener Perſönlichkeiten, weil auch ſie der Maſſe entlaufen ſind und irgendwie als unſoziale Eigenbrödler und nicht etwa als Vertreter und Fürſprecher des Volkes oder Pöbels mit Zarathuſtra zuſammentreffen. Sieht man nun näher zu, ſo enthüllt ſich dieſer vierte Teil als ein grandioſer Ausfluß von Nietzſches dionyſiſchem Lyrismus ſo ſehr, daß es ſich überhaupt nur um einen dialogiſch geſtaffelten Monolog handelt, um Rede und Gegenrede innerhalb ein- und derſelben Haut. Dabei iſt Zarathuſtra Nietzſches Wunſch-Ich. Daß er das iſt, geht auch aus dem wichtigen Schlußaphorismus 25 in der zweiten Abhandlung zur Genealogie der Moral hervor —: „Genug! genug! An dieſer Stelle ziemt ſich nur eins, zu ſchweigen; ich vergriffe mich ſonſt an dem, was einem Jüngeren allein freiſteht, einem ‚Zukünftigeren', einem Stärkeren als ich bin — was allein Zarathuſtra freiſteht." Die abwechſelnd ſich ihm beigeſellenden Kameraden ſind dafür die verſchiedenen Individuationen des wirklichen Nietzſche, die von der Zukunft und Hoffnungshypoſtaſe „Zarathuſtra" überhöht und aufgeſogen werden. Der Verkünder der großen Müdigkeit, der Getretene, der als Gewiſſenhafter des Geiſtes von zwanzig Blutegeln ausgeſogen wird, der tobſüchtige Zauberer, der ſich aber nur als ſchlimmen Schauſpieler entpuppt und die paar andern Gegenfiguren — es ſind die „Notſchreie" aus Nietzſches eigener Bruſt, es ſind die Beſtandteile ſeines eigenen Seelenganzen, gegen die er den Stock zur Züchtigung erhebt und über die ſein Fuß hinwegſchreitet. Dabei erſcheint der „ſchwarze lange Mann mit einem hagern Bleichgeſicht" wie eine Verkörperung der von Overbeck erhaltenen profantheologiſchen Anregungen: „Unter drei Augen geſprochen,

Zarathuſtra IV ein Selbſtgeſpräch

Nietzſches eigene „Notſchreie"

ſagte erheitert der alte Papſt (denn er war auf einem Auge blind), in Dingen Gottes bin ich aufgeklärter als Zarathuſtra ſelber — und darf es ſein. Meine Liebe dient ihm lange Jahre, mein Wille ging allem ſeinem Willen nach. Ein guter Diener aber weiß alles, und mancherlei auch, was ſein Herr ſich ſelbſt verbirgt." Noch durchſichtiger iſt die Verſinnbildlichung von Nietzſches Verhältnis zu Wagner in dem ausführlichen zweiteiligen Kapitel „Der Zauberer": — „Wer biſt du doch! ſchrie hier der alte Zauberer mit einer trotzigen Stimme, wer darf alſo zu mir reden, dem Größten, der heute lebt? — und ein grüner Blitz ſchoß aus ſeinem Auge nach Zarathuſtra." Die Abſtrafung Wagners ſteht in Verbindung mit Nietzſches Haß gegen das Chriſtentum. Die Abwendung vom griechiſchen Geiſte vollendet ſich hier durch die antichriſtliche Durchdringung des Bibelſtoffes bis zur äußerſten Blasphemie: „Es iſt nicht mehr wahr, daß die Armen ſelig ſind. Das Himmelreich aber iſt bei den Kühen." — „Die Kindlein läſſeſt du zu dir kommen und wenn dich die böſen Buben locken, ſo ſprichſt du einfältig J-A." — „Ein kleiner tapferer Unſinn, irgend ein Gottesdienſt und Eſelsfeſt — und feiert ihr es abermals, dieſes Eſelsfeſt, tut's euch zuliebe, tut's auch mir zuliebe! Und zu meinem Gedächtnis!"

Größe und Streben nach Größe

Auch ſeine antipodiſche Abhängigkeit vom Chriſtentum hat Nietzſche ehrlich durchſchaut: „Was höre ich, ſprach hier der alte Papſt mit geſpitzten Ohren; oh Zarathuſtra, du biſt frömmer als du glaubſt, mit einem ſolchen Unglauben! Irgendein Gott in dir bekehrte dich zu deiner Gottloſigkeit. Iſt es nicht deine Frömmigkeit ſelber, die dich nicht mehr an einen Gott glauben läßt? In deiner Nähe, ob du ſchon der Gottloſeſte ſein willſt, wittre ich einen heimlichen Weih- und Wohlgeruch von langen Segnungen: mir wird wohl und wehe dabei." Der „Mörder" Gottes wird ihm zum „häßlichſten Menſchen". Beſonders ergreifend aber nimmt ſich, wenn anders wir mit Recht die Reden der Nebenfiguren im vierten Teil als maskierte Selbſtbekenntniſſe Nietzſches auffaſſen, das Eingeſtändnis ſeiner mangelnden Größe aus: „Oh Zarathuſtra, ich bin's müde, es ekelt mich meiner Künſte, ich bin nicht groß, was verſtelle ich mich! Aber, du weißt es wohl — ich ſuchte nach Größe! Einen großen Menſchen wollte ich vorſtellen und überredete viele: aber dieſe Lüge ging über meine Kraft. An ihr zerbreche ich. Oh Zarathuſtra, alles iſt Lüge an mir; aber daß ich zerbreche — dies mein Zer-

brechen ist echt!" Diese Partie im Zaubererkapitel noch weiter auf Wagner zu beziehen, hindert der gänzliche Mangel eines äußeren Anhaltspunktes. Wagner hatte Nietzsche doch nicht den leisesten Anlaß gegeben zu der Einbildung, er werfe sich als Zerbrochener zu Füßen. Es war ja nicht das erste Mal, daß Nietzsche an Wagner dachte und dabei unwillkürlich sich selbst substituierte; er gesteht, dies sei schon bei der „Geburt der Tragödie" der Fall gewesen. Sofern er in Wagner den Dekadent verachtete, stieg vor ihm die Angst seiner eigenen stark empfundenen Dekadenz auf: er verstieß sich selber. Darf man angesichts einer solchen partiellen Konfession Overbeck noch weiter der Verständnislosigkeit beschuldigen, wenn er sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, sein Freund sei kein im eigentlichen Sinne großer Mensch gewesen, er habe an seine Genialität im höchsten Sinne, besser gesagt an sich selbst, nicht geglaubt? Hat er ihn nicht gerade mit diesem Zweifel desto tiefer verstanden?

Unserer Auffassung, wir hätten es im vierten Zarathustra mit nichts anderem als mit einer unerhört ehrlichen Selbstdarlegung und Selbstauseinandersetzung zu tun, entspricht auch die Hochschätzung, die ein Mann wie Rohde dieser Schrift entgegenbrachte. Rohde hat es in zunehmendem Maße abgelehnt, an Nietzsche etwas anderes gelten zu lassen, als seine Person; daß mit Nietzsches Werk irgend eine neue Sachlichkeit, eine dauernde Wertsetzung gegeben wäre, bestritt er angelegentlich und beredt. Nun lernt er den vierten Zarathustra erst im Jahre 1892 kennen; er hatte nicht zu denen gehört, denen Nietzsche als seinen Vertrautesten den Privatdruck übersandt hatte. (O. Crusius, Erwin Rohde, Tübingen und Leipzig 1902, S. 177, Anm. 5.) Nach der Lektüre schreibt er an Overbeck am 17. Mai 1892: „Ein wunderliches, aber ergreifendes Buch, an dem ich überall den tiefsten, eigenen Klang einer zum Abgrund hinabschreitenden großen Seele höre. Wie Nietzsche sich so in seine Traumwelt förmlich familiär einlebt — ich kann das alles nur mit wehmutsvoller Erschütterung lesen. Diese Erfahrung, den tiefsten und reichsten Geist, der einem begegnet ist, im Wahnsinn und in die Unzulänglichkeit seiner Wahnwelt verschwunden zu wissen — das klingt immer wieder auf in einem mit einem unbeschreiblich traurig machenden Totenglockenklang." Dieses Steckenbleiben in der eigenen Subjektivität war die Schranke, die Nietzsche von der Größe trennte. Die vier Teile des Zarathustra stellen einen

willensſtarken Anlauf dar, aus ſich ſelber herauszutreten, ſich ſelber zu überwachſen. Aber gerade als ein ſolcher Anlauf aufgefaßt, iſt Zarathuſtra mißlungen. Einer der erſten öffentlichen Beurteiler des Werkes, Karl Spitteler, ſprach es aus (Sonntagsblatt des „Bund“ 1888, S. 7): „Nietzſche iſt ein Rieſe, das unterliegt keinem Zweifel. Als ſolcher darf er uns nicht verübeln, wenn wir ihm zumuten, groß zu ſein.“

Ein Rieſe muß groß ſein

Ende des erſten Bandes

Anmerkungen

Zur Vorrede

a) Die Heiligen der Merowinger, Tübingen und Leipzig 1900, S. VIII: „Ein bedeutender Volksheiliger wirkt zunächst auf einen kleinen Kreis von ihm begeisterter Anhänger. Unter diesen findet sich auch ein Schriftsteller, dem es gelingt, ein parteiisches aber lebensvolles Bild des Meisters für die Nachwelt zu entwerfen. Nach Jahr und Tag, aber auch dann nur in einem selten günstigen Falle, können durch nachträgliche Forschung die Einseitigkeiten zum Teil noch gemildert werden."

b) Von hervorragendem Quellenwert für die Biographie Nietzsches erachtete Overbeck seine gegen 150 Nummern umfassende Sammlung von Briefen und Postkarten, die Peter Gast an ihn im Laufe von über fünfundzwanzig Jahren (1878—1905) gerichtet hat. Der reiche Bestand an tatsächlichen, sonst der Vergessenheit anheimfallenden Mitteilungen war mit in meine Darstellung hineinzuziehen, trotzdem die öffentliche Stellungnahme des Herrn Peter Gast zu Overbecks Andenken (Neue Züricher Zeitung Nr. 221, 11. August 1905; Neue Rundschau Februar 1906, S. 256; „Kritik der Kritik", Heft 9, 1907; „Zukunft", 27. April 1907) es mir verwehrte, mich über die publizistische Verwendung seiner ehemaligen Zuschriften mit ihm zu verständigen. Ich darf das mit um so besserem Gewissen, da ich außer der rechtlichen Befugnis dazu mich auch über Herrn Peter Gasts persönliche Meinung zu vergewissern Gelegenheit fand; er schreibt nämlich an Overbeck nicht lange vor dessen Tode, am 18. Oktober 1904: „Über das Recht an Briefen ist Frau Förster-Nietzsche anderer Meinung als wir andern. Sie meint, daß das Publikationsrecht nur i h r, als Erbin Nietzsches zustehe, — während wir übrigen glauben, mit der Adressierung eines Briefes erkläre man dessen Übergang ins völlige Eigentum und Verfügungsrecht des Adressaten." Gast selbst hat diesen Briefen keinerlei dokumentarischen Wert beigelegt (Weimar, 15. Nov. 1901): „Mit Ihren Anordnungen Ihrer Nietzsche betreffenden Schriftstücke bin ich vollkommen einverstanden. Und was meine Briefe an Ihre werte Adresse anlangt, so denke ich, ist es das beste, sie zu verbrennen. Das einzige, was etwa Gutes an ihnen sein mag, kann höchstens der Ausdruck meiner unwandelbaren Verehrung und Dankbarkeit gegen Sie, hochverehrter Herr Professor, sein: aber an diesen Empfindungen selber, ob geschrieben oder ungeschrieben, ist nichts mehr zu ändern." Herr Peter Gast hat sich selbst aber nur recht ungenügend gekannt; in seinem Artikel der „Neuen Züricher Zeitung" vom 11. August 1905: „Zum Kapitel Nietzsche-Overbeck" wagt er Overbecks selbständige Stellung zum Archiv und deren testamentarischen Ausdruck dahin zu deuten, „daß Overbeck nicht im Bilde war und daß er, um seinem Schmollen vor sich selbst Berechtigung zu geben, Windmühlen zum Anrennen brauchte". Wenn das keine gründliche Sinnesveränderung voraussetzt, dann beansprucht Herr Peter Gast eine höchst eigenartige Auslegung seiner während zwanzig Jahren Overbeck brieflich beteuerten unwandelbaren Hochschätzung und Verehrung. Es konnte Overbeck natürlich nicht einfallen, Gasts Anregung Folge zu geben und ein an Datum und Fingerzeigen für Nietzsches Biographie reiches Briefbündel zu vernichten. Als er mich dann noch bei Lebzeiten bat, diese Briefe

persönlich in Besitz zu nehmen, gab ich die Hoffnung noch nicht auf, mit Herrn Gast irgend ein Übereinkommen zu treffen; ich ließ ihn durch meinen ihm von früher her nahe befreundeten Rechtsanwalt vertraulich wissen, seine Briefe seien in meinen Besitz übergegangen; seine zunehmend abhängige Stellung in unserer öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Archiv schloß jedoch bald jede Verständigung aus. Schließlich unterbreitete ich eine chronologische Zusammenstellung aller Nietzsche betreffenden Partien aus den Briefen Gasts an Overbeck dem Herausgeber einer führenden deutschen Zeitschrift, die bereits ein warmes, aber korrekt neutrales Interesse am Overbeckschen Nietzschenachlaß bekundet hatte; sein Bescheid sprach der Sammlung dieser Briefausschnitte keine zusammenhängende, einheitliche Wirkung zu und lehnte eine eventuelle Vermittelung ab. Das bestätigte meine Auffassung von dem bloßen Detailwert der einzelnen Briefaussagen Gasts und bestärkte mich in dem Entschlusse, auf eine fortlaufend aneinandergereihte Herausgabe der Briefe Gasts an Overbeck zu verzichten, aus der ja überdies allerlei Persönliches noch wegzufallen gehabt hätte, und die einzelnen Zeugnisse losgelöst in die entsprechenden Stellen meiner Darstellung einzuflechten. Selbstverständlich stets mit Namen und Datum, so daß ich dadurch Herrn Gasts Verfasserrechte mit dieser Form der literarischen Verwendung vollauf gewahrt zu haben glaubte (in Anbetracht des Umstandes, daß auf gelegentliche Mitteilungen dieser Art das Urheberrecht in keinerlei Weise zur Anwendung käme). Ja, ich glaubte, Herrn Gast diesen Dienst, ihn möglichst häufig reden zu lassen, schon deshalb nicht versagen zu dürfen, weil ich, wo ich seiner rein nur als Berichterstatter zu gedenken hatte, ihn nicht eben in immer glücklichem Lichte schildern mußte. (Man vergleiche namentlich die dreißigste Anmerkung und die gelegentlichen Erwähnungen seiner Person in den Ausführungen des vierten Teils „Nietzsches Ruhm".) Ich hätte es als bedauerliche Einseitigkeit empfunden, wenn ich seinem seltsamen, bald unstet schwankenden, bald ungestüm draufgängerischen, praktischen Verhalten nicht zum Ausgleich die hochentwickelte Beredsamkeit seines Temperamentes ungeschmälert hätte beigeben können. Dies um so mehr, als mir von unterrichteter Seite bestätigt worden war, daß es durchaus nicht in seiner Art liege, etwa nun hinterher zusammenfassende Erinnerungen an die gemeinsam mit Nietzsche verlebte Zeit aufzuzeichnen; auch in einem seiner Archivbriefe an Overbeck (Anfang Dezember 1900) bekennt er offen: „Mein Gedächtnis ist in dieser Hinsicht immer unzuverlässig." Auch Frau Förster erklärt („Zukunft" 1907, 12. Okt., S. 68) nur diejenigen „Nietzscheerinnerungen für wirklich zuverlässig, die sich an Briefe und Tagebücher halten, die wirklich damals niedergeschrieben wurden".

c) Overbecks Testamentskodizill, durch das er das Schicksal seiner von Nietzsche an ihn gerichteten Briefe zu bestimmen trachtete, wurde am 4. Juli 1905 durch den Zivilgerichtsschreiber von Basel-Stadt amtlich eröffnet und entsprechend den Gepflogenheiten und Overbecks eigenem Wunsche durch die Presse bekannt gemacht. Ehe Frau Förster-Nietzsche noch von den Bestimmungen des Vermächtnisses Kenntnis genommen hatte, ließ sie durch ihren Rechtsanwalt in einem Schreiben an Frau Overbeck und den Verwalter des Overbeckschen Nachlasses die Briefe im Hinblick auf eine etwa damit geplante, von ihr unabhängige Veröffentlichung mit Beschlag belegen. Da sie zugleich in einem Artikel des Berliner Tageblattes vom 26. Juli 1905 ihre Verunglimpfung von Overbecks Andenken begann, so mußte ich von dem mir durch Overbeck im Testament nahegelegten Versuche einer loyalen Verständigung absehen und konnte ihr auf ihre privaten Zuschriften, die die

liebenswürdigsten Versicherungen ihrer Gewogenheit und verlockende Vorschläge enthielten, nur erwidern, wir hätten uns nach der von ihr geschaffenen Sachlage nichts mehr zu sagen, da nun auch ich mich, ihrem Beispiel folgend, der Presse und des Rechtsanwalts zu bedienen gedächte. Ich muß aber hervorheben, daß ich Mitte Oktober 1905 ein erstes und noch Mitte Januar 1906 ein zweites ebenso umfangreiches, schriftlich ausgearbeitetes Vermittlungsverfahren meinem Rechtsanwalt Dr. Kurt Hezel in Leipzig unterbreitet habe, durch das dem Archiv eine ausreichende Beteiligung bei der Redaktion aus Entgegenkommen eingeräumt worden wäre. Inzwischen aber hatte Frau Prof. Overbeck sich veranlaßt gesehen, gegen Frau Förster einen Verleumdungsprozeß anzustrengen, so daß nach der Meinung unseres Rechtsbeistandes es ihm als Erpressungsversuch hätte ausgelegt werden können, wenn er um Unterhandlungen über die Briefpublikation auf Grund des Overbeckschen Testaments noch weiter nachgesucht hätte. Unterdessen hatten Gutachten und fachmännische Studien über die juristische Regelung des Falles es immer mehr als widerrechtlich erscheinen lassen, daß ich Overbecks Auftrag gegen den Willen und die Genehmigung von Frau Förster über ihren Kopf hinweg zur Ausführung bringe. Aus den bei mir eingelaufenen zahlreichen Verlagsangeboten traf ich die Wahl abermals in der Hoffnung, vielleicht durch die Persönlichkeit eines geeigneten Verlegers die Angelegenheit zu einem gütlichen Austrag zu bringen. Da nun Herr Eugen Diederichs in Jena, der von mir schon ein Buch in Verlag genommen hatte, ehe er um meine Beziehungen zu Overbeck überhaupt wußte, zu Frau Förster landsmännische und freundschaftliche Beziehungen unterhielt und er sich bereit erklärte, sein möglichstes zu tun, ließ ich ihn gewähren; aber auch er hatte kein Glück; ja seine Bemühungen, Frau Förster in aller Ruhe aufzuklären, endeten nur damit, daß Frau Förster sich mit ihm persönlich in einen dritten Prozeß verwickelte, dessen Ursache wenigstens mittelbar auf die letztwilligen Verfügungen Overbecks zurückging.

Inzwischen ruhten die Briefe Nietzsches an Overbeck wohl verwahrt in einer versiegelten Kassette auf der Universitätsbibliothek zu Basel. Nach den Bestimmungen des Testaments und gemäß einer Overbeck von zuständiger Seite erteilten mündlichen Zusicherung war ich befugt, das Kästchen zu jeder mir genehmen Zeit mir herausgeben zu lassen, um vom Inhalt der Brieforiginale als ihr bezeichneter Herausgeber Kenntnis zu nehmen. Ich habe es aber bis zur Stunde nicht geöffnet. Denn auch der Bibliotheksverwaltung setzte Frau Förster mit brieflichen Protesten, Drohungen und Versprechungen zu, während ja Overbeck seine Bestimmungen gerade daraufhin glaubte eingerichtet zu haben, daß wenigstens der Bibliothek selbst keinerlei Weiterungen aus seinem Testament erwachsen sollten. Um ganz sicher zu gehen, holte die Bibliothek bei der juristischen Fakultät der Basler Universität ein Gutachten ein, das wörtlich den Satz enthielt: „Die Bibliothek ist zur Herausgabe der Briefe berechtigt.“ Dennoch zog es der Vorstand vor, die äußerste Korrektheit zu bewahren und bat mich, eine gerichtliche Feststellung meiner herausgeberischen Befugnisse zu erwirken. Meinem Entschlusse, dies zu tun, kamen aber die Ereignisse zuvor. Frau Förster hatte sich durch ein blindes Gerücht beunruhigen lassen, als ob die Briefe bereits in einer Leipziger Druckerei ihrer unmittelbaren Veröffentlichung entgegensähen, und wußte beim Landgericht in Weimar gegen Eugen Diederichs und mich ein amtliches Druckverbot zu erlangen, das uns in jedem Übertretungsfalle mit einer hochbemessenen Geldbuße bedachte. Darauf erwirkte Diederichs Fristablauf zur Klageerhebung. Nach mehrmaliger

Anberaumung und Verſchiebung eines öffentlichen Termins wurde am 15. Februar 1907 in einem Teilurteil und am 26. April im Haupturteil Frau Förſter mit ihrer Klage vom Landgericht Weimar als erſter Inſtanz abgewieſen und zu den Koſten verurteilt. Dieſes Doppelurteil wurde am 15. Mai und am 6. November von dem Oberlandesgericht in Jena als zweiter Inſtanz beſtätigt. Die erſt eingereichte Berufung beim Reichsgericht für das Teilurteil hat Frau Förſter aus freien Stücken wieder zurückgezogen. Es iſt hier noch zu erklären, warum wir uns vor Gericht nicht auf Feſtſtellung, ſondern nur auf Abweiſung der nicht genügend ſubſtanzierten Klage mit Erfolg haben vertreten laſſen.

Die Durchführung der Feſtſtellung hätte die Auslieferung des Briefteztes an das Gericht erfordert. Nun war aber die Briefſammlung uns im Original ſelbſt nicht zugänglich, wohl aber eine von Overbeck ſelbſt für alle Fälle veranlaßte und überwachte Originalabſchrift vom Wortlaut ſämtlicher Briefe. Hätten wir auf Grund dieſer Abſchrift um eine gerichtliche Feſtſtellung nachgeſucht, ſo wären die Briefe auch dem Gegenanwalt und damit auf deſſen Bureau Frau Förſter zu Geſicht gekommen, und bei dem Temperament der Schweſter Nietzſches mußte für einen ſolchen Fall mit den extremſten Folgen unbedingt gerechnet werden. Selbſt bei Hinterlegung einer hohen Kaution hätten wir es dann nicht mehr in der Hand gehabt, die in unſeren Augen ernſte Angelegenheit nicht zu einer europäiſchen Burleske ausarten zu laſſen, indem bei einer gewaltſamen Veröffentlichung der Briefe durch Frau Förſter wir das Nachſehen und das Archiv die Lacher auf ſeiner Seite gehabt hätte. Auch die Rückſicht auf die Bibliothek als Eigentümerin der Briefe ließ uns dieſe äußerſte Vorſicht inne halten. Iſt mit der Klage das Druckverbot hinfällig geworden, ſo haben Diederichs und ich freie Bahn, die Briefe ungehindert herauszubringen. Nach den einſchlägigen Beſtimmungen der Zivilprozeßordnung wird es dann für Frau Förſter ſchwer halten, das gedruckte Buch einzuklagen. Aber ſelbſt gegen dieſen Fall werden wir uns zu ſichern wiſſen durch Unterbreitung des Drucktextes an Autoritäten des Briefrechtes, ſo daß nach unſerer Auffaſſung auch von einem zweiten Prozeß nichts zu fürchten wäre. Die rechtliche Grundlage für unſer Vorgehen, um dies noch in aller Kürze mitzuteilen, beruht nämlich auf der von allen Sachverſtändigen zugegebenen Tatſache, daß Vertrauensbriefe nicht unter das Urheberrecht fallen. Nun ſind aber die Briefe Nietzſches an Overbeck, die daraufhin einer genauen fachmänniſchen Prüfung unterzogen worden ſind, in hohem Grade und ausſchließlich ſolche Vertrauensbriefe, alſo nicht ſchutzfähige Schriftwerke im Sinne der Urheberrechtsgeſetzgebung. Die genaue Ausführung des mir von Overbeck überbundenen letzten Willens wird ſich ſomit ohne anwaltlichen Nebenbehelf oder ſonſtige Zwiſchenkünſte ſchlicht und einfach auf dem Boden des Rechtes vollziehen laſſen. Genau wie ich auf die hartnäckigen Beſtreitungen der Frau Förſter bereits vor zwei Jahren in aller Gelaſſenheit öffentlich erklären konnte (Neue Freie Preſſe, 17. Sept. 1905): „Alles wird nun ſeinen glatten Fortgang nehmen."

d) Es muß gleich hier zu Anfang energiſch und unerbittlich gegen die Auslegungskünſte zu dem zwiſchen Frau Dr. Förſter und Frau Prof. Overbeck geſchloſſenen gerichtlichen Vergleich proteſtiert werden, in denen ſich die Beklagte hinterher gefällt. Genau auf den Tag zwei Jahre nach Overbecks Tod kam vor dem großherzoglichen Amtsgericht zu Weimar der Prozeß, den Overbecks Gattin gegen Nietzſches Schweſter wegen Verleumdung des Andenkens eines Verſtorbenen angeſtrengt hatte, zum Austrag. Die Klage forderte Sühne für die üble Nachrede,

Overbeck sei durch Vernachlässigung eines erhaltenen Auftrages schuld, daß unersetzliche Handschriften Nietzsches abhanden gekommen seien. Der Vergleich erbrachte diese verlangte Genugtuung durch den unterschriftlichen Widerruf dieser gänzlich unwahren und frei erfundenen Aussage von der Hand der Frau Förster. Trotzdem ist die Beklagte gänzlich unbelehrt aus dem Prozesse hervorgegangen. Sie nennt ihn (am Schluß ihrer Broschüre: „Das Nietzschearchiv. Seine Freunde und Feinde." Berlin 1907, S. 91 und 92) „nach diesem Ausgange unbegreiflich" und kann nicht verstehen, weshalb sie „anderthalb Jahre sehr betrübt und gequält worden sei und wie der Vergleich zeige, eigentlich recht unnötig". Es ist deshalb erforderlich, öffentlich zu sagen, was wirklich mit dem Vergleich erreicht worden ist. Vor allem darf die Natur des Vergleiches nicht entstellt werden, mit dem doch vernünftigerweise weiter nichts als die Beseitigung eines strafbaren Ärgernisses bezweckt war und keinerlei Beilegung feinerer Meinungsverschiedenheiten, die nur Sache literarischen Austausches sein könnten. Der nach § 189 R StrGB. eingeklagte Verhandlungsgegenstand war ja doch der Vorwurf der Pflichtvergessenheit gegen Overbeck — alles übrige hat als Beiwerk zu gelten, das ab und zu mit unterlaufen wird, wo Juristen zur Schlichtung eines Rechtsstreites an der Arbeit sind. Die Beklagte hätte sicherlich den Vergleich nicht angenommen, wenn der von der Gegenpartei geführte Tatsachenbeweis, daß Overbeck durch keinerlei Auftrag verpflichtet war, nicht gegen sie ausgefallen wäre; denn sie hatte darin den ersten Schritt zu tun, wie sie denn auch zuerst zu unterzeichnen hatte. Einzig und allein Frau Förster hat zurückgenommen, Frau Overbeck nicht. Frau Overbeck kam Frau Förster entgegen, wie es das Wesen des Vergleichs mit sich bringt. Sie gab zu, Frau Förster habe das Andenken nicht beschimpfen wollen, hat aber vor Gericht daran festgehalten, daß das Vorgehen der Frau Förster eine tatsächliche Beschimpfung war. Sie räumte ein, daß die Sorge um die Manuskripte nach Nietzsches Erkrankung hätte in größerem Umfange durchgeführt werden können; aber dieses Zugeständnis traf nicht mehr so sehr die Person ihres Gatten an, der mit dem guten Beispiel vorangegangen war und sein gutes Teil getan hatte, als Mutter, Peter Gast, andere Freunde und nicht zuletzt Frau Förster selbst, die ja in Europa zwei Jahre wartete, bis sie nach den früheren Wohnstätten ihres Bruders reiste. Overbeck brauchte nicht geschont zu werden, er hatte keinerlei Auftrag, Manuskripte zu sammeln. Frau Overbeck hat auch nicht von verlorenen Manuskripten etwas zugegeben, sondern von im Archiv vermißten Manuskripten, in genauer Übereinstimmung mit dem Tatsachenbeweis. Wenn aber wirklich früher schon Manuskripte vermißt wurden, was hinderte Frau Förster, schon damals einen Aufruf zu erlassen, ehe sie nach Overbecks Tode zu einem Angriff auf ihn ausholte, der in seinen ersten Fassungen auf einer viel breiteren Grundlage beruhte als dem behaupteten Verlust von Manuskripten? Vor Gericht stellte Frau Overbeck fest: „Frau Förster hat Straffreiheit zugesichert, Frau Förster hat versprochen, Manuskripte aufzukaufen; wären irgendwo in der Welt noch Manuskripte vorhanden, sie wären längst eingeliefert." Dieses Argument leuchtete dem vorsitzenden Amtsrichter durchaus ein; er nickte zustimmend und sagte: „So ist es". Der Zweck des Prozesses war zu erwirken, daß dasjenige wieder gut gemacht werde, was an dem Andenken Overbecks in der rein bürgerlichen Sphäre getrübt worden war. Dieser Forderung wurde durch den Vergleich vollauf Genüge geleistet: Overbeck hat keinerlei Auftrag vernachlässigt! Daß die Klägerin, nachdem erst jener eine Hauptanstoß beseitigt war, um den es sich allein für sie handelte, sich den Vereinbarungen

der Anwälte fügte, wird jedem Empfindenden begreiflich erſcheinen: die Antipathie gegen einen öffentlichen Gerichtsſtreit zwiſchen zwei alleinſtehenden verwitweten Damen, die Unzulänglichkeit eines Schöffengerichts (beſtehend aus einem Amtsrichter und zwei Laienrichtern) für die pſychologiſche Erfaſſung einer ſo komplizierten Streitſache, ja überhaupt das Ungenügende jeder amtlichen Entſcheidung in einer derartigen Angelegenheit des Taktes und der Seelenehre. Sobald der Schimpf von Overbecks friſchem Grabe genommen war, lag für die Klagepartei nicht der geringſte Anlaß vor, Frau Förſter ihr gutes Recht auf den ſie offenbar beſeligenden Glauben, es ſeien „Aufzeichnungen verloren oder vernichtet und mit ihnen vielleicht Aufklärungen wichtigſter Art“ (S. 39), irgendwie ſtreitig zu machen.

Noch iſt mit Entſchiedenheit der auf S. 37/38 der genannten Broſchüre ausgeführten Behauptung entgegenzutreten, Frau Förſter hätte ſich in der Lage befunden, auf erfolgte Angriffe zu erwidern. Genau das Gegenteil iſt richtig; die Angriffe gingen von ihr aus; Overbeck ſelbſt und nach ſeinem Tode der Vollſtrecker ſeines letzten Willens haben immer nur erwidert. Folgende Tabelle mag das deutlich machen:

Angriff:	Abwehr:
„Zeitgeiſt“, 3. Okt. 1904	Frankfurter Zeitung, 10. Dezember 1904
Biographie, Bd. II, 2. Hälfte	Kodizill, 31. Januar 1905
Berliner Tageblatt, 26. Juli 1905	Neue Freie Preſſe, 20. Auguſt 1905
Neue Freie Preſſe, 10. Sept. 1905	Neue Freie Preſſe, 17. Sept. 1905
Neue Züricher Ztg., 2./3. Okt. 1905	Neue Züricher Ztg., 23./24. Okt. 1905
Literariſches Echo, 1. Dez. 1905	Literariſches Echo, 15. Dez. 1905
Literariſches Echo, 15. Jan. 1906	(nicht beantwortet).

Dieſe letzten fünf binnen eines halben Jahres nach Overbecks Tode erſchienenen Zeitungsangriffe auf ſeine Ehre, die alle von Frau Förſter-Nietzſche perſönlich unterzeichnet waren, wurden der Reihe nach gerichtlich eingeklagt und die drei letzten auch tatſächlich als Gegenſtand eines Prozeßverfahrens zugelaſſen. Der Austauſch der Akten begann im Januar 1906 und fand ſeinen Abſchluß mit dem beiderſeitig genehmigten Protokoll am 26. Juni 1907. Der Wortlaut des Vergleichs ging durch die deutſche und ſchweizeriſche Preſſe. Trotzdem nun beide Parteien ſich im übrigen zuſicherten, „im etwaigen Fortgang der literariſchen Fehde die im Vorſtehenden niedergelegten beiderſeitigen Auffaſſungen und Erklärungen zu reſpektieren“, hält es Frau Förſter für angezeigt (auf S. 89 der Broſchüre), den Vergleich mit willkürlich von ihr eingetragenen Spationierungen des Textes zum Abdruck zu bringen, wodurch das Gleichgewicht des Wortlautes offenbar zu ihren Gunſten verſchoben werden ſoll. Die vielberufene Wiſſenſchaftlichkeit des Archivs ſcheint ſich auch hierin ihre eigenen Gepflogenheiten vorzubehalten; anderswo tut man das nicht; ein Aktenſtück wird auch dem äußeren Textbilde nach niemals angerührt, oder dann auf alle Fälle mit dem ausdrücklichen Vermerk verſehen: „von mir geſperrt“. Dazu paßt auch die bodenloſe Subjektivität der „unjuriſtiſchen Erklärung“, mit der Frau Förſter (S. 90/91) ſchwarz auf weiß darlegt, ſie habe ſich „in der glücklichen Lage“ befunden, „auf dem Standpunkt verharren zu können, den ſie von Anfang an eingenommen habe“.

Endlich iſt der Vollſtändigkeit halber beizufügen, daß während der ſchwebenden Gerichtsunterhandlungen, als die ſtreitenden Parteien ſich öffentlicher Preßäußerungen gefliſſentlich enthielten, plötzlich die „Tägliche Rundſchau“ (1906,

No. 221—23) unter dem Titel „Nietzſches Freundſchaftstragödien“ drei Schmähartikel gegen Overbecks Andenken veröffentlichte, verfaßt von Dr. Leo Berg in Berlin. Dieſes Vorgehen fand eine beiſpielloſe Zurückweiſung durch eine Kollektiverklärung von Overbecks ehemaligen Kollegen, in der es u. a. hieß: „Wir unterzeichneten Freunde und Kollegen Overbecks fühlen uns gedrungen, gegen die groben Verunglimpfungen, die in jenem Artikel der Charakter Overbecks erfährt, entrüſteten Proteſt zu erheben. Wir haben, zumeiſt in langjährigem, perſönlichem Umgange mit Overbeck, reichlich Gelegenheit gehabt, ihn als Menſchen und Freund genau kennen zu lernen. Auf Grund dieſer unſerer Kenntnis ſprechen wir aus, daß Franz Overbeck ein Mann von lauterſtem Charakter, von vornehmſter Geſinnung und Handlungsweiſe, von unbeſtechlicher Wahrhaftigkeit geweſen iſt, Eigenſchaften, die ihm — ganz abgeſehen von ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedeutung — während eines Menſchenalters im Kreiſe ſeiner Kollegen das höchſte Anſehen gaben. Wir erklären insbeſondere, daß die niedrigen Züge, die ihm jener Artikel andichtet — Eitelkeit, Neid, Feigheit, Freundſchaftsverrat — den äußerſten Gegenſatz zu dem edlen und ſelbſtloſen Weſen Overbecks bilden.“ Unterſchrieben war dieſe Proteſtadreſſe von folgenden deutſchen und ſchweizeriſchen Univerſitätsprofeſſoren: A. Baumgartner (Baſel), Otto Behaghel (Gießen), Alfred Bertholet (Baſel), Erich Bethe (Leipzig), Karl Bücher (Leipzig), G. von Bunge (Baſel), Albrecht Burckhardt (Baſel), C. Chr. Burckhardt (Baſel), Fritz Burckhardt (Baſel), Rudolf Burckhardt (Baſel), Anton Dohrn (Neapel), B. Duhm (Baſel), R. Eucken (Jena), Fritz Fleiner (Tübingen), Karl Groos (Gießen), Ed. Hagenbach-Biſchoff (Baſel), J. Haller (Gießen), A. Heusler (Baſel), Georg Jellineck (Heidelberg), Karl Joël (Baſel), J. Kaftan (Berlin), E. Kautzſch (Halle a. S.), Otto Kirn (Leipzig), Georg Klebs (Halle a. S.), Alfred Körte (Gießen), Paul Mezger (Baſel), A. Mez (Baſel), C. von Orelli (Baſel), Hermann Siebeck (Gießen), Rudolf Smend (Göttingen), Ulrich Stutz (Bonn), A. von Tuhr (Straßburg), Eberhard Viſcher (Baſel), Hermann Vöchting (Tübingen), Johannes Volkelt (Leipzig), Jakob Wackernagel (Göttingen), Paul Wernle (Baſel), H. Wölfflin (Berlin). — Die Namen dieſer hervorragenden Gelehrten, zum Teil von geradezu europäiſchem Ruf, ſprechen für ſich ſelbſt. Die Eile, mit der die Sammlung der Unterſchriften in zwölf Städten vor ſich zu gehen hatte, beeinträchtigte die Vollſtändigkeit der Liſte. Einer der aus Verſehen übergangenen Herren, Prof. Julius Piccard (Baſel) iſt in dieſem Bande mit einem ſelbſtändigen Zeugnis für Overbeck zu Worte gekommen. (Vgl. S. 168—71.)

Zum Text

[1] Aufzeichnung Overbecks über die Freundſchaft mit Treitſchke im Basler Jahrbuch 1906, S. 161—164.

[2] Theodor Schiemann, H. von Treitſchkes Lehr- und Wanderjahre, München 1896, S. 203. Weder Schiemann noch Adolf Hausrath, „Zur Erinnerung an Heinrich von Treitſchke“, Leipzig 1901, erwähnen Franz Overbecks Freundſchaft mit Treitſchke. Auf S. 195 verwechſelt ihn Schiemann mit J. J. Overbeck, wozu Overbeck anmerkt: „Spaßhafterweiſe, für jeden, der Treitſchkes perſönliches Verhältnis zu dem Leipziger Archäologen meines Namens gekannt hat“. Nur in „G. Freytag und Heinrich von Treitſchke im Briefwechſel“, Leipzig 1900, iſt Overbeck richtig genannt.

[3] „Gothaer" hießen in jener Zeit die Anhänger der Reichsidee und des erbkaiſerlichen Einheitsſtaates, die Vorläufer der ſpäteren nationalliberalen Partei.

[4] Treitſchke begann ſeine Lehrtätigkeit in Freiburg am 25. April 1864 mit einem Kolleg über Reformationsgeſchichte, wodurch er ſich in der Hochburg des ſüdweſtdeutſchen Katholizismus klerikalen Angriffen beſonders ausſetzte.

[5] Der erſte Band der hiſtoriſchen und politiſchen Aufſätze, Leipzig 1865, enthielt neben hiſtoriſchen Charakterporträts auch Treitſchkes wichtigſte und eindringendſte politiſch-hiſtoriſche Arbeit vor der Reichsgründung, den Aufſatz über „Bundesſtaat und Einheitsſtaat". Darin iſt in fünf Abſchnitten die Politik des Nationalvereins einer vernichtenden Kritik unterzogen, die Annexion Schleswig-Holſteins durch Preußen verlangt, die Exiſtenzberechtigung der Mittelſtaaten geleugnet und die Zukunft Deutſchlands auf Preußen abgeſtellt.

[6] Im Februar 1865 erregte der in den „Preußiſchen Jahrbüchern" erſchienene und durch zwei Sonderabdrücke durch ganz Deutſchland verbreitete Aufſatz Treitſchkes: „Die Löſung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage" beiſpielloſes Aufſehen.

[7] Treitſchke hatte zum Beſten Schleswig-Holſteins einen Zyklus von Vorleſungen gehalten über das Thema „Waſhington". Daß er damit auch in Paris aufgetreten ſei, wo er einen der Freunde des Leipziger Kreiſes, Frantzius, einen Arzt, traf, der dann Overbeck in Leipzig mündlich berichtete, wird wohl erſt durch dieſen Brief Overbecks in das volle Licht biographiſcher Bedeutſamkeit gerückt.

[8] Den Aufſatz über den Bonapartismus vollendete Treitſchke nach ſeiner erſten Pfingſtreiſe ins Elſaß und ſtellte ihn an die Spitze eines ſtarken Bandes, der außerdem noch vier weitere Aufſätze enthielt und im Herbſt erſchien.

[9] Treitſchke hatte zwar die Einverleibung Schleswig-Holſteins befürwortet, aber die legitimen Rechte des Herzogs von Auguſtenburg reſpektiert wiſſen wollen.

[10] Gemeint iſt die Schrift: „Der Krieg und die Bundesreform", noch in Freiburg geſchrieben, als bereits Bismarck ihn hatte auffordern laſſen, nach Preußen zu kommen und ſeine Feder in den Dienſt der Politik zu ſtellen.

[11] In der Tat ſiedelte damals Treitſchkes Geſinnungsgenoſſe, der badiſche Staatsminiſter Freiherr von Roggenbach, von Karlsruhe nach Bonn über, und Treitſchke verließ Freiburg, um auf gefahrvollen Umwegen Berlin zu erreichen.

[12] Heinrich Rudolf Gneiſt, Profeſſor der Rechte in Berlin und liberaler Oppoſitionsführer, hatte gegen das fünf Tage zuvor, am 3. September 1866, mit großer Majorität im preußiſchen Abgeordnetenhauſe genehmigte Indemnitätsgeſetz geſprochen.

[13] „Die Zukunft der norddeutſchen Mittelſtaaten" erſchien am 30. Juli 1866.

[14] Der leitende ſächſiſche Staatsmann, Miniſterpräſident von Beuſt, hatte ſchon zu Anfang des Jahres durch ſeine offiziöſe, gegen Treitſchke gerichtete Depeſche deſſen Vater, damals noch Kommandant der Feſtung Königſtein, in eine peinliche, auf die Dauer unhaltbare Lage gedrängt.

[15] Moritz Buſch war im Dienſt des Herzogs von Auguſtenburg eifrig für deſſen Sache tätig geweſen, ging dann aber während des Übergangsjahres als Leiter der offiziellen Preſſe nach Hannover, ein entſchiedener Parteigänger der Bismarckſchen Politik.

[16] Der ſpätere Dekan Gottfried Schönholzer am Neumünſter in Zürich.

[17] Die Bearbeitung von De Wettes Erklärung der Apoſtelgeſchichte in 4. Auflage erſchien 1870 bei Hirzel in Leipzig.

[18] Am 31. Mai 1869 veranstaltete der Protestantenverein eine von vielen Tausenden besuchte Protestversammlung zu Worms, die sich vor allem gegen die „dreiste römische Einladung zur Rückkehr in die eine Schafhürde" wendete.

[19] Der zweite Band von Treitschkes „historischen und politischen Aufsätzen".

[20] Ihrer Abzweckung auf die kirchlichen Bedürfnisse nach hatte Overbecks Berufung Ähnlichkeit mit der Aufklärerrolle, zu der der religiöse Freisinn in der übrigen Schweiz sich immerzu schon wissenschaftliche Theologen aus Deutschland verschrieben hatte. Und so ein ungefährliches, aber genügend geräuschvolles Nachspiel zum Züricher Straußenputsch und zum Berner Zellerhandel hätte sich vielleicht auch anno 1870 noch in Basel veranstalten lassen; am Zündstoff hätte es kaum gefehlt. Aber schon Overbecks stille Jenenser Dozententätigkeit entbehrte so sehr jeglicher Veranlassung, sich von der altkirchlichen Seite auf einen freigeistigen Demagogen gefaßt zu machen, und gar einmal in Basel angelangt, machte der Berufene so in keiner Hinsicht die Figur, als wäre er als Brandredner auf die Kanzel zu stellen, daß die schleunige Verflüchtigung solcher Erwartungen das einzig Mögliche blieb. Nicht ohne Humor kam Overbeck gelegentlich auf die Komik der Situation zu reden, als die zu seiner Begrüßung aufgebotene Abordnung der Reformpartei mit seiner Person ihren Erwartungen so wenig entsprochen sah, aber auch zugleich stets mit der ausdrücklichen Anerkennung der verbindlichen Art und Weise, mit der die betreffenden Herren, darunter der bekannte Laienenthusiast Theodor Hoffmann-Merian, sich von ihrem Irrtum überzeugen ließen.

[21] Overbeck führte sich in Basel mit einer Aulavorlesung ein: „Über Entstehung und Recht einer rein historischen Betrachtung der neutestamentlichen Schriften in der Theologie" (2. Aufl. 1874). — Der Pfingstausflug mit Treitschke ins Elsaß unmittelbar vorher war zustande gekommen. Overbeck versicherte, daß Treitschke damals den unmittelbar bevorstehenden Ausbruch des Krieges mit Frankreich nicht im mindesten geahnt habe. — Noch ist zu melden, daß im August 1872 Treitschke und Overbeck eine Wanderung durch die Glarnerberge unternahmen und zwar in Begleitung von Treitschkes Kollegen, des Redakteurs und Abgeordneten Wilhelm Wehrenpfennig. Treitschkes Ansage an Overbeck (1. August 1872): „Ich hoffe, Du sollst an Wehrenpfennig Freude haben", — empfängt ein Streiflicht durch Nietzsches Meldung an Rohde vom 26. August (Briefe II, 348): „Dagegen ist mir schon der Klang eines Berliner Organs verhaßt wie die Dampfmaschine. Kürzlich besuchte uns hier so ein Berliner deus ex machina, der Redakteur der Spenerschen, Wehrenpfennig, — ich hatte Honigseim im Bauche, als er wieder abreiste."

[22] In Basel ist diese wichtige wirtschaftliche Maßregel überhaupt zuerst in die Erscheinung getreten. Nach siebenjähriger Arbeit konnte der Ratsherr Bernhard Socin das Gesetz unter Dach bringen. Es war ein verfassungsgeschichtliches Ereignis und trug Basel damals die Ehre des Besuchs einer Steuerfachmännischen Studienkommission von seiten des englischen Premierministers Peel ein, mit dem Erfolge, daß eine britische, im Juli 1842 vom Parlament genehmigte Bill die Socinschen Grundsätze verwirklichte. Näheres ist zu erfahren bei Bernhard Riggenbach: „Bernhard Socin, ein Basler Ratsherr aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" (Basler Jahrbuch 1889, S. 19—27). Übrigens war dieser einsichtige Magistrat in seinem Privatleben ein schlichter, pietistisch frommer Handelsmann ohne jedes bestechliche Äußere; er mußte seine Voten im Großen Rat verlesen lassen, weil er selber stotterte; dabei gebrach es ihm nicht an persönlichem

Mut, auch einer ſtarken Erbitterung Stand zu halten; bei der Beratung des Geſetzes fiel der Zwiſchenruf: „Das iſt die Sprache eines Räuberhauptmanns!“

[23] Adolf Viſcher. Die Geſchichte des 3. Auguſt 1833 (Baſel 1888), S. 42. Mündliche Tradition durch den Basler Studenten, zu dem Arndt in Bonn dieſen Ausſpruch getan hat.

[24] Jakob Burckhardts beſcheidene Mietswohnung in der St. Albanvorſtadt 64 war nicht nur in Baſel, ſondern auch bei allen ſeinen Fachkollegen ſprichwörtlich. Neueſtens erinnert daran W. Bode in der Einleitung zum Neudruck der erſten Ausgabe des „Cicerone“. (Leipzig 1907, S. V ff.) Vorher: „Pan.“ IV. 1898 S. 105 ff.

[25] Die Erwähnung Böcklins bei Nietzſche findet ſich in einem der Nachlaßbände Groß-Oktav-Ausgabe Bd. XII, S. 199; daß ſie ſich nicht gekannt haben, iſt feſtgeſtellt. Über Böcklin haben ſich die Sorrentiner Wintergenoſſen aus Anlaß eines Beſuches von Pompeji unterhalten. Vgl. S. 206 dieſes Bandes.

[26] Wie Nietzſche geiſtreich war, wäre auch noch einmal einer näheren Unterſuchung wert, weil ſich darin die überverbindliche, etwas preciöſe geſellſchaftliche Manier verkörpert. Beſonders gehören hierher Spielereien mit Namen: Die dem Ehepaar Monod gewidmete vierhändige Kompoſition nennt er „Monodie à deux“ (Briefe II, 396), von Bergün aus nennt er ſich und Romundt die „Bergkühnen“, ferner der „Réealismus“ uſw. Das Maſſivſte, das er ſich in ſolchen Kalauern leiſtet, iſt wohl (Briefe I, 128/129): „Überverwegene Überwege und in der Philoſophie nicht heimiſche Hayme.“ Für die Kenntnis der Entwicklung und auch der Irrwege in Nietzſches Stilgefühl wäre eine derartige ſyſtematiſche Unterſuchung von Nietzſches Briefen und Werken von Vorteil. Ein Anſatz dazu, allerdings wieder durch übelwirkende Tendenz entwertet, findet ſich bei P. J. Möbius (Das Pathologiſche bei Nietzſche, Wiesbaden 1902, S. 65/66).

[27] Burckhardts „Beſcheidenheit“ ließ ihn, auch wo er von höchſter Warte aus die Geſchichte überblickte, es immer nur mit dem Ehrgeiz des Lehrers tun (Briefe III, 172): „ich mußte den Leuten dasjenige Gerüſte beibringen, das ſie für ihre weiteren Studien jeder Art nicht entbehren können, wenn nicht alles in der Luft hängen ſoll“.

[28] Overbeck meint zweifellos den Brief Nietzſches an Fuchs No. 13 aus Nizza, Winter 1884/85 (Briefe I, 373—378 der erſten Ausgabe. Dritte Auflage, No. 207, S. 460—465). Von ſeinen früheren philologiſchen Fertigkeiten waren die Studien über Rhythmus und Metrum wohl diejenigen, die ſich für Nietzſche ſpäter, als er ſich darauf verlegte, ein Artiſt der deutſchen Sprache zu werden, wohl am eheſten noch nützlich erwieſen. Die umfangreichen hiſtoriſchen Kenntniſſe, die er ſich auf dieſem Gebiete erworben hatte, hat er nicht nur gegen Fuchs wieder hervorgeholt, ſondern auch ſonſt bei ſich bietender Gelegenheit, ſo 1880 in Venedig im Verkehr mit Gaſt, der ſich damals mit dem Gedanken trug, einen Eſſay über Chopin zu ſchreiben, hauptſächlich in Verbindung mit rhythmiſchen Beobachtungen und Grundſätzen. Bei dieſem Anlaß ſchreibt Gaſt an Overbeck (8. Auguſt 1880): „Der Ausdruck ‚gereihter Stil‘ und ‚periodiſcher Stil‘ wurden von Nietzſche gebraucht; er ſagte, dies ſeien die Ausdrücke der griechiſchen Rhetoren. Ich mußte mir das ‚gereiht‘ auch erſt deutlich machen laſſen, da ich's mit periodiſch für gleichbedeutend hielt. Aber ich möchte hier auch einen andern Terminus haben, am beſten den griechiſchen, von dem ich aber keine Ahnung habe, oder einen guten deutſchen ſelber finden.“

[29] Das Verhältnis zwiſchen Nietzſche und Stirner unter ſeine Nietzſche

ſpruch im Vorabdruck der „N. D. R." gefaßt. Schultheiß bekämpft die Annahme der Abhängigkeit, weil er ſie, wenn vorhanden, aus der Grundverſchiedenheit der beiden Denker widerlegen zu müſſen meint; dieſe gewiß nicht zu leugnende Weſensdifferenz hat er auf einen geiſtreichen Ausdruck zu bringen vermocht (S. 36/37): „Friedrich Nietzſche war ein Dichter und ein großer Philoſoph von unerhörter, ungebändigter Leidenſchaftlichkeit des Gedankens, mit dem Schickſal, an Liebe und Haß einen kühnen und ſtolzen Geiſt ohne Bedenken hinopfern zu müſſen, ſich ſchonungslos zu verbrauchen. Stirner war ein deutſcher Oberlehrer, proteſtantiſch, eine Winzigkeit ſteifleinen, die Bibel mit tauſend Spruchreminiſzenzen beherrſchend, ein glänzender verwegener Dialektiker, Kopf kühl, Zigarre; ohne jeden dionyſiſchen Zuſatz. Nietzſche iſt ein großes Ereignis in der Menſchengeſchichte geweſen, Stirner iſt ein Buch, die Ausprägung eines äußerſten Gedankens, irgendwo liegend, rundherum geſchloſſen, ein erratiſcher Block. Das Übrige war Johann Caspar Schmidt. Er wurde von einer giftigen Fliege ins Genick geſtochen und ſtarb, fünfzigjährig, daran. Bald war er vollends vergeſſen. Ob Nietzſche Stirners Buch kennen gelernt hat, läßt ſich nicht feſtſtellen, und könnten wir's, ſo wäre damit gar nichts gewonnen, wir müßten denn vorausſetzen, daß Nietzſche das Stirnerſche Buch ebenſo falſch verſtanden hätte wie bisher noch jeder, der darüber geſchrieben hat. Nietzſche hat einmal gegen Sätze E. v. Hartmanns polemiſiert, in denen ausdrücklich auf Stirner hingewieſen war. Dennoch hat Nietzſche weder hier noch irgendwann ſonſtwo von Stirner geſprochen oder meines Wiſſens auch nur den Namen genannt. Hartmann dreht ſeitdem mit Luſt und Liebe an einem neuen Strick für den gehaßten übergroßen Nietzſche." Übrigens ſcheidet ſich von der Frage, ob Nietzſche Stirner gekannt habe, die andere, ob ſich bei Stirner mit Recht ſozunennende Hinweiſe auf Nietzſche vorfinden. Die wichtigſten Bejahungen (von Kuno Fiſcher, J. C. Kreibig, Arthur Drews) ſtellt Schultheiß S. 38/39 zuſammen; beizufügen iſt der Jubiläumsaufſatz über Stirner von F. Heman im „Türmer" 1906, S. 72/74, die vielleicht gründlichſte Erörterung über den vielumſtrittenen Punkt.

[30] Hier iſt der letzte und peinlichſte Zuſammenſtoß Overbecks mit dem Archiv zu erwähnen. Möbius hatte durch ſeine Hypotheſe von der luetiſchen Baſis von Nietzſches Gehirnkrankheit den Zorn der Frau Förſter hervorgerufen, da er ſie der Krankheitserklärung, wie ſie Frau Förſter vertrat, entgegenſtellte. Allmählich rüſtete das Archiv zu einem förmlichen Feldzug gegen den genannten Gelehrten, nachdem ſchon Frau Förſter in der Biographie und in einem Artikel „Nietzſchelegenden" der Zukunft in den ſchroffſten Ausdrücken vorgegangen war. Nun hatte ſich Möbius unter anderm auch durch einen perſönlichen Beſuch bei Overbeck zu informieren geſucht, und allmählich verdichtete ſich das Gerücht, das, vom Archiv aus, unter die Eingeweihten verbreitet wurde, zu der Verdächtigung, Overbeck habe Möbius diejenige Angabe gemacht, auf die er dann ſeine Behauptung habe begründen können. Später hieß es ſogar: Overbeck habe, im Jahre 1890, eine gleichlautende Eintragung in das amtliche Krankenjournal der Irrenanſtalt Jena veranlaßt. Erſt im März 1905 kam indeſſen Overbeck zu Ohren, in was für Kombinationen er da ohne ſein Wiſſen hineingezogen wurde. Er ſchrieb ſofort an den Vorſteher jener Anſtalt, Herrn Geh. Medizinalrat Prof. Binswanger (Jena), indem er proteſtierte und um Aufſchluß bat. Prof. Binswanger gab ihm freimütig zu, Overbecks Name ſei in Verbindung mit der offiziellen kliniſchen Eintragung von ihm gegen das Archiv oder Herrn Peter Gaſt genannt worden,

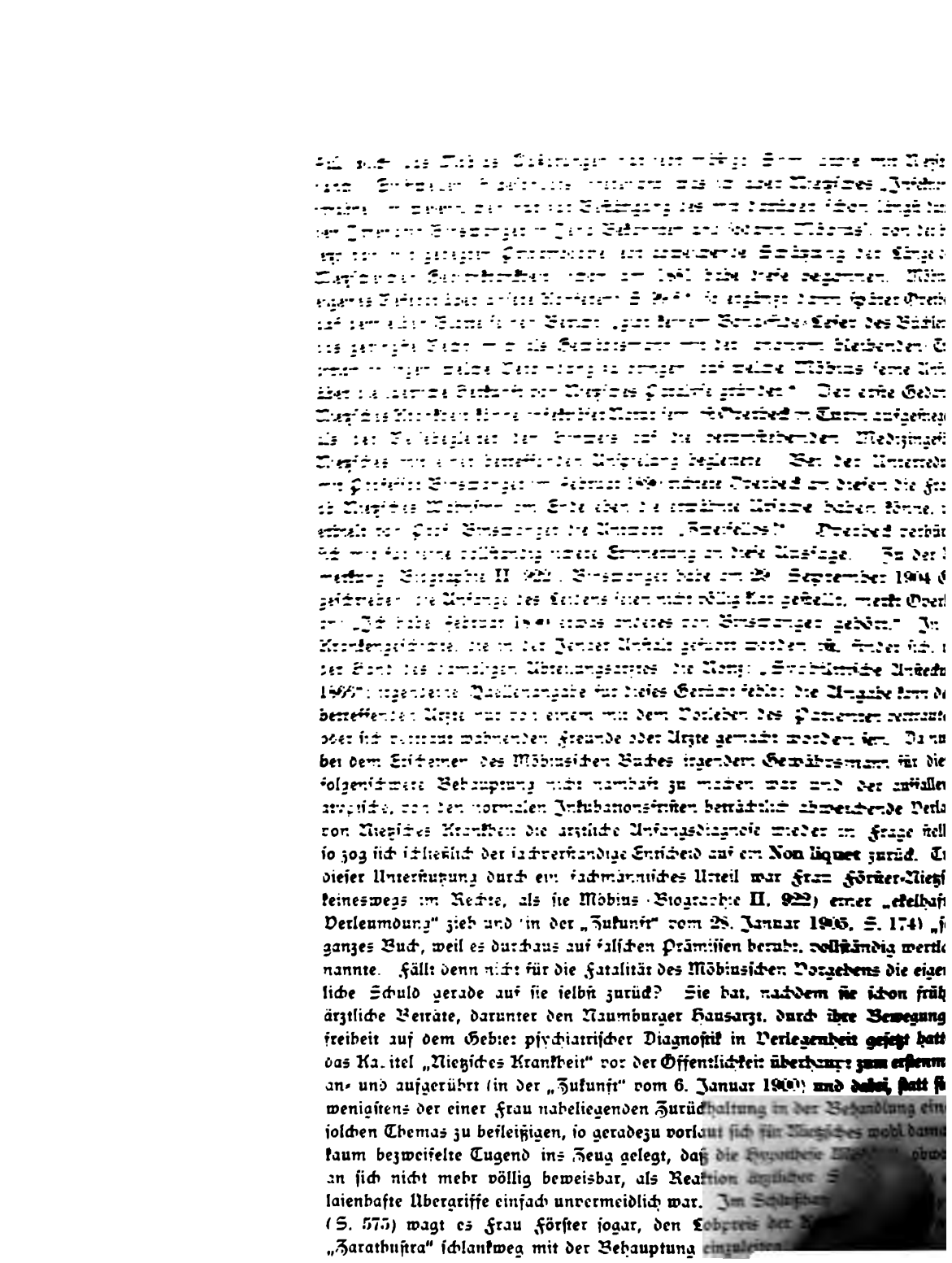
und erkannte zugleich in aller Form Overbecks Verwahrung als zu Recht bestehend an. Einige Wochen später, als Overbeck schon ein schwerkranker Mann war, erhielt er einen Brief des Herrn Peter Gast, in dem dieser ihn versicherte, sein Name sei im Krankenjournal von Jena neben der bewußten Notiz als Urheber dieser Angabe verzeichnet und er (Gast) sei von Binswanger ermächtigt worden, von dessen offiziellen Mitteilungen Gebrauch zu machen. Die auf diesen geradezu unglaublichen Vorfall hin veranlaßte abermalige Feststellung in Jena ergab durch eine Zuschrift Binswangers, daß Gasts angeblich authentische Wiedergabe der offiziellen Journalnotiz in diesem Zusammenhang mit einer Nennung des Namens Overbeck völlig aus der Luft gegriffen und im Hinblick auf den Zweck, den Herr Gast mit seiner Aussage verfolgte, geradezu gefälscht war. Damit nicht genug. Obschon Prof. Binswanger Gelegenheit nahm, sofort wegen dieses Mißbrauchs seines dem Archiv geschenkten Vertrauens bei Frau Förster vorstellig zu werden und von ihr verlangte, sie solle Gast untersagen, irgendwie noch Overbeck zu belästigen, versuchte Frau Förster dennoch in dieser Sache noch an Overbeck heranzukommen: sie betraute einen ihr und Overbeck gleich bekannten Herrn mit dem Auftrag, Frau Overbeck einen Brief zu überreichen, der die Bitte enthielt, Frau Overbeck möchte ihrem kranken Gatten noch ein Diktat abnehmen, durch das Möbius gerichtet sei. Dieser Vermittler beriet sich mit mir, der ich damals gerade in Basel anwesend war; und ich konnte ihm nur mitteilen, daß Overbecks Zustand infolge der durch Gasts Brief hervorgerufenen Aufregung sich hoffnungslos verschlimmert hätte; furchtbare Herzkrämpfe hatten die Ärzte veranlaßt, das Krankenbett zu sperren und weiteren aufregenden Zuschriften die Annahme zu verweigern. Kurz darauf ist Overbeck gestorben.

Ich besitze den gesamten, damals vorgenommenen Schriftwechsel in den Originalen und Antwortkopien aller hauptsächlich Beteiligten lückenlos. Außerdem findet sich in Overbecks Papieren ein am Tage selbst aufgenommenes Protokoll über den Besuch, mit dem ihn Möbius über Nietzsches Krankheit interviewt hat. Es widerlegt alle gegen Overbeck erhobenen Insinuationen urkundlich und ist deshalb hier wieder zu geben: „Heute (10. April 1902) erhalte ich den Besuch des Dr. P. J. Möbius aus Leipzig, der sich bei mir schon durch den Kollegen Bunge vor einigen Monaten zu einem Interview über Nietzsche angemeldet und seine Anmeldung nun durch ein von Zürich aus adressiertes Billett vom 4. April wiederholt hat. Ich kenne den Herrn, der als Nervenarzt in Leipzig wirkt, nur aus: „Über Schopenhauer" (Leipzig 1900), „Über das Pathologische bei Goethe" (Leipzig 1898) und aus seiner Sensationsbroschüre „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes" (4. Aufl., Halle 1902), in denen ich besonders die außerordentliche Verständigkeit der Denkweise schätzen gelernt habe, während Weite, Geist, das sogenannte Interessante mindestens, weniger hervorragen. Unsere Konferenz ist für mich von größtem Interesse und höchst lehrreich, und hinterläßt mich auch vielfach gespannt in Hinsicht auf das, wie ich erfahren, schon so gut wie fertige Buch über Nietzsche, wenn auch mit mehrfachem Zweifel in Hinsicht auf die Fülle der Befriedigung, die ich daraus ziehen werde. Unser an drei Stunden währendes Gespräch läßt vielmehr schon manche Differenzen über Nietzsche zwischen uns aufdämmern. Inzwischen bin ich noch nicht einmal in Hinsicht auf die Gesamtauffassung der Sache durch Möbius ganz klar, ob es sich bei ihm in der Hauptsache nur um eine Krankengeschichte handelt oder um eine allgemeine Abschätzung von Denkweise und Charakter Nietzsches. Auf jeden

Fall blickt aus Möbius' Äußerungen nur sehr mäßige Sympathie mit Nietzsche durch. Einstweilen ist besonders interessant, was ich über Nietzsches „Infektion" erfahre, im wesentlichen nur zur Bestätigung des mir darüber schon längst durch den Irrenarzt Binswanger in Jena Bekannten und sodann Möbius', von der bis jetzt von mir gehegten Privattheorie sehr abweichende Schätzung der Länge der Nietzscheschen Gehirnkrankheit: schon um 1881 habe diese begonnen. Möbius' eigenes Referat über unsere Konferenz S. 99 f.", so ergänzt dann später Overbeck auf demselben Blatte seinen Bericht, „gibt keinem Bona-fide-Leser des Büchleins das geringste Recht, mich als Gewährsmann mit der (anonym bleibenden) Tradition in irgendwelche Verbindung zu bringen, auf welche Möbius seine Ansicht über die luetische Herkunft von Nietzsches Paralyse gründet." Der erste Gedanke, Nietzsches Krankheit könne infektiöser Natur sein, ist Overbeck in Turin aufgestiegen, als der Reisebegleiter den Hinweis auf die herumstehenden Medizingefäße Nietzsches mit einer betreffenden Anspielung begleitete. Bei der Unterredung mit Professor Binswanger im Februar 1890 richtete Overbeck an diesen die Frage, ob Nietzsches Wahnsinn am Ende eben die erwähnte Ursache haben könne, und erhielt von Prof. Binswanger die Antwort: „Zweifellos!" (Overbeck verbürgte sich mir für seine vollständig sichere Erinnerung an diese Aussage.) Zu der Bemerkung (Biographie II, 922), Binswanger habe am 29. September 1904 Gast geschrieben, die Anfänge des Leidens seien nicht völlig klar gestellt, merkt Overbeck an: „Ich habe Februar 1890 etwas anderes von Binswanger gehört." In der Krankengeschichte, die in der Jenaer Anstalt geführt worden ist, findet sich, von der Hand des damaligen Abteilungsarztes, die Notiz: „Syphilitische Ansteckung 1865"; irgendeine Quellenangabe für dieses Gerücht fehlt; die Angabe kann dem betreffenden Arzte nur von einem mit dem Vorleben des Patienten vertrauten oder sich vertraut wähnenden Freunde oder Arzte gemacht worden sein. Da nun bei dem Erscheinen des Möbiusschen Buches irgendein Gewährsmann für diese folgenschwere Behauptung nicht namhaft zu machen war und der auffallend atypische, von den normalen Inkubationsfristen beträchtlich abweichende Verlauf von Nietzsches Krankheit die ärztliche Anfangsdiagnose wieder in Frage stellte, so zog sich schließlich der sachverständige Entscheid auf ein Non liquet zurück. Trotz dieser Unterstützung durch ein fachmännisches Urteil war Frau Förster-Nietzsche keineswegs im Rechte, als sie Möbius (Biographie II, 922) einer „ekelhaften Verleumdung" zieh und (in der „Zukunft" vom 28. Januar 1905, S. 174) „sein ganzes Buch, weil es durchaus auf falschen Prämissen beruht, vollständig wertlos" nannte. Fällt denn nicht für die Fatalität des Möbiusschen Vorgehens die eigentliche Schuld gerade auf sie selbst zurück? Sie hat, nachdem sie schon früher ärztliche Beiräte, darunter den Naumburger Hausarzt, durch ihre Bewegungsfreiheit auf dem Gebiet psychiatrischer Diagnostik in Verlegenheit gesetzt hatte, das Kapitel „Nietzsches Krankheit" vor der Öffentlichkeit überhaupt zum erstenmal an- und aufgerührt (in der „Zukunft" vom 6. Januar 1900) und dabei, statt sich wenigstens der einer Frau naheliegenden Zurückhaltung in der Behandlung eines solchen Themas zu befleißigen, so geradezu vorlaut sich für Nietzsches wohl damals kaum bezweifelte Tugend ins Zeug gelegt, daß die Hypothese Möbius', obwohl an sich nicht mehr völlig beweisbar, als Reaktion ärztlicher Sachkenntnis auf laienhafte Übergriffe einfach unvermeidlich war. Im Schlußband der Biographie (S. 575) wagt es Frau Förster sogar, den Lobpreis der Keuschheit aus dem „Zarathustra" schlankweg mit der Behauptung einzuleiten: „er schreibt von sich".

Wenn man hingegen die Anſicht der nächſten Freunde Nietzſches über dieſen Punkt auf eine ſchlichte Ausſage zu bringen hat, ſo iſt es die: er ſei ein ausnehmend mäßiger Menſch geweſen, ohne daß jedoch gerade ſeine Vertrauteſten in der Lage geweſen ſein würden, ſich zu Zeugen für ſeine ausnahmsloſe Kaſtität ehrlicherweiſe aufrufen zu laſſen; Herr Gaſt muß ein ſchlechtes Gedächtnis haben, wenn er ſich einbildet, „als Freund und genauer Kenner Nietzſches über Möbius lachen" zu dürfen. Übrigens hat das Archiv verſäumt, die Leichenöffnung anzuordnen; ſachverſtändige Ratgeber haben ihm nahegelegt, ein fortgeſetzter Kampf gegen Möbius würde ihm die Verpflichtung der Exhumation auferlegen, um wenigſtens dieſe letzte Möglichkeit, ſich vor einen Sachbefund zu ſtellen, nicht abermals in den Wind zu ſchlagen. Auf alle Fälle hat Möbius ſeine Hypotheſe durchaus nicht grundlos vorgetragen; iſt ſie auch nicht ſtichhaltig zu beweiſen, ſo iſt ſie doch genügend plauſibel, daß es jedem frei ſteht, ſie zu übernehmen; Nietzſche ſtände, hätte Möbius recht, um nichts kleiner und um nichts ſchlechter da. Inzwiſchen hat Möbius' Tod das Archiv vor dem von Peter Gaſt angekündigten Wiederaufleben dieſer unwürdigen Polemik bewahrt.

[31] Die Behauptung von Nietzſches Unſinnlichkeit iſt nicht zu umgehen, aber auch nicht zu überſchätzen. Sein Heroismus, den er in ſeinen Werken fordert und an ſeinem Leben zu einem guten Teil verwirklicht hat, iſt nur auf Grund einer vollkommenen Männlichkeit denkbar. Seine geringe Sexualität, für die vieles ſpricht, wird ausgeglichen durch den Mangel an Prüderie und durch eine manchmal kecke Neugier für die menſchliche Animalität, die unter der Hand durch kleine Proben aufs Exempel verbürgt iſt. Im Ganzen überwog die Gehirntätigkeit bei weitem; inſtinktives Sinnenleben und triebhafte Anſchauung waren bei Nietzſche höchſtens Ausnahmen — ein Mangel, der bei der reichen künſtleriſchen Begabung Nietzſches doch die Abweſenheit einer wirklichen Künſtlernatur an ihm vollauf erklärt. Doch muß man auch hier vor vorſchnellen Urteilen auf der Hut ſein. Da es in Nietzſches Weſen lag, ſich ſo gut wie nie gehen zu laſſen, mag er unwillkürlich vor ſich und andern mit Trieben Verſtecken geſpielt haben, die ihm abzugehen ſcheinen und die er doch ſehr wohl beſaß. Ludwig von Scheffler iſt einer von den wenigen Bekannten Nietzſches, der ein Zeugnis zu deſſen wirklichem Verhältnis zur bildenden Kunſt beizubringen vermag (Neue freie Preſſe 1907, 15429); in dem gemeinſamen Beiſammenſein mit Nietzſche und Köſelitz brachte Scheffler das Geſpräch auf die Bilderſchätze des Basler Muſeums, in die Jakob Burckhardt ſeine Pflegebefohlenen auf ſonntagvormittäglichen Wandelgängen peripathetiſch einzuführen pflegte. Über der Mitteilung dieſer Eindrücke verſuchte von Scheffler nach Worten für eine Wiedergabe des Holbeinſchen Selbſtporträts: „Ich ſtockte beim Munde. Ich ſah vor mir die Lippen. Sie, die ſo voll ſich wölbten und ſo energiſch wiederum ſich ſchloſſen! Die nicht durſtig waren und zum Genuſſe doch wie geſchaffen! . . „Ein Mund", ſtammelte ich ratlos . . „Ein Mund zum Küſſen!" Betroffen blickte ich zur Seite. Wirklich, Nietzſche war es, der geſprochen hatte. Und das in einer Haltung, in einem Tone, die mit der leiſe ſinnlichen Färbung ſeiner Worte im ſonderbarſten Gegenſatze erſchienen. Denn tief in den Seſſel zurückgelehnt, den Kopf auf die Bruſt gebeugt, die Arme ſchlaff auf die Lehnen geſenkt, ſchien er eher aus dem Traume heraus, als zur Ergänzung meines Berichtes geredet zu haben. Ich blickte fragend zu Köſelitz herüber. Aber auch hier begegnete mein Lächeln ſeinem verſtändnisloſen gleichen. Wir hatten uns bei dem Vorgange auch gar nichts damals gedacht.



[illegible]

[illegible] Biographie II, 922). Binswanger habe am 29. September 1904 [illegible] die Anfänge des Leidens seien nicht völlig klar gestellt, merkt Overbeck an: „Ich habe Februar 1900 etwas anderes von Binswanger gehört." In [illegible] Krankengeschichte, die in der Jenaer Anstalt geführt worden ist, findet sich [illegible] der Hand des damaligen Abteilungsarztes die Notiz: „Syphilitische Ansteckung 1866"; irgendeine Quellenangabe für dieses Gerücht fehlt; die Angabe kann der betreffenden Ärzte nur von einem mit dem Vorleben des Patienten vertrauten oder sich vertraut wähnenden Freunde oder Ärzte gemacht worden sein. Da nun bei dem Erscheinen des Möbiusschen Buches irgendein Gewährsmann für die folgenschwere Behauptung nicht namhaft zu machen war und der auffallend atypische, von den normalen Inkubationsfristen beträchtlich abweichende Verlauf von Nietzsches Krankheit die ärztliche Anfangsdiagnose wieder in Frage stellte, so zog sich schließlich der sachverständige Entscheid auf ein Non liquet zurück. Trotz dieser Unterstützung durch ein fachmännisches Urteil war Frau Förster-Nietzsche keineswegs im Rechte, als sie Möbius (Biographie II, 922) einer „ekelhaften Verleumdung" zieh und (in der „Zukunft" vom 28. Januar 1905, S. 174) „sein ganzes Buch, weil es durchaus auf falschen Prämissen beruht, vollständig wertlos" nannte. Fällt denn nicht für die Fatalität des Möbiusschen Vorgehens die eigentliche Schuld gerade auf sie selbst zurück? Sie hat, nachdem sie schon früh ärztliche Beiräte, darunter den Naumburger Hausarzt, durch ihre Bewegungsfreiheit auf dem Gebiet psychiatrischer Diagnostik in Verlegenheit gesetzt hatte, das Kapitel „Nietzsches Krankheit" vor der Öffentlichkeit überhaupt zum erstenmal an- und aufgerührt (in der „Zukunft" vom 6. Januar 1900) und dabei, statt sich wenigstens der einer Frau naheliegenden Zurückhaltung in der Behandlung eines solchen Themas zu befleißigen, so geradezu vorlaut sich für Nietzsches wohl damals kaum bezweifelte Tugend ins Zeug gelegt, daß die Hypothese [illegible] obwohl an sich nicht mehr völlig beweisbar, als Reaktion ärztlicher [illegible] laienhafte Übergriffe einfach unvermeidlich war. Im Schlußbau [illegible] (S. 575) wagt es Frau Förster sogar, den Lobpreis der [illegible] „Zarathustra" schlankweg mit der Behauptung einzuleiten [illegible]

Wenn man hingegen die Anſicht der nächſten Freunde Nietzſches über dieſen Punkt auf eine ſchlichte Ausſage zu bringen hat, ſo iſt es die: er ſei ein ausnehmend mäßiger Menſch geweſen, ohne daß jedoch gerade ſeine Vertrauteſten in der Lage geweſen ſein würden, ſich zu Zeugen für ſeine ausnahmsloſe Kaſtität ehrlicherweiſe aufrufen zu laſſen; Herr Gaſt muß ein ſchlechtes Gedächtnis haben, wenn er ſich einbildet, „als Freund und genauer Kenner Nietzſches über Möbius lachen" zu dürfen. Übrigens hat das Archiv verſäumt, die Leichenöffnung anzuordnen; ſachverſtändige Ratgeber haben ihm nahegelegt, ein fortgeſetzter Kampf gegen Möbius würde ihm die Verpflichtung der Exhumation auferlegen, um wenigſtens dieſe letzte Möglichkeit, ſich vor einen Sachbefund zu ſtellen, nicht abermals in den Wind zu ſchlagen. Auf alle Fälle hat Möbius ſeine Hypotheſe durchaus nicht grundlos vorgetragen; iſt ſie auch nicht ſtichhaltig zu beweiſen, ſo iſt ſie doch genügend plauſibel, daß es jedem frei ſteht, ſie zu übernehmen; Nietzſche ſtände, hätte Möbius recht, um nichts kleiner und um nichts ſchlechter da. Inzwiſchen hat Möbius' Tod das Archiv vor dem von Peter Gaſt angekündigten Wiederaufleben dieſer unwürdigen Polemik bewahrt.

[31] Die Behauptung von Nietzſches Unſinnlichkeit iſt nicht zu umgehen, aber auch nicht zu überſchätzen. Sein Heroismus, den er in ſeinen Werken fordert und an ſeinem Leben zu einem guten Teil verwirklicht hat, iſt nur auf Grund einer vollkommenen Männlichkeit denkbar. Seine geringe Sexualität, für die vieles ſpricht, wird ausgeglichen durch den Mangel an Prüderie und durch eine manchmal kecke Neugier für die menſchliche Animalität, die unter der Hand durch kleine Proben aufs Exempel verbürgt iſt. Im Ganzen überwog die Gehirntätigkeit bei weitem; inſtinktives Sinnenleben und triebhafte Anſchauung waren bei Nietzſche höchſtens Ausnahmen — ein Mangel, der bei der reichen künſtleriſchen Begabung Nietzſches doch die Abweſenheit einer wirklichen Künſtlernatur an ihm vollauf erklärt. Doch muß man auch hier vor vorſchnellen Urteilen auf der Hut ſein. Da es in Nietzſches Weſen lag, ſich ſo gut wie nie gehen zu laſſen, mag er unwillkürlich vor ſich und andern mit Trieben Verſtecken geſpielt haben, die ihm abzugehen ſcheinen und die er doch ſehr wohl beſaß. Ludwig von Scheffler iſt einer von den wenigen Bekannten Nietzſches, der ein Zeugnis zu deſſen wirklichem Verhältnis zur bildenden Kunſt beizubringen vermag (Neue freie Preſſe 1907, 15429); in dem gemeinſamen Beiſammenſein mit Nietzſche und Köſelitz brachte Scheffler das Geſpräch auf die Bilderſchätze des Basler Muſeums, in die Jakob Burckhardt ſeine Pflegebefohlenen auf ſonntagvormittäglichen Wandelgängen peripathetiſch einzuführen pflegte. Über der Mitteilung dieſer Eindrücke verſuchte von Scheffler nach Worten für eine Wiedergabe des Holbeinſchen Selbſtporträts: „Ich ſtockte beim Munde. Ich ſah vor mir die Lippen. Sie, die ſo voll ſich wölbten und ſo energiſch wiederum ſich ſchloſſen! Die nicht durſtig waren und zum Genuſſe doch wie geſchaffen! . . „Ein Mund", ſtammelte ich ratlos . . „Ein Mund zum Küſſen!" Betroffen blickte ich zur Seite. Wirklich, Nietzſche war es, der geſprochen hatte. Und das in einer Haltung, in einem Tone, die mit der leiſe ſinnlichen Färbung ſeiner Worte im ſonderbarſten Gegenſatze erſchienen. Denn tief in den Seſſel zurückgelehnt, den Kopf auf die Bruſt gebeugt, die Arme ſchlaff auf die Lehnen geſenkt, ſchien er eher aus dem Traume heraus, als zur Ergänzung meines Berichtes geredet zu haben. Ich blickte fragend zu Köſelitz herüber. Aber auch hier begegnete mein Lächeln ſeinem verſtändnisloſen [illegible]en. Wir hatten uns bei dem Vorgange auch gar nichts damals gedacht.

Erſt ſpäter und wiederum noch ſpäter iſt mir die Feinheit dieſes Kunſturteils ganz aufgegangen. Denn ein ſolches war es in der Tat. Nicht etwa nur eine Reminiszenz aus dem Lateiniſchen (das „os ad oscula paratum"!), ſondern ein tiefes Erfaſſen deſſen, was an Holbeins gemalten Zügen das Bezeichnendſte iſt. In ſeinem Munde liegt ein ſinnenfrohes Kraftgefühl beſchloſſen! An dem die ſchöne „Offenburgerin" gehangen, der die „Lais'"ſe Londons beglückt, und den vergeblich die ſtumpfe Eiferſucht des „Eheweibes" (wie furchtbar iſt die Wahrheit in ihrem Basler Bildniſſe!) geſucht hat!" So mag es denn überhaupt die Nietzſche ſchuldige Gerechtigkeit fordern, die latente Sinnlichkeit nicht zu überſehen, die in ſeinen Deduktionen und Abſtraktionen doch vielfach wirkſam war. Nietzſche hatte ſeine ganz beſtimmten, wenn auch nur vereinzelten Momente, von äußerſter Prägnanz der Anſchauung und Beobachtung, die, als durchgreifende Eigenſchaft, den genuinen Künſtler ausmacht. Darauf iſt ſein Et in Arcadia ego (Der Wanderer und ſein Schatten, Aph. 295), ſowie manche Partie im Zarathuſtra oder eine Briefſtelle zu deuten; das beweiſt, daß er dann ſeiner Sinne ſo mächtig war, wie nur irgend ein Maler oder Dichter. Wäre die künſtleriſche Sinnlichkeit für ihn eine wirkliche eigene Unerfahrenheit geweſen, ſo würde ſie wohl irgendwo bei ihm als Wunſch oder Gegenſtand der Sehnſucht zum Ausdruck kommen; tatſächlich ſpricht er aber von ihr als etwas ihm Bekannten, das er verurteilt und wenn es ſein muß, verachtet. Es iſt wohl noch nicht alles veröffentlicht, was er in ſeinen Privatnotizen über die Sinnlichkeit Richard Wagners aufgezeichnet hat. An ihm hat er ſich vor allem den Verleider geſehen in Bezug auf die intimen Vorausſetzungen des Künſtlertums. Man vergegenwärtige ſich, wie er die großen Künſtler bezeichnen zu müſſen meinte (vgl. Band II, S. 85): „Dieſe unſinnig eiteln und ſinnlichen Affen — denn das ſind ſie faſt alleſamt." Dieſes Urteil entſpringt keinerlei Prüderie, ſondern der ſtolz überlegenen Intellektualität einer genuin philoſophiſchen Begabung. Seien wir alſo auf der Hut, über Nietzſches Mangel an Sinnlichkeit zu lächeln. Es iſt wahrſcheinlich doch weit mehr ein Reſultat als eine Lücke darin zu erblicken.

[32] Dieſe Mitteilungen und Schilderungen ſind aus Briefen Albert Brenners an ſeine einen Haushalt bildenden Verwandten Brenner, ſeinen Großvater, ſeinen Onkel und ſeine Tante (jetzt Frau Charlotte Kühne-Brenner) zuſammengeſtellt worden durch ſeinen Vetter Herrn Hans Brenner-Eglinger in Baſel. Auf der Suche nach weiteren Sorrentiner Berichten Brenners erhielt ich von einer Dame, die damals mit Brenner in regem Briefverkehr ſtand und auch Nietzſche gekannt hat, folgenden Beſcheid: „Die Briefe Albert Brenners aus Bayreuth und Sorrent, auch die aus ſeinem letzten Lebensjahr in Baſel, wo Nietzſche ihn oft beſuchte und ihm manche ſchwere Stunde durchleben half, habe ich alle durchgeſehen. Aber außer ganz wenigen Bemerkungen nichts gefunden, z. B. aus Sorrent ohne Datum: „Frl. v. Meyſenbug gibt mir auf die Nerven, hat aber ſo viel Herzensgüte etc. etc. — die beiden Männer (Rée und Nietzſche) ſind in den Jahren, wo ſie über die Jugendſtürme hinaus ſind, doch amüſiere ich mich viel mit ihnen, ſie verſtehen zu lachen!" — Vieles, Briefe und Gedichte, habe ich eben leider ſofort nach Empfang vernichtet."

[33] Der Vorabdruck dieſer Stelle in der „Neuen Rundſchau" Februar 1906, S. 224/25, hat mir den Vorwurf eingetragen, im unverzeihlichen Übereifer meinen verſtorbenen Lehrer exponiert zu haben. Prof. D. C. von Orelli hat in ſeinem „Kirchenfreund", in übrigens durchaus vornehmer Art, auf

Kaftans Vorbemerkung zu ſeinem (Heilbronn 1906) in ſelbſtändiger Form erſchienenen Nietzſcheeſſay „Aus der Werkſtatt des Übermenſchen“ hingewieſen, wonach Overbeck meiner Willkür zum Opfer gefallen ſei. Der Proteſt wurde damit begründet, Overbeck ſtehe es nicht am beſten an, der Theologie Paraſitentum vorzuwerfen, wenn man wiſſe, wie nobel von der Theologie ſtets das Mißverhältnis ertragen worden ſei, den Verfaſſer der „Chriſtlichkeit“ als Mitglied einer proteſtantiſchen Theologenfakultät zu dulden. Eine ſolche Auffaſſung ſtellt aber den Sachverhalt auf den Kopf. Overbeck hat aus ſeiner offiziellen Theologenſtellung weder Genuß noch Vorteil gezogen, ſondern ſein ganzes Leben lang daran gelitten. Er war in dieſer Hinſicht nicht Schmarotzer, ſondern Gefangener. Da er ſich als Theologe überdies niemals kirchlich, ſondern ausſchließlich wiſſenſchaftlich betätigt hat, hat ſeine Perſönlichkeit nur dazu beigetragen, das wiſſenſchaftliche Anſehen der zeitgenöſſiſchen Theologie zu heben — wann aber wäre dies die Eigenſchaft eines Paraſiten geweſen, die ihm fremde Weide nicht zu ſchmälern, ſondern zu befruchten. Gewiß iſt es in hohem Grade dankbar empfunden worden, daß zur poſthumen Ehrenrettung Overbecks zehn angeſehene Theologiſche Ordinarien ihre Unterſchrift beigeſteuert haben, an ihrer Spitze, trotz der Bekanntſchaft mit dem ihn betreffenden Paſſus der N. R., Herr Oberkonſiſtorialrat J. Kaftan in ſeiner Eigenſchaft als Rektor der Univerſität Berlin — aber hätte mich das wirklich verpflichten müſſen, einen ausſchlaggebenden Leitgedanken in Overbecks-Nietzſchepapieren deshalb einfach zu unterſchlagen?

Übrigens hat Overbeck ſchon bei Lebzeiten Veranlaſſung gehabt, ſich in die Beſchäftigung der Theologen mit Nietzſche gewiſſermaßen biographiſch hineingezogen zu ſehen. Das eine Mal, als ihm ſein von ihm perſönlich ſtets geſchätzter ehemaliger Basler Kollege J. Kaftan ſeinen Vortrag überſandte: „Das Chriſtentum und Nietzſches Herrenmoral“ (Berlin 1897); mit dieſem kleinen Manifeſt, ſo meinte er, war dem Nietzſcheſchen Herrentum ein „chriſtliches Herrentum“ entgegengeſtellt. (Über die Schrift iſt noch ein Urteil Gaſts zu vergleichen (Bd. II, S. 37) aus Anlaß einer Konfrontation von Kaftans wiſſenſchaftlichem Lebenswerk mit Nietzſches Syſtem, im Hinweis auf die Anwendung des Werturteils). Das andere Mal, als er von einem Studenten der Theologie als Nietzſchefreund zu einer akademiſchen Nietzſcheexekution eingeladen wurde; er ſchreibt darüber: „Eine der ſeltſamſten Proben der Irrungen, welchen Theologen bei ihrer Befaſſung mit Nietzſche ſtets ausgeſetzt ſein werden, erlebte ich kürzlich in einer Verſammlung theologiſcher Studenten (8. Februar 1901) in Baſel, welche — faſt incredibile dictu unter Vorſitz eines ihrer Lehrer — über das Thema: „Nietzſche und ſein Antichriſt“ verhandelte und auf die Anregung eines ihrer jungen Redner hinauslief, ſich im Kampf gegen beſagten Antichriſt um — Harnack zu ſcharen. Warum in der Tat hätte den Griechen vor Troja nicht auch die Scharung um Therſites ſich zweckmäßigerweiſe empfehlen laſſen ſollen!“ Außerdem notierte ſich Overbeck aus ſeinem Studium der von ihm ſtets getreulich abonnierten theologiſchen Leſezirkelmappe: „Der Pfarrer Hauri läßt ſich von einem Freunde ſchreiben: „Ich bin nie ſo ſehr von der Wahrheit des Chriſtentums überzeugt, als wenn ich Nietzſche leſe“ (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 1899, S. 105). Was niemand ſchreiben kann, der nicht ebenſo eigentümlich zum Chriſtentum wie zu Nietzſches Schriften ſteht, dieſe mit ganz beſonderen Augen lieſt, und auch zum Chriſtentum ein mindeſtens ganz theologiſch beſtimmtes Verhältnis hat.“

[34] Nietzſches angebliche wachſende Antipathie gegen das Deutſche gehört

mit zu den von Overbeck durchſchauten Affektationen ſeiner Vornehmheit. Es iſt deshalb angebracht, an eine Äußerung von ihm zu erinnern, laut der er als Autor mit dem Franzöſiſchen noch weit weniger anzufangen gewußt hätte. Als Frau Marie Baumgartner eine ſeiner „Unzeitgemäßen" ins Franzöſiſche übertrug, ſchrieb er an Gersdorff (Briefe I, S. 299): „Daß Frau Baumgartner eifrig und glücklich daran überſetzt (bis jetzt zu Kapitel 5), habe ich Dir wohl erzählt; ſie hat viel Übung und Geſchmack, aber bei vielen ihrer Sprachbemerkungen danke ich doch dem Himmel, ein Deutſcher zu ſein; ich möchte nichts mit einer ſo ausgelitzten Sprache, wie die franzöſiſche iſt, zu tun haben."

[35] Sollte das nicht geradezu jener Dionyſoskopf geweſen ſein, den Dr. Kurt Hezel als freundſchaftliche Spende der Frau Nielſen auch an ihn erwähnt und ſchildert (Vgl. S. 117).

[36] Dieſe Verſe waren bis 1899 in nicht weniger als fünf verſchiedenen Zuſammenhängen vom Nietzſche-Archiv publiziert worden. 1. Geſamtausgabe der Werke Bd. VIII, S. 352 und dem zugehörigen Nachbericht S. VII, 2. das dem 2. Bande der großen Ausgabe vorausgeſtellte Fakſimile, 3. Biographie II, 292, 4. Gedichte und Sprüche S. 53, 5. Bd. VIII der Kleinoktav-Geſamtausgabe mit dem Nachbericht auf S. 445. Ein Adreſſat war dabei entweder nicht angegeben, oder die Verſe waren als „wahrſcheinlich an Jakob Burckhardt gerichtete" bezeichnet. Da überdies im Nachbericht zu Gedichte und Sprüche 1898 S. 193 alle dieſe Widmungen für „im Frühjahr 1878 in ihre endgültige Form gebracht" erklärt wurden, fand ſich Overbeck doch veranlaßt am 24. Auguſt 1899 das Nietzſche-Archiv brieflich davon in Kenntnis zu ſetzen, daß eine Variante dieſer Widmungsdiſtichen von Nietzſche und zwar erſt 1879 an ihn gerichtet worden ſei. In der Antwort vom 30. Auguſt 1899 ſtellte der Beauftragte des Archivs, Dr Arthur Seidl, folgendes feſt: „1. Die eigenhändige Aufzeichnung der in Rede ſtehenden Verſe in einem der Nietzſcheſchen Notizbücher vom Jahre 1877/78 trägt klar und deutlich die Überſchrift „J. Burckhardt". 2. Frau Förſter-Nietzſche hat ſelbſt die in ihrer Sammlung „Gedichte und Sprüche" (Leipzig 1898) S. 53 f. verzeichneten 5 poetiſchen Widmungen in Reinſchrift Mai 1878 vorliegen ſehen — darunter auch die mit der gen. Überſchrift zu der an 2. Stelle von ihr mitgeteilten. 3. Es könnte ſchließlich das Gedicht doch nicht abgeſandt worden ſein. Indeſſen erinnert ſich die genannte Dame ſogar genau, daß auch mit Jakob Burckhardt ſpäter darüber geſprochen worden ſei und daß dieſer Herr nur in ſeiner bekannten, übergroßen Beſcheidenheit den Inhalt, d. h. die in der Widmung ſelbſt liegende Auszeichnung ſeiner Perſon, damals ablehnen zu müſſen glaubte. Aus allen dieſen Motiven mag doch wohl bei der im Nachbericht ausgeſprochenen Auffaſſung zu beharren ſein, während es ſich bei der von Ihnen gütigſt übermittelten Variante um eine Widmung der „Vermiſchten Meinungen und Sprüche" (1879) an ihre werte Perſon und in veränderter, angepaßter Form handeln würde."

[37] Mit den Zeugniſſen Baslerischer Herkunft, wie ſie in die bisherige Darſtellung eingeflochten werden konnten, ſind aber die lebendigen Erinnerungen an Nietzſche noch kaum erſchöpft, ſolange eine ganze Anzahl Basler noch heute leben, die ihn mehr oder weniger gut gekannt haben. Beſonders gleichzeitige Vermerke über ihn aus Briefen oder Tagebüchern ſollten doch gelegentlich geſammelt werden; auch ſteht zu hoffen, daß beſonders ausgezeichnete ehemalige Zuhörer, etwa der emeritierte Philoſophieprofeſſor Hans Heußler, oder ein einſtiger Lieblingsſchüler Nietzſches und Rohdes, wie der Hiſtoriker Profeſſor

Adolf Baumgartner, ihr Erinnerungsbild von Nietzſche noch irgendwie abfaſſen werden. Ein ſpeziell philologiſcher Zuhörer Nietzſches war Herr Profeſſor Jakob Wackernagel in Göttingen, der vielleicht in der Lage wäre, der wohl etwas zu ſubjektiv gefärbten Schilderung Ludwig von Schefflers (vgl. 252/54 und 274/75 dieſes Bandes) über Vortrag und Subſtanz von Nietzſches Vorleſungen eine etwas mehr diſtanzierte, rein fachmänniſche Beurteilung entgegenzuſtellen. Das Urteil Holzers (Süddeutſche Monatshefte, Juliheft 1907, S. 95) geht nur auf das poſthume Studium der Manuskripte zurück. Die Vereinigung derartiger noch ausſtehender Reminiszenzen wäre eine Aufgabe für die Redaktion des Basler Jahrbuchs. Ein erſter Schritt in dieſer Richtung wurde getan im Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten“ 1907 No. 38, S. 156 (zur 49. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner): „Philologen im Gebirge“ — „Philologenſchickſale“.

Vereinzelte Erinnerungen an Nietzſche, die ſich aber über die ganze Zeit ſeines Lebens ausdehnen, beſitzt die urſprünglich aus Baſel ſtammende, dann aber in Jena wohnhafte Familie des Hiſtorikers Geheimrat Profeſſor D. Dr. Heinrich Gelzer, in deſſen Basler Elternhauſe Nietzſche häufig verkehrte; auch ſeine Gattin, die Tochter des von Nietzſche hochverehrten Gerichtspräſidenten Dr. Eduard Thurneyſen (Biographie II, 161) kannte Nietzſche ſchon vor ihrer Heirat (Vgl. Anmerkung 49 zu Band II). In den achtziger Jahren unterhielt das Ehepaar Gelzer in Jena nähere Beziehungen zu den Geſchwiſtern Nietzſche beſonders um die Zeit des Lou-Erlebniſſes. Mit ſeinem Aufenthalt im Jenaer Irrenhauſe war Nietzſche dieſen Freunden wieder örtlich nahegerückt und genoß dann beſonders im Frühjahr 1890, als er mit ſeiner Mutter in Jena eine eigene Wohnung teilte, die Gaſtfreundſchaft dieſes Basler Hausweſens oft und wohltätig. Frau Paſtor Nietzſche ſpricht ſich darüber in den Briefen an Overbeck auf das Dankbarſte aus. Endlich trat Gelzers älteſte Tochter Emily durch die Verlobung mit Dr. Fritz Kögel in engere aber bald darauf ſich löſende Beziehungen zum Nietzſche-Archiv in Weimar.

Außer den rein akademiſchen Beziehungen Nietzſches zu Baſel wären auch ſeiner Wirkſamkeit als Gymnaſiallehrer von berufener Seite noch Aufmerkſamkeit zu gönnen. Er muß in den erſten Basler Jahren gerade als Schulmann im engeren Sinne viel gegolten haben, wie er ja denn auch (außer dem Greifswalder Univerſitätsruf) als Gymnaſialdirektor in Heidelberg auserſehen geweſen ſein ſoll — an einer Stellung, die ſtatt ihm ein anderer damals in der Schweiz wirkender deutſcher Philologe, Geheimrat und Honorarprofeſſor Guſtav Uhlig, von 1868—1871 Herausgeber der Jahreshefte des Vereins ſchweizeriſcher Gymnaſiallehrer, bekleidet hat.

Falls ferner, was dringend zu erwarten ſteht, das „Pathologiſche bei Nietzſche“ einer erneuten und ſoweit dies möglich iſt, abſchließenden Erörterung von ärztlicher Seite unterzogen werden ſollte, iſt daran zu erinnern, daß zwei wichtige Augenzeugen von Nietzſches Krankheit, der Augenkliniker Heinrich Schieß und der Pſychiater Ludwig Wille, wenn auch von ihren Lehrämtern zurückgetreten, doch noch am Leben ſind und einem ſie um Auskunft angehenden Fachmanne wohl kaum ihre Erinnerungen an Nietzſches Krankheitsbild ſamt ihren Journaleintragungen vorenthalten würden. Als dritter Sachverſtändiger käme hinzu der ebenfalls von Baſel gebürtige Dr. med. Breiting, zur Zeit noch Vorſteher des proteſtantiſchen Hoſpitals in Genua, er hat wahrſcheinlich die durchgängigſte

Kenntnis von Nietzsches Gesundheitszustand in den achtziger Jahren, da er ihn nicht nur in Genua sondern auch in Sils untersucht und behandelt hat. — Wenn es sich übrigens darum handelt, die Anfägen des Leidens so gut wie möglich aufzuklären, soll man nicht vergessen, daß die früheste offizielle Notierung über eine Erkrankung Nietzsches in der chirurgischen Klinik der Universität Halle erfolgt sein muß, wo sich Nietzsche von Ende Juni 1868 an einige Wochen in der Behandlung Volkmanns befunden hat. (Biographie I, 272/73.) Nietzsche war damals an einer sehr schmerzhaften und langwierigen Eiterung des Brustbeins infolge eines mißlungenen Sprunges in den Sattel bei einer militärischen Übung monatelang erkrankt.

Vielleicht darf auch an dieser Stelle festgestellt werden, daß in Basel, so wenig wie in Deutschland, noch nie eine Gelegenheit wahrgenommen wurde, Nietzsches bei einem offiziellen Anlasse öffentlich zu gedenken. Wenn Nietzsche in seiner deutschen Heimat bis jetzt nur auf private Würdigung und Verehrung angewiesen ist, so ist dies bei der Lage der Dinge viel begreiflicher, als in dem kleinen Stadtstaate, der eine Äußerung seines dankbaren Respekts vor einem seiner ehemaligen Beamten ohne begründete Befürchtung auf monarchische oder parlamentarische Einsprachen ohne weiteres frei hätte. Leider ließ man die 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die Ende September 1907 in Basel tagte, ohne eine ungezwungen dem Zusammenhange der Tagesordnung sich einfügende, wissenschaftliche Würdigung Nietzsches als Philologen und Schulmannes, die rechtzeitig angeboten war, vorübergehen. Bei dieser bedauerlichen Unterlassung haben nachweisbar Vorurteile mitgespielt. Das Versäumnis wurde in der deutschen Presse angemerkt (z. B. Frankfurter Zeitung, 2. Oktober 1907, 4. Morgenblatt).

Es ist jedoch anzunehmen, daß Basel, das als politisch freisinnige Schweizerstadt auf das Prädikat der Toleranz und des „kulturellen Fortschritts" besondern Wert legt, nicht länger gewillt sein wird, Nietzsches Namen den schuldigen Tribut auf die Dauer und grundsätzlich zu verweigern. Vielleicht daß also bald einmal der Regierungsrat von Basel-Stadt eine Straße nach Nietzsche benennt! Dies führt uns darauf, zu guterletzt über Nietzsches Basler Wohnungen und Hausleute zusammenzustellen, was darüber zur Zeit in Erfahrung zu bringen ist. Laut Angabe in einem Brief an Rohde von Anfang Juni 1869 (Briefe II, S. 142) hat Nietzsche in seinem ersten Sommer Spalenthorweg 2 gewohnt, offenbar bei dem ehrsamen Schneidermeister, von dem er sich gelegentlich die Umgegend hat zeigen lassen. Im Winter 1869/70 mag Nietzsche an den Schützengraben 45 übergesiedelt sein und zwar zu der damaligen Besitzerin des Hauses, einer Witwe Vogler, bei der sich auch Overbeck im Frühjahr 1870 einquartierte. Nietzsches dritte Wohnung, die erste selbständige, die er mit seiner Schwester bezog, lag wieder am Spalentorweg (No. 48) und dauerte nur über den Sommer 1876, da Nietzsche im Herbst darauf seinen Jahresurlaub antrat; die vierte ebenfalls den Geschwistern gemeinsame, befand sich an der Gellertstraße No. 22 vom Spätsommer 1877 bis Ende Juni 1878; die fünfte endlich, in der er wieder als Junggeselle hauste, zunächst der Basellandschaftlichen Kantonsgrenze, lag an der zur linken Seite des Birsig sich hinziehenden Straße nach Binningen, die jetzt Oberwilerstraße heißt und damals in diesem ihrem oberen Ende wohl noch zur Bachlettenstraße gerechnet wurde. Der Hauswirt Baumann war Angestellter im Eisengeschäft Paravicini am Marktplatz und Besitzer, Nietzsches letzter Hausmeister, Eisenbahnbeamter.

[38] Eine detaillierte Einführung in Overbecks fachwiſſenſchaftliche Arbeiten läge außerhalb dem Rahmen dieſes Buches. Jedoch wird die bloße Liſte ſeiner größtenteils in Zeitſchriften gedruckten Veröffentlichungen imſtande ſein, auch dem Laien eine Ahnung vom Umfange ſeines Fleißes und ſeiner Gelehrſamkeit zu geben. Er ſelbſt hat noch eine genaue bibliographiſche Zuſammenſtellung vorgenommen. Die größte Anzahl der Nummern entfällt auf Beſprechungen der Fachliteratur in den ſechziger und ſiebziger Jahren; nach 1887 hat er nicht mehr rezenſiert. Ich bringe ſeine eigenhändige Aufzeichnung hiermit zum Abdruck:

Verzeichnis meines gedruckten Nachlaſſes

Abbreviationen der im folgenden angeführten Zeitſchriften: L. C. = Zarncke's Literariſches Centralblatt 1862—1874, Th. L. Z. = Schürer's und Harnack's Theol. Literaturzeitung 1876—1887, Z. f. w. Th. = Hilgenfelds Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Theologie 1864—1872, H. Z. = von Sybels Hiſtoriſche Zeitſchrift 1879—1882, G. A. = Göttinger Gelehrte Anzeigen 1882—1884.

I. Anzeigen

[1] G. Flügel Mâni, ſeine Lehren und ſeine Schriften, Leipzig 1862 (Zeitſchrift der deutſchen morgenländ. Geſellſchaft, Bd. 16, Leipz. 1862, S. 765ff.).

[2] R. A. Lipſius, Der Gnoſticismus und ſein Weſen, Urſprung und Entwicklungsgang Leipz. 1860 (L. C. 1862, Sp. 619 ff.).

[3] E. von Preſſenſé, Geſchichte der drei erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche, 1. Bd., Leipzig 1862 (L. C., 1863 Sp. 98 f.).

[4] F. Chr. Baur, Kirchengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, Tübingen 1862 (L. C. 1863, Sp. 169 f.).

[5] K. Haſe, Handbuch der proteſtantiſchen Polemik gegen die römiſch-katholiſche Kirche, Leipzig 1862 (L. C. 1863, Sp. 337 ff.).

[6] E. von Preſſenſé, Geſchichte der erſten drei Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche, 2 Bd. (L. C. 1863, Sp. 674 f.).

[7] E. Renan, Vie de Jésus 6ième édit., Paris 1863 (L. C. 1863, Sp. 1057 ff.)

[8] G. Güntner, Introduction in sacros Novi Testamenti libros historico-critica et apologetica, Prag 1863 (L. C. 1864, Sp. 625 f.).

[9] F. W. Krummacher, Die Wahrheit der evangeliſchen Geſchichte, Berlin 1864 (L. C. 1864, Sp. 650 f.).

[10] Ed. Reuß, Die Geſchichte der hl. Schriften des Neuen Teſtamentes, 4. Aufl., Braunſchweig 1864 (L. C. 1864, Sp. 675 f.).

[11] L. Gauſſen, Die Echtheit der hl. Schriften. Aus dem Franzöſiſchen. Baſel 1864 (L. C. 1864, Sp. 721 ff.).

[12] Zwei franzöſiſche Stimmen über Renan's Leben Jeſu, Regensburg 1864 (L. C. 1864, Sp. 865).

[13] D. Schenkel, Das Charakterbild Jeſu, 2. Aufl., Wiesbaden 1864 (L. C. 1865, Sp. 33 ff.).

[14] Fr. von Raumer, Schwarz, Strauß, Renan, Ein Vortrag, 3. Aufl., Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 81).

[15] A. Stap, Etudes historiques et critiques sur les origines du christianisme, Bruxelles 1864 (L. C. 1865, Sp. 197 f.).

[16] A. Hilgenfeld, Bardeſanes, der letzte Gnoſtiker, Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 198 f.).

[17] D. F. Strauß, Das Leben Jesu für das deutsche Volk, 2. Aufl., Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 489 ff.).

[18] C. Tischendorf, Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? Leipzig 1865 (L. C. 1865, Sp. 521 ff.).

[19] J. Meyer, Das Leben Jesu für das deutsche Volk, bearbeitet von D. F. Strauß, Leipzig 1864 (L. C. 1865, Sp. 937).

[20] Fr. Schleiermacher, Das Leben Jesu, Berlin 1864 (L. C. 1865, Sp. 1105 ff.).

[21] D. F. Strauß, Der Christus des Glaubens und der Jesu der Geschichte. Berlin 1865 (L. C. 1865, Sp. 1129 ff.).

[22] Ch. Dollfuß, A propos de la nouvelle Vie de Jésus de D. F. Strauss, Paris 1865 (L. C. 1865, Sp. 1161).

[23] F. Chr. Baur, Vorlesungen über neutestamentliche Theologie. Leipzig 1864 (L. C. 1866, Sp. 61 ff.).

[24] O. Jäger, Die Zerstörung von Jerusalem durch Titus Flavius Vespasianus. 1865 (L. C. 1866, Sp. 531).

[25] Aug. Klostermann, Vindiciae Lucanae, Göttingen 1866 (L. C. 1866, Sp. 585 ff.).

[26] O. Thenius, Das Evangelium der Evangelien, Leipzig 1865 (L. C. 1866, Sp. 610 f.).

[27] Fr. J. Tafel, Das Leben Jesu. Basel 1865 (L. C. 1866, Sp. 818 f.).

[28] Th. Keim, Der geschichtliche Christus, Zürich 1866 (L. C. 1866, Sp. 841 ff.).

[29] E. Renan, Les apôtres, Paris 1866 (L. C. 1866, Sp. 937 ff.).

[30] H. Lutteroth, Le recensement de Quirinius en Judée, Paris 1865 (L. C. 1866, Sp. 1109 ff.).

[31] J. Bücher, Die Chronologie des Neuen Testaments, Augsburg 1865 (L. C. 1866, Sp. 1130 f.).

[32] G. Volkmar, Der Ursprung unserer Evangelien. Zürich 1866 (L. C. 1866, Sp. 1155 f.).

[33] C. Harder, Die Entstehung und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. 1. Teil, Neuwied 1865 (L. C. 1866, Sp. 1313 f.).

[34] G. Winer, Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms, 7. Aufl., Leipzig 1867 (L. C. 1867, Sp. 457).

[35] H. Sevin, Die drei ersten Evangelien synoptisch zusammengestellt, Wiesbaden 1866 (L. C. 1867, Sp. 457 f.).

[36] C. Weizsäcker, Untersuchungen über die evangelische Geschichte, Gotha 1865 (L. C. 1867, Sp. 481 ff.).

[37] J. R. Erni, Evangelienübersicht, Zürich 1867 (L. C. 1867, Sp. 1209 f.).

[38] W. Mangold, Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde, Marburg 1867 (L. C. 1867, Sp. 1233 ff.).

[39] J. Kayser, Über den sogenannten Barnabasbrief, Paderborn 1866 (L. C. 1868, Sp. 25 ff.).

[40] J. H. Scholten, Die ältesten Zeugnisse betreffend die Schriften des N. Test's., Bremen 1867 (L. C. 1868, Sp. 689 ff.).

[41] A. König, Die Echtheit der Apostelgeschichte des Lukas. Breslau 1867 (L. C. 1868 Sp. 713 f.).

[42] Th. Zahn, Der Hirt des Hermas untersucht, Gotha 1868 (L. C. 1869, Sp. 313 ff.).

[43] C. L. W. Grimm, Lexikon graeco-latinum in libros Ni. Ti. Fasc. IV, Leipzig 1868 (L. C. 1869, Sp. 409 f.).

[44] H. Wittichen, Der geschichtliche Charakter des Evangeliums Johannis, Elberfeld 1868 (L. C. 1869, Sp. 865 f.).

[45] J. Freudenthal, Die Flavius Josephus beigelegte Schrift: Über die Herrschaft der Vernunft, Breslau 1869 (L. C. 1869, Sp. 1281 f.).

[46] E. Renan, Saint Paul, Paris 1869 (L. C. 1869, Sp. 1345 ff.).

[47] M. Krenkel, Paulus der Apostel der Heiden, Leipzig 1869 (L. C. 1870, Sp. 265 ff.).

[48] H. Sevin, Zu Chronologie des Lebens Jesu nach den Synoptikern, Heidelberg 1870 (L. C. 1870, Sp. 881).

[49] L. Noack, Aus der Jordanwiege nach Golgatha, Mannheim 1870 (L. C. 1871, Sp. 393 ff.).

(Von hier an L. C. 1871, No. 16 sind meine Anzeigen im L. C. mit F. O. signiert.)

[50] J. Tobler, Grundzüge der evangelischen Geschichte, Zürich 1870 (L. C. 1871, Sp. 489 f.).

[51] H. Ziegler, Irenaeus der Bischof von Lyon, Berlin 1871 (L. C. 1872, Sp. 789 ff.).

[52] M. Krenkel, Der Apostel Johannes, Berlin 1871 (L. C. 1872, Sp. 913f.).

[53] R. F. Grau, Entwicklung des neutestamentlichen Schrifttums, Bd. I, Gütersloh 1871 (Z. f. w. Th. 1872, S. 439 ff.).

[54] Aem. Luebeck, Hieronymus quos noverit Scriptores et exquibus hauserit, Lips. 1872 (L. C. 1873, Sp. 35).

[55] Hermiae philosophi, Irrisco gentilium philosophorum etc. veceno. J. Chr. Th. de Otto (= Corpus Apologetarum christianorum saeculi secundi ed. J. Chr. Th. de Otto Vol. IV) Jenae 1872 (L. C. 1873, Sp. 321 ff.).

[56] Sexti sententiarum recensiones latinam craecam syricas conjunktim exhibuit C. J. Gildemeister, Bonn 1873 (L. C. 1873, Sp. 1644).

[57] Th. Zahn, Ignatius von Antiochien, Gotha 1873 (L. C. 1874, Sp. 1 ff.).

[58] A. Harnack, zur Quellenkritik der Geschichte des Gnosticismus, Leipzig 1873 (L. C. 1874, Sp. 585). (Schluß meiner Anzeigen im Zentralblatt.)

[59] Patrum apostolicorum opera edd. O de Gebhardt A. Harnack, Th. Zahn, Fasc. I, Lips. 1873 (Th. L. Z. 1876, Sp. 336 ff.).

[60] B. Aubé, Saint Justin Philosophe et Martyr., Paris 1875 (Th. L. Z. 1876, Sp. 441 ff.).

[61] Patrum apostolicorum opera edd. O. de Gebhardt, A. Harnack, Th. Zahn, Fasc. I, Edit. alt, Pars I, Lips. 1876 (Th. L. Z. 1877, Sp. 284 ff.).

[62] Origenis Contra Celsum libri I—IV. Rezens. O. Schwyn, Cantabr. 1876 (Th. L. Z. 1877, Sp. 477 f.).

[63] Patrum apostolicorum opera edd. O. de Gebhardt, A. Harnack, Th. Zahn, Fasc. III, Lips. 1877 (Th. L. Z. 1878, Sp. 2811 ff.).

[64] Br. Bauer, Christus und die Caesaren, Berl. 1877 (Th. L. Z. 1878, Sp. 314 ff.).

[65] B. Aubé, Histoire des persécutions de l'église. La polémique paienne à la fin du II Siècle, Paris 1878 (Th. L. Z. 1878, Sp. 532 ff.).

[66] E. Pélagaud, Etude sur Celse, Lyon 1875 (Th. L. Z. 1879, Sp. 201 ff.).

[67] C. Merk, Clemens Alexandrinus in seiner Abhängigkeit von der griechischen Philosophie, Leipzig 1879 (Th. L. Z. 1879, Sp. 475 ff.).

[68] Socrates, Ecclesiastical history with an introdiction by W. Bright, Oxford 1878 (Th. L. Z. 1879, Sp. 478 f.).

[69] Br. Bauer, Das Urevangelium und die Schrift: Christus und die Caesaren, Berlin 1880 (Th. L. Z. 1880, Sp. 30 ff.).

[70] J. Friedrich, Zur ältesten Geschichte des Primates in der Kirche, Bonn 1879 (Th. L. Z. 1880, Sp. 131 ff.).

[71] V. Schultze, Archäologische Studien über altchristliche Monumente, Wien 1880 (Th. L. Z. 1880, Sp. 349 ff.).

[72] M. von Engelhardt, Das Christentum Justin des Märtyrers, Erlang. 1878 (H. Z. N. F. Bd. 8, S. 499 ff.).

[73] Th. Zahn, Acta Joannis, Erlangen 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 31 ff.).

[74] a. Juliani imp. Librorum contra Christiana quae supersunt coll. etc., C. J. Neumann, Lips. 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 258 ff.).

b. Kaiser Julians Bücher gegen die Christen. Übersetzt von C. J. Neumann, Leipzig 1880 (ebendas.).

[75] V. Ryssel, Gregorius Thaumaturgus, Leipzig 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 233 ff.).

[76] Jos. Langen, De commentaris sum in epistolas Paulinas qui Ambrosii nomine pertur scriptore, Bonn 1880 (Th. L. Z. 1881, Sp. 371 ff.).

[77] J. Draeseke, Der Brief an Diogenes, Leipzig 1881 (Th. L. Z. 1882, Sp. 28 ff.).

[78] Th. Zahn, Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons und der altchristlichen Literatur, 1. Th., Erlangen 1881 (Th. L. Z. 1882, Sp. 102 ff.).

[79] a. B. Aubé, Des chrétiens dans l'empire Romain de la fin des Antonins au milieu de 3ième siècle, Paris 1881 (Th. L. Z. 1882, Sp. 171 ff.).

b. B. Aubé, Etude sur un nouveau texte des actes des martyres Scillitains Paris 1881 (ebendas.).

[80] A. Harnack, Die Überlieferung der griechischen Apologeten des 2. Jahrhunderts in der alten Kirche und im Mittelalter, Leipzig 1882 (H. Z. N. F. Bd. 15 (1882), S. 461 ff.).

[81] Th. Keim, Rom und das Christentum, Berlin 1881 (G. A. 1882, Sp. 46 ff.)

[82] K. Schmidt, Die Apostelgeschichte unter dem Hauptgesichtspunkte ihrer Glaubwürdigkeit, 1. Bd., Erlangen 1882 (G. A. 1882, Sp. 1313 ff.).

[83] R. A. Lipsius, Die apocryphen Apostelgeschichten und Apostellegenden I, Braunschweig 1883 (G. A. 1883, S. 865 ff.).

[84] H. Doulcet, Essai sur les rapports de l'église chrétienne avec l'état Romain, Paris 1883 (G. A. 1884, S. 361 ff.).

[85] Eb. Vischer, Die Offenbarung Johannis, eine jüdische Apokalypse in christl. Bearbeitung, Leipzig 1886 (Th. L. Z. 1887, Sp. 28 ff.).

[86] G. J. Weyland, Compilatie en Omwerkeng hypothesen toegepast op de Apocalypse van Johannes, Utrecht 1886 (Th. L. Z. 1887, Sp. 28 ff.).

[87] A. Jahn, Des heil. Eustathius, Erzbischofs von Antiochien, Beurteilung des Origines, Leipzig 1886 (Th. L. Z. 1887, Sp. 151 ff.).

[88] Eine Notiz den Daniel text des Hebräerbriefs betreffend, lieferte ich noch Th. L. Z. 1885, Sp. 341.

II. Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften, Lexikonartikeln

[1] Die sogen. Scholien der Oecumenius zur Apokalypse (Z. f. w. Th. 1864, S. 192ff.)

[2] Über zwei neue Ansichten von Zeugnissen des Papias für die Apostelgeschichte und das IV. Evangelium (ebendas. 1867, S. 35 ff.).

[3] Über *ἐν ὁμοιώματι σαρκὸς ἁμαρτίας* Röm. 8,3. Offenes Sendschreiben an C. Holsten (Ebendas. 1867, S. 173 ff.).

[4] Artikel in Daniel Schenkels Bibellexikon, Bd. I—IV, Leipzig 1869—1872.

a. Caesarea (I, 499 f.).

b. Felix (II, 263 f.).

c. Festus (II, 275 f.).

d. Ikonium (III, 303 f.).

e. Lazarus (IV, 17).

[5] Über das Verhältnis Justins des Märtyrers zur Apostelgeschichte (Z. f. w. Th. 1872, S. 305 ff.).

[6] Aus dem Briefwechsel des Augustin mit Hieronymus (H. Z. N. F. Bd. 6 (1879, S. 222 ff.).

[7] Über die Anfänge der patristischen Literatur (H. Z. N. F. Bd. 12 (1882, S. 417 ff.).

III. Gelegenheitsschriften

[1] Quaestionum hippolytearum specimen etc., Jena 1884 (Habilitationsschrift).

[2] Über Entstehung und Recht einer rein historischen Betrachtung der neutestamentlichen Schriften. Basel 1871 Antrittsvorlesung, existiert auch noch in einer zweiten, völlig unveränderten, und überhaupt ohne den geringsten Anteil meinerseits entstandenen Titelauflage.

[3] Universitätsprogramme:

a. Über den pseudojustinischen Brief an Diognet, Basel 1872.

b. Über die Auffassung des Streites des Paulus mit Petrus in Antiochien (G. 2, 11 f.) bei den Kirchenvätern, Basel 1877.

c. Über die Anfänge der Kirchengeschichtsschreibung, Basel 1892.

d. Die Bischofslisten der Kirchengeschichtsschreibung, Basel 1898.

[4] Zur Geschichte des Kanons. Zwei Abhandlungen, Chemnitz 1880.

Zur Eintragung dieser Nummer in diese Rubrik der „Gelegenheitsschriften", vergleiche meine Christlichkeit unserer heutigen Theologie, 2. Aufl. 1903, S. 190.

IV. Bücher

[1] L. de Wette, Kurze Erklärung der Apostelgeschichte, 4. Auflage, bearbeiter und stark erweitert von Fr. Overbeck, Leipzig 1870.

[2] Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift Leipzig 1873. Bis 1903 in verschiedenen Titelauflagen von Verlag zu Verlag weitergeschoben.

[3] Studien zur Geschichte der alten Kirche. Erstes Heft. Schloß Chemnitz 1875

Selbst diese ohnehin so schmächtige Rubrik ließe bei näherer Betrachtung noch einige Reduktionen zu. Doch lasse ich diese Betrachtung an dieser Stelle fallen.

Anhang

Zweite Periode meiner Schriftstellerei oder Wiederaufnahme derselben, wohl weislich eine weitere Rubrizierung.

[1] Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Zweite, um eine Einleitung und ein Nachwort vermehrte Auflage, Leipzig 1903.

[2] Eine Replik (an Herrn Dr. J. V. Widmann in Bern), Basler Nachrichten 1903, No. 252.

Hier geschlossen am 22. September 1903.

Später hinzugekommen

Meine Antwort auf Frau Dr. Förster-Nietzsches neueste Publikationen ihren Bruder betreffend.

(Frankfurter Zeitg. 1904, No. 343, Feuilleton des 1. Morgenblattes vom 10. Dez.)

---

[39] Frau Overbeck übersetzte für Nietzsche einzelne Stücke aus den Causeries du Lundi; diese deutsche Übertragung erschien, bei vollständiger Anonymität der Übersetzerin, im Schmeitznerschen Verlage und zwar während dessen eigentlicher Blütezeit, als er sich im Sinne Nietzsches und seines Freundeskreises anschickte, nach systematischen Gesichtspunkten Kultur und Weltanschauung zu pflegen. Der Titel des Büchleins von Frau Overbeck lautete:

Menschen des XVIII. Jahrhunderts
nach den Causeries du Lundi
von Sainte-Beuve.
Chemnitz 1880.
Verlag von Ernst Schmeitzner.

Inhaltsverzeichnis:

I. Fontenelle.
II. Montesquieu.
III. Briefe der Frau v. Grafigny oder Voltaire in Cirey.
IV. Frau du Châtelet. Fortsetzung von Voltaire in Cirey.
V. Frau von Latour-Franqueville und Jean Jacques Rousseau.
VI. Diderot
VII. Vauvenargues.
VIII. Briefe des Frl. von Lespinasse.
IX. Beaumarchais.

[40] Gast war in der Venediger Zeit außerordentlich vielseitig beschäftigt: er gedachte sich auch musikschriftstellerisch zu betätigen und plante ein Buch über Chopin, den er damals mit Nietzsche auf das eingehendste studierte. Es scheint, als ob hier Nietzsche und unter seinem Einfluß Peter Gast danach suchten, einen der älteren Komponisten gleichsam zum musikalischen Gegenpapst gegen Wagner auszurufen. Es ist bezeichnend, daß damals weder Nietzsche noch Gast schon Bizet kannten; als diese Bekanntschaft später eintrat, ließ der Chopinenthusiasmus nach. Wahrscheinlich ist darin ein Parallelsymptom zu den offenbaren Absichten zu sehen, die Nietzsche mit dem Schmeitznerschen Verlage hatte; zwischen 1876 und 1881 finden sich unverkennbare Ansätze zur Bildung einer Kulturorganisation, deren Haupt- und Mittelpunkt Nietzsche sein sollte. Unerläßlich war dabei auch eine prinzipielle Stellungnahme auf musikalischem Gebiet, und in diesem Zusammenhange hat Gast wohl seinen Plan zum Chopinbuche gefaßt. Er schreibt darüber aus Venedig am 22. Juli 1880 an Overbeck: „Habe ich Ihnen, verehrter Herr Professor, schon mitgeteilt, daß ich ein Buch über Chopin schreiben will? Darin werden ganz sonderbare Sachen stehen, die unter Musikern

ſelten gehört werden. Wenn es auch kein Parteibuch werden ſoll, ſo werden doch einige Sachen darin ſtehen, die für die ganze Nach-Wagneriſche Muſikmacherei nicht von Unwichtigkeit ſein können. Ich habe die elende Fexiererei endlich ſatt, mit der ein muſikaliſcher Menſch am Klavier ſitzt, gequälte Harmonien, anſtatt mit Herz und Kopf, mit den Fingern aus den Taſten quetſcht und ſich dazu einbildet, er drücke das Welteninnere aus. Ich ſpreche hier und bei allen ſolchen Gelegenheiten immer ganz unperſönlich und ohne jeglichen Gedanken an mich. Wenn ich mit dem Buche etwas Gutes anſtiften kann, ſo werde ichs tun, an mir liegt mir gar nichts, ich komme mir eher wie ein vergeudetes Weſen vor, das aber vielleicht ſagen kann, wie man ſich nicht vergeude. Nietzſche ſagte mir, daß Sie im Beſitze der ſeltenen Liſztiſchen Broſchüre über Chopin wären: würde ich mir wohl die Frage erlauben dürfen, ob Sie geneigt wären, ſie mir auf einige Zeit zu leihen? Ich weiß zwar, daß man aus allen Liſztiſchen Büchern nichts lernt, nicht einmal einen rechten Eindruck von ihnen erhält, gleichwohl möchte ich es doch leſen, in der Hoffnung, daß mir doch irgendwelche ſeiner Wendungen eine Anregung gibt. Das einzige Buch, das ich über Chopin geleſen habe, iſt das von Karaſowsky, der die Briefe aus Chopins Jugend geben könnte. Karaſowsky, ſonſt ein ganz moderner Menſch. In dieſem Buche ſteht ein Paſſus aus dem Liſztiſchen, eine Schilderung Chopins. „Ein *Engel* von ſchönem Antlitz, gleich einem *ſchlanken Weibe*, von reinen, geſchmeidigen Formen, wie ein *jugendlicher Gott* des Olymps, und, um das Geſamtbild zu krönen, mit einem gleichzeitig zärtlichen und ſtrengen, keuſchen und leidenſchaftlichen *Geiſtesſtempel* begabt“ . ., damit hört eigentlich alles auf. Ich leſe Stendhal und Paul Albert mit ziemlichem Verſtändnis, vielleicht verſtehe ich auch das altertümelnde romantiſche Franzöſiſch Liszt's, und wenn nicht, ſo wird der Schade nicht zu groß ſein, ich habe ganz andere Sachen vorzutragen als Liszt. Es ſoll einiges Weſentliche zur Geſchichte der *Melodie*, des *gereihten* (Wagneriſchen) und des *periodiſchen* Stils geſagt werden etc. etc. Chopin iſt einer der größten Muſiker, die es je gegeben. Hoffentlich bringe ich im nächſten Jahre das Manuſkript zu Stande; ich würde es Ihnen erſt zukommen laſſen, ehe ich's drucken zu laſſen verſuchte: ich vertraue in begrifflichen Dingen nicht ſehr auf mich, alſo müßte ich erſt die Meinung Sachverſtändiger hören.“ — Im folgenden Briefe vom 8. Auguſt 1880, der für die Zuſendung des Liſztſchen Chopinbuches durch Overbeck zu danken hatte, fährt Gaſt fort: „Ihr hochgeſchätzter Brief und die überaus gütige Zuſendung des Liszt'ſchen Chopinbuches waren mir abermals Zeugniſſe Ihres großen Wohlwollens, für das ich Ihnen nicht genug zu danken vermag. Mich quält ſchon wegen dieſes Buches der Gedanke, daß ich es der geehrten Beſitzerin, deren Freimütigkeit meine Zumutung nicht zuviel war, auf einige Zeit entziehe. Das Buch gibt mir doch ein Teil von der Stimmung, in welche die erſte Generation Chopins durch ſeine Werke verſetzt wurde; es zeigt mir wiederum, wie verſchiednes andere über Chopin Geſagte, wie man über einen ſolchen Menſchen nicht ſprechen dürfe, nämlich nicht, als ob es hier jemanden weißzubrennen gäbe; und dann, wie auf dieſe Weiſe, nämlich die Liſztiſche, der Ruhm eines Künſtlers nicht feſtgeſtellt wird; dazu bedarf es ganz anderen Beweismaterials, als ſolches Geſchichtlichen, namentlich aber nicht ſolcher Verdrehungen des Tatſächlichen, wie ſie Liſzten gleich auf der 17. und 18. Seite paſſieren, wo er meint, Chopin ſei einer von den Geiſtern geweſen, dont la grâce se déploit surtout lorsqu'ils semblent aller à la dérive. Dann bringt er eine ſehr falſche

Vergleichung von Chopin mit Minkiewicz: Chopin habe das spätere Experiment dieses Dichters, romantisches Sentiment in klassischer Form vorzutragen, als Musiker machen wollen (in den Sonaten und Konzerten), mais il n'a pas à notre avis aussi complètement réussi. Ich möchte wissen, wie Liszt den Chopin *spielt*, da er ihn so verstanden hat. — Die Entstehungsgeschichte der Polonaise und Mazurka, die Liszt so ausführlich gibt, ohne viel von Chopin dabei zu sprechen, ist mir vielleicht in Etwas dienlich. — Ich habe schon 200 Quartseiten zu verarbeitendes Material für mein Buch; das Schwierigste für mich wird die planmäßige Verarbeitung dieses Stoffes sein, der sich jeden Tag um ein paar Zeilen vermehrt; ich glaube, daß es Gedanken sind, was ich vortragen will, nicht schöne Wortschälle: bei Liszt habe ich bis jetzt noch keinen Gedanken entdeckt. Ich suche über die jetzige dramatische Musik hinweg wieder die Richtschnur der alten Meister, welche periodisch gegliederte Musik hatten: diese werde ich mit einem ganz wichtigen Grunde als höher stehend, als die Melodie, welche sich aus dem bloßen Zusammenklingen mehrerer Melodien (wie bei der Fuge) ergibt, hinstellen können. Wir Musiker dürfen uns durch das Theoretisieren Wagners nicht irre machen lassen; Wagner hat es meisterlich verstanden, aus seinen Schwächen und Unvermögen *Verbote*, aus seinen Stärken *Gebote* für die Kunstausübung zu machen; es wäre wirklich möglich, daß solches Theoretisieren, wenn es nicht ganz gründlich geprüft und als haltlos erfunden wird, das Konzept einer ganzen Kunstentwicklung verrückte. Ich sagte Ihnen schon, wie gleichgültig mir bei der Betrachtung der in unserer Kunstausübung wirksamen Grundsätze meine eigene Person ist; mag herauskommen, was da wolle, ich würde doch nie im Stande sein, gegen besseres Wissen ein schlechteres Wollen gelten zu lassen."

[41] Für die speziellen Umstände, unter denen die „Morgenröte" entstanden ist, kommt vielleicht Gasts Mitteilung an Overbeck, er habe in Venedig über seine Unterhaltungen mit Nietzsche Tagebuch geführt, einige Bedeutung zu; er schreibt Venedig, 12. Mai 1880): „Oder wenn ich über die schamhafte Empfindung,' die mir die Überreichung dieses Buches an Nietzsche machen würde, nicht Herr werden sollte, so würde ich es mir zur höchsten Ehre anrechnen, es Ihnen, verehrter Herr Professor, da Sie so großen Anteil, und befruchtenden Anteil, an Nietzsches Geistesentfaltung haben, mitzuteilen." Am 22. Juli 1880 meldet er aber Overbeck über diese Aufzeichnungen: „Die von mir niedergeschriebenen Unterhaltungen mit Nietzsche hat dieser mitgenommen: es stehen die allerwichtigsten Probleme der Moral darin. Doch davon werden Sie zur rechten Zeit erfahren." Vielleicht ist das das grüne Quartheft, das durchweg, wenn auch immer nur auf einer Seite von Köselitz' Hand beschrieben, im Archiv unter der Signatur MXIII aufbewahrt wird; auf den leeren Seiten und im Text befinden sich Korrekturen und Ergänzungen von Nietzsches Hand wie ich aus einem Kögel'schen Notizzettel schließe.

[42] Für Gasts außerordentliche Produktivität in seiner ersten Venediger Zeit zeugen seine mannigfachen Opernentwürfe, über die er stets Overbeck, seines Interesses gewiß, auf dem Laufenden erhielt. Er trug sich zunächst mit dem Plane, Goethes Singspiel: Scherz, List und Rache zu komponieren; man erinnert sich, wie Nietzsche die „Fröhliche Wissenschaft" und zugleich seine Dichterepisode des Zarathustra mit „Scherz, List und Rache, Vorspiel in deutschen Reimen" eingeleitet hat. Gast schrieb Overbeck am 14. November 1880: „Wie Sie sehen, bin ich in Venedig geblieben — und will sogar den ganzen Winter noch hier zubringen, zunächst um eine ganz leichte Musik, die ich zu Goethes „Scherz, List und Rache"

geſchrieben habe, noch in Partitur zu ſetzen. Die Anregung, eine Muſik zu dieſem faſt italieniſchen Stück zu machen, ſtammt von Nietzſche. Das Ding iſt wirklich ſehr komiſch und vielleicht das annehmbarſte Singſpiel Goethes (von den übrigen will ich nicht viel wiſſen). Ich habe Nietzſchen 4 Nummern geſchickt (in Klavierauszug); im Ganzen ſind's 26 Singſtücke; ich glaube aber nicht, daß er Gefallen daran hatte: ich muß dagegen etwas auf die wirkliche Ausführung vertröſten. Gersdorff, der doch ganz in Wagner aufgeht, ſchien hinwiederum von mehreren Stücken, die ich ihm vorſpielte, erfreut zu ſein, trotzdem die Muſik mehr italieniſch klingt." Hierauf machte ſich Gaſt an denjenigen Stoff, aus dem dann ſpäter ſein „Löwe von Venedig" hervorgehen ſollte; er ſchreibt an Overbeck aus Venedig den 20. Oktober 1881: „Ich komponiere nämlich das „Matrimonio segreto" von Cimaroſa, ein Komödienſtoff wie ihn heutzutage kein Menſch zu Weg bringen kann. Dieſe glänzende Naivität, wie ſie in dieſem italieniſchen Text iſt, exiſtiert nicht mehr in der Welt, — ich rede immer von *italieniſchem* Text, da der deutſche glücklicherweiſe unbekannt geblieben iſt und bleiben muß. Es iſt Verwegenheit, nach Cimaroſa eine, wie Sie ſehen werden, total verſchiedene Muſik dazuzumachen; ich probiere es aber doch, da ich in mir manches aus dem vorigen Jahrhundert lebendig fühle: ich ſympathiſiere z. B. mehr mit den vorgoethiſchen Dichtern (Bürger, „Luiſe" von Voß, Wieland u. a.) als mit den Romantikern; ich liebe jene, weil ſie die Empfindung *hatten*, welche dieſe nur *wünſchten*. Dieſe Empfindungen vom Wagneriſchen Orcheſter vorgetragen — ſo iſt's bei mir — das muß einen ſonderbaren Klang geben. Seit 14 Tagen habe ich 10 Stücke ſkizziert, und, wenn mir das Glück wohl will, hoffe ich Ende dieſes Jahrs mit der Kompoſition fertig zu ſein." — Als Gaſt nach weiteren Operntexten Umſchau hielt, hatte ihn Overbeck auf kleine franzöſiſche und ſpaniſche Verſpiele hinweiſen zu ſollen gemeint; Gaſt erwiderte darauf (Venedig, 8. Januar 1882): „Für Ihre belehrenden Mitteilungen über die mère coupable und die Nennung des Calderon'ſchen Stückes (d. laute Geheimnis) bin ich Ihnen zu innigem Danke verpflichtet; leider habe ich noch keines von beiden Stücken bis jetzt anſehen können. Das Nächſte, was mich beſchäftigen wird (aber in dieſem Jahre kaum) iſt vielleicht ein Idyll mit Ballets und allen ſüdlichen Wonnen „Nauſikaa"; *wie* es aber enden ſoll, weiß ich noch nicht; jedenfalls ſoll nichts *zu* Tragiſches hinein, am allerwenigſten etwas wie der ſonderbare Goetheſche Gedanke, die Nauſikaa durch Selbſtmord ſterben zu laſſen." Nachdem Gaſt Overbeck am 30. Januar 1882 gemeldet hatte, durch Nietzſche zu einer Oper „Nauſikaa" angeregt worden zu ſein, — und überdies bereits am 12. Mai 1880 von Chopins As-dur-Ballade, Op. 47, geäußert hatte: „Ich dachte mir eine ſüdländiſche Ballſpielſzene dazu, Nietzſche ſich eine Waldmuſik" — kommt er ſpäter darauf zurück (Venedig, 27. März 1883): „Ich weiß nicht, ob Ihnen Herr Prof. Nietzſche von einem Muſiker erzählt hat, der ſeit einigen Wochen mit ihm in Genua verkehrt. Er heißt Auguſt Bungert ... und was hat er u. a. gedichtet und komponiert? — „Eine Nauſikaa!" — Dieſe Nachricht hat mich nicht aus der Faſſung gebracht, ſondern mir nur das Gebot auferlegt, mich an dieſe Nauſikaa nicht zu kehren, und ſie ganz nach *meinem* Geſchmack zu machen... Nauſikaa ſoll mein fertigſtes Stück werden, und wenn ich auch zehn Jahre daran arbeitete, — vorausgeſetzt, daß Freund Hein oder die Tochter des Askulap nichts dagegen haben. Das Matrimonio habe ich, ganz von vorn, neu zu inſtrumentieren angefangen, auch eine andere, viel einfachere Ouvertüre kommt dazu. „Scherz, Liſt und Rache" ſoll auch einer gänzlichen Umar-

beitung unterworfen werden, — kurz, ich will es an nichts fehlen lassen, um aufführbar zu werden..., ich wachse freilich fast aus vor Ungeduld bei dieser schrecklichen Arbeit." — Die Billigkeit verlangt, Gasts grenzenlose Aufopferung für Nietzsche mit einem authentischen Beispiel zu belegen; wie sehr er jede Rücksicht auf seine eigene Produktion fahren ließ, wenn es galt, zu Nietzsches Verfügung zu sein, lehrt sein Brief an Overbeck vom 18. Juni 1881 aus Venedig, kurz nachdem er die „Morgenröte" abgeschrieben und die Druckkorrektur überwacht hatte: „Ich habe ohnehin mit der Anfertigung des Manuskriptes für Nietzsche fast einen Monat beinahe unausgesetzten Schreibens verloren, von dem mühevollen und zeitraubenden Korrigieren der 23 Druckbogen nicht zu reden. Es wird einem recht schwer gemacht, sich zu konzentrieren. Wäre jenes Manuskript nicht in meine Hände gekommen, so hätte ich dieses Frühjahr ein großes Klavierkonzert gemacht, zu welchem ich die prachtvollste Stimmung hatte, alles war schon im besten Fluß, in welchem ich nun gerade gestört werden mußte. Das Lob, daß ich schöne deutliche Manuskripte mache, tröstet mich leider zu wenig darüber, daß ich mich selber verliere."

[43] H. Lichtenberger (La philosophie de Nietzsche 4ième édit. 1899 Appendice p. 189) zitiert einen Artikel der Frankfurter Zeitung (18. April 1899), wo Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft zu einer Stelle bei Heinrich Heine (Ergänzung zu Kap. 20 der Reise von München nach Genua) in Beziehung gesetzt wird. Diese Stelle findet sich in der Ausgabe von Elster, Band 3 (Lesearten S. 542). Lichtenberger fügt bei: „Il (ce passage) ne figure pas dans les éditions anciennes de Heine, et Nietzsche ne l'a pas connu." Das ist ein Irrtum. Die Stelle findet sich in: „Letzte Gedichte und Gedanken von H. Heine, Hamburg 1869, herausgegeben von Strodtmann." Sie war also gerade zur Zeit von Nietzsches Übersiedelung nach Basel aktuell und Nietzsche kann sie sehr wohl zu Gesicht bekommen haben.

[44] Von den Briefen Nietzsches an Overbeck sind eine Anzahl Briefe zu unterscheiden, die er an Overbecks Gattin gerichtet hat, von Overbeck als deren selbständiges Eigentum respektiert und deshalb auch nicht in die auf der Basler Universitätsbibliothek aufbewahrte Sammlung aufgenommen. Bei der Wichtigkeit des Lou-Erlebnisses für Nietzsches Biographie und bei der Zeugniskraft besagter Briefe für dieses Erlebnis, hat sich Frau Professor Overbeck entschlossen, die einschlägigen Partien ihren Erinnerungen an die Lou-Episode einzufügen, um die ich sie für diese Darstellung glaubte bitten zu dürfen. Auf Grund eingeholter Gutachten von briefrechtskundigen Spezialisten, sowie analoger Entscheide von deutschen Gerichten ist, wie schon das Vorwort andeutet, das Recht der Veröffentlichung dieser Stellen für uns über jeden Zweifel erhaben, besonders, da diesen Briefpartien angesichts der Aussagen der Schwesterbiographie (Kapitel XXIII) Beweispflicht zusteht. — Außer dem Material, das Frau Professor L. Andreas-Salomé in Göttingen zu ihrer Verfügung hat, namentlich wenn, wie es scheint, die Briefe Nietzsches an Rée sich ebenfalls in ihren Händen befinden sollten, wußte man im Hause Overbecks jedenfalls am meisten über diese Vorgänge. Zu den wenigen mittelbaren Zeugen, die noch leben, gehört jedenfalls auch Frau Geheimrat Clara Gelzer in Jena, in deren Hause sich ein Teil der in dieser Sache entscheidenden Auseinandersetzungen abgespielt haben soll. — Dagegen wird man gut tun, einem vielleicht zu gewärtigenden, nachträglichen Zeugnis von Peter Gast in dieser Angelegenheit alle Vorsicht entgegen-

zubringen, im Hinblick auf ſeine eigene damalige Verhaltungsweiſe, von der er Overbeck mit folgenden Worten in Kenntnis ſetzte (Venedig, 27. März 1883): „Fräulein Nietzſche iſt vergangene Woche hier durchgereiſt; mein Amt als Führer hat mir bei dieſer Gelegenheit eine ſtarke Erkältung eingebracht, die mich auch verhinderte, Ihnen allſogleich zu antworten. Ich hatte mir ausdrücklich erbeten, daß während unſerer Zuſammenkunft kein Wort fällt über Lou und was damit zuſammenhängt. Fräulein Nietzſche hatte mich nämlich mit einer Reihe von Briefen verfolgt, deren Zweck ich nicht einſehen konnte; ich ſchrieb ein wenig ärgerlich, ſie möchte mein bißchen Denken nicht mit perſönlichen Dingen ihres Herrn Bruders okkupieren, für die ich kein Intereſſe weiter hätte; ich riet ihr auch, wenn ſie wünſche, daß das Gerücht über Nietzſches Beziehungen zu Lou verſtumme, dieſes Gerücht nicht zum Gegenſtand von Aufklärungen und Bekämpfungen zu machen. Und als ſie darauf erwiderte, ſie glaube aus meiner Mißſtimmung zu hören, daß ich die Sache in Baſel beſprochen hätte und daß ich beeinflußt ſei, — (Peter Gaſt hatte Mitte Januar 1883 Overbeck und Frau in Baſel beſucht) — ſchrieb ich, es täte mir leid, ſie auf den Wegen der Konjektur zu ſehen: ich hätte von Ihnen, und zwar auf meine Erkundigung, nur von dem Eindruck gehört, den Lou bei ihrem Beſuch auf Sie machte, im übrigen bäte ich ſie nochmals, in mir keine Teilnahme an Dingen vorauszuſetzen, die mich, bei der Strenge meines Lebensplanes, weder etwas angehen, noch angehen dürfen. Ihren letzten Brief, in den erſten Tagen nach Wagners Tod geſchrieben, habe ich nicht beantwortet. Erſt von Verona aus erfuhr ich, daß ſie mit Prof. Heinze komme. Sie benahm ſich hier ganz gut, nämlich ſo, als hätten wir einander nicht geſchrieben, und das war mir ſehr lieb."

[45] Dr. Bernhard Förſter war geboren am 31. März 1843 in Delitzſch, wo ſein Vater damals Superintendent war. Als Gymnaſiallehrer in Berlin wandte er ſich der Wagneriſchen Sache zu, um ſich bald darauf an die Spitze der antiſemitiſchen Bewegung zu ſetzen, als Initiant einer an Bismarck gegen die Überhandnahme des jüdiſchen Elementes in Deutſchland gerichtete Beſchwerdeſchrift, die von der impoſanten Anzahl von 270000 Unterſchriften bedeckt war. Die unliebſamen Folgen dieſer Agitation veranlaßten ihn, auszuwandern und ſein Glück in Südamerika als Begründer einer deutſchen Kolonie zu verſuchen. Nachdem er 1883 und 84 im La Platagebiete den Grund zu einer größeren Anſiedelung gelegt hatte, kehrte er noch einmal nach Deutſchland zurück und vermählte ſich 1885 mit Nietzſches Schweſter. Die Schwäger begegneten ſich, offenbar zum erſten und letzten Male an Nietzſches Geburtstag 1885 in Naumburg. Doch war Dr. Förſter Nietzſche ſeit langen Jahren als einer ſeiner Bewunderer bekannt, allerdings auf Grund ſeiner nun längſt zurückliegenden Teilnahme an der Sache Wagners. Die Gattin und Schweſter gibt uns (Biographie II, 500—509) in einer Reihe von Ausſprüchen und Briefſtellen einen Einblick in die ſich widerſprechenden Gefühle, die Nietzſche damals bewegt haben. Die rührige und geſchäftige Art Förſters, der imſtande war, viele Dinge fortwährend nebeneinander zu erledigen, und ſein ausgeſprochener Führerwille im Dienſte von Sachen, an die er glaubte, waren ihm nicht unſympathiſch; wie ſehr hingegen ein Zuſammengehen inhaltlicher Natur in jeder Hinſicht ausgeſchloſſen war, mag ſchon zur Genüge aus einem Verzeichnis von Förſters Schriften hervorgehen:

Schriften von Bernhard Förſter:

Richard Wagner als Begründer eines deutſchen Nationalſtils mit vergleichenden

Blicken auf die Kulturen anderer indogermaniſcher Nationen. Chemnitz, E. Schmeitzner, 1880.

Das Verhältnis des modernen Judentums zur deutſchen Kunſt. Berlin, M. Schulze, 1881.

Der Vegetarismus ein Teil der ſozialen Frage. Hannover, Schmorl und von Seefeld, 1882.

Parſifal-Nachklänge. Allerhand Gedanken über deutſche Kultur, Wiſſenſchaft, Kunſt, Geſellſchaft uſw. Leipzig, Th. Fritſch, 1883.

Richard Wagner in ſeiner nationalen Bedeutung und ſeiner Wirkung auf das deutſche Kulturleben. II. Auflage der „Parſifal-Nachklänge". Leipzig, G. Fock, 1886.

Zur Frage der nationalen Erziehung. Abdruck aus den „Bayreuther Blättern". Leipzig, Th. Fritſch, 1883.

„Olympia". — Was haben die Grabungen am Alpheios der Kunſt- und Kulturgeſchichte für bleibenden Gewinn gebracht? Halle, Otto Hendel, 1886.

Deutſche Kolonien im oberen La Plata-Gebiete, mit beſonderer Berückſichtigung von Paraguay, Leipzig, G. Fock, 1886.

Endlich erſchien als Publikationsmittel für Förſters überſeeiſches Unternehmen eine eigene periodiſche Zeitſchrift im Verlage von Theodor Fritſch in Leipzig, unter dem Titel: „Südamerikaniſche Kolonialnachrichten"; dort ſind alle Briefe Förſters über ſeine Pflanzung „Neu Germanien" erſchienen. Das von Dr. Förſter erworbene Territorium lag in Paraguay zwiſchen den Flüſſen Aguaray-mi und Aguaray-guazu in einer annähernd dem Fürſtentum Lippe-Detmold entſprechenden Ausdehnung (600 km²), etwas über dem 24. Grad ſüdlicher Breite, zwei Drittel Urwald, ein Drittel Weideland. Sein Appell richtete ſich hauptſächlich an Bauern und Handwerker. Die an ſich ſchon verlockenden Bedingungen waren durch allerlei in Ausſicht geſtellte Vergünſtigungen und Stiftungen noch geſteigert. Indeſſen gelangte das Unternehmen infolge innerer Schwierigkeiten, die in Förſters frühem Tode (3. Juni 1889) gipfelten, niemals zu der von dem Begründer erhofften Blüte.

[46] Die angebliche Abſtammung Nietzſches von polniſchen Vorfahren und gar noch einem Grafengeſchlechte iſt urkundlich recht ſchwach belegt. Der Mythus ging in der Familie um und Nietzſche war ſchon früh ſehr ſtolz darauf: „Ein kleines Heft Mazurken, welches ich als Knabe komponierte, trug die Aufſchrift: „Unſerer Altvordern eingedenk!" Im Jahre 1883/84 lernte Nietzſche in Genua oder Nizza einen Polen kennen, der ihm ein umfangreiches Schriftſtück überreichte, in polniſcher Sprache verfaßt, aber mit der franzöſiſchen Überſchrift: „L'origine de la famille seigneuriale de Niezky". Näheres über den Inhalt dieſes von ihr ſelbſt nicht für ſehr glaubwürdig gehaltenen Schriftſtücks, ſowie über die daran anzuſchließende Familientradition teilt Frau Förſter (Biographie I, S. 10—12) mit. Peter Gaſt hat in der Einleitung zu ſeiner interzeptierten Ausgabe von „Alſo ſprach Zarathuſtra" (S. XXVI/XXVII) Feſtſtellungen angekündigt, iſt ſie uns aber ſchuldig geblieben. Die von Overbeck befürchtete Mißdeutung von Nietzſches Polenſtolz durch deutſchnationaliſtiſchen Chauvinismus hat Artur Bonus beſorgt und zwar merkwürdigerweiſe auf franzöſiſchem Boden und in franzöſiſcher Sprache (à propos de Nietzsche. Une béveu généalogique. Revue du monde sociale. Paris 1899, No. 1 p. 127 ff.). — Für die Stelle bei Heine ſind deſſen Memoiren in der Elſterſchen Ausgabe, Band VII, S. 470 ff. zu vergleichen. —